

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

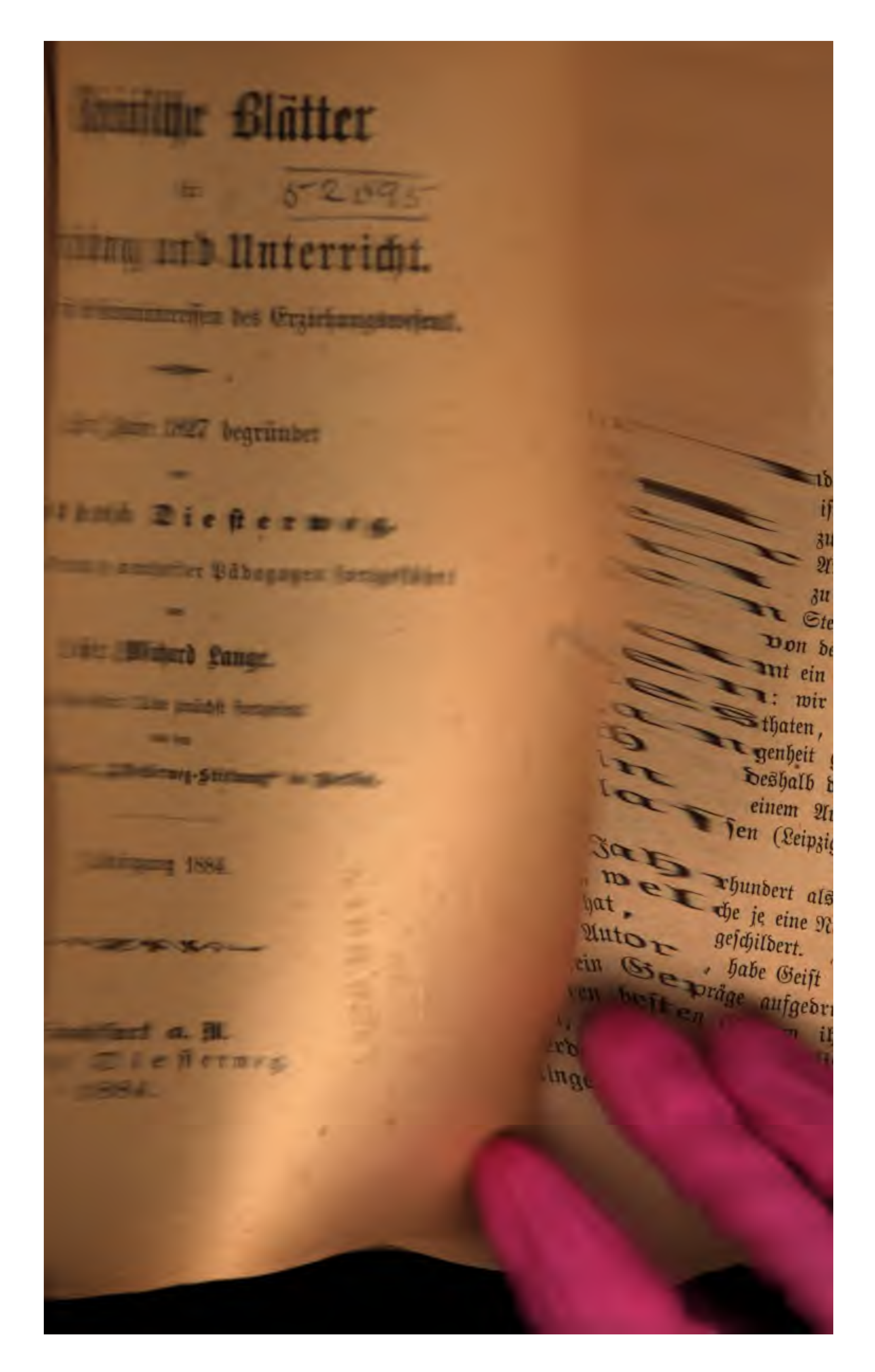
Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung" in Berlin.

Jahrgang 1884.

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.



[illegible] Blätter

[illegible] und Unterricht.

[illegible] begründet

[illegible] Diesterweg.

[illegible] Pädagogen [illegible]

[illegible] Lange.

[illegible] Jahrgang 1884.

[illegible] a. M.

[illegible] Diesterweg.

[illegible] 1884.



Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung“ in Berlin.

Jahrgang 1884.

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Inhalt des Jahrganges 1884.

a. Abhandlungen.

b. Mancherlei.

c. Rezensionen.

Autoren: **Heft I.** W. Fr. Landmesser. Dr. Karl Ploetz. Dr. Emil Burger. Dr. Joh. Delius. Ferdinand Schmidt. Döring. Bernh. Rogge. M. Baumgarten. L. Heinemann. Tuiskon Rotteck. Dr. Aug. Reißmann. Th. Drath. J. Corsenn. Karl Seitz. — **Heft II.** Karl Weise. G. Oberfeld. Dr. Richard Wulckow. Paul Moser. Hüttmann. Marten. Renner. Paul Frank. Ernst Hermann Bockhorn. Therese Focking. A. W. Grube. Dr. Schneller. Dr. Rottock. H. Dittmers. Dr. Karl Meurer. Ferdinand Siegmund. — **Heft III.** Dr. O. Ritter. Karl Weise. Herm. Mehliß. Ferdinand Schmidt. K. Dorenwell. W. Fr. Landmesser. — **Heft IV.** Fr. Rückert. La Mara. Thieme-Wessely. Johannes Messerschmidt. A. Grüllich. A. Genau. — **Heft V.** Dr. Scholderer. Dr. R. Schramm. Emil Franke. Heinrich Koch. T. Häuselmann und R. Ringger. Hermann Dittmer. Fr. Polack. Ferdinand Sander. Ant. Ph. Largiadèr. Dr. Karl Ferdinand Becker. G. A. Gräbner. W. Bertram. K. Kaiser. A. Fricke. Michael Faraday. Ernest Legouvé. H. F. von Criegern. R. Höller. Ernst Friesendorff. L. W. Seyffarth. — **Heft VI.** Dr. Franz Pfalz. F. L. Güntzel. E. Blume. Dr. A. Fiebler und Dr. J. Blochwitz. J. H. Fuhr, J. H. Ortmann, K. Münzert. Dr. H. Wolff. Dr. Moritz Schwalb. Otto Spamer. Dr. W. Deecke. Georg Küchle.

d. Litterarischer Anzeiger.

Jedes Heft enthält Anzeigeblätter.

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Jahrgang 1884. Heft I.
(Januar — Februar.)



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

I.

Das Lutherjahr 1883

hat eine Fülle von Schriften über den vor vierhundert Jahren geborenen Geisteshelden zu Tage gefördert. Es ist fast unmöglich, über alle Geistesproduktionen dieser Art zu berichten, und auch nicht geraten, über alles Erschienene der Art zu Gericht zu sitzen und die Spreu von dem Weizen zu sondern. Einige kurze Hinweisungen sollen an einer andern Stelle dieses Journals erfolgen. Die neueren Produktionen, von denen wir manche ernstlich ins Auge faßten, konnten allesamt ein Geistesprodukt Gustav Freytags nicht unnütz machen: wir meinen dessen Charakteristik Luthers und seiner Geistesthaten, wie er sie in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit geliefert hat. Man muß ihm unserer Meinung nach deshalb dankbar sein dafür, daß er besagte Schilderung in einem Auszuge, „Doktor Luther" betitelt, hat erscheinen lassen (Leipzig, S. Hirzel.)

Im ersten Kapitel wird das 16. Jahrhundert als das Zeitalter der größten geistigen Bewegung, welche je eine Nation in ihren innersten Tiefen aufgewühlt hat, geschildert. Jene einzige Zeit, so meint unser berühmter Autor, habe Geist und Gemüth der Deutschen für immer sein Gepräge aufgedrückt. Immer werde unsere Nation in ihren besten Gliedern ihren Gott suchen, sodann inneren Frieden, sittlichen und gemüthlichen Inhalt für das Leben; immer werde sie bewahren Sehnsucht nach der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe.

Das geistige Ringen hat die volle Kraft der Nation in Anspruch genommen und die politische Entwicklung derselben in einen Zustand gebracht, welcher dem anderer Kulturvölker scharf entgegengesetzt ist. Die Entzweiung unseres Volks hat es aufgehalten und einen Krieg heraufbeschworen, der das Vaterland hart an den Rand des Verderbens brachte, hat einen tiefen Riß gegraben zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, ja hat es bewirkt, daß die älteste unter den Nationen, welche auf den Trümmern des alten Römerreichs entstanden, nun das jüngste Glied der Staatenfamilie Europas ist.

Wohl darf man beklagen, daß der große Geisteskampf unverkennbare große Uebel im Gefolge gehabt hat; aber übersehen soll man nie, wie Freytag ermahnt, daß wir ihm im Grunde Opferfähigkeit und Sittlichkeit, die Freiheit des deutschen Geistes, den unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Methode unserer Wissenschaft und unsere Kunst verdanken, so daß wir alle Ursache haben, uns thatsächlich dankbar zu erweisen durch das ernste Streben nach Vollendung des großen Werks, das unsere Ahnen begonnen haben.

Die innere Unruhe, welche sich gleich nach Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bemerkbar macht, vergleicht unser Künstler mit derjenigen der Wandervögel, welche sich zeigt, wenn der Frühling herannaht. Und dieser Vergleich liegt nahe, wenn man die Landläufer, die Wanderungen der Kleinkrämer, der Pilger, Bettler und fahrenden Schüler jener Zeit ins Auge faßt. Nach Frankreich und Italien richteten sich vor allem diese abenteuerlichen Züge.

Mancherlei wirkte zusammen, diese allgemeine Unruhe zu erzeugen. Deutsche Pilger begegneten auf ihrer Wanderung nach dem heiligen Grabe einem neuen Volksstamm und einem neuen Glauben, der sich in Europa „unheimlich und grauenhaft“ eingedrängt hatte. Sie wußten in ihren Herbergen zu erzählen von den wilden Türken mit ihrer grimmigen Streitkraft und Seeräuberei, von ihrer Sklaverei und den Gefahren, in welche sie christliche Inseln und Seestädte gestürzt hatten.

Vom Westen her drang die Kunde von neuentdeckten paradiesischen Goldländern in das Volk, sowie von braunen Menschen, die aller höheren Kultur bar und ledig seien. Und von Süden her wurde laut, daß man in Italien vielfach unzufrieden sei mit den Fürsten der Kirche, weil die Simonie arg und die Lasterhaftigkeit groß sei. Es waren ehemalige Landsknechte, die von Italien wieder kamen und mit eigenen Augen gesehen hatten, was sie berichteten, berühmte Kämpfer, die allerlei Vorteile und ein starkes, berechtigtes Selbstgefühl mitbrachten.

Ihr Geistes- und Gemütszustand wirkte zündend und ansteckend und erweckte in der Menge das Bewußtsein der eigenen trostlosen Lage.

Denn trostlos war in der That das Leben der deutschen Gemeinen. Sie mußten wie Sklaven dienen dem adeligen Junker, dem das Holz und Wild im Walde, der Fisch im Wasser gehörte. In jedem Kampfe, welchen der Junker einfädelte, waren sie die Opfer: man verheerte die Heerden der Bauern, tötete und kerkerte sie selbst ein und zog sie heran zu Kontributionen aller Art. Und was die Adeligen übrig ließen, wußte die Kirche mit ihren Pfaffen und Mönchen einzutreiben. Kein Wunder also, daß eine tiefe Gährung in den Landgemeinden Platz griff und schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts allerlei lokale Aufstände sich bemerkbar machten.

Eine großartige Wirkung übte auch die Erfindung der Buchdruckerkunst aus. Sie machte es möglich, daß sich auch kleinere Schriften in den Häusern der Stadtleute, ja in den Hütten der Bauern verbreiteten: Kalendertafeln, Empfehlungen von Arzneimitteln, kleine Staatsschriften, Fastnachtsscherze, Narrenstreiche, volkstümliche Gedichte. Dem Volk war die Pforte geöffnet für den geistigen Erwerb; der Trieb, lesen zu lernen, erwachte und wurde immer allgemeiner.

Dem alten morschen Gefäße geistigen Lebens in Deutschland wurde endlich der Boden ausgeschlagen, als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst der sog. Humanismus aus Italien auch in Deutschland einzog. Die grammatischen Studien nötigten zu logischem Denken und stärkten das Gedächtnis; die Schönheit

des Inhalts und die Feinheit der Form altklassischer Werke brachten neuen Inhalt in das geistige Leben der Nation. Zugleich nötigten die Studien, wie das Studium des Hebräischen, zu spekulativem Nachdenken und endlich zur Opposition und zu Angriffen auf die hochmütige römische Priesterschaft, welche mit souveräner Verachtung auf das deutsche Volkstum blickte. Auch eine historische Kritik der Ansprüche, auf welche sich das Papsttum stützte, ließ sich nicht mehr abweisen. Die Humanisten wirkten also fortentwickelnd, obgleich sie die deutsche Sprache für barbarisch hielten und ihre Namen latinisierten. Freilich wurden sie durch die Ideale, welche sie für ihr Leben aus der antiken Welt geholt hatten, nicht allesamt befähigt, in dem später folgenden Kampfe der Geister sich zu behaupten und auf die Seite des Fortschritts zu stellen. Einige zwar wurden Vorkämpfer in dem Glaubensstreit; andere aber beugten sich wieder unter die Lehren der alten Kirche, welche sie früher so lebhaft bekämpft und so strenge verurteilt hatten. Dem enthusiastischen Ulrich von Hutten z. B. gereichte sein Freimut zu einem tragischen Verhängnis. Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humanisten allein den Kampf gegen alles, was das Volk bedrückte und die deutsche Selbständigkeit bedrohte, und dieser Kampf blieb nicht ohne Einfluß auf die Menge. In den lateinischen Schulen, so verlautete in immer weiteren Kreisen, könne man eine Bildung erwerben, welche ihren Träger empor hebe über die freudenlose Masse des Volks. Darum wurde die Sehnsucht nach dieser Bildung, wurde eine große Lernbegierde in der Volksseele lebendig. Man drängte sich aus weiter Ferne in die lateinischen Schulen, welche einzelne Stifter oder städtische Bürgerschaften eingerichtet hatten. Diese sog. fahrenden Schüler erhielten zwar zuweilen Obdach und Lager in besonderen Häusern; aber ihren Lebensunterhalt mußten sie sich in der Regel erbetteln.

Aus der großen Schar dieser Leute gingen massenhaft eifrige Kämpfer gegen die Schäden der Kirche hervor. Viele von ihnen gelangten nicht zum eigentlichen Studium, sondern nährten sich durch Privatunterricht, lehrten in städtischen oder Dorfschulen

oder wurden Korrektoren in Druckereien. Ihre Zahl stieg so hoch, daß ihnen die Reformatoren den Rat gaben, noch spät ein Handwerk zu erlernen, um sich redlich zu ernähren. Diese Leute verbreiteten einige Rudimente klassischer Bildung unter den Zunftgenossen. Nicht wenige unter diesen waren imstande, die päpstlichen Bullen zu lesen und sie ihren Mitbürgern zu übersetzen, und so wurden selbst subtile theologische Streitfragen in den Trinkstuben mit großer Leidenschaftlichkeit erörtert. Jene halbgebildeten Leute und arme Studenten der Gottesgelahrtheit nennt Freytag die Demokraten der neuen Lehre; sie waren es, „welche in Volksschauspielen den Papst als Antichrist darstellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Darlegungen, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.“

Alle diese Zustände und Bewegungen haben das, was kommen sollte, vorbereitet, sind aber nicht als die eigentlichen Quellen des neuen gewaltigen Geistesstromes zu betrachten; diese sind vielmehr zu suchen in der geheimnisvollen Tiefe des deutschen Gemütslebens.

Mit glühenden Farben schildert unser Dichter die schlimmen sozialen Zustände des in Rede stehenden Jahrhunderts. Viel Schlechtigkeit war damals in der Welt, schwer der Druck, welcher auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die sinnliche Begehrlichkeit der Geistlichen und Laien. Der Landmann war ein Sklave seines Junkers und seiner Scholle. Über die Maßen hart war seine Arbeit im Sommer wie im Winter. Die Pest, Mißwachs und Hungersnot machten ihn irre an der göttlichen Weltordnung. Die Erde war ein Jammerthal, Rettung aus dem Elende allein bei Gott zu finden. Die Religion der Liebe lehrte auch einen Gott, der die Liebe ist. Und dieser Gott sollte im ursprünglichen Christentum auch schon hienieden herrschen. Die ersten Christen lebten daher, wie wir aus der Apostelgeschichte und anderen Quellen wissen, in kommunistischer Gemeinschaft. Als aber aus den Dienern der Gemeinden die Hierarchie sich entwickelte und sich damals, wie zu allen Zeiten, die Unmöglichkeit herausstellte, Not und Elend von unserm Planeten

zu verbannen, verlegte man den ersehnten Ausgleich in das Jenseits und tröstete die Leidenden mit der Hoffnung auf die ewige Seligkeit. Die Seligkeit aber war, wie die Hierarchie später behauptete, nur zu erringen durch ihre Vermittlung. Der Papst war nach der Kirchenlehre Verwalter der unermeßlichen Verdienste Christi, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die sündige Menschheit sei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Fasten und Büßungen zum Segen für andere aufgesammelt. Über diesen Schatz aber habe der Papst beliebig zu verfügen, könne davon mitteilen wann und so viel er wolle, und arme Menschenkinder nach seiner Auswahl von ihrer Sündhaftigkeit befreien. Auch frommen Genossen- und Brüderschaften kann das Oberhaupt der Kirche die Gnade gewähren, über einen Teil jenes Überschusses zu verfügen. In dieser Lehre ist die Wurzel jener frommen Brüderschaften zu suchen, deren Zahl nach Luther unzählbar war.

Eine schlimme Ausartung jener Lehre, eine Ausartung die den unmittelbaren Anstoß zu der allgemeinen Auflehnung gab, war die, daß die Päpste ermächtigt seien, Anweisungen auf den unerschöpflichen Vorrat der Verdienste Christi gegen klingende Münze zu verabreichen. Gerade gegen diese Lehre empörte sich das deutsche Gemüt mit der ihm innewohnenden unendlichen Sehnsucht nach der Liebe des Allmächtigen. Diese Empörung richtete sich gegen den Papst, die Bischöfe, die Fanatiker des Bettlerordens; ihr fiel Huß zum Opfer; sie trieb Wessel aus Paris ins Elend und den Greis Johannes Vesalia in den Klosterkerker zu Mainz, in dem er sein Leben aushauchen mußte.

Die Kirche hatte damals in der That „einen großen Magen"; der Ablaßhandel nahm daher in Deutschland überhand. Wie frech die Gaunerei betrieben wurde, beweist das wohlbekannte Gebahren des Dominikaners Tetzel. Die Reaktion des deutschen Gemütslebens gegen diese Unwahrheit, Gemütlosigkeit, gegen diesen Frevel am Heiligsten war eben die Reformation. Die große Arbeit der Reformatoren wird, wie unser Kultur-

maler sehr treffend bemerkt, nur völlig verstanden, wenn man sie also auffaßt.

Die Bewegungen, welche damals sich des deutschen Gemütes bemächtigten, spiegeln sich am besten im Leben und Ringen des Friedrich Mecum (Miconius). Er war 1491 geboren und ein Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Oberfranken. Im vierzehnten Lebensjahre kommt er auf eine lateinische Schule und 1510 als ein neunzehnjähriger Jüngling in ein Franziskanerkloster. Hier wird er einer der ersten und eifrigsten Anhänger der Wittenberger Professoren, tritt infolge dessen aus dem Orden, wird Prediger in Thüringen und fungiert zuletzt als Pfarrherr und Superintendent zu Gotha. Ihm verdanken wir eine sehr drastische Schilderung des Tetzelschen Treibens. Da ein von Tetzel öffentlich angeschlagener Brief des Papstes einen Schlußsatz enthält, wonach den Armen und Unvermögenden die Ablaßbriefe umsonst gegeben werden sollen, so treibt ihn der Geist, sich einen solchen „Ablaß aus Gnaden" auszubitten. Ergötzlich zu lesen nun ist es, wie er abgefertigt wird und unverrichteter Sache abziehen muß, da er auch nicht sechs Pfennige zahlen will, die ihm noch dazu vorher geschenkt werden sollen. Der fromme Mann wird über das Erlebte dermaßen erregt, daß er fast in Thränen zerfließen will. Er wirft sich, verlassen von der Kirche, seinem Gott ans Herz und bringt durch zu der Überzeugung, daß er von ihm unmittelbare Gnade und Vergebung zu erlangen vermöge. Trotzdem geht er ins Kloster, wendet sich aber schließlich der neuen Lehre zu und wird also im Kloster unmöglich.

Ähnlich erging es dem Benediktinermönch Ambrosius Blaurer aus Konstanz; er wurde lutherischer Prediger, Dichter geistlicher Lieder und einer der Reformatoren Württembergs; er starb zu Winterthur in hohem Alter als ein unsträflicher, würdiger Mann. Interessant ist sein Urteil über Luther, weil es wiederspiegelt, wie man in den gebildetsten Kreisen überhaupt über den Reformator dachte. Er rühmt an ihm, daß der hochgelehrte, erlauchtete Mann mit großer Würde die heilige Schrift traktiert, so sie klug und zierlich allenthalben angezogen, die Aussprüche

miteinander verglichen und die dunklen schweren Texte erläutert und verständlich gemacht habe, so daß an seiner ganzen Lehre eine wahre, christliche und starke Grundveste wahrzunehmen sei. Darum sei er durch Luther vollständig überzeugt und bekehrt worden und werde deshalb lieber Leib, Leben und Vermögen verlieren, als sich von der neuen Lehre abdrängen lassen. Er kenne, so sagt er, Luther nicht persönlich, jedenfalls sei selbiger ein Mensch und könne irren, rede aber um des göttlichen Wortes willen hell und klar mit freimütigem, unerschrockenem Geiste. Als einziger Mangel an dem großen Manne, woraus seine Feinde Gift zu saugen nicht müde würden, sei ihm aufgefallen, daß er so sehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und bissig sei und seine Widersacher, namentlich die großen Fürsten und geistlichen Herren mit frevlem Mute antaste, schelte und lästere und dann die brüderliche Liebe und Bescheidenheit so ganz und gar vergesse. Darum, so gesteht Blaurer, mißfalle er auch ihm; das aber könne ihn nicht irre machen an ihm und seiner Sache, zumal ja auch Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmut, die verstockten Pharisäer vor allen anderen rauh angefahren, ihnen geflucht und sie Gleißner, gemalte Totengräber, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt habe. Darum wolle und könne er sich nicht abhalten lassen, zu seiner Fahne zu schwören.

Was man damals an Luther mit einigem Rechte rügte, wird noch heute an ihm getadelt und von Ultramontanern stets hervorgehoben, um ihn zu verdächtigen. Man vergißt, daß jeder bedeutende Mann „ein Element vom Wilden“ an sich hat und haben muß, daß ferner niemand solche große Dinge thut und solchen Mut entwickelt, in dem nicht eine volkstümliche Urkraft vorhanden, die gewöhnlich mit einer Geradheit und Derbheit verknüpft ist, welche weichen Seelen und Salonmenschen anstößig erscheint. Der Thüringer Bauernsohn war durch und durch deutsch, dachte deutsch und redete deutsch. Im Deutschen aber — so sagt der Goethesche Mephistopheles bekanntlich — „lügt man, wenn man höflich ist.“ Genug also davon.

Eine Schilderung der äußeren Erscheinung Luthers hat

Johannes Keßler geliefert, ein armer Student aus St. Gallen, der mit einem Genossen nach Wittenberg zog, um dort unter den Reformatoren weiter zu lernen. Er traf mit dem kühnen Kämpfer zusammen im schwarzen Bären in Jena, als derselbe die Wartburg verlassen hatte und incognito dort rastete. Jene Schilderung ist von verschiedenen Blättern, z. B. von der „Gartenlaube“, wiederholt worden, so daß sie als bekannt vorausgesetzt werden kann.

Wahrhaft imposant und plastisch erscheint uns das Bild, welches Freytag von Luther selbst entwirft. Niemand habe Ursache, so sagt er einleitend, das religiöse Schisma zu beklagen; denn der Ketzer von Wittenberg sei so gut der Reformator der deutschen Katholiken wie der Protestanten geworden, zumal auch deshalb, weil er dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, „unserer tapferen, frommen, ehrlichen Innerlichkeit einen so gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemütlichen Neigungen des Volks, in Wissenschaft und Dichtkunst sehr viel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch jetzt Teil haben. Was der trotzige Streitkopf Luthers gegen Reformierte und Katholiken verfocht, davon ist einzelnes durch die freie Erkenntnis der Gegenwart verurteilt worden. Seine Lehre, eine leidenschaftliche, hochgespannte, in erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte. Zuweilen war er gegen seine Gegner herb, ungerecht, ja grausam; aber dergleichen soll keinen Deutschen mehr irren. Denn alle Beschränktheiten seiner Natur und Bildung verschwinden gegen die Fülle von Segen, welche aus seinem großen Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist.“

Sein Leben zeigt die Dreiteilung aller geschichtlichen Helden, denen es vergönnt war, sich auszuleben. Im Anfange bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem, was ihn umgibt und in der Zeit vorgeht. Luther suchte selbst unvereinbare Gegensätze in sich zu verarbeiten; allmählich aber gewinnt er sichern Boden, und dann tritt der Eine in den

Kampf mit einer ganzen Welt. Nunmehr folgen Siege und Triumphe unerhörter Art, bis endlich die Reaktion gegen ihn beginnt, die der Schrankenlosigkeit einer einzelnen Persönlichkeit Schranken setzt, bis zuletzt der geistige Inhalt dieses einzelnen Lebens zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes zusammenschrumpft. „Immer ist der letzte Teil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden."

Der Vater Luthers hielt in seinem Hause straffe Zucht und bewahrte seinen Einfluß auf den Sohn bis zu dem Eintritte desselben ins Kloster. Diese Flucht aus der Welt versetzte den Vater des Fliehenden in den heftigsten Zorn; hatte er doch schon daran gedacht, seinen Martin durch eine gute Heirat zu versorgen. Erst als der Sohn ein Abtrünniger wird, beruhigt er sich und ermahnt von da ab den jungen Mann beständig zur Ehe. Er wurde auch ein eifriger, überzeugungstreuer Anhänger der Lehre seines Sohnes und gab dieser Überzeugung noch auf seinem Totenbette Ausdruck. Wahrhaftigkeit, beharrlichen Willen, treuherziges Zutrauen und Weltklugheit — das sind die Charaktergrundzüge, welche sich vom Vater auf den Sohn vererbten. Über des letzteren frühe Jugendzeit ist wenig bekannt. Erst über den Klosterbruder erhalten wir genauere Kunde.

Innerhalb der Klostermauern bemüht er sich zunächst redlich, seine Naturwüchsigkeit nieder zu kämpfen und seine Seelengesundheit zu zerstören. Er arbeitet sich dermaßen in das dem gesunden, nervenstarken und ungekünstelten Menschen fern liegende Gefühl gänzlicher Sündhaftigkeit hinein, daß ihm sogar sein Gewissensrat Staupitz zurufen muß: „Du willst ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, als: Die Eltern ermorden &c. Soll dir Christus helfen, so mußt du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen, und mußt ihm nicht mit solchem Trödelwerk und Puppensünden kommen und aus jedem Bombart eine Sünde machen."

Diese „Puppensünden" machten ihm aber dennoch so viel

zu schaffen, daß alle Gnadenmittel der Kirche nicht ausreichen wollten, ihn zu beruhigen. Da aber gewinnt er endlich Versöhnung und Frieden durch innere Buße und Erhebung seines Gemütes zu dem Gott, der die Liebe ist, setzt sich durch feurige freie Gebete in ein unmittelbares und unvermitteltes Verhältnis zu ihm und fühlt sich als einen Teil des weltumfassenden Geistes. Und das wurde entscheidend für sein Leben. Mit dieser so gefundenen höchsten Macht im Bunde trotzte er hinfort einer ganzen Welt — der gewaltige Mann hatte seinen Schwerpunkt gefunden.

Die Professur der Dialektik an der neuen Universität Wittenberg übernahm er 1508 nur ungern — er hätte lieber die Theologie gelehrt, welche er schon damals für die wahre hielt. An seiner Kirche hängt er trotzdem mit ganzer Seele. Die trüben Erfahrungen, welche er bezüglich der Hierarchie in Rom macht, wohin ihn Ordensgeschäfte führen, können ihn in dieser Anhänglichkeit nicht erschüttern. Alles Ketzerwesen, z. B. das böhmische, ist ihm verhaßt. Von den Humanisten hält er sich fern, weil seiner glaubensfrohen Seele ihre profane Weltlichkeit nicht zusagen will. In Abwesenheit seines Vorgesetzten Staupitz visitierte er dreißig Klöster seiner Kongregation, setzte Priore ab, eiferte gegen schlechte Disziplin und ermahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche, blieb aber dem Sinne und der Erscheinung nach ein Klosterbruder.

Nichts weiter als reformieren und einen schreienden Mißbrauch abstellen wollte er auch, als er am 31. Oktober 1517 die Thesen gegen Tetzel an der Kirchenthür anheften ließ. Er hoffte dadurch zunächst den Erzbischof Albrecht von Mainz, den Protektor Tetzels, zu belehren und glaubte mit Sicherheit an eine sofortige Beseitigung des Unfugs. Keine Ahnung hatte er damals in seiner gläubigen Einfalt davon, daß es dem Erzbischof und der Curie nur darum zu thun war, durch Gelderwerb ihre Herrschaft zu befestigen. Da dieses Faktum bestand, das Interesse Luthers und des Volks aber einzig und allein auf die Wahrheit gerichtet war, und hüben wie drüben sich nicht das Mindeste ändern ließ, so war der Kampf unvermeidlich.

Er eröffnet ihn als gläubiger Sohn der Kirche, wird ihr aber allmählich immer mehr entfremdet. Der 34 jährige ursprüngliche und damals noch hagere Kraftmensch mittlerer Größe mit den dunklen feurigen Augen mit seiner geringen Gelehrsamkeit, aber großen Belesenheit in der heiligen Schrift und den Kirchenvätern war im Leben bescheiden und seiner Kirche ergeben, und doch sollte er in den grimmigsten Krieg hineingezogen werden.

Dreimal suchte die römische Partei, ihn zum Schweigen zu bringen; aber Cajetan, Miltitz und Eck versuchten ihre Künste vergebens an ihm. Sodann wurde er verflucht und verbannt. Nach altem Universitätsbrauche verbrannte er den feindlichen Fehdebrief und brach so die Brücke hinter sich ab. Auffallend und peinlich ist ihm selbst das Aufsehen, welches seine Thesen erregten. Alles wollte er thun, um den Frieden zu erhalten und mit Freuden den Rückzug antreten in seine Zelle. Nur widerrufen kann und will er nicht; das aber war es grade, was die Hierarchie von ihm verlangte. Darum ruhte der Kampf nicht; unwahre Behauptungen erregten seinen Zorn, und den immer erneuerten Angriffen seiner Gegner gegenüber konnte er sich unmöglich passiv verhalten. In seinem ersten Briefe an Leo X, vom 30. Mai 1518, zeigt sich schon trotz aller seiner Devotion, seiner Anhänglichkeit an den Herrn der Kirche und seinem Vorsatz, dieser Kirche treu zu bleiben, eine heldenhafte Sicherheit und Entschlossenheit. Aus seinem zweiten Briefe blickt ein nicht geringes Maß Weltklugheit hervor. Der dritte Brief, den er nach Erlaß der Bannbulle schreibt, sollte für seine Gegner die letzte Brücke sein, war aber bereits für ihn ein Scheidebrief — der Vogel war seinem Käfig schon entflogen.

Es folgt jetzt eine Zeit riesiger innerer Kämpfe, die ihn fast aufzureiben drohen, in denen aber seine urkräftige Natur schließlich stets den Sieg davon trug, und eine riesengroße schriftstellerische Thätigkeit. Er war ungemein produktiv, arbeitete mit bewundernswerter Leichtigkeit und gebrauchte die deutsche Sprache in einer Weise, die bis dahin unerhört war und ihm einen magischen Einfluß auf das Volk verschaffte. Mit seinen Gegnern geht er oft unbarmherzig um, beschimpft und verhöhnt

sie und hängt ihnen allerlei Spitznamen an, vergleicht sie mit Tieren ꝛc. — welche Manier, wie wir gesehen haben, ihm bereits von freundlich gesinnten Zeitgenossen verdacht worden ist. Mit derselben Wucht und Gewandtheit handhabte er die Keule eines Herkules, wie die Narrenpritsche, blieb aber schließlich stets Sieger. Übrigens schimpften seine Gegner eben so eifrig wie er; sie konnten es ihm darin nur nicht gleich thun, wie denn überhaupt der schriftstellerische Ton jener Zeit nicht mit dem Maßstabe gemessen werden darf, welchen man an die Produkte der Gegenwart zu legen das Recht und die Pflicht hat.

Gegen den Schluß des Jahres 1520 wußte Luther bereits, daß seine Sache auf dem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage verhandelt werden sollte, wußte auch, daß der Kaiser, stets gehetzt von dem Kardinallegaten, ihm abgeneigt war und seine Schriften hatte verbrennen lassen. Ende Februar 1521 wurde der Reichstag eröffnet. Gleich zu Anfang beschäftigte man sich mit seiner Sache, und sie nahm von vornherein eine so ungünstige Wendung, daß der Kurfürst Friedrich alle Anstrengungen nötig hatte, um durchzusetzen, daß der Ketzer überhaupt noch gefragt, zum Widerruf aufgefordert werde und freies Geleit erhalte. Unser Held wußte daher, daß ihm die Reichsacht drohe und sein Tod wahrscheinlich sei. Diese schauerliche Gewißheit aber war nicht imstande, seine Freude am Schaffen und seine Produktivität irgendwie zu schmälern; vielmehr zeigte er sich fruchtbarer als jemals und war dabei ein treuer und gewissenhafter Lehrer und eifriger Seelsorger.

Im Februar überbrachte der Herold Caspar Sturm den Geleitsbrief und ritt dem Wagen Luthers voraus, als dieser am 2. April, von drei Freunden begleitet, aufbrach. Überall kam man ihm mit warmer Teilnahme entgegen, ja bereitete ihm in Erfurt glänzende Festfeierlichkeiten. Aber der Jubel sollte bald verstummen. Der Kaiser hat ihm zwar freies Geleit zugesagt, wünscht aber doch sein Erscheinen in Worms nicht und läßt, um ihn abzuschrecken, überall ein Edikt ausrufen und in den Städten anschlagen, daß alle Bücher Luthers der Obrigkeit ausgeliefert werden sollen. Seine Freunde werden bestürzt; Spalatin

warnt ihn und spricht unverhohlen die Meinung aus, daß unserm Kämpfer das Schicksal Hussens bevorstehe, und selbst der Herold fragt, ob er nun noch weiter reisen wolle. Der Hauptmann aber blieb unerschrocken und ließ Spalatin sagen, er werde nach Worms kommen und wenn dort so viele Teufel wären als Ziegel auf den Dächern. Auch milde Ablenkungsversuche fruchteten nichts.

So fährt denn der heldenkühne Mann in Worms ein, geleitet von 100 reitenden, meist sächsischen Herren. Das Volk füllt neugierig die Straßen, und in seine Herberge im Johanniterhause kommt bis in die Nacht hinein viel vornehmer, teilnehmender und neugieriger Besuch. Die päpstliche Partei wie der Kaiser ist unangenehm überrascht durch das Erscheinen des Unerschrockenen. Und da unter den Deutschen durch seine Gegenwart Aufregung entsteht, so drängt man auf der einen Seite zur schnellen Entscheidung, während auf der andern Seite Kurfürst Friedrich der Weise dieser Schnelligkeit abhold war und Zeit zur Vermittlung gewinnen wollte. Ihm zur Liebe muß sich Luther, der längst entschlossen war, nicht zu widerrufen, bei seinem ersten Erscheinen Bedenkzeit ausbitten. Wir wissen, was weiter geschehen ist. Freytag entwirft gerade von dieser Reichstagssitzung ein lebendiges, drastisches und herrliches Bild, das Jedermann lesen und genießen sollte.

Die innere Ruhe und Freudigkeit des Mannes, der die schwersten Stunden seines Lebens bestanden hatte, war groß, obgleich Bann und Reichsacht über seinem Haupte schwebten und er nun frei war, wie das Tier des Waldes, das von einer blutdürstigen Meute verfolgt wird. Der Kaiser selbst hatte sich dem Papste gegenüber verpflichtet, die Ketzerei Luthers auszurotten, wurde aber durch die Stimmung der Fürsten, wie der ganzen Nation, gezwungen, zum zweiten Male nachzugeben. Alle Vermittlungsversuche aber, welche von klugen und mildegestimmten halben Freunden zur Bekehrung des widerstrebenden Mannes gemacht wurden, waren fruchtlos. Dieser Mann war in den Augen der Nation ein Held, ein Gegenstand der Verehrung und ängstlichen Fürsorge geworden, und so handelte es sich für seine

Freunde vornehmlich darum, ihn vor dem Untergange zu bewahren. Schon in Worms hatten sie ihm eröffnet, daß er eine Zeitlang verschwinden müsse. Er fügte sich endlich widerwillig. Die Entführung nach der Wartburg wurde sehr geschickt ausgeführt; dennoch war das Geheimnis schwer zu bewahren. Von den Wittenbergern erfuhr anfangs nur Melanchthon den Aufenthalt seines Freundes; bald aber bildete sich ein lebhafter Verkehr zwischen der Universitätsstadt und der Burg. Der Mann des Tages suchte von seinem Exil aus unausgesetzt seine Anhänger und Freunde zu belehren, zu leiten und bei gutem Mute zu erhalten. Der Aufenthalt auf der Burg behagte ihm sehr wenig; oft war er infolgedessen leidend und schwermütig.

Da er die alte Autorität der Kirche verworfen hatte, so blieb ihm nur noch ein Letztes, die Schrift. Sie galt es daher ins Auge zu fassen und ihren Inhalt den Anhängern der neuen Lehre zugänglich zu machen. Daß die Bücher der Bibel von verschiedenem Werte seien, war ihm nicht verborgen; waren doch zwischen der Abfassung des ältesten und jüngsten Schriftwerks — vielleicht zwei Jahrtausende vergangen. Selbst die Bücher des neuen Testaments hatten auch in seinen Augen ungleichen Wert. Den Brief Jacobi nannte er bekanntlich eine „stroherne Epistel", und auf die Offenbarung Johannis gab er nicht viel. Die alte Kirche hatte den Glauben auf Konzilien und Dekrete des Papstes in stetem Flusse erhalten; er aber war nunmehr gänzlich angewiesen auf das Bibelwort. So schwang er sich denn zu dem festen und unerschütterlichen Glauben auf, daß die Bibel, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchstaben göttliche Offenbarung enthalte. Er lebte sich ganz in diese Idee hinein und klammerte sich um so fester daran, je mehr das Gefühl seiner Verantwortung wuchs. Und so verfiel er teilweise jener Macht, die sein Gegner Eck den schwarzen Buchstaben genannt hatte.

Völlig auf die Bibel angewiesen, suchte er auch Fragen mit Hülfe der Bibel zu lösen, auf welche sie die verschiedenartigsten Antworten gab, stellte zu dem Behufe alle Stellen für und wider zusammen und suchte dann in heißem Gebete die

richtige Lösung zu erringen. Die Resultate widersprachen nicht selten dem gesunden Menschenverstande, und sie verfielen daher dem Schicksale aller menschlichen Weisheit. In seiner Forschungsmethode machte sich übrigens seine eigene nicht geringe Vernunft nicht selten geltend, häufiger, als er selbst ahnte. Und gerade dieses wurde der Ausgangspunkt freier wissenschaftlicher Forschung im Protestantismus.

Zu den heftigen inneren Kämpfen, welche er auf der Wartburg auszukämpfen hatte, kamen noch kleinere Versuchungen, in denen sich seine kräftige sinnliche Natur bemerkbar machte. In solcher Zeit und in solcher Stimmung traf ihn die Nachricht, daß der unruhige Karlstadt in Wittenberg die Meinung ausgesprochen und verfochten hatte, Priester und Mönche seien nicht gebunden durch die Gelübde der Ehelosigkeit. Die Wittenberger standen auf seiner Seite. Luther mißfiel die ungründliche Art der Folgerung Karlstadts. Nach seiner Art befragte er wiederum seine Bibel. So wurde er mit der Priesterehe leicht fertig; aber von den Mönchen stand nichts in dem heiligen Buche. Das Problem beschäftigte ihn unaufhörlich. Allmählich kam er durch Melanchthons Gründe, noch mehr aber durch die Überlegung, daß es notwendig sei, für eine sittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens thätig zu sein, zu der Überzeugung, daß die Klöster geöffnet werden müßten, welcher Überzeugung er am 1. November 1521 in einem Briefe an seinen Vater Ausdruck gab.

Die gute und zum Teil auch trübe Wirkung seiner Worte im Volke waren unermeßlich. Er aber ließ sich durch trübe Erfahrungen nicht mehr irre machen. Es beginnt jetzt die letzte Periode seines Lebens. Seine lange Abwesenheit von Wittenberg war für seine Sache doch verhängnisvoll geworden. Die entfesselten Geister extravagierten und irrlichterierten nach den verschiedensten Seiten hin; Wittenberg selbst wurde der Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung.

Da hatte „der alte Meister“ keine Ruhe mehr in seinem Versteck. Er verließ die Burg plötzlich und entwickelte nun eine fast übermenschliche Thätigkeit, um alles nach seiner Überzeugung

und seinem Willen wieder einzurenken, konnte aber selbst nicht mehr verhindern, daß der Pöbel sich wüst gegen die Institute der alten Kirche und verhaßte Personen erhob, daß auch politische Bewegungen immer bemerkbarer wurden, der Ritter sich gegen seinen Fürsten, der Bauer gegen den Ritter auflehnte, und gelehrte Männer Urteile in Glaubenssachen und andern Dingen verbreiteten, welche seiner Überzeugung widersprachen. Es kamen die trüben Zeiten des Bildersturms, der Wiedertäufer, des Bauernkriegs, des Sakramentsstreites. Finster und gewaltig erhob sich zuweilen seine Gestalt über den Hadernden; oft erfüllten ihn die Verkehrtheiten der Menschen und heimliche Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands.

Die demokratische Flut im Volke hatte zuerst seine ganze Sympathie, und er suchte die Interessen der Unterdrückten den Gewalthabern gegenüber zu verteidigen. Als aber die Massen sich selbst Recht zu verschaffen suchten, wandte er sich mit maßloser Heftigkeit gegen sie, und der Held und Liebling des Volks wurde plötzlich der unpopulärste Mann. Sogar seine persönliche Sicherheit wurde wiederum bedroht, und der Zorn der Menge arbeitete auch gegen seine Lehre. Ja, sein Leben und seine Lehre schienen dem Untergange nahe zu sein. Schon triumphierte die römische Partei. Da beschloß Luther zu heiraten. Er selbst gibt für diesen Entschluß zwei Gründe an. Er hatte seinen Vater des Sohnes beraubt; zur Sühne wünschte er dem alten Haus einen Enkel zu hinterlassen, wenn er selbst sterbe. Sodann wollte er in seinem Trotz den Gegnern, welche schon über seinen Fall triumphierten, ein noch größeres Ärgernis geben.

Nach Freytags richtiger Ansicht haben die Deutschen dieser Ehe eben so viel zu verdanken, als den Jahren, in welchen Luther, ein Geistlicher der alten Kirche, für seine Theologie die Waffen trug. Denn von jetzt ab wurde er auch der Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und grade der Segen, an welchem Protestanten und Katholiken gleichen Anteil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Noch einundzwanzig arbeitsvolle Jahre hatte er als Bildner seiner Nation zu wirken. Die Übersetzung der Bibel wurde mit Hülfe seiner Wittenberger Freunde vollendet. Er erwarb eine staunenswerte Gewalt über die Sprache des Volks und schuf eine Prosa, die wir noch heute anstaunen. Die Bibel wurde Grundlage der neudeutschen Sprache und somit das Band gewoben, welches alle deutschen Stämme zu einer festen Einheit zusammenschließt. Sodann wirkte er nach allen Seiten hin erhebend auf das innerliche Leben unseres Volks. „Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude weihte er durch seine Lehre und Schrift; überall war er bemüht, neue Marksteine zu setzen, tiefern Grund zu graben.“ — „Das alte Sakrament der Ehe hatte er geworfen; aber höher, edler, freier gestaltete er das innerliche Verhältnis zwischen Mann und Weib. Die unbehülflichen Klosterschulen hatte er befehdet; aber überall in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte, blühten bessere Bildungsstätten für die Jugend auf. Messe und lateinischen Kirchengesang hatte er abgeschafft — er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutsche Kirchenlied.“

Trotz aller Arbeiten und Kämpfe führte er in seiner Familie und im Kreise seiner Freunde ein trauliches Dasein. „Immer reiner trat mit den Jahren in seiner Seele das Bedürfnis hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden.“ Freilich war ihm ein dauernder Schmerz bis an das Ende seiner Tage auch niemals erspart. Wer eine Welt zerschlagen hat, die ihn ehemals selbst mit tausend Banden gefesselt hielt, trauert in der Stille über den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt hat machen müssen. „Das ist der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters.“ Zum andern war die Stellung, welche er selbst zu seiner Lehre einnehmen mußte, von einer geradezu erdrückenden Schwierigkeit und Verantwortlichkeit. Alle Autorität auf religiösem Gebiete hatte er beseitigt bis auf die der Bibel. Aus diesem „Buch der Bücher“ aber kann man

alles mögliche herauslesen. Nun war er im Bunde mit seinen Freunden alleiniger Wächter über die richtige Schriftauslegung und eine vernünftige Anwendung ihrer Lehren. Was Wunder, daß er sich selbst zu einem „Papste der Protestanten“ heraufzuarbeiten vielfach gezwungen war. Eine Presbyterialverfassung zu gründen, konnte ihm aber noch nicht einfallen, da fast neun Zehnteile seiner Anhänger aus gedrückten und im Bauernkriege verwilderten Landleuten bestand. Zudem widerte ihn die Spießbürgerei an, welche ihn in Wittenberg umgab; auch wurde seine riesige Kraft in den letzten Jahren seines Lebens durch häufige Wiederkehr körperlicher Leiden lahm gelegt. Er empfand das alles sehr schmerzlich und betete unablässig zu seinem Gott, ihn aus der Welt zu nehmen. Die größte Sorge aber erwuchs ihm aus der Stellung seiner Lehre zu seiner Nation. Zwar blühte um ihn ein neues Leben auf: der Wohlstand mehrte sich, die Künste entfalteten sich, und ein behaglicher Genuß wurde allgemeiner. Und doch fühlte er das Verderben heraus, welches sich allgemach entwickelte. Die Regierungen waren entzweit, feindliche Gewalten aus dem Osten, Süden und Westen im Anzuge, die Schwarm- und Rottengeister noch immer mächtig. Und die neue Lehre hatte nur zur Vergrößerung des Unfriedens beigetragen. Bei dieser Lage der Dinge gab es für sein herabgestimmtes Gemütsleben nur einen Erklärungsgrund: das Ende der Welt und das jüngste Gericht war nach seiner Ansicht nahe. Und eine neue Welt, so glaubte er, werde sich darnach aufbauen, schöner, herrlicher und reiner als diese, voll Friede und Segen und ohne die zerstörende Gewalt des Teufels. In ihr werde der gute Mensch alle Lieben wiederfinden, die er hier verloren. In dieser Hoffnung neigte der gigantische Kämpfer, 62 Jahre alt, das Haupt zur ewigen Ruhe.

Das Weltende bereitete sich nicht vor, wohl aber der dreißigjährige Krieg, das Nationalunglück, welches unser Volk hart an den Rand des Verderbens brachte. Eine neue Welt aber ist ebenfalls allgemach aus den Trümmern der alten entstanden. Sie hat sich erst jüngst staatlich konsolidiert, ist aber noch keineswegs das ersehnte Paradies. „Der alte böse Feind“

es immer noch „ernstlich meint“, und seine grausame Rüstung ist auch noch nicht zerschmettert. Das durch Luther entfesselte geistige und wissenschaftliche Leben aber hat bereits herrliche Früchte getragen und dürfte endlich über die Ideen seines Befreiers hinausgehen. Dieser war ein Sohn seiner Zeit, und er hielt es für einen groben Irrtum, was ein zweiter Gewaltiger jener Zeit lehrte, nämlich Nicolaus Copernicus. Die Erde ist nicht Mittelpunkt der Welt, so lehrte dieser bekanntlich, sondern gehört zu den Planeten und dreht sich mit den übrigen Planeten um die Sonne. Diese bildet mit ihren Planeten eine Welteninsel, und außer dieser Welteninsel gibt es noch unzählige andere.

Auf Grund dieser unumstößlichen Lehre entwickelte sich bereits eine neue Weltanschauung. Wird sie Eigentum der Menge, so fällt vieles dahin; aber das vom Buchstaben entfesselte Christentum kann und wird nach unserer Ansicht bestehen.

Wir hielten uns für verpflichtet, inmitten unserer Lutherfeierlichkeiten den Helden des Tages auch in unserm Organe nicht stillschweigend zu übergehen. Da aber angesichts der Flut von Lutherschriften kaum neues mehr gesagt werden kann, so schlossen wir uns in unserer Darstellung an Gustav Freytag an, der nicht ad hoc geschrieben, nach unserer Ansicht aber das treffendste Charakterbild des deutschen Geisteshelden entworfen hat. Wenn unsere Darstellung manche zum erneuten Studium und Genusse dieses Bildes bestimmt, so ist sie schon deshalb nicht ohne guten Erfolg gewesen.

Luthers reformatorische Verdienste um Schule und Kirche hat der Oberlehrer Johannes Müller in Berlin (Berlin 1883, R. Gärtner) gut und erschöpfend geschildert. Auch die Festgabe von J. Meyer und J. Prinzhorn (Hannover, Gustav Prior) betitelt: Dr. Martin Luthers Gedanken über Erziehung und Unterricht, ist eine sehr beachtenswerte litterarische Erscheinung.

W. L.

II.

Das Ausland als Eldorado deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Von

Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg.

(Schluß.)

III.

Um nichts besser ist die Stellung der deutschen Erzieherin in England, beziehungsweise in London.

Trägt man ihr dort auch keinen ausgeprägten Deutschenhaß entgegen, so sehen doch die englischen Geld- und Pfeffersäcke nicht minder scheel auf die arme Deutsche, welche sich, allerdings so ganz gegen englisches High-life, ihr Stückchen Brod in der Fremde verdienen muß.

Auch hier wird die Kalamität durch das Massenangebot beträchtlich vermehrt.

Es gibt vier Arten von Stellungen für Erzieherinnen in England, erstens als nursery-governess, zweitens als daily-governess (dies ist die in Frankreich nachgeahmte Tagesgouvernante), drittens als finishing-governess oder Obergouvernante und viertens als Sprachlehrerin ꝛc. in englischen Mädchenpensionaten.

Die nursery-governess ist dem Namen und der Stellung nach doch etwas mehr als ein deutsches Kindermädchen oder eine Bonne. Englische Eltern begeben sich nämlich in einer fast komischen Weise ihres Einflusses und überhaupt ihrer Einwirkung auf diesen Teil der Erziehung. Das leibliche Wohl des Kindes ist allein Sache der nurse. Man nimmt Deutsche dazu nicht gerade ungern, weil man sie im allgemeinen für sehr verständig und treu hält. Daneben, meint man dann auch, können die jungen John Bulls am bequemsten die entsetzlich schwere fremde Sprache lernen. Außer der strengen Befolgung gewisser hygieinischer Vorschriften wird dann noch verlangt, daß den Kindern

die strenge Beobachtung bestimmter gesellschaftlicher Förmlichkeiten beigebracht werde, ohne welche man sich später weder einen **gentleman** noch eine **lady** denken kann. Ja, deren Verletzung gilt in England geradezu als Staatsverbrechen. Man verzeiht einer Erzieherin dort weit eher Unwissenheit, Oberflächlichkeit und selbst offenbare Fehler, wie Putzsucht; man verzeiht nie einen Verstoß gegen die Regeln der Etiquette! Am schlimmsten ist es mit den Förmlichkeiten bei Tische. Die Stellung einer Lehrerin in guten englischen Familien wird völlig unhaltbar, wenn sie sich nicht den englischen Gebräuchen anbequemen kann, wenn sie zum Braten Compôt ißt oder sonst auf die Dauer in unwesentlichen Dingen, in, bei Licht besehen, Kleinigkeiten sündigt, — wenn sie den Fisch mit dem Messer und ohne Brodkruste ißt oder gar das Gemüse mit dem Schneidewerkzeug zum Munde führt!

Zu der Stellung als nursery-governess garnicht, zu derjenigen als daily-governess kaum, wäre die Qualifikation erforderlich, die unsere Lehrerinnen zu erlangen haben; denn ein gründliches Wissen wird auch von der daily-governess keineswegs verlangt. Dazu haben ja die Engländer ihre text-books, welche in Katechismusform über die einzelnen Lehrgegenstände das nötige Material enthalten. Daher kommt es denn auch, daß dort so junge Mädchen, noch halbe Kinder, bei ihren Geschwistern oder selbst in fremden Häusern mit der Lehrerinnenwürde bekleidet werden. Um derartige Textbücher abzufragen, braucht man freilich nur lesen zu können. Übrigens haben sich diese Verhältnisse in letzter Zeit wesentlich gebessert.

Die Tagesgouvernante (daily-governess) versorgt in England gewöhnlich mehrere Familien. Da sie der englischen Sprache vollkommen mächtig und mit der dortigen Erziehungsmanier durchaus vertraut sein muß, so gelangen zu dieser Art von Beschäftigung doch nur solche deutsche Damen, die sich bereits eine Reihe von Jahren in England aufgehalten haben. Auch gehört, um wie ein Herr in den Omnibussen, Tramways und Stadtbahnen umherzukutschieren, nicht nur große Gewandtheit und Lokalkenntnis, sondern auch ein eigener Geschmack. Aber

das lernt sich. Günstig ist wieder, daß die Tagesgouvernante mit der Zeit eine ausgedehnte Familienbekanntschaft erlangt. Diese kann sie, falls sie umgänglicher Natur ist, passend verwerten. Ist sie angenehmen Wesens, so wird sie gern als Reisegefährtin nach Frankreich, an den Rhein, in die Schweiz oder nach Italien mitgenommen. Ihr Einkommen ist weit erheblicher als das ihrer Kolleginnen im Lande der Napoleons.

Am besten steht sich aber doch die finishing-governess, welche also den Unterricht und die Erziehung des schon fast oder ganz erwachsenen Mädchens „vollendet" und hier den letzten Firniß aufträgt. Bekanntlich werden in England die Töchter viel länger unterrichtet als bei uns. Zur finishing-governess wählt man nun allerdings in erster Linie Engländerinnen, und zwar solche, die längere Zeit in Paris waren, — auch wohl Französinnen, die sich durch feine Tournüre und, was sehr wichtig ist, tadellose Toilette einen vornehmen Anstrich zu geben wissen. Andererseits sind gerade in den solidesten Familien die deutschen Lehrerinnen wegen ihrer vielseitigen Ausbildung nicht unbeliebt. Nur fordert man, daß sie in der Musik oder Malerei halbe Künstlerinnen seien. Die fremden Sprachen müssen sie natürlich ganz gewandt und mit dem Accent der Eingeborenen reden können.

Endlich gibt es für den vorübergehenden Aufenthalt der Deutschen noch Stellen in den vielen boarding-schools als Lehrerinnen des Deutschen. Hier wird aber, während eine finishing-governess hundert Pfund und mehr, eine nursery-governess vierzig bis fünfzig Pfund jährlich erhält, sehr wenig oder auch garnichts bezahlt. Die Vorsteherinnen solcher Institute wenden sich gewöhnlich an deutsche Erziehungsanstalten und erhalten von diesen junge Damen im Überfluß nachgewiesen, die glauben, das große Los gezogen zu haben, wenn sie kostenfrei in England leben können. Da es solche Institute dort in großer Menge gibt, so ist darin noch am ersten auf ein Unterkommen wenigstens für den Anfang zu rechnen.

Einen großen Vorteil bietet England darin, daß es für

Stellenlose oder Erkrankte dort die homes (Lehrerinnenheim) gibt und viel früher, als in Deutschland, gab.

Seit Jahren besteht ferner ein „Verein deutscher Lehrerinnen in London" unter einflußreicher Protektion. Derselbe hat seit Oktober 1880 mit der Redaktion der in Bremen erscheinenden gemeinnützig-unterhaltenden Wochenschrift „Nordwest" ein Übereinkommen getroffen, nach welchem jährlich vier Nummern dieser Zeitschrift dem Vereine als Organ dienen sollen. Sie bringen statistische Berichte über den Verein und sein Daheim, ferner Beschlüsse der Generalversammlungen und des Komitees, pädagogische Aufsätze, Anzeigen und Notizen über neue Bücher und Musikalien u. s. f. Dadurch ist ein neues Band geschlungen, welches die Mitglieder des Vereins im Auslande verbindet und durch welches sie sich ihrer Zusammengehörigkeit klarer bewußt werden. Das größere Publikum aber, welches sich für den Verein interessiert, wird nicht bloß durch einen, doch meist sehr trockenen Jahresbericht über die finanziellen Verhältnisse des Vereins Rechenschaft erhalten, sondern wird auch in das innere Leben und Treiben dieser Vereinigung einen Blick thun können. Lehrerinnen, namentlich solche, welche beabsichtigen, später ins Ausland zu gehen, werden darum gut thun, sich gerade auf dieses, wie gesagt, gemeinnützig-unterhaltende Journal zu abonnieren. Redaktrice des Blattes ist Fräulein Mathilde Lammers in Bremen.

Um zu zeigen, in welcher Weise die Interessen der Lehrerinnen in dem genannten Organe vertreten werden, gehen wir etwas näher auf die Nummer vom 27. Mai d. J. ein, in welcher die Geschichte des „Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in England", 16 Wyndham Place, Bryanstone Square, London W. enthalten ist.

Die deutschen Erzieherinnen in England haben sich zu einem Verbande zusammengethan, dessen Prinzip das allergesundeste sämtlicher Vereinigungen ist, nämlich die Selbsthülfe. Aide-toi et le ciel t'aidera, ist ein alter französischer, oft übel angewandter Spruch. Hier hat er sich nur in der besten Bedeutung

bewährt. Von Gottes Hülfe und Segen vermögen die deutschen Lehrerinnen in England zu erzählen!

Aus einem Journal- und Lesezirkel von vierzehn Teilnehmerinnen, welche deutsche Zeitschriften untereinander tauschten, dabei aber Lust und Kraft zu gemeinschaftlichem Wirken besaßen, ging im Zeitraum von kaum 6½ Jahren ein stattlicher Verein von 700 deutschen Lehrerinnen hervor. Fräulein A. Malberg, Lehrerin in England, erstattete auf dem Frauenverbandstage am 17. Mai 1883 in Breslau über das Wirken dieses Vereins einen ausführlichen Bericht.

Die Protektion über den Verein haben übernommen: die Herzogin von Connaught, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die Prinzessin Marie Adelaide, duchess of Teck, der Großherzog von Hessen und bei Rhein, die Großherzogin von Baden, die Prinzessin von Waldeck-Pyrmont ꝛc.

Motto des Vereins ist: Union is strength (Einigkeit macht stark). Der Verein selber besteht aus einem Damen- und einem Herren-Komitee. An der Spitze des Damen-Komitees befindet sich als Präsidentin die Gräfin Münster, Schwester des deutschen Botschafters in England. Als Vize-Präsidentin wird eine Lady Suffield genannt. Eigentliche Geschäftsführerin ist Fräulein Adelmann, Vorsteherin des Daheims und Sekretärin Fräulein Gaudian. Ferner gehören zum Damen-Komitee: Frau von Ernsthausen, Mrs. E. Ch. Baring, Mrs. Wagg, Mrs. William Playfair, Fräulein Lüschow, Fräulein Marcks, Fräulein Hartwig, Fräulein Höltz, Fräulein Nödel.

Den Vorsitz im Herren-Komitee führt E. Ch. Baring, Esq., Vize-Präsident ist E. Fuhrken. Das Amt des Schatzmeisters verwaltet A. Wagg. Außerdem gehören G. W. Wilkens, A. Walbaum, D. D., E. Meyer, E. Speyer, L. Davidson u. a. zum Vorstande.

Nach den Statuten verfolgt nun der Verein folgende praktische Zwecke, und geht dabei von idealen Gesichtspunkten aus:

1. Er besorgt, was sehr wichtig ist: ohne die Dazwischenkunft von Agenten, den deutschen Lehrerinnen Stellen in England.



2. Er nimmt zeitweilig unbeschäftigte Mitglieder gegen ein billiges Kostgeld in dem gegründeten Heim auf.

3. Er kommt den bedürftigen oder kranken Mitgliedern durch zinsfreie Darlehen, Stundung des Kostgelds im Heim oder andere wesentliche Unterstützungen zu Hülfe.

4. Er weist solchen Mitgliedern, welche in England oder auf dem Kontinente Institute errichtet haben, Pensionärinnen zu.

5. Er verschafft den Mitgliedern billigere Konsultationen bei einem renommierten englischen Arzte.

6. Er gewährt ihnen den Zutritt zu den sogenannten Stores, großen Londoner Konsumvereinen, aus denen alle Bedürfnisse wesentlich wohlfeiler bezogen werden können.

Alle diese Vorteile und noch manche andere, durch welche man für seine Zukunft spart, gewährt dieser Verein den tüchtig ausgebildeten und gut empfohlenen deutschen Lehrerinnen, welche sich persönlich im Office (Büreau) zu London, 16 Wyndham Place &c., vorstellen, — gegen einen Jahresbeitrag von 10 Schilling 6 Pence und ein Eintrittsgeld von 10 Schilling.

Die Grundlegung, Fortentwicklung und Befestigung des Ganzen, führte Fräulein A. Malberg in Breslau aus, war das Werk „eines eminent organisatorischen Frauenkopfes, zu dem ein warmes Herz und eine rastlos thätige Hand gehören.“

Fräulein Helene Adelmann, eine Pfälzerin, 1842 zu Speyer geboren, lebte schon mehrere Jahre in England als Erzieherin. Da kam ihr der Gedanke, ihre nach England kommenden Mitschwestern aus den Krallen der Agenten und Stellenvermittlungsbüreaux zu befreien und auch sonst ihnen zu helfen, wenn möglich, sie sicher zu stellen. Den genannten vierzehn Damen machte sie den Vorschlag, zu einem Vereine solidarisch zusammenzutreten. Bald zählte dieser 145 Mitglieder. Aber noch standen ihm wenig oder gar keine Mittel zu Gebote. „Unter dem gothischen Dache der Grafen von Kintore in Schottland“, bei denen Fräulein Adelmann Erzieherin war, autographierte sie beim spärlichen Schein einer Lampe in der Stille der Nacht und ihres Erzieherinnenzimmers die nötigen Statutenexemplare und Zirkulare selber.

Ein Ausschuß von zunächst fünf Mitgliedern und zwar solchen, welche durch Stellungen in angesehenen Häusern Englands eine Art Rückhalt schon besaßen, wurde eingesetzt und Fräulein Adelmann, welche den nervus rerum, die Geldgeschäfte, besorgte, von einer Sekretärin bei der Korrespondenz, die bald mächtig anwuchs, unterstützt. Die Einkünfte blieben indes noch klein, da nur 5 Schilling Jahresbeitrag gezahlt und für die Besorgung der Stellen bloß 1/2 Prozent des jährlichen Einkommens entrichtet wurde. Dennoch konnten im ersten Jahre schon fünfundvierzig Stellen vermittelt werden.

Eine glücklicherweise vorübergehende Stockung drohte durch eine Krankheit von Fräulein Adelmann in das Unternehmen zu kommen. Aber andere waren arbeitslustig und segensreich thätig in die Bresche getreten. Es gelang, die höchsten Persönlichkeiten für die Sache zu interessieren, wie die leider so früh verstorbene Großherzogin von Hessen, Alice, später die deutsche Kaiserin-Königin, ja, den deutschen Kaiser, die auch fürstlich Geld spendeten. Durch die Mitwirkung berühmter deutscher Künstler, welche zwei Konzerte zum Besten des Vereins gaben und namentlich durch das Geschenk eines großsinnigen Mannes, des Londoner Bürgers Eduard Fuhrken, der auf einmal 800 L. St. = 1600 Mk. spendete, die er unter seinen Geschäftsfreunden gesammelt hatte, konnte nun an die Gründung eines Heimathauses gedacht werden. In bester Gegend, im Westen von London, ward darauf ein Haus gemietet und zweckentsprechend ausgestattet. Es bietet ungefähr 18 Damen Unterkunft; aber es ist in der Regel überfüllt. Darin wirken noch heute Fräulein Adelmann als Geschäftsführerin und Fräulein Gaudian als die Sekretärin und Stellenvermittlerin, die sich großer Beliebtheit beim englischen Damenpublikum erfreuen.

So werden wohl allmählich die Klagen der Lehrerinnen im Auslande wenn auch nicht verstummen, so doch weniger werden, da sich auch in andern Ländern der Gemeinsinn und die Selbsthülfe regen. Jedoch nur nicht nachlassen oder gar gleichgültig zuschauen! Noch sind die Verhältnisse in vielen großen Städten sehr mißlicher Art. Ein neuer Beweis, daß

nicht nur im Staate Dänemark noch vieles faul ist, war mir ein Bericht des verdienstvollen Dr. Haufé-Venedig, der sich auch über italienische Verhältnisse ausspricht. Derselbe sagt in einem Aufsatz: „Schwindel der Vermittlungsbüreaux", wo er von Lehrern und Lehrerinnen spricht:

„Die englischen Büreaux, welche namentlich in London sehr zahlreich sind, sind meistens Schwindelinstitute. Man lockt durch Zeitungen für eine Stelle, die bei freier Station 60 Pf. St. (1200 Mk.) betragen soll und die sofort anzutreten ist, einige Dutzend deutsche Lehrer herbei. Jedem wird geschrieben, er solle gleich kommen, damit ihm die Stelle nicht verloren gehe, und jedem wird, wenn er in das betreffende Büreau persönlich kommt, mitgeteilt, daß die Stelle „schon besetzt" sei. Im größten Elende greift der deutsche Lehrer zu einer Stelle mit vielleicht 25 Pf. St. (500 Mk.), wovon er natürlich ebenfalls 10 Prozent dem Makler zahlen muß."

Alles dies galt früher in erhöhtem Maße von den Lehrerinnen.

Haufé fährt fort: „Man fällt von eines Schwindlers Hand in die andere. Kein deutscher oder fremder Lehrer kann ohne weiteres Stellung in einem französischen Pensionate erlangen. Er muß zuvor 18 Monate in Frankreich gelebt und eine Summe von ca. 175 Francs entrichtet haben, dann kann er vielleicht die Berechtigung erhalten, als Lehrer in Frankreich zu fungieren. Mithin ist alle andere Vorspiegelung von seiten des Büreaus frechste Betrügerei. In Paris mag es vielleicht zehn Büreaux geben. Ich aber kenne kein wirklich solides. Das von Madame G. — das ist der purste Schwindel. Sie annonciert noch jetzt überall, und manch armer thörichter Gesell mag die ersten eingezahlten fünf Francs verlieren. Madame G. kümmert sich ganz einfach garnicht um ihre Lehrer, Gouvernanten und Bonnen, die Hauptsache kann dieser Person doch nur die Summe von 5 Frs. sein! Auf ihren Karten (und das ist charakteristisch) nennt sie sich „in vier Sprachen diplomierte Lehrerin" u. s. w. Allein sie kann ebensowenig Deutsch oder Englisch oder Italienisch, wie ein böhmischer Scheerenschleifer."

„Die Büreaux in Genf, Lausanne, Neufchatel, Bern u. s. w. sollen nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sein. Die italienischen Vakanzen, für Lehrerinnen namentlich, sind nicht zahlreich, und immer wieder kann ich in italienischen Zeitungen lesen, daß deutsche, schon in Italien befindliche Lehrerinnen, Bonnen &c. „irgend welche“ Stellung suchen. Möge sich keine deutsche Lehrerin unterfangen, „auf gut Glück“ hierherzukommen. Erst gestern wurde ich von neuem von einer solchen quasi angebettelt, ja, die eine gab sich unlängst als Fräulein von Stockhausen aus und glaubte so eher ein paar Pfennige (!) zu erhalten, um ihren Hunger zu stillen. Ein Fräulein O. R. wurde in letzter Zeit, weil sich Symptome halber Verhungerung (!) bei ihr gezeigt hatten, ins Hospital gebracht. (!)“

„Zum Schluß gebe ich den Lehrerinnen und den Bonnen den hochbeherzigenswerten Rat, nicht nach Wien oder Ungarn oder Rumänien &c. zu gehen, wenn sie nicht ganz genau wissen, daß sie in wirklich anständige Verhältnisse kommen. Ich füge zwei Beispiele an. Sie sollen alles sagen! Es wurde eine deutsche diplomierte Lehrerin nach Wien in ein „feines“ Haus gesucht. Fräulein N. meldet sich — sie war damals in Paris. Sie erhält Reisegeld nach Brüssel, wo sie von einem ältern Herrn unter „sehr guten“ Bedingungen engagiert wird. Nach einem Monate reiste sie nach Wien, und nach zweien war sie wieder in Paris, in Not und Elend, dabei verschämt. Was war gewesen? Der betreffende Herr hatte gar keine Familie. Durch zurückbehaltenes Gehalt und Reisespesen glaubte er die in Not geratene deutsche Lehrerin zwingen zu können, seine Maitresse zu werden. Geschehen in Wien anno 1881. Eine andere deutsche Lehrerin wurde, ebenfalls von Paris aus, nach Ungarn engagiert. Sie erschwingt das Reisegeld. Vorher muß sie ein Büreau in Wien besuchen. Dort angekommen, erfährt sie (und das ist die alte Geschichte, die hunderte elend und unglücklich macht!), daß die Stelle besetzt sei. Man hat im Büreau eine Art von Pension; hier setzt sie von Woche zu Woche ihre letzten Groschen zu. Nun aber, was geschah? Die Büreaufrau sagt ihr, sie wolle ihr noch längere Zeit den Aufenthalt in

ihrem Hause, und zwar gratis, gestatten unter der Bedingung, daß sie den (unsittlichen) Antrag ihres Mannes (!!) acceptiere. (!) O, wenn ich doch einmal die deutschen Lehrerinnen alle, insgesamt, davon überzeugen könnte, wie ihrer in der Fremde die Not, das Elend, die Schande und tiefste Entwürdigung harren! Überall sind sie der Gegenstand schamlosester Ausbeutung, und obgleich von hunderten allemal hundert felsenfest glauben, sich erhalten und rein bleiben zu können, — neunzig wohl kommen in größtes Elend und viele fallen in der furchtbarsten Not in die Hände der Prostitution! Und wer es nicht glauben mag, der schreibe an die Pfarrer in London, Genf, Venedig oder sonst wo im Auslande, da werden ihm Mitteilungen gemacht werden, die ihn vielleicht nicht thränenleer lassen!" —

Deshalb muß man sich für diese Angelegenheit deutscher Lehrerinnen im Auslande meiner Ansicht nach in dreifacher Hinsicht interessieren.

Erstens soll man dafür sorgen, daß diejenigen wohlthätigen Einrichtungen, welche für sie bereits geschaffen wurden, zu recht allgemeiner Kenntnis kommen, und Nachdruck, ja, wiederholter Nachdruck aller Mitteilungen und Ratschläge auf diesem Gebiete darf nicht nur nicht verboten werden, man kann nur dringend darum bitten!

Zweitens dürfte an der Zeit sein, eine Vereinigung sämtlicher Bestrebungen zum Besten der Lehrerinnen etwa unter dem Namen: „Verband zum Besten deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen im Auslande" anzubahnen. Es wird schwer halten, alle Tendenzen sofort in einen wohlthätigen Strom zu lenken; das ist aber auch wirklich nicht erforderlich. Genügend wäre zunächst wohl, wenn die verschiedenen Vereine, wie der Verein deutscher Lehrerinnen in England, der Verein christlicher Lehrerinnen in Budapest, der Verein deutscher Lehrerinnen in Berlin, der Lette-Verein daselbst, der Wilhelm-Auguste-Lehrerinnen-Verein in Westfalen u. s. w. Fühlung mit einander hätten.

Einen dritten Punkt möchten wir indes vor allem der Berücksichtigung nicht nur den deutschen Lehrerinnen, sondern vor-

nehmlich auch den Eltern, Lehrern und Vormündern nachdrücklich anempfehlen.

So lange das Angebot der deutschen Lehrerinnenkräfte noch ein so massenhaftes bleibt — und es wird sich im Laufe der nächsten Jahre voraussichtlich nicht vermindern, sondern immer vermehren, — so lange förmliche Ströme von Erzieherinnen sich aus den verschiedensten Gründen in die Fremde begeben, wird der Preis für die Leistungen allerdings nur in seltenen Fällen ein wirklich angemessener sein können. Die Lehrerinnen sollten sich deshalb neben allem anderen auch danach erkundigen, was in dem betreffenden fremden Lande hauptsächlich verlangt wird, und worauf man Wert legt, was sie kennen müssen, um engagiert zu werden. Dann aber darf die eine Lehrerin die andere ja nicht unterbieten! So lange die Lehrerinnen und Erzieherinnen das noch thun und nicht einen gewissen esprit de corps wirksam an den Tag legen, werden ihre Kräfte von adeligen und nicht-adeligen Namen, von Pensionaten und Schulen, von Agenten und Nicht-Agenten ausgebeutet und wie die Citronen ausgepreßt werden. Nicht nur heißt es hierbei, wie der englische Verein als Motto es ausspricht: „Einigkeit macht stark" (Union is strength), sondern: „Sich wehren bringt zu Ehren!" Wer ins Ausland als schutzlose Lehrerin geht und gehen muß, begibt sich also in kein Eldorado. Den Pfad weniger dornenvoll zu machen, soll aber die Sache der Humanität und Menschenliebe sein. Dazu wollten auch diese Zeilen weitere Anregung geben!

III.

Fröbeliana.

1. „Das Leben Heinrich Langethals" ist von Christian Ed. Langethal bei A. Pichlers Witwe und Sohn (Wien und Leipzig 1883) herausgegeben worden. Christian ist der Bruder Heinrichs; Senior und Junior gehören nicht mehr zu den Lebenden.

Wie aus der genannten Schrift selbst hervorgeht, wurde dieser jenem zur Erziehung anvertraut, und da Heinrich Langethal ein Freund Friedrich Fröbels war und sich als Dritter im Bunde dem erziehlichen Kreise in Keilhau anschloß, so wurde der Knabe Christian Zögling dieser Anstalt. Er hat es später bis zum Professor der Botanik an der Universität Jena gebracht und somit eine ehrenhafte Stellung errungen, ist aber keineswegs ein Stern erster Größe auf dem Gebiete der Wissenschaft geworden. Von Zeit zu Zeit pflegte der Jenenser Professor „die Schule auf dem Walde" zu besuchen, namentlich in der Ferienzeit; er wurde dann von Johannes Barop, dem Älteren, auf das freundlichste und herzlichste empfangen und erwiderte seinerseits, so viel ich weiß, jenes liebevolle Entgegenkommen dadurch, daß er für die Bonitierung und Ausmessung der zu der Anstalt gehörigen Felder, die Barop successive und stetig zu vermehren suchte, thätig war. Der Zufall hat gewollt, daß ich ihn in Keilhau niemals angetroffen, ihn also auch nicht persönlich kennen gelernt habe. Dagegen war es mir vergönnt, dem älteren Bruder Heinrich näher zu treten und ihm meine Hochachtung persönlich zu beweisen. Der erblindete ehrwürdige Herr brachte mir ein Herz voll Liebe und Freundschaft entgegen, obgleich ihm meine religiösen Ansichten viel zu frei, ja ungeheuerlich frei erschienen, und empfing mich sogleich mit dem traulichen Du. Je öfter ich mit ihm verkehren wollte und konnte, um desto lieber war es ihm, selbst dann, als er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, den „Meister vom Stuhl", wie er mich launig spöttelnd zu nennen pflegte, zu seinen Ansichten zu bekehren. Selbst seine Verstimmung über das Urteil, welches ich im vierten Bande der Geschichte der Pädagogik (Schmidt-Lange) über ihn gefällt hatte, konnte unsere gemütlichen Beziehungen nicht stören. Von Zeit zu Zeit sandte mir Heinrich Langethal auch Artikel für dieses Organ, die ich aber zu seinem Verdrusse nicht immer verwenden konnte, weil sie teils vollständig theologisch gefärbt und gehalten waren, teils Ansichten Ausdruck gaben, die bereits als überholt und antiquiert zu betrachten waren. Der letzte Artikel aus seiner Feder findet sich

im Jahrgang 1878, Seite 387, und ist betitelt: „Blick auf die verschiedenen Erziehungsweisen.“ Auch er verleugnet den erwähnten Charakter nicht. Alles, was ich von Heinrich Langethal sah, hörte und las, bestätigte meine Ansicht, daß dieses Mitglied des ursprünglichen Fröbelschen Kreises ein Mann kindlich reinen Sinnes und großer Herzensgüte und zugleich der wissenschaftlich und namentlich philologisch Durchgebildetste innerhalb der kleinen Schar war, daß er aber jenem Kreise beigetreten ist in theologischer Voreingenommenheit, daß er ferner eine gewisse theologische Beschränktheit und die Liebe für den geistlichen Beruf sein lebenlang zur Schau trug, deshalb innerlich nie ganz mit seinen Freunden harmonierte und darum auch schließlich äußerlich sich von ihnen trennte. Als pastor emiritus zogen ihn äußerliche Gründe und gemütliche Reminiscenzen nach Keilhau zurück; aber immer war und blieb er der strenggläubige Theologe. Das Auffallendste dabei war, daß er sich selbst für einen Anhänger des linken Flügels der Schleiermacherschen Schule, also für freisinnig hielt. Von dieser Freisinnigkeit aber konnte ich auch dann nichts bemerken, als ich seinem Religionsunterrichte beiwohnte, den er noch als erblindeter Greis unter Assistenz einer Dame in Keilhau erteilte. Daß er als ehrwürdige, imponierende Gestalt trotz seines körperlichen Gebrechens einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Jugend ausgeübt hat, soll keineswegeѕ bestritten werden.

Als das 50jährige Jubiläum Keilhaus im Anzuge war, las mir Barop am Abhange des Kirschbergs ein Manuskript Christian Langethals, des Professors, teilweise vor, das, wenn ich nicht irre, betitelt war: „Erinnerungen aus meinem Schülerleben in Keilhau“. Diese Lektüre brachte mich vollständig in den Harnisch, so daß ich sie nicht zu Ende hören konnte. Sie enthielt nämlich nach meiner Ansicht altkluge, pietätlose, ja naseweise und dabei ganz schiefe Urteile eines jungen Menschen über alle die imposanten Gestalten des Fröbelschen Kreises, auch über Henriette Wilhelmine Fröbel, geb. Hoffmeister, und trug so recht den Stempel jener Philiströsität, welche der menschlich Große und Bedeutende weder zu empfinden, noch zu begreifen

vermag. Barop wurde in dieser Auslassung vollständig glorifiziert und über alle andern, ja bis in den Himmel erhoben. Bedeutend geringer erschien schon die Gestalt des Bruders, wenn auch immerhin hocherhaben über alle anderen Mitarbeiter; Fröbel kam recht schlecht weg, und von meinem Schwiegervater Middendorf war ein vollständiges Zerrbild entworfen. Ich sprang inmitten der erwähnten Vorlesung entrüstet auf und verlangte von Barop, daß er den Druck dieser Schrift verhindere, hinzufügend, daß er im entgegengesetzten Falle mich sofort in der Arena erblicken werde. Das opus ist denn auch wohl in das Keilhauer Archiv gewandert.

Der Geist aber, der jene Auslassung durchweht, macht sich noch bemerkbar in einzelnen Notizen und Zusätzen, welche der Autobiographie Heinrich Langethals von dem Bruder hinzugefügt sind. Dieser hat durch die Herausgabe der Aufzeichnungen seines Bruders, welche, wie alle Autobiographieen, „Wahrheit und Dichtung" enthalten, der Pädagogik kaum einen Dienst erwiesen. Die 71 Seiten umfassende Broschüre wird zum größten Teile ausgefüllt durch die Schilderung der Langethalschen Erlebnisse in den Freiheitskriegen und enthalten keine nennenswerten Aufschlüsse über sein pädagogisches Denken und Streben. Der ehemalige Lützower pflegte als erblindeter Greis auf jene Epoche seines Lebens immer wieder zurück zu kommen und in gemütlichen Vereinigungen des Lehrerkollegiums, sowie in sonstigen traulichen Kreisen ausschließlich und allein davon zu erzählen. Ich selbst habe eine etwas derbe Anekdote aus jener großen Zeit zu meiner Ergötzung mindestens ein Dutzendmal hören müssen. Kein Wunder also, daß der alte Herr auch in seinen Erinnerungen breit und redselig wird, wenn von seinen Thaten und Begegnissen als Lützower Jäger die Rede ist. Die Darstellung würde sogar an manchen Stellen ganz unverständlich sein, wenn der jüngere Langethal nicht verhältnismäßig oft ergänzend und erklärend eingetreten wäre. Bei solchen Gelegenheiten kann er es denn nicht unterlassen, seiner Philisterhaftigkeit und Parteilichkeit unverblümten Ausdruck zu geben. So schreibt Heinrich Langethal Seite 25: „Über den Grund, warum er (Fröbel)

die Waffen ergriffen hatte, sprach er sich in folgender Weise aus: Wie kann ich Knaben erziehen, deren Hingabe fordern, wenn ich selbst nicht durch die That bewiesen habe, wie der Mensch durch Hingabe für das Allgemeine handeln muß. — In Middendorff mochte Ähnliches vorgegangen sein.“ Dazu bemerkt Christian: „Hier irrt sich wohl mein Bruder wiederum, denn Middendorff sah diese Zeit und ihre Erscheinung in poetischem Gewande; er dachte nicht, sondern er fühlte. Der Aufstand aller Jünglinge erschien ihm als eine Art Kreuzzug gegen den Erbfeind Deutschlands (Erschien? Ist das etwa Gefühl? W. L.); er konnte nicht anders (Gewiß nicht, weil er eben der aufopferungsfähige Mann war! W. L.) als ebenfalls in die Reihen der Ritter treten, um seine Mannlichkeit (!) darzuthun; von einem andern Zweck des Krieges und seiner Teilnahme an ihm war bei Middendorff keine Rede.“ Wer Middendorff gekannt und nur eine Rede von ihm gehört hat, wird mit uns ausrufen, wenn er vorstehende Galimathias liest: Der ist ein erbärmlicher Schüler, der seine bedeutenden Lehrer so wenig versteht und so nichtswürdig beurteilt! Allerdings war Middendorff ein Gemütsmensch, dabei aber ein logischer Kopf und ein ganzer Mann, der auch gelegentlich sehr gut verstand, auf einen groben Klotz einen groben Keil zu setzen und gewissen Egoisten gewaltig die Wahrheit zu zeigen.

Und Seite 19 sagt Heinrich: „Seltsam aber ist es, daß Middendorffs Dichtertalent in jener hochbewegten Zeit unentfaltet blieb.“ Der weise Christian fügt hinzu: „Middendorffs Natur war nicht für die Kriegspoesie geschaffen; denn der Krieg war seinem Wesen völlig fremd (Menschen, „deren Wesen der Krieg nicht fremd“ ist, pflegen nicht viel zu taugen! W. L.), und nur durch äußerste Notwendigkeit hatte ihn das der Soldaten äußerlich (!) erfaßt. Wir werden erfahren, wie ihn die Folgen der Schlacht mit tiefem Abscheu erfüllten, und daraus die Bestätigung unserer Behauptung entnehmen (Der Anblick des Schlachtfeldes gleich nach dem Treffen stimmte ihn nämlich als Gemütsmenschen äußerst wehmütig. W. L.). Middendorffs

Seele erfüllte (!) die Natur, und sie allein (Ist nicht wahr! Beweise liegen in Menge vor. W. L.) konnte ihn zum Ergusse poetischer Empfindungen begeistern; sein Fach war die Idylle und nicht das Heldenlied. Das Kriegsgeschrei hatte ihn aus dem Frieden aufgeschreckt (!); er ergriff die Waffen, weil er es für schimpflich hielt, zurück zu bleiben, wo alle gingen, wir sehen ihn tapfer kämpfen (Wahrscheinlich wegen der Aufschreckung! W. L.); doch, nach Beendigung des Krieges, hätten weder Ehren noch Geld ihn beim Militär halten können (Sehr richtig!). Das Soldaten- und Kriegswesen war seiner Natur völlig fremd." — Zum Soldaten von Fach war Middendorff, wie viele, allerdings nicht geschaffen. Aber wie stimmt mit dieser Faselei die Mitteilung Heinrich Langethals, daß Middendorff, als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, und fernere Erhebung bevorstand, sogleich kühn ausgerufen habe: „Dann gehen wir wieder mit"? —

Seite 47: „Wie sehr ich auch dem allen beistimme, weil Middendorff niemals erkennen, sondern nur fühlen wollte, was er thun mußte, so muß ich doch bemerken, daß Middendorffs Kampf eigentlich ganz derselbe, wie der meines Bruders war, aber nur anders geführt wurde. Es handelte sich bei Middendorff nicht sowohl um Selbsterkenntnis und Selbsterfassung, denn das sind doch nur Worte, worunter man denken kann, was man will (?), sondern vielmehr um die Frage, ob er seine theologische Laufbahn fortsetzen, also sein Examen machen sollte, oder ob er zur Pädagogik übergehen, und, was daraus folgt, (Schönes Deutsch!) zu Fröbel wandern müsse. Von der einen Seite mahnte ihn seine Mutter, seine Familie und das ihm von den Seinigen dargebrachte, nicht unbedeutende Geldopfer, die Theologie fest zu halten, sein Examen zu machen und den Erwartungen seiner Familie zu entsprechen; von der andern Seite wälzte sich ihm das Examen mit seinen großen Mühen entgegen (Verdächtigung! W. L.); es trat die innere Neigung zur Pädagogik und allerdings auch die Überzeugung hinzu, daß bei Fröbel die „Einheit des Lebens" (Einfältig gesagt! W. L.) zu finden sei. Das war eigentlich, was Middendorffs Kampf,

seine Uneinigkeit mit sich selbst und daher seine Unlust zur Thätigkeit (Wieder dieselbe Verdächtigung! W. L.) hervorrief. Sein Verstand sagte ihm: Mach dein Examen und dann wähle, ob du deine theologische Laufbahn oder für immer die Pädagogik ergreifst. Sein Gefühl entgegnete: Laß es bleiben; du mußt für immer die Theologie aufgeben; denn bei Fröbel findest du Wahrheit. — Middendorff war hier an den Wendepunkt seines ganzen Lebens gekommen; er folgte seinem Gefühle, und nun war auch notwendig, daß er diesen Mann als einen unfehlbaren ansah, der die personificierte Wahrheit selbst sei. (So einfältig ist Middendorff nie gewesen, hat aber auch nie geahnt, daß ihm sein großer Zögling Christian Langethal einmal solche Einfalt andichten werde! W. L.). Dazu kam ihm seine Phantasie zu Hülfe. Er schuf ein System: obenan stand Fröbel, ein zweiter Christus (Schande über den Lästerer! W. L.), und sein Wahlspruch wurde: „Klar, wahr und lebenstreu". Das sollte heißen: „Man muß mit sich ins Klare kommen, daß hier auf Erden die höchste Bestimmung ist, sich der Menschheit zu widmen. (Richtig! W. L.). Dieses kann man nur in der Erziehung von Kindern (Blödsinniger Einfall des großen Christian Langethal! W. L.), und die richtige Erziehung gibt (Gibt?) allein Fröbel. In diesem Streben muß alles Unreine und Unwahre abgestoßen werden, nach Wahrheit gesucht werden, und die Wahrheit gibt allein Fröbel. (Blödsinn des Herrn Christian Langethal.) Diesem Streben muß man treu bleiben (lebenstreu) bis an den Tod, sich durch keinen falschen Schein (durch keine Mißhandlungen) blenden lassen (Statt „Mißhandlungen" muß stehen: menschliche Schwächen. W. L.), und das ist der höchste Kranz (höchster Kranz! W. L.), der mit dem Tode (!) errungen wird. — Das war Middendorffs Gebäude, das er sich aufbaute, aufbauen mußte. (Ich meinte, er habe bloß gefühlt? W. L.); denn erwachte er aus seinen Phantasien (!), so war er verloren, wie ein erwachender Träumer auf dem Dache. (Also mondsüchtig war Middendorff!) Daher sagt Diesterweg ganz richtig: „Middendorff war eine Johannesnatur". Das war auch sein Streben; denn ihm war Fröbel

ein zweiter Christus (Blasphemie!). Das muß man alles bedenken, um begreifen zu können, mit welcher Demut sich Middendorff von Fröbel mißhandeln ließ. Ich bin staunend mehrmals davon Zeuge gewesen. (Man scheint gegenüber dem naseweisen Zöglinge Christian Langethal, Bruder des mitwirkenden Heinrich, nicht immer vorsichtig genug gewesen zu sein! W. L.). Alle, die sich nicht unter der Zuchtrute (!) Fröbels beugen wollten, sondern ein bischen Selbständigkeit beanspruchten, nannte er Abtrünnige. Langethal galt ihm daher später (Als er sich nämlich bei der Preußischen Regierung um ein Pfarramt bewarb, oder, wie sich Fröbel in einem Briefe an Middendorff ausdrückt, „bei jener Regierung um ein Pfarramt herumbettelte"! W. L.) auch als ein solcher. Er sprach von ihm ungern, und daher die dürftigen und zum Teil falsch verstandenen Notizen über ihn bei Lange und Diesterweg. Barop hatte sogar — nach meiner Meinung — das Unglück, für das „Wahre" nicht ganz befähigt zu sein. Anfangs dachte Middendorff wohl: „Barop thut, was er kann; es geht nicht höher hinauf mit ihm"; später aber brach er in wahre Wut aus, und nach seinem System ganz folgerecht; denn ihm war nun Barop mehr noch als abtrünnig. Auf Fröbels Benehmen komme ich später zu sprechen, erwähne aber schon jetzt, daß er wußte, was er that."

Mit großem Widerwillen habe ich den ganzen umfangreichsten Passus, der Middendorff betrifft, ausgeschrieben. Man kann kein häßlicheres Zerrbild des edlen und in seiner Art großartigen Menschen liefern, als es hier geschehen ist. Wäre es wohl möglich gewesen, daß der Geschmähte dem kritischen Diesterweg die bekannte Liebe und Begeisterung abgewonnen hätte, wenn er so ein simpler Gemütspinsel gewesen wäre, zu welchem ihn hier sein großer Zögling Christian Langethal machen möchte? Kaum glaublich. Die Hingabe der beiden wissenschaftlich gebildeten Männer, Heinrich Langethal und Wilhelm Middendorff, an Fröbel läßt sich nur dann ganz verstehen, wenn man in Erwägung zieht, daß in der Zeit vor den Freiheitskriegen und nach denselben, auf Fichtes und des Tugendbundes Anregung die Idee einer Totalverjüngung und Erneuerung

deutschen Lebens auf dem Wege der Erziehung in den besten Geistern der Nation, und namentlich Preußens, sich geltend machte und alle idealgesinnten Naturen mächtig ergriff und mit sich fort riß. Sie beherrschte auch Fröbel; sie eroberte Langethal und Middendorff und bestimmte sie schließlich, sich für Fröbel zu entscheiden, der den erziehlichen Strom, welcher in den Schweizer Bergen seinen Ursprung genommen hatte, weiter leiten wollte und wirklich weiter geleitet hat. Middendorff war noch kein eingefleischter Theologe geworden, wie Langethal, und darum wurde ihm „das Umsatteln" trotz allen Widerspruchs der Seinigen leichter. Es hat seine Richtigkeit, daß Fröbel, wie viele schöpferische Naturen, oft sehr autokratisch verfuhr und nicht leicht Widerspruch ertragen konnte; falsch aber ist, daß er sich nur also zeigte. Es lebte in ihm auch ein Herz voll Liebe und Dankbarkeit, und dies hat er dem treuen Middendorff im letzten Stadium seiner Wirksamkeit mit einer großen Freudigkeit, ja oft in der rührendsten Weise recht viel und absichtlich offenbart und entgegen getragen. Ganz unwahr ist es auch, daß Middendorff in Fröbel eine Art Herrgott gesehen habeu soll. Wie oft habe ich ihm gegenüber im jugendlichen Übermute auf die stark hervortretenden menschlichen Schwächen Fröbels hingewiesen und ihn lächerlich zu machen gesucht. Mein Schwiegervater pflegte sich daran weidlich zu ergötzen; aber schließlich war der immerwährende Refrain: „Alles wahr; jedoch tangieren diese Menschlichkeiten den bedeutenden, ja großen Kern seines Wesens nicht!" — Die Abneigung gegen Heinrich Langethal trat in Fröbels Seele allerdings erst ein, als er die Überzeugung gewann, daß der Theologe den Pädagogen in ihr vollständig überwunden habe. — Die Differenzen mit Barop erklären sich aus dem leidigen „Mein und Dein", das schließlich noch eine üble Rolle im Fröbelschen Kreise spielte. Solche Interna des Familienlebens übergeht man mit Stillschweigen, da sie an sich nichts mit der Sache zu thun haben, und man sich das Gesicht schändet, wenn man sich selbst die Nase abschneidet. In der Charakteristik Barops habe ich eine Andeutung über diesen Punkt gemacht und dann gedacht: Sapienti sat.

Unser Philister aber sucht geflissentlich allerlei aufzudecken, was nicht an die Öffentlichkeit gebracht werden sollte. Und sonderbarer Weise ist er der Meinung, daß er mir etwas Neues erzählen könne, z. B. da, wo es sich um die Übersiedlung Fröbels nach Keilhau handelt. Ich kenne die Verhältnisse ganz genau, weiß auch, weshalb seine Schwägerin bald die Anstalt verließ; aber das sind alles Angelegenheiten, über die man sich auszuschweigen das Recht und die Pflicht hat. In einem so großartigen Leben, wie dasjenige Fröbels war, spielt manches hinter den Coulissen, und nur unberufene und täppische Hände können sich erdreisten, rücksichtslos den Vorhang zu lüften.

Ich will meine Leser nicht ermüden durch Aufzählung sämtlicher Irrtümer und schiefen Urteile, welche sich in unserer Broschüre finden. Diese Schrift nützt wenig oder gar nichts, kann vielmehr infolge der Mitarbeiterschaft Christian Langethals nur verwirrend und störend wirken und bei den Angehörigen der zum Stamme Fröbels gehörenden Familien nur Ärgernis erregen.

Ein, wie ich glaube, objektives und gerechtes Charakterbild Heinrich Langethals findet sich im Jahrgang 1880 dieser Zeitschrift, Seite 99. Es ist von meiner ruhig denkenden, wohlwollenden und in die intimsten Geheimnisse des Fröbelschen Kreises eingeweihten Schwiegermutter, welche bekanntlich die erste weibliche Stütze in Keilhau war und bis an den Tod ihres Mannes das Leben dort mit ihrem scharfen Blicke beobachtete, Zeile für Zeile gebilligt worden. Mir wird diese Arbeit bezeugen, daß ich dem genannten bedeutenden und wackeren Manne vollständig Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Das Bild Middendorffs aber soll niemand, so lange es mir vergönnt ist, hienieden zu wallen, ungestraft besudeln.

---

2. Dreißig Jahre sind vergangen und also die Fröbelschen Schriften, welche ich bei Enslin in Berlin habe erscheinen lassen, nach deutschem Rechte nicht mehr Eigentum der Familie, sondern vogelfrei. Nun hat man auch sogleich sich an eine neue Heraus-

gabe dieser Schriften gemacht. Friedrich Seidel in Weimar hat sie besorgt, und A. Pichlers Witwe und Sohn hat sie verlegt. Die Eilfertigkeit des vielfach verdienstvollen Kollegen in Weimar hat mir eben keine Freude bereitet — ich kann es nicht leugnen. Denn mit großer Mühe habe ich die Ausgabe zustande gebracht und sie einigermaßen leserlich gemacht, für die zweite Frau, die jetzige Witwe Fröbels aber einen bescheidenen Zehrpfennig zusammengearbeitet. Ein Teil des Ertrages der Mutter- und Koselieder bildete eine kleine Rente für sie. Die Kupferplatten zu den „Mutter- und Koseliedern" waren versetzt und mußten erst für einen bedeutenden Preis erstanden werden. Der Buchhandlung mußten derartige Opfer zugemutet werden, daß ich mich gedrungen fühlte, das freiwillig von ihr gebotene Honorar von 7 Thalern pro Bogen auf 3 Thaler zu ermäßigen. Nun ist natürlich das Ganze bequem herzustellen; die Kupfer sind photographiert, und alles ist in eine saubere Form gebracht worden. Die Sache, so wird man sagen, habe die neue Ausgabe erforderlich gemacht. Nun, insofern hat man recht, als die Berliner Buchhandlung sich entschieden nicht gerührt hat trotz aller Anfragen von Frau Fröbel und von mir. Schon längst hätte von ihr besorgt werden müssen, was jetzt geschehen ist; meine Hülfe wäre sicher gewesen. Ad. Enslin aber kränkelte und gehört nicht mehr zu den Lebenden, und sein Nachfolger hat sich um Fröbel offenbar nicht bekümmert.

Die Seidelsche Ausgabe der Mutter- und Koselieder ist handlich und nett. In die beiden ersten Bände der Ausgabe habe ich noch nicht ernstlich hineingesehen, hoffe aber darin nur Anerkennungswertes zu finden. W. L.

IV.

Pädagogische Quellenschriften.

Über Vereine überhaupt und über Lehrer=Vereine im besondern.

Von Adolph Diesterweg.

Rundschreiben.*

Weihnachten ist vorüber; das Neujahrfest ist gefeiert; schon nähert sich der erste Monat des Jahres seinem Ende — wir schreiten der Osterzeit entgegen. — In nicht allzu großer Ferne glänzt der frohe Tag, wo ich Euch alle hier versammelt wieder=zusehen hoffe. — Als Ihr Mörs verließet, sprachen alle: „Wir kommen bald wieder hier zusammen, längstens nach Verlauf eines Jahres." — Nun, so mache denn ein jeder wahr, was er versprochen hat!

Damit nun unsere Zusammenkunft, welche zum wenigsten 3 bis 4 Tage dauern muß, uns nicht nur Freude, sondern auch Nutzen, bleibenden Nutzen bringe, so thue ich Euch einige Vor=schläge.

Zuerst schließe jeder in sich die äußere und innere geistige Geschichte seines Lebens, jeden bedeutenden Moment des ver=gangenen Jahres hervorhebend, alle in Verbindung bringend zur mündlichen Mitteilung für die teilnehmenden Freunde.

Zweitens sammle jeder alles, was in seiner Gegend Natur, Kunst und Menschen Merkwürdiges darbieten, z. B. Aufsätze anderer Lehrer, Notizen über geschichtlich merkwürdige Orte und Begebenheiten, Gelegenheitschriften, Anekdoten zur Charakteristik

* In Mörs war die Einrichtung getroffen, daß die abgegangenen Seminaristen nach ihrem Austritte sich jährlich in Mörs auf einige Tage wieder zusammenfinden sollten. Die Einladung geschah durch das Rund=schreiben. Mit der darauf folgenden Abhandlung wurde die Thätigkeit der Vereinten eröffnet.

der Gegend und Menschen, Notizen über Schule und Lehrer, über Fortschritte und Rückschritte in pädagogischer Hinsicht, merkwürdige kirchliche Erscheinungen und Äußerungen, Volksfeste u. s. f. zum wechselseitigen, belehrend-unterhaltenden Verkehr.

Viertens trete jeder vor den Freunden, welche nun die Schüler machen, in jedem Lehrgegenstande, der bisher von ihm betrieben wurde, lehrend auf, eine Probe gebend seines Lehrtons, seiner Lehrart und seiner ganzen Verfahrungsweise, mit Anführung der, das Verfahren rechtfertigenden Gründe. Namentlich

a. halte jeder eine vollständige Katechisation;
b. gebe jeder eine Lektüre über einen einzelnen Gegenstand der deutschen Sprache, in der Art, wie er es mit seinen Schülern zu thun pflegt;
c. lege jeder die einzelnen Stufen der verschiedenen Unterrichtsgegenstände auseinander;
d. spreche jeder seine Gedanken über Schulwesen überhaupt, oder über Erziehung, über wichtige Beziehungen des Lehrerlebens aus, und
e. jeder teile seine Ansichten mit über die Frage: Wodurch wird das Leben der Schüler ein sittlich religiöses?

Alles andere überlasse ich Euch selbst. Jeder nehme von den vorstehenden Andeutungen und Ratschlägen dasjenige heraus, was für ihn das geeignetste ist.

Der Tag der Zusammenkunft ist auf den Gründonnerstag festgesetzt.

Jeder antworte mir bei Zeiten, den Tag seiner Ankunft fest bestimmend.

In bekannten Gesinnungen alle grüßend

Mörs u. s. f. Diesterweg.

Herzlich willkommen alle. Ich habe Euch einzeln willkommen, von Herzen willkommen geheißen. Ich heiße Euch Vereinte willkommen! — Als Ihr von hier schiedet, da versprachet Ihr, wiederzukommen. Ihr habt Wort gehalten. Damals war in Euch einmütig die Gesinnung, daß wir zusammen vereint

bleiben wollten durch das Leben hindurch. Es sei so! — Wie viel ist seitdem geschehen! Wie reich an Erfahrung, an gewährten oder versagten Wünschen und Hoffnungen war das vergangene Jahr! Wie oft werdet Ihr Euch erhoben, wie oft betrübt, doch hoffentlich nicht niedergeschlagen, gefühlt haben! Ihr seid in einem Jahre andere geworden. Kein Mensch steht stille. Ihr seid, so Gott will! besser geworden. Ihr habt Wahrheit gesucht, teilt nun die gefundene mit! Ihr habt angewandt, was Ihr hier gelernt habt. Leget Probe ab von Eurer Fertigkeit! Ihr habt Erfahrungen gesammelt. Laßt sie hören und uns gegenseitig besprechen. Ihr hegt Zweifel! Öffnet Euer Herz und nennt Eure Zweifel, und redlich will ich Euch sagen, was ich für wahr halte. Laßt uns in belehrender Unterhaltung und in unterhaltender Belehrung einige Tage froh, und gesegnet für Kopf, Herz und Leben zubringen. Ihr seid nicht allein andere geworden. Auch hier ist alles anders, auch ich bin ein anderer geworden. Welcher Lehrer wollte stille stehen, nicht weiter schreiten? Vorwärts ist sein Losungswort. Die Schwierigkeiten, die wir zusammen bestanden, sind überwunden. Die Anstalt steht fest. Wir verdanken Gott und unserm König eine feste, eine stattliche Wohnung. Und aus öffentlichen Mitteln wird jedem hier möglichst ein sorgenfreies Leben verschafft, damit er nicht müde werde, zu forschen, zu üben, zu lernen. Sie sind, die jetzt mir Übergebenen daheim, und ich freue mich der stillen Tage, sie mit Euch, den Gereifteren, zu vollbringen. Das verflossene Jahr ist auch mir kein Jahr des Stillstandes gewesen. Was ich jetzt besser weiß, als damals, mehr weiß, als früher; was mir klar geworden ist über menschliche Bestimmung, über Wissenschaft, Leben, Schule und Erziehung, ich werde es Euch nennen. Unumwunden und redlich wollen wir einander sagen, was wahr ist. — Ohne Zweifel habt Ihr in dem verflossenen Jahre ebenso oft hierher und an mich gedacht, wie ich an Euch. In manchen Lehrstunden stand gewiß Mörs lebendig vor Euren Augen. Und ich wünschte oft, bei dem einen, bei dem andern zu sein, zuzusehen, wie es ihm ginge, was er mache. — Wir haben unsere Gemeinschaft zu unterhalten gesucht durch Briefe,

Mitteilungen und Aufsätze. Hat sich diese Einrichtung als eine gute bewährt? Seid Ihr erfrischt, gestärkt und für Euern Beruf erhoben worden? Ginget Ihr am anderen Tage freudiger und kräftiger in Eure Schule? Wurde manches klarer in Euch? Erfuhret Ihr neues, schönes, erhebendes? — Innig habe ich mich manches Gedanken, mancher Arbeit von Euch erfreut. Ich habe mich belebt und gestärkt gefühlt, und manchem in Gedanken die Hand gedrückt.* — Doch ersetzt das geschriebene Wort nie die Lebendigkeit der Rede, das Anziehende des Gefühls und der Bewegung des befreundeten Menschen. Darum mehrmals hier von Herzen willkommen! Nicht Gewinnsucht, nicht niedriger Eigennutz, nicht die Gier nach irdischen und sinnlichen Dingen treibt Euch hierher. Uns knüpft ein reineres Band. Uns einet das gleiche Streben nach hellerer Erkenntnis, die Lust am Wahren, Schönen und Guten. Durch gegenseitige Belehrung wollen wir reicher an Wissen, edler in Gesinnung, tüchtiger im Handeln, wir wollen einsichtsvollere Lehrer und Erzieher werden. Das Band, das uns umschlingt, ist ein pädagogisches. Ihr seid Lehrer, wie ich. Euch sind Menschen zur Bildung und Veredlung übergeben, wie mir. Wir wollen Eins und Dasselbe: Veredlung unserer selbst und der Menschheit durch besseren Volksunterricht. Unser Verein ist ein Lehrer-Verein. Unser Bestreben ist gerichtet auf Wahrheit-Erforschung, auf Stärkung unseres Glaubens und unserer Liebe zu Gott und Menschen; ist gerichtet auf die Befestigung unserer Überzeugung, daß es mit uns besser werden könne, und daß es durch uns in andern besser werden solle; daß sich durch uns das Reich der Wahrheit und der Tugend ausbreiten werde; daß wir dazu berufen sind, in edlem Berufe durch Berufstreue andere auf bleibende, ewige Güter aufmerksam zu machen; daß wir uns zu allem Wahren und Guten gegenseitig stärken und begeistern. Unser Verein ist ein rein menschlicher. Alles, was

---

* Alle Vierteljahr mußte jedes Mitglied einen Aufsatz liefern, diese Aufsätze wurden gesammelt und rundgeschickt. Dies ist jedoch nur ein paarmal geschehen.

Menschen gut und dadurch selig macht, liegt innerhalb unseres Horizontes, in dem Kreise unseres Strebens. Immer aber bleibt uns die Hauptsache, das große Werk der Menschenveredlung durch besseren Unterricht, das große Werk der Menschenerziehung durch eigene Erziehung und durch die Erziehung der Kinder. Die allgemeine Bestimmung jedes Menschen, gut zu werden, ist für uns zunächst die, gute Lehrer zu werden, uns selbst tüchtig auszubilden, um dadurch für andere segensreich in gleichem Sinne zu wirken. Unser Verein ist auf das Streben jedes einzelnen, tüchtig zu werden als Mensch, tüchtig zu werden als Lehrer und Erzieher, gegründet. Gott segne unsere Vereinigung! Sie ist schön und edel. Wo Menschen sich zusammenthun in edlen Zwecken, da fühlt man sich erhoben und ergriffen. Da will keiner dahinter bleiben. Da will jeder gern dem anderen helfen, jeder gern durch den anderen weiter kommen. Das uns umschlingende Band sei ein wissenschaftlich-gründliches, ein pädagogisch-praktisches, ein menschlich-veredelndes. — Im gewöhnlichen Leben werden redliche, gute, geistig-verwandte Menschen oft getrennt durch Standesverhältnisse, durch Herkommen und Gebräuche, durch Vormeinungen, durch eigennützige Zwecke und durch tausend Rücksichten, die nicht zu ändern sind, weil der einzelne nicht alles ändern, sich nicht über alles, was einmal als notwendig bestehend angesehen wird, hinwegsetzen kann noch darf. Im Leben fühlen wir uns oft schmerzlich zurückgestoßen, wo wir liebend und vertrauend uns näherten; da sehen wir oft Unredlichkeiten, Hochmut und Stolz herrschen, wo wir redliche Offenheit und Aufopferungsfähigkeit für edle Güter erwarten zu dürfen glaubten, und wir fühlen uns genötigt, uns zurückzuziehen, wo wir so gern uns genähert hätten. Aber hier, liebe Freunde, ist das alles ganz anders. Wir wollen ja nur das Gute, und wir wollen es mit offner, redlicher Gesinnung. Uns trennt nicht Standes- und Rangverhältnisse. Wir sind einig und gleich in der Erstrebung derselben schönen Zwecke. Nicht eigensinnig stellen wir die Behauptung auf, und wir verteidigen sie nur insoweit, als wir von ihrer Wahrheit überzeugt sind. Wir wollen die Wahrheit um der

Wahrheit willen. — Unser Zweck ist auf praktische Tüchtigkeit gerichtet. In gegenseitiger Achtung und Liebe greifen wir einander unter die Arme. Wir sind durch thätige Freundschaft verbunden. Unser Verein ist ein freundschaftlicher; er besteht in einem thätig freundschaftlichen Verhältnis. Wir sind nicht zusammengekommen, um uns durch geschäftiges Nichtsthun gegenseitig um die Zeit zu betrügen; wir sind nicht verlegen, wie wir möglichst nützlich, möglichst belehrend und unterhaltend die kurze Zeit unseres Zusammenseins anwenden wollen. Unser Verein ist auf Ergründung der Wahrheit, auf Erhöhung der Lehrgeschicklichkeit gerichtet, und alles dies im Glauben an unsere erhabene Bestimmung, in gegenseitiger Achtung und Liebe, in thätiger Freundschaft. Im Herzen segne ich darum unser Bemühen; im Herzen heiße ich Euch darum nochmals willkommen. Möge Gott uns fort und fort in Liebe und Freundschaft segnen! — —

* * *

Wir wollen uns noch über das Wesen und den Zweck schön menschlicher Vereine und unseres Vereins im besonderen besprechen, damit wir als denkende, über uns selbst und die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, verständigte Menschen überall erscheinen. Der wahrhaft gebildete Mensch sieht gern hell und klar; nur der, der wahr und recht denkt, kann auch recht handeln; nur er weiß die besten Mittel zu seinen Zwecken zu wählen. Laßt uns gemeinsam über den bezeichneten Gegenstand nachdenken.*

I.

1. Welche Pflanzen sieht man gewöhnlich neben einem Baume? neben einem Kornhalme? Welche Tiere fliegen mit

* Das Nachfolgende war so niedergeschrieben, wie es hier folgt, als Vorbereitung für die darüber zu haltende sokratische Entwicklung. Diese selbst zu geben, halte ich für zweckwidrig. Es folgen daher nur die einleitenden Fragen und Hauptgedanken, welche entwickelt werden sollen. Begreiflich fehlt dem hier Mitgeteilten die Lebendigkeit des mündlichen Ausdrucks.

einer Krähe? schwimmen neben einer Ente? laufen neben einem Huhne? Was steht in der Regel in der Nähe eines Hauses? neben einer Straße? Wer wandelt oder sitzt neben einem Menschen? Wo finden wir in der Regel die Menschen? — Warum? —

Das Gleiche gesellt sich gern zum Gleichen. Eine Pflanze wächst neben einer Pflanze ihrer Art; das Tier sucht das Tier seiner Art und Natur; der Wolf heult und lebt mit den Wölfen; der junge Walfisch gesellt sich zu den alten Walfischen; die Mücke fühlt sich zu anderen Mücken hingezogen. Der Mensch fühlt sich nur wohl unter Menschen; er sucht daher seines Gleichen.

2. Warum und woher diese Erscheinungen? Nennt mir die Ursache dieses Zusammenlebens der Wesen von einer Art?

a. Eine Pflanze bringt nur eine Pflanze ihrer Art hervor, die ihr ganz gleich ist an äußerer und innerer Beschaffenheit, und die wieder dieselbe Anlage hat, Pflanzen ihrer Art hervorzubringen. Aus dem Weizenkorne keimt die Weizenähre hervor, welche Weizenkörner enthält. Aus der Schlehe wächst ein Dornstrauch hervor, wie aus der Tulpenzwiebel eine Tulpe, wie aus dem Pflaumenkerne ein Pflaumenbaum. — Dasselbe gilt von den Tieren. Aus den Eiern der Maikäfer kriecht eine Larve; diese Larve geht durch verschiedene Verwandlungen hindurch, die damit ihr Ziel erreichen, daß ein Maikäfer wird, aus dessen Eiern sich wieder Maikäfer-Larven hervorwinden. Die Löwin wirft keinen jungen Bären, sondern einen jungen Löwen. — Das von Menschen abstammende Wesen ist ein Kind, und das Kind ist ein Wesen mit allen Anlagen zum Menschen.

b. Pflanzen von gleicher Beschaffenheit entstehen durch dieselben Ursachen, weil dieselbe Ursache oder Kraft dieselbe Wirkung hervorbringt. — Das Tier fühlt sich hingezogen zu dem Tiere seiner Art; der Fisch fühlt keine Anziehung zu den Vögeln, und der Vogel zu den Fischen. Der Vogel gesellt sich darum zu den fliegenden Tieren, und wiederum der Adler zu dem Adler, der das frisset, was er frißt, sich so ein Nest baut, wie er es

baut. Vermöge eines vom Schöpfer der Natur in das Tier gelegten Triebes sucht das Tier seines Gleichen. Es folgt dieser Stimme der Natur, seinem Instinkte. — Der Mensch wird zu gleichem Thun von seiner Natur hingezogen. Das Kind findet im Kinde das befreundete Wesen, zu dem es gehört. Das Mädchen liebt die Gesellschaft der Mädchen, die dasselbe Spiel mit Puppen lieben. Der Lernbegierige sucht den Lehrer, der Jäger den Jäger, der Krieger den Kameraden, und der Mensch überhaupt den Menschen. — Tiere und Menschen sind zum Umgange mit ihres Gleichen von Natur bestimmt. Der Mensch ist zur Geselligkeit berufen.

3. „Täuscht die Natur die lebenden Wesen, die Tiere und Menschen?" Erreichen sie, ihren Trieben naturgemäß folgend, ihren Zweck, ihre Bestimmung? Was hältst du davon im allgemeinen, und im besonderen in Beziehung auf den Gegenstand, von welchem wir handeln?"

Die Natur führt kein Wesen in der Irre herum; sie leitet keins ihrer Kinder auf verkehrte Pfade. Die Natur ist ihren Kindern keine Stiefmutter sondern eine rechte Mutter. — Aus der Eichel soll kein Weinstock, aus dem Grashalm keine Ceder, aus dem Veilchen keine Lilie emporschießen. Aus dem Froschlaich soll kein Krokodill, aus dem Ei der Henne kein Basilisk, aus dem Affen kein Mensch werden. — Der Mensch soll einem Menschen und nicht einem Tiere das Dasein geben; der Mensch soll Menschen erziehen. — Die Pflanze strebt dem Lichte entgegen, weil das Licht zu ihrem Gedeihen erforderlich ist; sie sucht Luft und Regen, damit sie empor wachsen könne, und fruchtbaren Boden, damit es ihr an Nahrung und Befestigung nicht fehle. Die Narbe in der Lindenblüte neigt sich dem Blumenstaube entgegen, der sie befruchten kann. — Der junge Storch lernt seine Kräfte kennen und üben in der Nähe des alten Storches, und zu seiner Nahrung sucht er nicht Gras und Heu sondern Frösche und Schlangen. Seine Natur treibt ihn nicht hin auf trockene Sandgegenden, nicht zu steilen Felsengebirgen, sondern in die Tiefen, zu Sümpfen und Teichen. — Wenn das Tier erkrankt, so sagt ihm der Instinkt, wo die

heilenden Kräuter wachsen; es sucht und findet sie am rechten Orte, und durch ihren Genuß wird es gesund. — Also der Mensch. Das sagt ihm die innere Stimme. Er gesellt sich daher zu seines Gleichen. Er ist zur Geselligkeit bestimmt, und er erreicht, diesem Naturrufe folgend, seine Bestimmung. Die Natur ist keine Stiefmutter.

4. „Was lehrt die Erfahrung über das Zusammenleben der Menschen? Stimmt sie mit den aufgestellten Behauptungen überein, oder belehrt sie uns vom Gegenteile? Saget Eure Meinung!"

Im Umgange mit seines Gleichen fühlt der Mensch sich am wohlsten. Sein Gefühl sagt ihm, daß es recht, schön und gut sei, sich an Menschen anzuschließen. In der Einsamkeit, entfernt von Wesen seiner Art, verdüstert und verdumpft der Mensch. Unendliche Sehnsucht ergreift ihn. Er flieht die vollkommne Einsamkeit. Sein tiefstes Innere, der Drang nach Zufriedenheit mit sich selber, zwingt ihn, sich zu Menschen zu halten.

Wo etwas Tüchtiges geleistet worden ist, da geschah es durch gesellige Gemeinschaft, durch die Vereinigung Gleiches anstrebender Menschen. Sokrates sammelte um sich eine Schar wißbegieriger Jünglinge; ein Gleiches that Pythagores, um Weisheit und Tugend zu verbreiten. Christus teilte seinen Geist seinen Jüngern mit, und er besuchte die Schulen und Versammlungen des Volkes, um durch Wort und That Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen. — Will der Lehrer Bleibendes erstreben in seinem Leben; geht sein Bestreben dahin, in weitem Kreise zu wirken und seine schwache Kraft zu vervielfältigen: so sucht er solche, die dieselben Zielpunkte sich gesetzt haben, die ihn unterstützen und zum Endzwecke fördernd mitwirken. Einer allein vermag nicht viel; zwei können vereint mehr, als die Summe dessen beträgt, was sie einzeln gewirkt hätten. Jedes Menschenwerk, die ganze Geschichte bestätigt unsere Behauptungen. Der Mensch ist zur Geselligkeit bestimmt. Die Natur will die Vereinigung. Nur durch die Vereinigung der

Kräfte Gleiches anstrebender Menschen wird Bleibendes und Großes erzielt.

II.

Betrachten wir näher die Folgen und Wirkungen solcher Vereinigung für ihre Mitglieder.

1. Welchen Gewinn bringt sie dem Erkenntnisvermögen des Menschen?

Der gesellschaftliche Verkehr unter Menschen, die sich demselben Zwecke widmen und ihre Kräfte zur Erstrebung eines Zweckes vereinigen, fördert die Entwicklung des Erkenntnisvermögens durch die Erforschung der Wahrheit.

Die gegenseitige Mitteilung regt die Lernlust an; die Verschiedenheit der Ansichten zeigt den Gegenstand aus mehreren Gesichtspunkten, und die, welche verschiedener Meinung sind, strengen alle Kräfte an, ihre Ansicht zu verteidigen und zu begründen. Der Gegenstand wird daher durchdacht. Das Wissen wird vermehrt, das Dunkle klar, das Klare deutlich und die Überzeugung befestigt. Was man auf Autorität angenommen, aber nicht in sich begründet hatte, erscheint in seiner schwankenden Gestalt, oder es wird umgerissen. Kurz, der Ideen-Tausch führt zur vielseitigen Erforschung der Wahrheit und dadurch zur Klarheit, weil nur dasjenige klar ist, was wahr ist. Somit gelangt man zum Richtig-Denken und durch richtiges Denken zum Richtig-Handeln.

2. Welche Wirkung äußert der Gedankenverkehr in geselligem Vereine auf dieses Gefühl des Menschen?

Der Mensch gehört gern einem großen Ganzen an. Abgesondert fehlt den meisten die rechte Stütze, der sie befestigende Stab. Manchen fehlt das rechte Vertrauen zu der eigenen Kraft. Und wo man ohne alles Vertrauen zu sich selbst eine Sache unternimmt, da fehlt der Nachdruck, die Ausdauer, die Festigkeit.

Dieses Vertrauen findet sich, und jener rein menschliche Trieb wird befriedigt durch die Verbundenheit der Strebenden. — Welch erhebendes Glück ergreift den einzelnen durch die

geistige Verbindung mit Menschen, im Streben nach einem edlen Ziele! Der Mensch gewinnt dadurch die feste Überzeugung zu dem endlichen gewissen Siege der Wahrheit und der Tugend. Und welcher Genuß liegt in dem Bewußtsein, einer wahrhaft edlen Gemeinschaft anzugehören, seine Kräfte dem Wahren und Guten zu widmen, und das reine Streben durch die Glieder des Vereins anerkannt zu sehen! Der Mensch fühlt sich durch die Verbindung mit tüchtigen Menschen erhoben, belebt, gestärkt. Seine Gesinnungen werden reiner, edler, geistiger. Sein Herz schlägt höher bei dem Hochgedanken an Menschenwürde, Menschenbestimmung und Menschenvereinigung im lauteren Dienste des Wahren, Schönen und Guten.

3. Was gewinnt der Charakter oder die Thatkraft des Menschen durch edle Verbindungen?

Wenn es wahr ist, daß nur der, der recht denkt, auch recht zu handeln imstande ist; daß das Gefühl, das den Dingen den Wert gibt, die Bestrebungen des Menschen anregt und seinen Willen lenkt; so muß jeder Menschenverein in edler Zweckbestimmung von den wirklichen Folgen auf die Handlungen der Menschen sein. Und so ist es. Oft stimmt die Wirklichkeit schlecht mit dem Ideale, mit dem Zustande, wie er sein sollte, und wie man sich denselben gedacht hatte. Da äußert die Welt manchmal den Eindruck auf uns, wie das Eisbad auf den Erhitzten, und die kalte Wirklichkeit dämpft das Feuer des Begeisterten. Aber da tritt der Gedrückte in den ermunternden Kreis seiner Gefährten und saugt neuen Mut und frische Lebenskraft aus ihren Reden und aus der Gemeinschaft mit den Brüdern. Er fasset den Vorsatz, sich nicht irre machen zu lassen, jeden Morgen mit frischem Mute an die Arbeit im edlen Berufe zu treten, damit er sein Gewissen befriedigt, und mit freudigem Bewußtsein, und gestärkt durch Kampf und Anstrengung, treten könne in den Kreis seiner Kampfgenossen, die Freud und Leid mit ihm teilen. Die zu edlen Zwecken gestifteten Vereine haben einen mächtigen Einfluß auf den Menschen; sie fördern die Erforschung der Wahrheit, erregen hochherzige Gesinnungen und führen zu edler Kraftanstrengung.

III.

Doch diese schönen Früchte sind an Bedingungen geknüpft; vieles, ja alles hängt von der Beschaffenheit, von dem Geiste und Sinne der Mitglieder der Gesellschaft ab. Verkehrter Sinn vereitelt alles; reiner, edler Sinn fördert alles. Er ist das Mittel, und in geistigen Bestrebungen das einzige Mittel zu dauernd schönem und fruchtreichem Zusammenwirken. Da wir nun als vernünftige Menschen die Mittel nicht verschmähen, wenn wir den Zweck redlich wollen, so können wir nicht umhin, über die Mittel nachzudenken, die jeden Menschenverein adeln. Ich frage daher:

Welcher Geist muß die Glieder des Vereins beherrschen?

1. Der Geist der reinen Absichten. Jeder erforsche die Wahrheit um der Wahrheit willen, übe die Tugend um der Tugend willen. Nicht Nebenzwecke sollen die Mitglieder leiten und verleiten. Nicht Herkommen, nicht Gewohnheit, nichts als die Lust und Liebe zu dem schönen Zwecke. Ich will nicht wissen, was wahr ist, um allenfalls andere desto besser täuschen zu können, oder dadurch mein Brod zu verdienen, sondern ich suche die Wahrheit, weil Gott mir die Fähigkeit des Erkennens gegeben hat, um sie auszubilden, und weil ich (zumal als Lehrer) durch reife Einsichten meinem Mitmenschen nützlich werde. Einem edlen Zwecke schließe ich mich an, weil ich Wohlgefallen habe an dem Edlen. — Und wenn Dich bei Deinem Streben nur eine reine Absicht beseelt, so wird Dich auch

2) der Geist der Bescheidenheit und Demut nicht verlassen. — Wenn ich redlich mich bestrebe, in jeder Hinsicht ein Mensch zu werden (fasset die hohe Bedeutung dieser Wörter!), so wird mir das Gefühl stets lebendig innewohnen, daß ich noch weit, sehr weit vom Ziel entfernt bin. Ja, in dem Maße des Wachstums meiner Einsichten wird auch dieses Gefühl lebendig mich durchbeben. Und ich, der Lernlustige, der Wißbegierige, ich, der ich die unergründlichen Tiefen Gottes, der Natur und des Menschen, ich, der ich die Endlichkeit des Menschenverstandes und das Stückwerk alles Wissens erkannt habe, ich

sollte mich aufblähen und stolz sein auf das kleine Stück Land, das ich dem unendlichen Ganzen, das mir verborgen bleibt, entrissen habe, und zwar entrissen habe durch die schwache Menschenkraft, die ich dem Schöpfer des Himmels und der Erde verdanke? Nein, gerade das emsige, redliche Forschen ist das allein untrügliche Mittel gegen Hochmut und Dünkel. Darum kann ich mich nicht erheben über einen Mitbruder, der in diesem oder jenem Stücke noch unter mir steht. Wie lange ist es denn her, daß ich noch selbst auf dieser Stufe stand? — Höre nur nicht auf, redlich zu forschen, redlich zu lehren und zu üben, was du forschtest, und nicht mangeln wird dir

3) der Geist der thätigen Freundes- und Bruderliebe. Nicht das, was die Menschen gewöhnlich so nennen, ist Freundschaft. Sie steht nur da fest, wo Menschen sich vereinigen in einem Sinne, zur Erstrebung derselben edlen Zwecke; wo sie sich die Hand bieten zur gegenseitigen Hülfeleistung in edlem Berufe. Es ist bekannt, daß nur eigentlich sittliche Menschen Freunde sein können. Und wie geht da die Arbeit munter von statten, wo mich Irrenden des Freundes Wort belehrt, oder seine Hand mich zurecht führt; wo der gegnerische Freund im Widerspruch nur den Zweck hat, zur Erforschung der Wahrheit mitzuwirken; wo der Gedanke an Beleidigenwollen weder mir, noch dem andern in den Sinn kommt; wo der eine große Zweck alle Interessen und alle Kräfte in Anspruch nimmt; wo das Auge des andern mein Auge, und mein Ohr sein ist, und wo das, was mein Herz berührt, in dem seinigen nachklingt, und meine Empfindungen und Gefühle durch die seinigen beruhigt oder erhöht werden. Wo solcher Sinn herrscht, da gedeihen gute Werke, da fühlen sich Menschen glücklich. Wenn die Glieder eines Vereines beseelt sind von dem Geiste der reinen Absichten, der Bescheidenheit und der thätigen Freundesliebe, dann steht es gut um den Verein, dann wird unausbleiblich der Zweck desselben erreicht.

IV.

Der Mensch lebt gar zu häufig in Gedanken nur in der

Vergangenheit, sich, wenig kümmernd um die Gegenwart. So nicht der, welcher beizutragen wünscht durch Lehre und Beispiel, daß es in der Gegenwart und für die Zukunft unter den Menschen besser werde. Darum sucht der Lehrer überhaupt die Zeit, in welcher er lebt, zu begreifen, ihre Erscheinungen nach ihrem Grund, Zweck und Mittel zu deuten, überhaupt sich zu verständigen über das, was seine Zeitgenossen vorzugsweise in Anspruch nimmt, und wodurch sich die Zeit, in welcher er lebt, von anderen vergangenen Zeiten im guten oder bösen auszeichnet. Nicht im allgemeinen mache ich diese Bemerkungen, sondern ich fordere Euch nur auf, unsere Zeit von der Seite ins Auge zu fassen, inwiefern sie edle Vereine begünstigt oder hemmt. Ich frage daher:

Was ist von unsern Tagen zu halten in Rücksicht auf die Entstehung von Menschenvereinen für edlere Zwecke?

In allen Gegenden Deutschlands hat man in neuerer Zeit Vereine entstehen sehen zur vollkommeneren Ausübung der schönen Künste, namentlich der Musik. In kleineren und größeren Städten sind die Kunstliebhaber zusammen getreten, um Vollkommeneres zu leisten. — Wenn in früheren Zeiten der Gelehrte ausschließlich seinen Büchern innerhalb der vier Wände seines Zimmers lebte, so haben sich dagegen in den jüngsten Zeiten wissenschaftliche Vereine gebildet, um entweder für Wissenschaft überhaupt, oder für einzelne Zweige derselben im besonderen thätig zu sein. Mit einigem Hochgefühle nennen wir hier namentlich die Vereine zur Erforschung der Tiefe unserer Muttersprache, in Berlin und Frankfurt. — Doch nicht bloß Künste und Wissenschaften führten unsere edleren Zeitgenossen zur Vereinigung, auch die thätige Menschenliebe verband Menschen in edlem Gemeinsinne. Wir denken an die Frauenvereine und an die Anstalten der verlassenen Waisen- und Verbrecherkinder. — Und nun führen wir von allen übrigen und schönen und erhebenden Erscheinungen unserer Zeit, die man die Zeit der Vereine nennen könnte, nur noch die Lehrervereine an. Eine Erscheinung, die ganz der neueren Zeit angehört, die das

bessere Streben der Lehrer bekundet, die aus dem Gefühle der selbsteigenen Mangelhaftigkeit und aus dem klaren Bewußtsein, daß es mit den Lehrern und den Schulen besser werden könne und besser werden müsse, hervorgegangen ist, und die der segensvollen Wirkungen schon viele gebracht hat und noch mehrere bringen wird.

* * *

Der Mensch — das ist das sichere Ergebnis unserer Untersuchung — ist zur Geselligkeit bestimmt. Wenn er sich an andere anschließt, die gleicher Zweck mit ihm einet, so folgt er dem Rufe der Natur. Ja, wenn er Bleibendes und Großes erstreben will, so erhöhet und stärket er seine Kräfte der Verbindung mit Gleiches anstrebenden Menschen. Davon überzeugt uns Nachdenken, Erfahrung und Geschichte. — Durch solche Vereine wird die Wahrheit aus dem Dunkel und Nebel ans Licht gezogen; wenn mehrere vereint Wahrheit suchen, so wird es in den Köpfen der Suchenden hell. Erhoben durch edle Gefühle, fühlt sich der Meusch durch die enge Vereinigung mit edlen Menschen in Erstrebung geistiger Zwecke. Und dem Charakter gibt solche Bruderschaft Festigkeit und Stärke, und sie ermutigt den Menschen zur Anstrengung in edlen Thaten. — Wenn aber ein Menschenverein solche Früchte bringen soll, so muß jedes Mitglied die Zwecke des Ganzen in lauteren Absichten wollen, nach dem Guten und Reinen um ihrer selbst willen ringen, und wem es ein rechter Ernst sein soll, sich und die zugleichlebende Menschheit auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben, der muß frei sein von Anmaßung und Dünkel, der muß Bescheidenheit und Demut im Herzen tragen, der muß in thätigem Freundschaftsgefühle dem Bruder die Rechte reichen, ihm Rat und Hülfe leisten, wenn derselbe deren bedarf, und Rat nehmen und Hülfe begehren, wo und wie er derselben bedürftig ist. — Jeder tüchtige Mensch soll auch seiner Zeit angehören, teilnehmen an den Freuden, woran die Zeitgenossen sich erheben, und mitempfinden die Leiden, von denen sie getroffen werden. Von den edleren Erscheinungen zumal darf keiner sich

ausschließen, und kann er nicht thätig mit eingreifen, so wird er doch den guten Geist, der sie schuf und der wieder von ihnen ausgeht, weiter zu verbreiten sich angelegen sein lassen. — Darum ist es für uns, die wir Lehrer und Erzieher unserer Zeit sein wollen, unbedingt Pflicht, an den Lehrervereinen teilzunehmen, dazu beizutragen, daß sie entstehen, wo sie noch nicht sind, und daß sie blühen und in edler Zweckerstrebung thätig wirken, wo sie sind. Wir fördern dadurch den großen Zweck, dem wir unser Leben gewidmet haben: Lehrer- und Menschenbildung. Und darum hieß ich Euch gleich im Anfange einzeln und zusammen willkommen, herzlich willkommen. Wir bilden einen Lehrerverein, der sich edlen Zwecken weihet. Seien wir alle von dem rechten Geiste beseelt! lernen und leben wir in thätiger Freundschaft!*

---

* Die vorstehende Mitteilung und etwa nachfolgenden über das Schullehrer-Seminar in Mörs geschehen einzig in der Absicht, um das beteiligte Publikum überhaupt, vorzugsweise aber die Lehrer, mit dem Zustande der Anstalt, mit ihrem Räderwerk und Getriebe und mit der, diese in Bewegung setzenden Kraft bekannt zu machen. Die Lehrer dieser Anstalt halten dieses für ihre Pflicht, da der künftige Zustand des Elementarschulwesens in dem Regierungsbezirke Düsseldorf zum Teil in ihre Hand gelegt ist. Die Lehrer des Seminars werden es stets mit Dank erkennen, wenn denkende Schullehrer die Anstalt ihres Besuches wert halten, und dieser Dank wird zu einem doppelten und dreifachen, wenn Schulmänner die Seminar-Lehrer auf Mängel und Lücken, überhaupt auf Verbesserung der Anstalt mündlich oder schriftlich, öffentlich oder geheim, aufmerksam machen wollten. — Dadurch, daß wir das Visir öffnen, erstreben wir den Zweck, daß jedermann wisse, was er von dem Seminare zu erwarten habe und was nicht, und zugleich machen wir es dadurch unmöglich, längere Zeit auf verkehrtem Wege zu wandeln. Den Vorwurf aber soll uns niemand machen können, daß wir verschwiegen hätten, was wir gedacht haben. Ein Seminar ist vorzugsweise eine öffentliche Anstalt.

V.

Über Geschichtsunterricht auf Gymnasien nebst einigen Exkursen.

Von Richard Köhler.

Zwei Dinge sind es, welche der Geschichtsunterricht namentlich erstreben soll. Das eine und das wesentlichere Ziel ist die Erregung des innigen Interesses für Geschichte bei dem Schüler. Hochwichtig aber ist auch das andere, die Verarbeitung eines bestimmten abgeschlossenen Quantums von positivem Wissen, so daß dieses dauerndes Eigentum des Schülers bleibt.

Dafür, daß das erstere das Wichtigste ist, spricht das bekannte Wort Goethes, nach welchem die beste Frucht des Geschichtsstudiums die Begeisterung ist, die es erregt. Aus dem Ausspruche Goethes folgt jedoch durchaus nicht, daß der Geschichtsunterricht überall gerade darauf ausgehen soll und darf, Enthusiasmus zu erwecken. Denn die Geschichte enthält gar manche Perioden, die keineswegs unwichtig, vielmehr von bedeutender Nachwirkung auf spätere Zeiten sind, die aber bei alledem gewiß nicht dazu angethan sind, Begeisterung zu erregen. Wollte man bei der Behandlung solcher Partieen der Geschichte, die bei ihrer Wichtigkeit für den Zusammenhang mit vorhergehenden und folgenden Perioden nicht übergangen werden können, die Erzeugung einer künstlichen Begeisterung versuchen, so würde man der Sache dadurch nur schaden. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Ein Redner, der gewohnt ist, fortwährend mit hohem Pathos zu sprechen, wird bei Stellen, wo es gilt, auf den Verstand, auf das nüchterne Urteil seiner Zuhörer zu wirken, nicht nur hierin den Eindruck seiner Beredsamkeit beeinträchtigen, sondern er wird auch in Partieen, wo das Pathetische für den Redner wirklich angebracht ist, die Wirkung seiner Rede schwächen, weil der Reiz des Gegensatzes verloren geht. Ähnlich verhält es sich mit der geschichtlichen Darstellung. Die Behandlung der Geschichte verlangt strenge Objektivität; diese Objektivität erstreckt sich aber nicht bloß auf die Wahrheit

im Bereiche der Thatsachen, sondern auch auf die Natürlichkeit und das Sachgemäße der äußeren Form. Abschnitte der Geschichte, die durch ihren Inhalt nicht dazu geeignet sind, zur Begeisterung zu entflammen, gestatten auch nicht, diese Begeisterung durch künstlichen Aufputz zu erreichen. Man muß sich bei ihrer Behandlung damit begnügen, sie möglichst interessant zu machen, oder schlimmsten Falles, sie möglichst wenig uninteressant erscheinen zu lassen. Das geschieht aber nicht durch glänzende Phrasen, sondern durch Einfachheit, Klarheit und Übersichtlichkeit und besonders auch durch die Darlegung ihres Zusammenhanges mit späteren interessanteren Abschnitten der Geschichte. Gerade dadurch treten dann diejenigen Partieen der Geschichte, deren Inhalt erhebend und begeisternd wirkt, um so lichtvoller hervor. Doch auch bei glänzenden und fesselnden Teilen der Geschichte ist, wenn sie auch ihrer Natur nach eine gehobenere Darstellung verlangen, alles Phrasenhafte zu vermeiden. Und man darf nicht glauben, daß die Phrase bloß bei unserem Nachbarvolke im Westen zuhause ist, dessen Vorfahren sich schon zu Römerzeiten als große Harangueurs zeigten. Sie hat sich nicht bloß in unsere Journalistik eingebürgert; auch in den zahlreichen Hülfsbüchern für den Geschichtsunterricht hat sie vielfach ihre Stätte gefunden, und beim Geschichtsunterrichte selbst kann man sie häufig genug treffen. Ein nimmer veraltendes Muster dafür, wie die geschichtliche Darstellung sein soll, bietet Thucydides in seiner hohen Objektivität, wie er es auch in sachlicher Hinsicht bleiben wird, trotz aller Angriffe, die in letzterer Beziehung von Neueren, wie namentlich von Müller-Strübing, gegen ihn gerichtet worden sind.* Nirgends zeigt sich bei ihm das Bestreben, durch die Darstellung zu bestechen und zu blenden; überall ist es ihm darum zu thun, nur den reinen Sachverhalt klar zu legen. Daher mag er vielfach kalt und gefühllos erscheinen. Wo aber der Stoff an sich von erschütterndem Eindruck auf das Gemüt ist, ist die Wirkung dieses Historikers ge-

* Aristophanes und die historische Kritik von Hermann Müller-Strübing.

rade um so großartiger in der ungeschminkten natürlichen Schilderung der Ereignisse. Dies zeigt sich besonders im siebenten Buche der Geschichte des peloponnesischen Krieges, welches die furchtbare Tragödie enthält, die sich im Jahre 413 v. Ch. auf Sicilien abspielte. Ein anderer Schriftsteller hätte sich hier so leicht nicht die Gelegenheit für theatralischen Effekt entgehen lassen; aber keiner hätte wohl eine höhere Wirkung erzielt, als sie Thucydides gerade durch die einfachen ergreifenden Züge erreicht, mit denen er den Untergang des attischen Heeres und des hochherzigen Nicias schildert. Darum kann es uns nicht befremden, wenn Macaulay erklärt, daß er kein Prosawerk der Welt so hoch wie das siebente Buch des Thucydides stelle, und es als das non plus ultra menschlicher Kunst bezeichnet.

Freilich wäre es ein sehr unbilliges Verlangen, wenn man von jedem fordern wollte, daß er die Geschichte so darstellen solle wie Thucydides. Aber jeder kann ihm immerhin in dem Bestreben nacheifern, die Wirklichkeit nach seinem Vermögen objektiv und natürlich zu schildern.

Es ist eine wichtige Aufgabe des Unterrichtes überhaupt, nicht bloß des geschichtlichen und nicht bloß desjenigen an höheren Lehranstalten, die Liebe des Schülers für den Unterrichtsstoff in der Weise anzuregen und zu befestigen, daß derselbe schon während der Schulzeit und über diese hinaus gerne bestrebt ist, sein Wissen selbständig zu erweitern. Die Schule soll, so weit als möglich, zu einem Boden werden, von dem die Worte Bérangers, die sich bei ihm freilich in anderer Anwendung finden, gelten können:

Sol que fleurit un matin plein d'espoir.
Un arbre y croît dont souvent une branche
Nous sert d'appui pour marcher jusqu' au soir.

Daß die Schule auch dieses Ziel zu verfolgen hat, wird häufig genug übersehen. Daß es oft nicht erreicht wird, beweisen viele, die sobald sie eine Schule höherer oder niederer Art absolviert haben, sofort auch mit den Bildungsstoffen abgeschlossen haben, die auf der Schule behandelt worden sind. Gewiß ist

es denen weniger zu verdenken, die das Zeugnis für den sogenannten einjährigen Freiwilligendienst erlangt haben, wenn sie mit Erlangung dieses Zeugnisses ihren „wissenschaftlichen" Bildungsgang abschließen. Sie haben ihren positiven praktischen Zweck erreicht, und um weiter nichts war es ihnen von vorne herein zu thun. Ungleich kläglicher aber erscheint es, daß viele, *wenn* sie das Gymnasium absolviert haben, die Universität so weit benutzen, als es zur Ablegung der Staatsprüfungen nötig ist, und dann nach Absolvierung ihrer Examina, abgesehen von dem, was der Lebensberuf unbedingt erfordert, der Wissenschaft weit gründlicher absterben, als ein Hindu der Welt abstirbt, wenn er zu Brahma zu gelangen strebt. Freilich wäre es ungerecht, der Schule überall die ganze oder auch nur teilweise Verantwortung für solche Fälle zuschieben zu wollen; aber sie ist häufig mitschuldig. Daß aber trotz solcher Beispiele das erwähnte Ziel kein unerreichbares ist, beweist nicht bloß der Eifer, mit welchem viele nach Absolvierung höherer Schulen Disciplinen weiter betreiben, die sie auf der Schule lieb gewonnen haben, auch wenn diese Disciplinen gar nicht mit ihrem Lebensberufe zusammenhängen. Es finden sich vielmehr auch nicht wenig Leute, welche überhaupt keine höhere Schule besucht haben, deren Jugendunterricht sich jedoch in der Weise fruchtbar erweist, daß er sie zu einem eifrigen und erfolgreichen wissenschaftlichen Streben angeregt hat, das zugleich ebenso ehrenvoll für sie selbst ist, als es tief beschämend für diejenigen erscheinen sollte, welche die Wissenschaft nur als Mittel zur Erlangung von Ämtern betrieben und ihr mit Erreichung ihres Zweckes Valet gesagt haben. Glücklicherweise wird das Vorurteil mit der Zeit immer mehr aussterben, daß jeder, der studiert hat, ein Gelehrter sei. Die Wissenschaft läßt sich eben nicht bloß mitteilen; sie will auch erworben sein.

Daß schon die einfache Volksschule den Eifer für Geschichte über das Bereich der Schule hinaus angeregt hat, haben schon manche Beispiele bewiesen. Um so mehr hat das Gymnasium, dem seine Zöglinge bis zu einem viel gereifteren Alter anvertraut sind, Gelegenheit, dieselben zu selbständiger Thätigkeit auf

Gebiete der Geschichte anzuregen und den Grund dazu zu legen, daß sich die Wirksamkeit des Geschichtsunterrichtes über die Schule hinaus erstreckt. Der geeignete Weg hierzu ist es aber durchaus nicht, wenn es der Geschichtsunterricht, wie nur zu häufig geschieht, vorzugsweise darauf abzielt, dem Gedächtnisse des Schülers ein recht anständiges Quantum von Thatsachen, Namen und Zahlen einzuprägen. Es wäre ein ähnliches Verfahren, wenn jemand die Botanik vorzugsweise vermittelst eines Herbariums lehren oder studieren wollte. „Die Geschichte ist die Physiologie der Menschheit", sagt Adolf Schmidt. Da die Geschichte an sich ein Lebendiges ist, muß auch der Geschichtsunterricht so viel wie möglich bestrebt sein, sie als ein Lebendiges zu reproduzieren. Frisches Leben aber erhält dieser Unterricht, wenn er die Geschichte soviel als möglich in ihren Details behandelt, und zwar in ihren interessanten, fesselnden Einzelnheiten; denn manches Detailwerk der Geschichte ist auch höchst trockener und unerquicklicher Art. Das frischeste Leben zeigt die Geschichte in ihren Quellen, besonders in denen, welche von Augenzeugen oder doch von solchen Autoren herrühren, die von dem Interesse, das ihre Zeit an den Ereignissen nahm, noch auf das lebhafteste beseelt waren. Xenophon ist gewiß kein besonders rhetorisch schmuckreicher Historiker. Aber wie frisch und unmittelbar berührt uns der Reiz seiner Schilderung von der Schlacht bei Kanaxa sowie von den Ereignissen vor der Schlacht und von den Folgen dieser Schlacht. Wie sehr fühlt der Leser mit den Griechen, als sie nach unendlichen Drangsalen und Gefahren im Barbarenlande das vertraute blaue Element, das ihre Heimat umflutet, wieder erblicken und in stürmische Freude darüber ausbrechen! Wie anziehend ist die drollige Tafelscene bei König Seuthes! Ein Historiker, der das nicht alles mit angesehen und durchlebt hätte, würde eine derartige Schilderung nicht haben bieten können. Nicht nur für den Schüler ist es im hohen Grade anregend, wenn ihm der Stoff aus unmittelbaren Quellen vorgeführt werden kann — auch für den Lehrer wirkt es belebend, wenn er fortwährend bemüht ist, nicht nur mit den ihm bekannten Quellen vertraut zu bleiben, sondern sich

immer neue aufzuschließen und sich dadurch auch in seiner Wirksamkeit beim Unterrichte immer frisch zu erhalten. Bei dem weiten Umfange des Gebietes der Geschichte wird sich der Lehrer freilich auch, teils aus sonstigen didaktischen Gründen, teils weil sich manches, was gerade zur Verwertung für den Unterricht geeignet ist, in vielen Quellen und späteren historischen Hauptwerken nicht findet, häufig veranlaßt sehen, sich nach sonstigen Hülfsmitteln für den Geschichtsunterricht umzusehen, seien dies nun Lehrbücher, Abrisse, Leitfäden oder dergleichen.

An derartigen Hülfsmitteln liegt bereits ein massenhaftes Material vor, „und des Büchermachens ist kein Ende", könnte heutzutage Salomo mit noch mehr Grund sagen, als er es seiner Zeit schon aussprach. Aber mit der Benutzung solcher Hülfsmittel ist es eine bedenkliche Sache.

Ich hatte früher einmal mit dem Geschäftsbuche einer Apotheke zu thun und fand dabei Gelegenheit, mich zu wundern, wie häufig der frühere Besitzer der Apotheke (entweder zur Notiz für den Provisor oder für den Geschäftsnachfolger) bei den Namen bedenklicher* Kunden das Wörtchen „Vorsicht"! oder bei denen von ganz gefährlichen noch verschärfte Warnung an den Rand gesetzt hatte. Nimmt man aber einen Bücherkatalog zur Hand, so dürfte man wohl thun, sich hinter jedem Titel von Hülfsmitteln für den Geschichtsunterricht das Wörtchen Vorsicht beigefügt zu denken. An kritischer Sichtung des Materiales fehlt es solchen Hülfsmitteln meist im hohen Grade. Die Herren Autoren pflegen Eklektiker zu sein. Ihre Gewährsmänner stehen gewöhnlich wieder auf den Schultern von anderen, die sich wieder auf andere stützen, und so geht es fort: wer könnte sagen, bis ins wievielte Glied? und „Mehrere machen es schlimm, wie Bias meint, der Priener." Unhistorisches, Fabelhaftes, was ein solcher Autor bei dem einen Gewährsmanne nicht findet, entnimmt er aus dem anderen oder dritten, und so kommt es, daß das Fabelhafte in solchen Unterrichts-

* Saepe fit, ut ii, qui debeant, non respondeant ad tempus, sagt bereits Cicero.

materialien lawinenartig anschwillt. Der Mangel an einer kritisch geläuterten Grundlage macht sich keineswegs bloß bei den für die Volksschule bestimmten Werken dieser Art geltend; auch die für höhere Schulen berechneten leiden vielfach daran. Den historischen Hülfsbüchern von C. A. Crüger gegenüber ist bereits von der Kritik zur Vorsicht gemahnt worden. Aber auch solche, die sich eines besseren Kredits und sogar einer besonderen Beliebtheit erfreuen, wie die im übrigen recht verdienstlichen von Professor Stacke, sind nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen. Daß unter der großen Masse von derartigen Arbeiten sich u. a. die von Pütz durch wissenschaftliche Grundlage vorteilhaft auszeichnen, bedarf kaum einer Erwähnung. Aber auch den bessern und besten solcher Werke darf man nicht mit blindem Vertrauen entgegenkommen. Gegen einzelne Verstöße wird man um so weniger allzu streng zu Gericht gehen, wenn man bedenkt, wie schlüpfrig das Terrain der Geschichte ist, und wie wenig kritisch sich bisweilen selbst große Historiker zeigen. So sehr z. B. Thucydides unsere Bewunderung erregt, so sehr befremdet es uns bisweilen bei diesem geborenen Historiker, wie wenig skeptisch er sich manchem gegenüber verhält, was die Tradition bei den Hellenen gewissermaßen sanktioniert hatte. So spricht er von dem fabelhaften Könige Tereus (bei Erwähnung des Königs Terres, des Vaters des Sithalkes) ganz wie von einer historischen Person; so gilt Homer bei ihm als Verfasser der sogenannten Homerischen Hymnen, wie ja überhaupt fast das ganze Altertum Homer gläubig als den Dichter von allem betrachtet, was seinen Namen trägt.

Ähnliches findet sich auch bei namhaften Historikern neuerer Zeit. Um so schwieriger ist eine gediegene kritische Sichtung des Materials für den historischen Unterricht.

Ich erinnere mich, wie Roßmäßler besonders hervorhob, daß es Pflicht akademischer Lehrer sei, ihre Wirksamkeit nicht auf das engere Publikum zu beschränken, auf welches sie ihr Beruf zunächst hinweist, sondern die Bildung bis in die weitesten Kreise des Volkes zu verbreiten. Von hervorragenden Vertretern der Naturwissenschaften an der Universität ist auch in dieser

Hinsicht vieles geschehen. Es wäre zu wünschen, daß akademische Docenten der Geschichte sich der kritischen Sichtung des historischen Stoffes speciell für den Schulunterricht ernstlich annähmen.

Wird man aber mit dem Verlangen nach einer wissenschaftlichen Grundlage für den Geschichtsunterricht auch das nach Beseitigung der Sage aus demselben verbinden? Gewiß nicht. In der Nationalsage der ältesten Zeiten erscheint die Muse Klio noch geschmückt mit dem strahlenden, duftigen Kranze der Poesie. Sie ist gerade in diesem Schmucke geeignet, das frühere Jugendalter in die Geschichte einzuführen. Die echte Volkssage gehört auch zur Geschichte. Abgesehen von dem geschichtlichen Kerne, den sie teilweise enthält, prägt sich in ihr der Genius der Nationen häufig reiner aus als in der eigentlichen Geschichte. Die Sage Roms ist zwar weit ärmer als die des hochpoetischen Griechenvolkes; sie ist aber in ihren einfachen Zügen nicht minder charakteristisch für den Geist des römischen Volkes als jene für den des griechischen. Darum ist der Sage und Mythologie für den ersten Unterricht in der Geschichte eine besondere Pflege zu widmen. Dieser Unterricht muß sich, wenn er naturgemäß sein soll, dem Gange der geschichtlichen Bildung der Menschheit anschließen. Die ältesten Geschichtslehrer der Griechen waren nicht pragmatische Historiker; es waren die alten ionischen Sänger. Mit den Logographen gewinnen die Erzählungen aus der Vorzeit schon zum Teil eigentlichen geschichtlichen Boden, und bei Herodot verlassen sie schon mehr und mehr das Gebiet der Sage, wenn auch er sich nicht bloß mit den Logographen sondern auch noch mit den Epikern verwandt zeigt. In ähnlicher Weise hat auch der historische Unterricht durch die poetische Dämmerung der Vorzeit hindurch und aus dieser heraus allmählich in das hellere Licht der Wirklichkeit zu führen.

Darum haben auch Mythologie und Sage in dem ersten Unterrichte in der Geschichte ihre besondere Stätte und finden hier ihr dankbarstes, begeistertstes Publikum. Später verlangt der Geist schon mehr nach positiver, realistischer Nahrung und wird gleichgültiger gegen mythologische Stoffe. Allerdings wird

man auf dem Gymnasium besonders durch die Beschäftigung mit den antiken Klassikern immer und immer wieder auf die Mythologie zurückkommen, aber mehr wegen dessen, was mit ihr zusammenhängt, als um ihrer selbst willen. Denn für die wissenschaftliche Mythologie ist das Gymnasium noch wenig der geeignete Ort; sie kann hier nur in Einzelheiten Verwendung finden. Man erwäge nur, wie wenig einheitlich und wie unsicher die wissenschaftliche Mythologie in ihren Resultaten ist. Ich denke hier gar nicht sowohl an die ebenso geistreichen als phantastischen Ausführungen Forchhammers als an die ungleichen Resultate der besonnenen Forschungen Prellers.

Wie ansprechend, natürlich und sinnreich erscheint z. B. einerseits dessen Deutung des Mythus vom Minotaurus; aber wer möchte ihm so leicht bei seiner Erklärung der Sage vom Augiasstalle beistimmen!

Anders wie mit den Sagen aus ganz oder halb vorgeschichtlicher Zeit ist es mit denjenigen, die auf bereits geschichtlichem Terrain auftreten. Manche sind allerdings auch unter diesen, deren Kenntnis zur allgemeinen Bildung gehört; aber man hat sich zu hüten, solche Erzählungen als gute Münze zu verbreiten, wie häufig geschieht.

An die Behandlung der Sagen schließt sich auch auf dem Gymnasium zunächst am natürlichsten die von Biographieen und Monographieen, da diejenigen Details, die beide bieten, gerade für das frühere Jugendalter besonders fesselnd sind und sich demselben leicht einprägen. Gerade an den Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten liegt die Gefahr einer zu systematischen Behandlung der Geschichte in den unteren Klassen zu nahe, und um so näher, je mehr die Geschichte specielles Fach des betreffenden Lehrers ist. Diesem widerstrebt es leicht, unwesentliche Details aus dem Privatleben eines geschichtlich hervorragenden Mannes zu geben; er neigt sich eher dazu hin, schon da pragmatische Geschichte zu treiben, wo sie noch nicht angebracht ist. Er vergißt leicht, daß der Schüler, den er vor sich hat, ein andrer ist, als er selbst, und daß dasjenige, was ihm selbst unwichtig vorkommt, jenem häufig durchaus nicht un=

wesentlich erscheint. Die Behandlung der Biographie des Alcibiades aber kann ihm z. B. Gelegenheit geben, sich zu wundern, mit welch ungeheuerem Interesse manches von Knaben aufgefaßt und behalten wird, was dem Erwachsenen fast als Bagatelle erscheint. Dagegen gibt es vieles, was diesen in hohem Grade interessiert, für Kinder aber entweder gleichgültig ist oder doch nur mit Mühe interessant zu machen ist. Darum verlangt gerade von dem Historiker von Fach der Geschichtsunterricht auf der unteren und mittleren Stufe viel Resignation. Fehlt ihm diese Resignation, so fährt ein Lehrer leicht viel besser als er, der nur ein ganz geringes Rüstzeug an Wissen besitzt, der sich aber aus anziehend geschriebenen Hülfsbüchern für den elementaren Geschichtsunterricht immer neu orientiert und sein eignes frisches Interesse für den Gegenstand auf den Schüler zu übertragen versteht. Es mag vielleicht überflüssig erscheinen, dergleichen eigentlich selbstverständliche Dinge vorzubringen; aber „chose superflue, chose très nécessaire!“ Erst vor nicht langer Zeit erzählte mir ein Lehrer an einer höheren Lehranstalt, daß ein Kollege von ihm, Historiker von Fach, mit den Schülern auf einer der niederen Unterrichtsstufen Verfassungsgeschichte betrieben und behauptet habe, daß dieselben recht wohl Verständnis und Interesse dafür besäßen. Derselbe habe ihm aber später gestanden, daß er von seiner Ansicht zurückgekommen sei.

Ist nun derjenige, der sich speciell mit Geschichte beschäftigt hat, einerseits der Gefahr ausgesetzt, die Geschichte zu systematisch zu betreiben, so hat er dagegen, je mehr er sich nach jeder Richtung hin in das Leben früherer Zeiten vertieft hat, den Vorteil, durch die Darstellung des Verschiedenartigen in den häuslichen und militärischen und sonstigen Einrichtungen alter, mittlerer und neuerer Zeit der Reproduktion der Vergangenheit ein lebhaftes und fesselndes Kolorit zu geben. Natürlich ist dabei eine weise und maßvolle Auswahl geboten. Für die oberen Klassen verlangen auch die staatlichen Einrichtungen, so weit als möglich, Berücksichtigung. Freilich kommt einzelnes daraus auch schon bei dem Unterrichte in den unteren Klassen in Betracht; doch ist hier sorgfältige Beschränkung auf das einfachste und

verständlichste erforderlich. Was die Realien der klassischen Philologie betrifft, so empfehlen sich zur Berücksichtigung für den Lehrer* sowohl bei dem Geschichtsunterrichte als bei Behandlung der alten Klassiker wie auch besonders zur privaten Benutzung für die Schüler oberer Klassen die Schriften des verstorbenen Gymnasialdirektors Dr. Kopp über die Litteraturgeschichte, (welche übrigens in intensiverer Weise in den gediegenen Werken von Professor Munck für ähnliche Zwecke behandelt ist), die Staats-, Sakral-, Kriegs- und Privataltertümer der Griechen und Römer. Da der Verfasser den idealen Sinn der Jugend besonders berücksichtigt und sich der Einfachheit, Klarheit und Wärme in der Darstellung bestrebt hat, sind sie geeignet, den Schüler zur Selbstthätigkeit anzuregen, ohne seine Kraft übermäßig in Anspruch zu nehmen. Es ist zu wünschen, daß bei weiteren Auflagen, welche dieselben verdienen, gerade die Lebendigkeit der Darstellung, welche an so manchen Stellen angenehm wie ein frischer Hauch berührt, nicht verloren geht. Freilich bedarf noch manches der nachbessernden Hand. So enthält die Topographie der Stadt Rom Ungenauigkeiten; namentlich ist die Karte der Stadt höchst mangelhaft; auch ist diese Karte, da der Atlas antiquus von Kiepert eine viel korrektere und vollständigere bietet, überhaupt nicht notwendig. Wenn auch das Gymnasium unter den höheren Lehranstalten seiner Natur nach vorzugsweise auf eingehende Behandlung der alten Geschichte hingewiesen ist, so hat es doch auch dem Kulturhistorischen in der späteren Geschichte sorgfältige Berücksichtigung zuzuwenden. Dabei darf man nicht zu ängstlich in der Befürchtung sein, daß darunter die „eigentliche Geschichte“ zu sehr leide. Die Kulturgeschichte gehört ebenso gut als die Geschichte der Ereignisse zu der eigentlichen Geschichte, und manches in ihr ist von unendlich höherer Bedeutung als das Faktum, daß in der und der Schlacht so und so viel Tausende tot geschlagen wurden, oder daß weit

* Hauptwerke, wie die von Bernhardy, Teuffel, Bähr, Bergk, Becker, Böckh, Wachsmuth, Hermann sind häufig für den speciellen Zweck zu wenig direkt verwendbar.

„hinten weit in der Türkei", sondern noch weiter hinaus im fernen Orient ein obskurer Staat zusammenbrach, oder eine obskure Dynastie ausstarb.

Bei dem weiten Umfange des Terrains der Geschichte erstreckt sich der historische Unterricht natürlich nicht bloß auf die ihm besonders zugewiesenen Stunden. Was die Geschichte des klassischen Altertums anlangt, ich meine hier Geschichte im weitesten Sinne, so gehört ihr vorwiegend auch der Unterricht im Lateinischen und Griechischen, und dieser wird um so intensiver auf die Bildung der Schüler einwirken können, je mehr sich die Überzeugung geltend macht, daß die Sprache bloß Mittel zum Zwecke ist. Wie die Sprache nicht das Objekt der Philologie ist, sondern vielmehr als solches der Sprachwissenschaft (Glottik, Linguistik) gehört, so ist es auch nicht das Hauptziel des Gymnasiums, seinen Schülern Latein und Griechisch zu lehren und ihnen möglichst viel grammatische Regeln einzuprägen, (denen ja doch nicht bloß unbedeutende Schriftsteller sondern Klassiker ersten Ranges häufig genug Hohn sprechen), sondern ihnen soweit wie möglich den ganzen Bildungsschatz des klassischen Altertumes zu erschließen. Bedenkt man, mit welcher Pedanterie das Sprachliche häufig in den Vordergrund gestellt wird, so kann man sich der Überzeugung kaum verschließen, daß die Sprachkenntnisse eher gefördert werden, wenn diese als das Sekundäre anerkannt werden.

Zu starkes Hervorheben des Grammatischen erzeugt leicht Widerwillen gegen die Grammatik. Wird die Grammatik nur so weit herangezogen, als sie das Verständnis der Klassiker erschließt, so wird sie weit dankbarer aufgenommen und wirkt anregender. Aber man ist auf den verschiedensten Gebieten zu schwer geneigt, das Sekundäre als solches anzuerkennen.

Ich kannte einen alten Müller aus dem Dorfe Hayna im Meiningschen, der wegen schweren Skrupels, den er sich über die Anwendung der media und der tenuis machte, die ja im Königreiche Sachsen sowie im angrenzenden Thüringen und Franken fast nur in der Schrift existieren, beinahe ein Ehrenamt abgelehnt hätte. Seine Erzählung des Faktums lautete,

aus dem fränkischen Dialekt ins Hochdeutsche übertragen, wodurch sie freilich viel an drolliger Originalität verliert, ungefähr folgendermaßen:

Als ich nach der Wahl gerufen wurde, sagte Herr Assessor Rippel: „Hirn, er ist zum Friedensrichter gewählt.“

Da stand ich dort, wie Butter an der Sonne. Endlich sagte ich: „Ja, verzeihen Sie, Herr Assessor. Ich kann lesen und auch schreiben, und ich weiß: Das ist ein weiches d und das ist ein hartes t; aber — ich weiß nicht, wo's hingehört, und — kurz gesagt — daß ich dem Amt nicht gewachsen sei.“

Da sagte aber Herr Assessor Rippel: „Hirn! Seine Hand ist leserlich, und ob Er ein hartes t schreibt oder ein weiches: — das ist einerlei, und — kurz gesagt — daß ich dem Amt gewachsen sei.“

Die letzten Worte sprach er mit Stolz, da er ja auch das erwähnte Amt lange zu Nutz und Frommen der Gemeinde bekleidet hatte. Hätte ich nicht außerdem gewußt, daß der betreffende Assessor ein sehr verständiger Mann war, so hätte ich es schon aus dem erwähnten salomonischen Urteil schließen können. Dasselbe mag wohl etwas zu kühn ausgedrückt erscheinen; aber es hat sehr viel für sich.

Hätte zur Zeit des ersten Napoleon jeder Deutsche so warme Begeisterung für die nationale Sache gehabt, wie der Mann, der damals als „ober Kommendant von Diroll“ in Innsbruck residierte, so wäre dem Vaterlande manche furchtbare Demütigung erspart geblieben. Auch der alte Blücher, der nachdem hauptsächlich das Vaterland von Franzosen rein machte, stand bekanntlich auf ebenso schwerem Kriegsfuße mit der deutschen Rechtschreibung wie mit Napoleon. Aber seine Schriftstücke zeigen unendlich mehr Herz und gesunden Menschenverstand, als manches fein gedrechselte Aktenstück aus jener Zeit. Daß sich Friedrich der Große, Pestalozzi und zum Teil auch Goethe in ähnlichem Kriegsfalle der Orthographie gegenüber befanden, konnte der Bedeutung dieser Männer keinen Eintrag thun.

Selbstverständlich will ich damit keineswegs Propaganda für Vernachlässigung der Orthographie machen. Es gilt mir

nur, zu betonen, wie wichtig die Unterscheidung des Wesentlichen in der menschlichen Bildung von dem Unwesentlicheren ist, und dafür kann man die Beispiele kaum drastig genug wählen. Das Streben, die Schüler höherer Lehranstalten mit möglichst viel positivem Wissen zu erfüllen, läßt das Warnende: „Den Geist dämpfet nicht!“ nur zu leicht vergessen. Man vergißt zu leicht, daß man frische, ideal aufstrebende Jugend vor sich hat. Darüber wird das Gedächtnis des Schülers zuviel mit unnützem Ballast angefüllt und die Pflege des Willens, des Herzens, des Verstandes und der Phantasie vielfach vernachlässigt. Wie mechanisch, schablonenmäßig und geistlos z. B. der lateinische Unterricht an den unteren Gymnasialklassen betrieben zu werden pflegt, kann man aus so manchem weit verbreiteten Unterrichtsbuche ersehen, und man kann sich vorstellen, wie dieser Unterricht ein wahres Kreuz für viele Schüler sein muß. Aber wie soll man's anders machen? Man fange das Lateinische einfach später mit den Schülern an, als es bisher zu geschehen pflegt, und führe sie dann möglichst bald in medias res. Als Ziller noch Gymnasiallehrer war, begann er auch das Griechische mit Homer. Das Handwerk wurde ihm freilich von der vorgesetzten Behörde bald gelegt. Ich bereitete einmal einen vierzehnjährigen Knaben, der vorher weder Latein noch Griechisch gehabt hatte, privatim für das Gymnasium vor und hatte dadurch plein pouvoir, dabei einen von dem gewöhnlichen stark abweichenden Gang einzuschlagen. Die Zeit, in welcher mir es gelang, ihn für Obertertia vorzubereiten, dürfte beinahe unglaublich kurz erscheinen.

Aber nicht bloß in dem lateinischen und griechischen Unterrichte tritt häufig die Überladung des Gedächtnisses mit trockenem Materiale auf Unkosten einer allseitigen belebenden Geistesbildung hervor, und nicht bloß die Gymnasien sind es, die an diesem Übelstande leiden, mehr oder minder kann man es auch bei anderen Bildungsstätten finden. Auch auf der Universität wird nur zu häufig nicht beachtet, daß lebendige Anregung für die Wissenschaft weit höher steht als die Vorführung von gewaltigen Massen an Stoff und an Citaten. Noch heute würde mancher die Hallen der alma mater, wo er früher geweilt hat, kaum

mit viel andächtigeren Gefühlen betreten, als jener Baccalaureus bei Goethe:

> Wars nicht hier, vor so viel Jahren,
> Wo ich, ängstlich und beklommen,
> War als guter Fuchs gekommen,
> Wo ich diesen Bärtigen traute,
> Mich an ihrem Schnack erbaute?
>
> Aus den alten Bücherkrusten
> Logen sie mir, was sie wußten,
> Was sie wußten, selbst nicht glaubten,
> Sich und mir das Leben raubten.

Es wird zu leicht vergessen oder nicht beachtet, daß auch die akademische Jugend noch im Werden begriffen ist, und daß diese keineswegs alles das interessiert, was für den Professor von Interesse ist. Eine weise Auswahl desjenigen wissenschaftlichen Materiales, das wirklich intensiv geistesbildend ist, kann unendlich fruchtbarer wirken, als eine stupende Gelehrsamkeit an sich, und sei es auch die eines Josef Scaliger. Glücklicherweise trifft man es gerade bei so manchem Koryphäen der Wissenschaft, daß er („comme tous hommes de génie, jeune encore dans sa vieillesse“) noch im hohen Alter weit innigere Anregung zu geben vermag, als mancher andere gelehrte Herr, der schon in frühen Jahren zur Mumie vertrocknet.

Die Pedanterie aber kann schon frühe bei der Jugend je nachdem gepflegt oder unterdrückt werden, wenn Dinge von untergeordneter Bedeutung entweder zu sehr in den Vordergrund gestellt, oder wenn sie als nebensächlich behandelt werden.

Ob ich, was die Geschichte anlangt, z. B. schreibe Mithradates oder Mithridates, Vergil oder Virgil, Hus oder Huß, Waldstein oder Wallenstein; ob ich die Geburt Cäsars in das Jahr 102, 100 oder 99 v. Chr., den Beginn der Völkerwanderung in das Jahr 372 oder 375 und die Gründung des Vandalenreiches in das Jahr 439 oder 429 v. Chr. setze, ist allerdings nicht ganz einerlei; aber es sind doch Dinge ohne höhere Bedeutung. Daher hat sie auch der Unterricht, ich will nicht sagen als Adiaphora zu betrachten, — denn es gehört zur Exakt-

heit, sie zu beachten und zu wissen, welches das Richtigere ist, insofern sich dies nachweisen läßt, — aber doch so zu behandeln, daß der Schüler nicht die Meinung gewinnt, als hinge von solchen Dingen das Heil der Welt ab, oder als müsse die Wissenschaft in ihnen aufgehen. Danach dürfte es auch zeitgemäß sein, die Jahre in der griechischen und römischen Geschichte möglichst allgemein nach unserer Zeitrechnung anstatt nach Olympiaden oder nach Jahren der Stadt zu bezeichnen. Vom praktischen Standpunkte aus empfiehlt sich dies jedenfalls. Vom wissenschaftlichen ließe es sich dann allenfalls anfechten, wenn Griechen und Römer in der Blütezeit ihrer Staaten wirklich nach Olympiaden, respektive nach Jahren ab urbe condita gerechnet hätten. Bedenkt man aber, daß die Rechnung nach Olympiaden wie die nach Jahren der Stadt eine verhältnismäßig sehr späte ist, daß die Athener die Jahre nach dem Archon Eponymus, die Spartaner nach dem Ephoros Eponymos, die Argiver nach der Dienstzeit der jeweiligen Priesterin der Here und die Römer nach den Konsuln zu bestimmen pflegten, so erscheint die Sache auch vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. In Schulausgaben von antiken Klassikern wenigstens dürfte die Bezeichnung nach Jahren a. u. c. oder die viel kompliziertere Bestimmung nach Olympiaden den Jahren unserer Zeitrechnung höchstens in Parenthese beigefügt werden.

Da ich nun vom alten Müller Hirn glücklich wieder bei den alten Klassikern angelangt bin, möchte ich ihre intensivere Verwertung für den Geschichtsunterricht spezieller betonen. Einige Historiker, die den Schüler zuerst in die altklassische Litteratur einführen, werden zu früh wieder ganz bei Seite gelegt. Ich denke weniger an Cornelius Nepos. Denn es wird einem schwer, die Überzeugung so scharfsinniger Philologen wie Böckh und Nipperdey zu teilen, daß das Werk, das einen so reichen Fonds von geistiger Pauvretät enthält, wirklich von dem Manne herrühre, der ein Freund von Leuten wie Catull, Cicero und Atticus war, und wir nicht vielmehr ein dürftiges, für Schulzwecke gemachtes Excerpt vor uns haben. Dagegen ist es namentlich Cäsar, der es verdient, für den Geschichtsunterricht

in der obersten Gymnasialklasse, so weit als thunlich erscheint, wieder herangezogen zu werden. Man hat schon mehrfach darauf hingewiesen, daß Cäsar zur Lektüre für die Tertia nicht geeignet sei. Wenn man aber zur Begründung hierfür die Schwierigkeit vieler indirekten Reden oder die nicht leicht verständlichen Beschreibungen militärischer Werke anführt, so ist hiermit keineswegs der wichtigste Grund ins Treffen geführt. Die schwierigsten indirekten Reden lassen sich einfach überschlagen, und die Verbindung mit dem Nachfolgenden läßt sich durch Anführung des Hauptinhaltes dieser Reden vermitteln. Schilderungen wie die von der Rheinbrücke oder von den Belagerungswerken vor Alesia lassen sich durch Zeichnungen oder besser durch plastische Nachbildungen veranschaulichen. Das Mißlichste liegt vielmehr darin, daß gerade die vornehme Einfachheit des „göttlichen Julius" einen besonders gereiften Geschmack verlangt. Wie läßt sich aber von einem Tertianer verlangen, daß er sie auch nur einigermaßen entsprechend zu würdigen weiß, und weshalb sollte man es ihm sonderlich verübeln, wenn sie ihn „kühl bis ans Herz hinan" läßt. Freilich ist auch die Gymnasialprima noch nicht der Ort, wo sich die volle Würdigung dieses Schriftstellers bei den Schülern erzielen läßt; aber diese können hier wenigstens nach ihrem Vermögen die Bedeutung des Schriftstellers schon eher erfassen und die Vorliebe für ihn gewinnen, welche sie veranlassen kann, ihn in gereifteren Jahren wieder zur Hand zu nehmen.

Zwei Historiker will allerdings Böckh wegen der Schwierigkeit, welche die individuelle Interpretation bei ihnen bietet, ganz aus der Schule verbannt und ausschließlich der Universität zugewiesen wissen, Tacitus und Thucydides. Die Praxis hat sich bisher nicht für Böckh entschieden, und es dürfte kaum wünschenswert erscheinen, daß sie dies thäte. Seine Ansicht hätte dann viel für sich, wenn alle Zöglinge des Gymnasiums sich später der Philologie oder der Geschichte widmeten. Da das jedoch nicht der Fall ist, so würde, wenn man Böckh folgen wollte, der größte Teil der studierenden Jugend von der Kenntnis gerade der beiden größten Historiker des klassischen Altertums

ausgeschlossen. Auch kommt in Betracht, daß auch die Universität nicht imstande ist, nur einen dieser Schriftsteller während eines philologischen Quadrienniums oder Quinquenniums erschöpfend zu behandeln. Ist doch vielmehr das Verständnis dieser Schriftsteller überhaupt nur ein relatives, und die verdienstvollen Gelehrten früherer und neuerer Zeit, die einem von ihnen ein spezielles Studium gewidmet haben, wie Lipsius, Gronovius, Ernesti, Ritter, Döderlein, Orelli, Nipperdey, — Elmsley, Poppo, K. W. Krüger, Böhme, Ullrich, Classen, Stahl und viele andere, konnten natürlich nicht zu der Überzeugung durchdringen, daß ihre Ansicht von jeder einzelnen Stelle, auch abgesehen von offenbaren Korruptionen des Textes, die richtige sei. Aber immerhin wird man schon auf dem Gymnasium ausgewählte Patieen aus den beiden großen Historikern zu genügendem Verständnisse bringen können, zumal Tacitus bei seiner idealen Haltung durch das Interesse, das er bei der Jugend hervorruft, die Arbeit erleichtert. Allerdings wird man dem Urteile Böckhs insofern indirekte Berücksichtigung schenken müssen, als große Vorsicht bei der Auswahl der Lektüre geboten ist. Bei Thucydides ist diese Vorsicht besonders den vielen direkten Reden gegenüber angebracht. Namentlich dürfte vor der Lektüre von II, 35—46 zu warnen sein, zumal sich diese Partie schon besonders verlockend gezeigt hat. Von den Werken des Tacitus dürfte am unbedenklichsten die Germania für die Lektüre verwendbar sein, während bei dessen beiden Hauptwerken eine sorgfältige Auswahl geboten erscheint. Was man überhaupt auswählt, verdient bei solchen Schriftstellern eine besonders intensive und geschickte Behandlung.

Bei den Historikern, deren Lektüre derjenigen des Tacitus und Thucydides vorangeht, ist diese Auswahl eine leichtere; aber auch sie verlangt sorgfältige Erwägung. Von diesen Historikern dürften Livius und Herodot besonders geeignet erscheinen, für die geschichtliche Kritik vorzubereiten. Gerade weil das Quellenmaterial, auf welches sich jeder von ihnen stützt, häufig ein unsicheres ist, und weil ihre Quellenkritik ebenfalls bedenklich ist, bieten sie höchst interessante Vergleichungspunkte mit

anderen Geschichtsschreibern, soweit diese dasselbe Material behandeln. In noch höherem Grade gilt dies von Curtius, der sich freilich mehr für die Privatlektüre eignet.

Aber nicht bloß die antiken Historiker können den Geschichtsunterricht wesentlich fördern; auch die Redner des Altertums, sowohl Cicero als die attischen, liefern wichtiges Material zur Behandlung desselben. Ebenso können antike Briefe, besonders die Ciceros und des jüngeren Plinius, wie der über den Ausbruch des Vesuvs* und die über die Christen, die intensivere Behandlung der Geschichte fördern. Auch die Dichter bieten vieles, was zur Verwertung dafür dient. So enthalten die Gedichte des Horaz gar manches, was ohne Erläuterung der historischen Beziehung ohne rechtes Verständnis für den Schüler bleibt, so daß sich dabei Geschichtsunterricht und Interpretation der Dichtung gegenseitig unterstützen können. Natürlich ist dabei darauf zu achten, daß durch die historische Interpretation der poetische Schmelz der Lyrik nicht leide.

Von hoher Wichtigkeit ist auch die Wechselwirkung, die sich zwischen deutschem und geschichtlichem Unterrichte herstellen läßt. Hierbei kommt aber in Betracht, daß, wie das Deutsche auch an anderen öffentlichen Lehranstalten der verschiedensten Kategorieen nicht mit einer überreichen Zahl von Stunden bedacht ist, diesem hochwichtigen Gegenstande auch an den Gymnasien anderen Fächern gegenüber durchaus kein Übermaß von Zeit zuerteilt ist. Man hat daher darauf zu halten, daß bei der Fürsorge für den Geschichtsunterricht der deutsche Unterricht nicht die mindeste Beeinträchtigung erleidet. Findet sich doch auch ganz ungesucht die Gelegenheit, schon auf der unteren Stufe durch Behandlung klassischer Gedichte und Prosastücke von historischem Inhalte die Geschichtskenntnis zu fördern. Für die oberen Klassen bieten die Meisterwerke unserer deutschen Klassiker reiche Gelegenheit, teils durch ihre Behandlung in der Stunde, teils

* Nach der verbreiteten Annahme wurde Plinius d. Ä. ein Opfer seines Forschungsgeistes; nach diesem Briefe seines Neffen zog ihn die Ausübung eines Rettungswerkes ins Verderben.

durch ihre Verwendung für die Privatlektüre, zur Unterstützung des Geschichtsunterrichtes. Bezüglich der Privatlektüre ist es besonders wesentlich, daß der Schüler auf die klassisch geschriebenen Partieen hervorragender historischer deutscher Werke aufmerksam gemacht wird, die für ihn interessant und auch sonst zur Lektüre geeignet sind. Auch kann manches aus der klassischen Prosa und besonders auch aus ausgewählter Dichtung direkte Benutzung für die Geschichtsstunde finden und zu deren besonderen Belebung dienen. Die in die Geschichte verflochtenen Sagen lernt der Schüler zum großen Teil besser aus der Dichtung als durch ihre Aufnahme in die geschichtlichen Vorträge kennen, zumal sich die Poesie gerade der schönsten Sagenstoffe mit Vorliebe bemächtigt hat.

Freilich sollten sowohl im Interesse des Deutschen als der Geschichte nur solche Dichtungen Verwendung zur Förderung des Geschichtsunterrichtes finden, die den Stempel der Vollendung tragen. In den poetischen Anthologieen jedoch, die speziell zur Unterstützung dieses Unterrichtes zusammengestellt sind, kann man eine Menge Gedichte von untergeordnetem Werte finden. Dazu hat zum Teil das Streben nach Vollständigkeit Veranlassung gegeben. Manche Periode der Geschichte ist durch keine hervorragenden Dichtungen verherrlicht worden, während sich ihrer untergeordnete Dichter bemächtigt haben. Für solche Perioden verzichtet man weit besser auf Herbeiziehung der Dichtung für den Geschichtsunterricht. Zum Teil finden auch Gedichte wegen ihrer guten patriotischen Tendenz Aufnahme in solche Anthologieen, ohne daß sie ihr poetisches Gehalt dazu berechtigt. Dies gilt u. a. von Gedichten von Hesekiel, der gewiß ein sehr guter Patriot, aber kein gottbegnadigter Dichter ist. Ferner könnte ich auch ein von Schulbehörden empfohlenes Gedicht für die Sedanfeier als besonderes Muster dafür empfehlen, wie ein vaterländisches Gedicht nicht sein soll, wenn mich nicht die Pietät gegen den mir persönlich ganz unbekannten Dichter zurückhielt, es näher zu bezeichnen. Auch trifft diesen der geringere Vorwurf; aber die Schulbehörden, welche die Empfehlung solcher Gedichte verüben, mögen es vor dem hohen Gotte verantworten,

der den Marsyas eigenhändig skalpierte. Wird die gut gemeinte deutsche und preußische patriotische Dichtung nicht durch poetischen Gehalt und Formvollendung unterstützt, so dürfte sie leicht bedenklicher für das eigene Haus erscheinen, als die böse gemeinte spezifisch bayerische Poesie in Versen wie diese:

„Kohlschwarz is der Teufi,
Schneeweiß is der Tod,
Und schwarzweiß is preußisch.
Davor b'hüt uns Gott!"

oder auch:

„Kennst das Land, wo üppig Steuern blühn,
Im dürren Sand die Heidenröslein glühn,
Berliner Wind aus allen Thoren weht,
Die Mühle still und hoch der Junker steht,
Kennst Du es wohl? Dahin, dahin,
Schwarzweißer Freund, laß uns zusammenziehn.
Kennst Du das Haus mit dem Kasernendach?
Der Tabaksqualm verdunkelt das Gemach,
Und Korporale stehn und sehn Dich an."

u. s. w.

Bei der beträchtlichen Anzahl von wirklich bedeutenden Gedichten sowohl über Stoffe aus der vaterländischen als aus der ausländischen Geschichte, welche unsere Poesie darbietet, liegt das Bedürfnis auch gar nicht vor, zu untergeordneten Dichtungen seine Zuflucht zu nehmen, zumal eine Anzahl historischer Poesieen gar manchem gebildeten Deutschen unbekannt sind. Ich habe mehrmals darauf hingewiesen, daß das Geibelsche Gedicht „Der Tod des Tiberius" nach Gehalt und Form den besten Balladen von Göthe und Schiller würdig zur Seite zu setzen sei. Diejenigen, welche ich auf diese Dichtung aufmerksam machte, fanden nach Lektüre derselben mein Urteil darüber vollständig bestätigt. Zur Zeit unserer großen Klassiker wäre das Erscheinen einer solchen Schöpfung als ein wichtiges Ereignis begrüßt worden. Gegenwärtig wird es entweder kaum beachtet, oder die Dichtung fällt doch leicht der Vergessenheit anheim. So erregte vor Jahren ein anonym in den Zeitungen veröffentliches Gedicht Aufsehen, das in edelster Weise die Gefühle, die vor 1870 in

den Herzen deutscher Patrioten lebten, zum Ausdruck brachte und mit den Worten schloß:

König von Preußen, Du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser auferstehn.

Seitdem habe ich es nicht wieder zu Gesicht bekommen. Man hielt damals wegen der hohen Formvollendung des Gedichtes wie aus anderem Grunde ebenfalls Geibel für den Verfasser. Bodenstedt jedoch, mit dem ich einmal darauf zu sprechen kam, sagte mir, daß es von Dingelstedt herrühre.

(Schluß folgt.)

VI.

Mancherlei.

1. Schulstatistik der Schweiz.

Unter dem Titel „Statistik über das Unterrichtswesen in der Schweiz im Jahre 1881 im Auftrage des schweizerischen Departements des Innern auf den Zeitpunkt der schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 bearbeitet von C. Grob, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich (Verlag von Orell, Füssli und Co. in Zürich)" liegt ein siebenbändiges Werk vor, das sich nach zwei Richtungen hervorthut. Erstens: es ist ein Muster für solche und ähnliche Statistiken, da es seinen Stoff gründlich und ausführlich behandelt und ihm eine außerordentlich leicht übersichtliche Form gibt; zweitens: es gibt uns einen recht wünschenswerten Einblick in das Schulwesen des republikanischen Landes; — dazu ist das stattliche Werk für den billigen Preis von 12 Mark zu erhalten, während man sonst für ähnliche Werke wohl eben so viele Thaler anlegen müßte.

In der zugleich deutsch und französisch gegebenen Vorrede spricht sich Verf. über die Schwierigkeiten aus, vermittelst Fragebogen das Material zu eruieren, und bekennt offen, daß seine

Zahlen über die Schülerzahl nicht überall zuverlässig sind, da trotz mehrfacher Mahnzettel er von einer Reihe von Schuldirektoren gar keine, ungenügende oder abschlägige Anworten erhalten habe; so lesen wir im 6. Teil, daß ein Schulpräsident im Kanton Freiburg auf die zweite Anfrage sich endlich zu der lakonischen Rückäußerung veranlaßt gesehen habe: Cela ne vous regarde pas. Wir haben nur ein Bedauern, daß die im Manuskript vorhanden gewesene Unterscheidung der Schüler nach ihrer Muttersprache aus typographischen Gründen bei den einzelnen Schulen wegbleiben mußte und erst im 6. Teile bei den großen Übersichten in ihr Recht tritt; man hätte sonst geographisch genau ersehen können, wie weit namentlich in den gemischten Kantonen die französische Sprache vorgedrungen ist, ein Umstand, den jeder die Schweiz periodisch Besuchende in für das Deutschtum niederschlagender Weise sich ändern sieht. Da wir des Raumes wegen in allzu genaue Details nicht eingehen können, so müssen wir uns mit großen Übersichten begnügen, wollen aber den Schematismus des Ganzen herzusetzen nicht unterlassen.

Der erste Teil widmet sich der Organisation und den Schulverhältnissen der Primarschulen und enthält, nach Kantonen und Gemeinden geordnet, folgende Rubriken: Die Anzahl der auf einen Lehrer fallenden Schüler oder Schülerinnen in Alltagsschulen und Ergänzungsschulen, Totalsumme der Schüler am 31. März 1882, Absenzen, Schulweg über 3 und über 5 km, wegen Wohnungswechsels im Laufe des Jahres ein- und ausgetretene Schüler, schwachsinnige Kinder unschulpflichtigen Alters, die gar keine Schule besuchen, und die wegen Geistesschwäche vorzeitig entlassen werden mußten, Dispense aus nicht in den Kindern liegenden Gründen, Todesfälle. Die Absenzen scheinen hier ein wunder Punkt zu sein, da die Zahl derselben mit wenigen Ausnahmen eine ziemlich große ist — es scheint, als ob man in dieser Beziehung die gesetzlichen Bestimmungen etwas zu lax handhabe.

Der zweite Teil spricht vom Lehrerpersonal der Privatschulen. Hier sind die Rubriken: Anzahl der Lehrer, Geschlecht, Civilstand (verheiratet, verwitwet, ledig), Stand (weltlich, welt-

geistlich, ordensgeistlich), Vorbildung, Alter, Dienstjahre, Besoldung. In bezug auf Vorbildung wird unterschieden: Bildung auf einem Seminar, einer unteren Mittelschule (Sekundarschule, Realschule, Progymnasium u. dgl.), Gymnasium, Universität, pädagogische Kurse, bloßer Primarunterricht, Selbstunterricht, Privatschule. Hier ist zu bemerken, daß es immerhin noch viele Lehrer und Lehrerinnen gibt, die auf ihren Beruf gar nicht besonders vorbereitet sind. Ferner tritt die eigentümliche Thatsache vors Auge, daß in Graubünden mit wenigen Ausnahmen die Lehrer alljährlich neugewählt werden und daß in anderen Kantonen Lehrerpatente von verschiedener Zeitdauer im Gebrauche sind. Die Barbesoldungen schwanken außerordentlich; sie steigen von 150 bis 3500 Franken.

Der dritte Teil handelt von den ökonomischen Verhältnissen der Privatschulen und dem Arbeitsunterricht der Mädchen. Es wird in bezug auf jede Schule der Wert der Liegenschaften, des Schulfonds und der Wert des Schulmobiliars angegeben, ferner, wie viel seit zehn Jahren auf Schulbauten verwendet worden ist. Daneben finden sich die Einnahmen von seiten der Gemeinden, des Staats, und deren Zinsen, ferner die jährlichen Ausgaben. Hieran schließen sich für die Arbeitsschulen die Zahl der Lehrerinnen, der Schülerinnen, der wöchentlichen Stunden und der Besoldungen. Wir heben hervor, daß die Schulhäuser an vielen Orten auch noch anderen Gemeindezwecken dienen, bisweilen die Schule in Mietslokalen, eventuell im Wirtshause gehalten wird. In bezug auf die Einnahmen herrscht große Verschiedenheit; in mehreren Kantonen gibt es keine Kapitalien für Schulzwecke, in andern reichen die Zinsen noch über die Jahresausgaben hinaus, so daß ein Überschuß bleibt. Das Schulmobiliar ist an vielen Orten sehr dürftig. Auf dem Schulvermögen haften hin und wieder noch Passiva. Der Arbeitsunterricht für Mädchen befindet sich in verschiedenen Kantonen noch im Stadium des Versuchs; als besonderes, von dem übrigen Unterrichte getrenntes methodisiertes Schulfach sind die Herbarien erst in wenigen Kantonen zu Hause. Gemeinden und Private geben für die Primarschule jährlich 14 bis 15 Mill. Fr. aus.

Im vierten Teile finden wir die Kindergärten, Fortbildungsschulen und Privatschulen. Kleinkinderschulen sind in der Westschweiz in viel größerer Anzahl vorhanden, als in der Ostschweiz; in einigen nähert sich die Einrichtung derselben mehr derjenigen von Kinderbewahranstalten. Mehrere Kantone haben gar keine Kindergärten. Nur Genf hat sie obligatorisch eingeführt. An vielen Orten ist die Arbeitslehrerin zugleich die Leiterin der Kindergärten. Anstalten zur praktischen Ausbildung von Kindergärtnerinnen finden sich in der Ostschweiz, z. B. in Zürich und St. Gallen. Fortbildungsschulen sind in Thurgau und Solothurn obligatorisch geworden; in anderen Kantonen ist nur ein Entstehen und Vorgehen zu konstatieren. Im Kanton Tessin gibt es nur Zeichenschulen. Ein großer Fehler in der Organisation derselben, der aus dem Bewußtsein zu entspringen scheint, daß die Primarschule zu wenig leistet, besteht darin, daß sie zu viele Gegenstände in ihren Bereich aufnehmen und deshalb weniger Gründliches leisten können. In bezug auf die Privatschulen haben nicht einmal die Erziehungsdirektoren der Kantone das Recht, statistische Angaben zu verlangen. Die einzelnen Rubriken bei den Kindergärten sind: Beschäftigung (Fröbelsche, teilweise Fröbelsche, Schulunterricht, Spiel, Handarbeiten), Dauer (Wochen im Jahre, Stunden täglich), Kinder (Alter, Zahl: Knaben und Mädchen, Schulgeld: per Monat und ganz und zum Teil befreit), Lehrerinnen (Stand: weltlich oder geistlich, Alter, besondere Ausbildung oder nicht, Besoldung), Einnahmen (vom Staat oder der Gemeinde, von Schulgeldern, von Vereinen oder Privaten, sonstige), Ausgaben, Schulvermögen; namentlich das letztere ist nur in seltenen Fällen vorhanden. Bei den Fortbildungsschulen ergibt die Übersicht: Unterrichtsdauer (Eintrittsalter, Kurse und Abteilungen, Wochen, Stunden per Woche im Sommer und im Winter), Unterrichtsfächer (Deutsch, andere neue Sprachen, Rechnen, Geometrie, Volkswirtschaft, Zeichnen, technisches Zeichnen, Buchführen, weibliche Handarbeiten, Verschiedenes), Schüler (Knaben, Mädchen, Schulgeld), Lehrer (Lehrer, Lehrerinnen, anderer Beruf, wöchentliche Stundenzahl, Besoldung), Ökonomie (Einnahme vom Staat, andere Beiträge,

Ausgaben). Von den Privatschulen haben viele keinen Bericht eingereicht. Sie teilen sich in Primarschulen mit: Unterrichtsdauer (Schuljahre, Stunden per Woche), Schüler (Geschlecht, Heimat), Lehrer (Lehrer, Lehrerinnen, Besoldungen). Sekundar- und Mittelschulen mit: Eintrittsalter, Unterrichtsdauer (Kurse, Wochen), Unterrichtsfächer (Religion, Muttersprache, neue Sprache, alte Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte und Geographie, Schreiben und Zeichnen, Musik, Turnen, Pädagogik, weibliche Handarbeiten, Verschiedenes), Zahl der Schüler und Schülerinnen, Schulgeld, Lehrer (Geschlecht, Stand, Alter, Stundenzahl, Besoldung), ökonomische Verhältnisse (Staatsbeitrag, Ausgaben, Schulvermögen). Die privaten Primarschulen finden sich in allen 25, die privaten Sekundarschulen in 24 Kantonen. Außerdem gibt es vier private Hochschulen, eine Pilgermissionsanstalt in Bettingen, eine evangelische Missionsanstalt, eine evangelische Predigerschule in Basel und eine theologische Lehranstalt in Chur mit denselben Rubriken, wie die vorigen; endlich noch sieben private Musikschulen mit den Rubriken: Schülerzahl nach (7) Instrumenten, Schülerzahl nach (7) Fächern, Zahl der erteilten Stunden nach Instrumenten und Fächern, Zahl der Schüler und Schülerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Besoldungen, Ausgaben, Schulvermögen. Die Musikschulen scheinen sich einer besondern Regsamkeit zu erfreuen.

Der fünfte Teil spricht von mittleren und höheren Schulen. Im allgemeinen neigt sich das Interesse des Schweizers weniger den höheren Schulen zu, als den höheren Volks- (Sekundar-, Real- und Bezirks-) schulen. Das Schema bei den Sekundar- und Bezirksschulen ist dasselbe, wie bei den Privatschulen. Dasselbe ist bei den Mittelschulen der Fall. Zu den Hochschulen rechnet die Statistik außer den vier Universitäten in Bern, Basel, Zürich und Genf das Polytechnikum in Zürich, die dortige Tierarzneischule, die theologische Lehranstalt in Luzern, die école de droit à Fribourg, die académie de Lausanne und die académie de Neuchâtel. Sie gibt hier die Zahl der Hörer (im Ganzen finden sich an den genannten 10 Anstalten auch 48 Hörerinnen) 1881 und 1881/82 mit dem Schulgeld und der

ganzen oder teilweisen Befreiung von demselben — alles nach Fächern gesondert. So gab es 1881/82 auf dem Polytechnikum 593, auf den vier Universitäten 1737 Hörer. Dann werden die Vorlesungen, die wöchentlichen Stundenzahlen derselben, die Unterrichtssprachen (in Zürich werden 3, in Basel 2 Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten) angegeben, die immatrikulierten Schweizer nach Kantonen, die Fremden nach Heimatländern gesondert, die Professoren, Privatdocenten, Assistenten, übrigen Lehrer und Docenten aufgeführt, die Besoldungen der ordentlichen Professoren, die Ausgaben und das Vermögen der Schulen aufgeführt.

Der sechste Teil bringt Übersichten, d. h. er faßt den Inhalt der fünf ersten Teile in größeren Gruppen, zunächst nach Bezirken, dann nach Kantonen zusammen. Uns interessieren nur die letzteren, und wir geben einige Überblicke über die Gesamtschweiz: Am 31. März 1882 befanden sich in den Primarschulen derselben 434 080 Kinder, darunter 218 191 Knaben und 215 889 Mädchen. Davon waren 14 892 Kinder Ausländer. Die Muttersprache war bei 311 271 die deutsche, bei 97 113 die französische, bei 19 864 die italienische, bei 5832 die romanische. Absenzen kamen im Jahre 1881/82 7 778 528 vor. Der Schulweg betrug bei 3225 Schülern über 5, bei 17 132 über 3 km. Schwachsinnige Kinder, die keine Schule besuchten, waren 2021, die gänzlich vom Besuche der Schule befreit waren, 7876 vorhanden (darunter im Kanton Bern 2223, im Kanton Aargau 1424). Todesfälle kamen 1497 vor. Es waren 4386 Schulen vorhanden, darunter 2426 mit einem Lehrer, und 8362 Klassen, darunter 6462 gemischte. Es unterrichteten an den Schulen 5840 Lehrer und 2525 Lehrerinnen — auf jede Lehrkraft kamen etwa 52 Schüler. Unter den Lehrern waren 30 Weltgeistliche und 15 Ordensgeistliche, unter den Lehrerinnen 299 Geistliche Das Alter der Lehrer schwankt zwischen 15 und über 80 Jahre — über 80 Jahr sind nämlich 2, von 71—80 40, von 61—70 306 vorhanden. Bei den Lehrerinnen sind die 12 ältesten 61 bis 70, 90 51—60 Jahre alt. Von 15—20 Jahren zählt man 250 Lehrer und 335 Lehrerinnen. 60 Dienstjahre haben 2

Lehrer, 51—60 32, 41—50 294 Lehrer und 8 Lehrerinnen, 31—40 659 Lehrer und 85 Lehrerinnen hinter sich. Der gesamten Lehrerschaft steht eine Bevölkerungszahl von 2846102 Personen gegenüber, so daß 1 Lehrer auf 340 Einwohner kommt. Die Baarbesoldungen der Lehrer betrugen 7608694, der Lehrerinnen 2074560, die Accidenzien resp. 686775 und 179270 Franken, im Durchschnitt für den Lehrer 1419, für die Lehrerin 901 Franken. Die größte Ausgabe für die Lehrkräfte fällt auf Bern mit 2375214, dann Zürich mit 1381258 und Waadt mit 1200395 Franken; die größte Durchschnittsbesoldung gibt Zürich, 2228 Franken für den Lehrer, 1805 für die Lehrerin. Unter den Lehrkräften sind 17 auf Universitäten, 63 auf Gymnasien, 85 in Privatschulen ausgebildet. Die Totalausgabe für Schulzwecke beträgt jährlich 14781616, das Schulvermögen total 137534597 Franken. Die Sekundarschulen, deren Anzahl 413 (darunter 283 gemischte) betrug, besuchten 11155 Knaben und 8976 Mädchen; es wirkten daran 1216 Lehrer (958 Laien, 244 Weltgeistliche, 14 Ordensgeistliche) und 232 Lehrerinnen (200 Laien, 32 Ordensgeistliche) mit einer jährlichen Besoldung von 2370180 Franken. Die Totalausgaben betrugen 2136514 Franken, das Schulvermögen 9077720 Franken. Die 102 Mittelschulen (Gymnasien, Industrieschulen, Lehrerseminarien, Mädchenschulen) wurden von 9492 Schülern und 2093 Schülerinnen besucht. An den 10 Hochschulen waren 1808 Schweizer immatrikuliert. An sämtlichen anderen Schulen (auch Privatschulen) eingerechnet, gab es 272039 Schüler und 244896 Schülerinnen, zusammen 516925. Aus dem Vergleiche zwischen den Jahren 1871 und 1881 entnehmen wir, daß das gesamte Schulwesen in bezug auf die in Zahlen auszudrückenden Verhältnisse sich erheblich gebessert hat, aber auch, daß nach allen Richtungen hin noch viel zu thun ist. So fällt unter der Rubrik „Vorbildung der 8365 Lehrkräfte an Primarschulen“, nachdem alle Arten von Schulanstalten und auch die Kurse erschöpft, auch die 85 nur auf Primarschulen vorgebildeten genannt sind, daß es außerdem noch 280 „anders“ vorgebildete Kräfte gibt; dies „anders“ er-

scheint uns sehr verdächtig, wir fürchten, es heißt: gar nicht vorgebildet!

Der siebente Teil endlich bringt die Zusammenstellung aller schulgesetzlichen Bestimmungen des Bundes und der Kantone, von Dr. O. Kunziker, Seminarlehrer in Küßnacht, ein durchaus erschöpfendes und höchst instruktives Werk, aus welchem der Schweizer leicht ersehen kann, wo noch zu thun ist.

Ein Vergleich der vorliegenden Gelegenheit der Züricher Ausstellung von 1883 von Grob verfaßten mit der von Prof. Dr. Kinkelin in Basel für die Wiener Weltausstellung von 1873 besorgten ersten schweizerischen Schulstatistik legt ehrenhaftes Zeugnis ab für den Fleiß und Eifer des neuen Herausgebers und zeigt die großen Fortschritte der Statistik seit 10 Jahren; hoffentlich wird die dritte gar keine Lücken mehr aufzuweisen haben. Für Deutschland aber fehlt leider ein entsprechendes Werk noch ganz und gar; höchstens sind für einzelne Länder die ersten Anfänge gemacht worden. A. L.

2. Mnemosyne.

Unter dem Titel „Mnemosyne", Organ für Gedächtniskunst, wird die Verlagshandlung von Julius Klinkhardt in Leipzig, Berlin und Wien in Kürze eine in zwanglosen Heften erscheinende Zeitschrift herausgeben, welche es sich zur Aufgabe macht, die Gedächtniskunst in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Wichtigkeit dieser Kunst, welche bisher in ein ziemliches Dunkel gehüllt war, wird wohl ein jeder anerkennen, dessen Beruf und Stellung ein gutes Gedächtnis erfordert; namentlich dürften aber junge Leute als Abiturienten, Aspiranten des Einjährig-Freiwilligen-Examens bei ihrem Studium in dem Organe in vielen Fällen einen treuen Führer und Berater finden. Wir glauben im Interesse sämtlicher Leser unserer Zeitschrift zu handeln, wenn wir sie auf das Unternehmen hinweisen; dasselbe ist zunächst auf sechs zwanglos erscheinende Hefte à 80 Pfennig geplant.

VII.

Rezensionen.

1) Rechenpraktik oder das abgekürzte Rechnen zum Gebrauche in Schulen und im Geschäftsverkehr von W. Fr. Landmesser, Großh.. Kreisschulinspektor zu Bensheim. Zweite ganz umgearb. Aufl. Weinheim, 1883. Verlag von Fr. Ackermann.

Die Praxis der Schule und des Lebens drängt uns zur Befolgung des Grundsatzes, das Rechnen mehr eine Kopf- als eine Handarbeit werden zu lassen und mehr mit Zahlen als mit den Zeichen für dieselben zu rechnen. Soll aber mehr das Zahlen- als das Zifferrechnen geübt werden, so muß der Schüler die Zahl ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach aufgefaßt haben, um mit derselben auch gewandt und sicher operieren zu können. Dazu kommt noch, daß sich in unserer rasch vorwärts strebenden Zeit die Anforderungen an die lernende Jugend nicht unerheblich gemehrt haben, während die Unterrichtszeit eine gleiche Erweiterung nicht erfahren darf. Die Aufgabe des Rechenunterrichts ist eine viel zu hohe, als daß hier eine Beschränkung angeraten werden könnte; eine Erleichterung dürfte nur in der Vereinfachung der Behandlung anzustreben sein. Das Rechnen mit Zahlen und die Entbürdung der lernenden Jugend strebt der Verf. in seinem gut ausgestatteten Buche in einer Weise an, so daß dieses über die Mehrzahl der anderen Rechenbücher, welche der Strom der Gegenwart an die Oberfläche gespült hat, weit hervorragt. Methodik und Technik des Rechenunterrichts sind darin in gleicher Weise bereichert. Indem der Verf. altbewährte klassische, aber leider in vielen Schulen und Lehrbüchern nahezu abhanden gekommene psychologische Prinzipien in ein neues Licht setzt, bringt er an die Stelle der in den Rechenbüchern immer noch eine große Rolle spielenden Katheteraufgaben solche von praktischer Bedeutung, überall an die aus dem Verkehrsleben sich herausgebildeten feststehenden Zahlen anknüpfend. Die aus der Natur der Zahlen abgeleiteten Abkürzungen, welche bei der Einheits- und der Zerfällungs-

methode angewendet werden können, sind hier auf die vier Spezies, die Zweisatzrechnungen und den Kettensatz ausgedehnt; in ganz vorzüglicher Weise ist die Prozentrechnung, Kontokurrentstellung behandelt. Der Anhang enthält außer anderen dem Schulmanne willkommenen Beigaben auch eine Reihe merkwürdiger Eigenschaften von Zahlen in eingehender Behandlung. Wir können nach allseitiger Prüfung die „Rechenpraktik", in welcher wir den Verf. als guten Methodiker und tüchtigen Schulmann kennen lernen, den Schullehrer-Seminarien, Präparandenschulen, Realschulen, höheren Bürgerschulen, den gehobenen Volks- und Fortbildungsschulen und den Geschäftsleuten auf das wärmste empfehlen. B.

2) Syntax und Formenlehre der neufranzösischen Sprache auf Grund des Lateinischen dargestellt von Dr. Karl Ploetz. Fünfte Auflage. 1882.

3) Übungen zur Erlernung der französischen Syntax ꝛc. von Dr. Karl Ploetz. Siebente Auflage. 1883.

Wir begnügen uns damit, die neuerschienenen Auflagen der beiden bekannten und weitverbreiteten Schulbücher anzuzeigen. Beide Bücher haben, wie die übrigen Ploetzschen Schulbücher, willkommene Änderungen hinsichtlich der Form erfahren: größeres Format und größere, klare Typen. Die in den älteren Auflagen der „Syntaktischen Übungen" überaus störenden falschen Citate aus der Syntax sind überall berichtigt. Die neuen Auflagen sind von den beiden Söhnen des leider zu früh verstorbenen Verfassers besorgt worden. Der Neuherausgeber der „Übungen", Herr Dr. Gustav Ploetz, Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld, hat, mit Ausnahme eines von ihm ausgemerzten Stückes, welches er durch ein anderes ersetzt hat, keine wesentlichen Änderungen für notwendig erachtet. Die Anmerkungen finden sich an mehreren Stellen vereinfacht. Wir verweisen auf die Vorrede, in welcher Dr. G. Ploetz die Vorwürfe des Herausgebers eines neuen französischen Übungsbuches, welch erstere sich gegen die Auswahl der Stücke und gegen die Anmerkungen in den

Ploetzschen Übungen richten, in verständiger und maßvoller Weise widerlegt. Wir werden gleich darauf zurückkommen.

4) Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Nebst einer, der römischen, mittelalterlichen und neueren Geschichte entnommenen, speziell für den historischen Aufsatz zusammengestellten Phraseologie. Von Dr. Emil Burger, Oberlehrer am Realgymnasium am Zwinger in Breslau. Berlin 1883. Verlag von Julius Springer.

Diese Übungen unterscheiden sich von manchen Büchern ähnlicher Richtung durch eine gewisse Eleganz des Stils. Dieses Streben nach Schwung und Rundung zwingt den Verfasser natürlich, in einem angehängten Vokabularium, welchem er die Bedeutung einer Phraseologie zuerkennt, ganze, zum Teil lange Sätze ins Französische zu übertragen. Hier und da, besonders im Anfang, ist der Charakter einer Phraseologie durch Variirungen gewahrt (vgl. pag. 140 atteindre pag. 161 arrêter), im ganzen und großen aber unterscheidet sich diese Phraseologie von einem Vokabularium nur dadurch, daß sie manches Überflüssige und Selbstverständliche an die Hand gibt. Wir haben hier nur „die Verlegenheit der Wahl", pag. 141. Er hat das Ziel nicht erreicht, il n'a pas atteint le but. Nach Vollkommenheit streben, tendre à la perfection. Die den Feinden abgenommene reiche Beute, les riches dépouilles enlevées aux ennemis. Der Krieg erzeugt Tugenden, la guerre enfante des vertus. Man hat seine Bitte, seine Forderung, seine Ratschläge verworfen, on a rejeté sa prière, sa demande, ses avis. Die thätigste Überwachung der Küsten ausüben, exercer la surveillance la plus active des côtes u. s. w. u. s. w. Hierzu kommen noch manche Vokabeln im Text, sowie phraseologische Wendungen, wie z. B. berauben faire perdre, Truppen gingen zu ihm über . . . passèrent sous son commandement, niedergeworfene Herrschergröße grande infortune. Es ist nicht ersichtlich, warum derlei Übertragungen nicht auch hinten in

1883. Reichardt. 71 S. 40 Pf. Mit liebevollem Sinne für Jugend und Volk bearbeitet. — 5) Doktor Martin Luther. Volksbuch von Professor Doktor der Theologie M. Baumgarten. Mit 3 Portr. Rostock und Ludwigslust, 1883. Hinstorff. 6 und 204 S. 1,50 M. Ein achtbares, gutes Volksbuch, bei weitem das beste der erwähnten, im bekannten Sinne und Geiste des Verf., welcher sagt: Luther nimmt keinen andern Dank an, als die Nachfolge in seiner Gesinnung und seinem Wandel, körnig und kräftig im Gefühl der Pietät und mit voller Wahrheitsliebe geschrieben. (Zugleich hat der Verf. in einem Schriftchen: das Lutherfest und die mecklenburg-schwerinsche Landeskirche, ebenda. 1883. 82 S. 1 M. das mecklenburgische Luthertum an der Hand der Erfahrungen, die er dort gemacht, einer vernichtenden Kritik unterzogen.) — 6) Luther als Pädagoge. Eine Festgabe an Eltern und Lehrer von L. Heinemann. Braunschweig, 1883. Bruhn. 4 und 91 S. 1 M. In übersichtlicher Zusammenstellung bietet Verf. Luthers körnige und tiefsinnige Aussprüche über die Jugenderziehung und stellt ihn selbst als Muster eines Erziehers innerhalb seiner Familie dar; eine recht dankenswerte Festgabe. L.

6) Unterredungen über siebzehn für die Volksschule ausgewählte Gleichnisreden Jesu. Ein praktisches Handbuch für Seminaristen und Volksschullehrer. Von Tuiscon Rotteck. Hildburghausen, 1883. Gadow und Sohn. 8 und 126 S. 1,20 M.

Die Gleichnisse Christi bieten so vielen trefflichen Stoff zur Erziehung, daß eine Behandlung derselben, welche die Hauptwahrheiten, die sich daraus entwickeln lassen, deutlich hervorhebt, immer fruchtbar sein muß. In dem vorliegenden Werke ist nun alles recht sauber gegliedert und durch Erläuterungen und Auswickelungen des Inhalts klar gemacht, so daß wir es gern als zu Unterrichtszwecken vorzüglich geeignet empfehlen wollen.

V. D.

7) Handlexikon der Tonkunst. Herausgegeben von Dr. August Reißmann. Berlin, Oppenheim. 10 M.

Uns liegen die Lieferungen 14—20 und damit der Schluß des Werkes vor. Was wir schon an dem Handlexikon rühmend hervorhoben, daß es in gedrängter Kürze alle Resultate des großen Konversationslexikons darbringt, daß es auf der Höhe der Wissenschaft steht und eine solche Fülle von Notizen gibt, daß es den nicht gerade ex professo Musik Treibenden in keinem Falle im Stiche läßt, ja auch dem Musiker von Fach in den Dingen seiner Kunst wenigstens gründlichen und grundlegenden Unterricht erteilt, können wir dem Werke bis zum Schlusse nachrühmen. Es ist nunmehr ein notwendiges Hülfsmittel und eine Zierde unter den Werken des Musikers geworden. Es schließt mit S. 632 ab. G.

8) Musiktheorie, enthaltend Elementar-, Harmonie- und Formenlehre. Bearbeitet von Th. Drath. 2. Aufl. I. Teil, 4 und 106 S. II. Teil, 244 S. Berlin, Stubenrauch.

Draths Werk ist für jeden Musikbeflissenen eine sichere Handhabe, um sich zu orientieren, zu belehren und nachzuschlagen. In eminentem Sinne übersichtlich, kurz und gedrungen, hebt es die genetische Grundlage jedes Zweigs der Theorie hervor, definiert die Begriffe scharf, gibt einen Überblick über die abendländische Musikgeschichte und bietet im zweiten Teile eine reichhaltige Sammlung von Beispielen und Aufgaben, welche die Theorie erläutern und die Übung befördern. Wegen seiner hervorragenden Darstellung und seiner Reichhaltigkeit empfiehlt es sich dem ernsteren Studium von selbst aufs beste.

G.

9) Sammlung drei- und vierstimmiger Lieder für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von J. Corsenn. Harburg, Elkan. 8 und 181 S. 1,25 M.

In recht guter Auswahl bietet das Werkchen 60 dreistimmige und 106 vierstimmige, teils weltliche, teils religiöse

Lieder. Es sind alte gute Bekannte, die hier wiederkehren; was die Sammlung besonders auszeichnet, ist, daß die Ausführung nicht allzugroße Anforderungen stellt. Dennoch wird sie an manchen Schulen sehr willkommen sein, zumal, wenn der Baß, wie dies vorkommt, einmal fehlt, die dreistimmigen Lieder verwandt werden können — wir möchten dem Werke gute Verbreitung prognostizieren. G.

10) Lieder-Perlen deutscher Tonkunst. Ausgewählte Lieder und Gesänge in dreistimmiger Bearbeitung. Gesammelt, teilweise bearbeitet von Karl Seitz. Op. 62. 2 Hefte. I. 90 weltliche Lieder und Gesänge, 6 und 112 S. II. 60 geistliche Lieder und Gesänge, 4 und 112 S. à Heft 1,50 Mark. Nürnberg, Büching. 2. Ausg.

Recht anspruchslos treten diese Hefte auf; aber ihr Inhalt ist ein hervorragend guter. Schon der dreistimmige Satz für 2 Soprane (Tenore) und 1 Alt (Baß) hat etwas für Zwecke der Schulen durchaus Willkommenes. Der Herausgeber hat im ersten Hefte von 55, im zweiten von 37 Gesängen den größten Teil arrangiert; die übrigen sind dreistimmig komponiert — 11 erscheinen hier zuerst gedruckt. Der Inhalt ist mannigfaltig, der Satz rein, klassisches und modernes wird geboten, Tempi und Vortragsbezeichnungen sind genau angegeben — kurz, das Buch rangiert neben den besten ähnlicher Art. G.

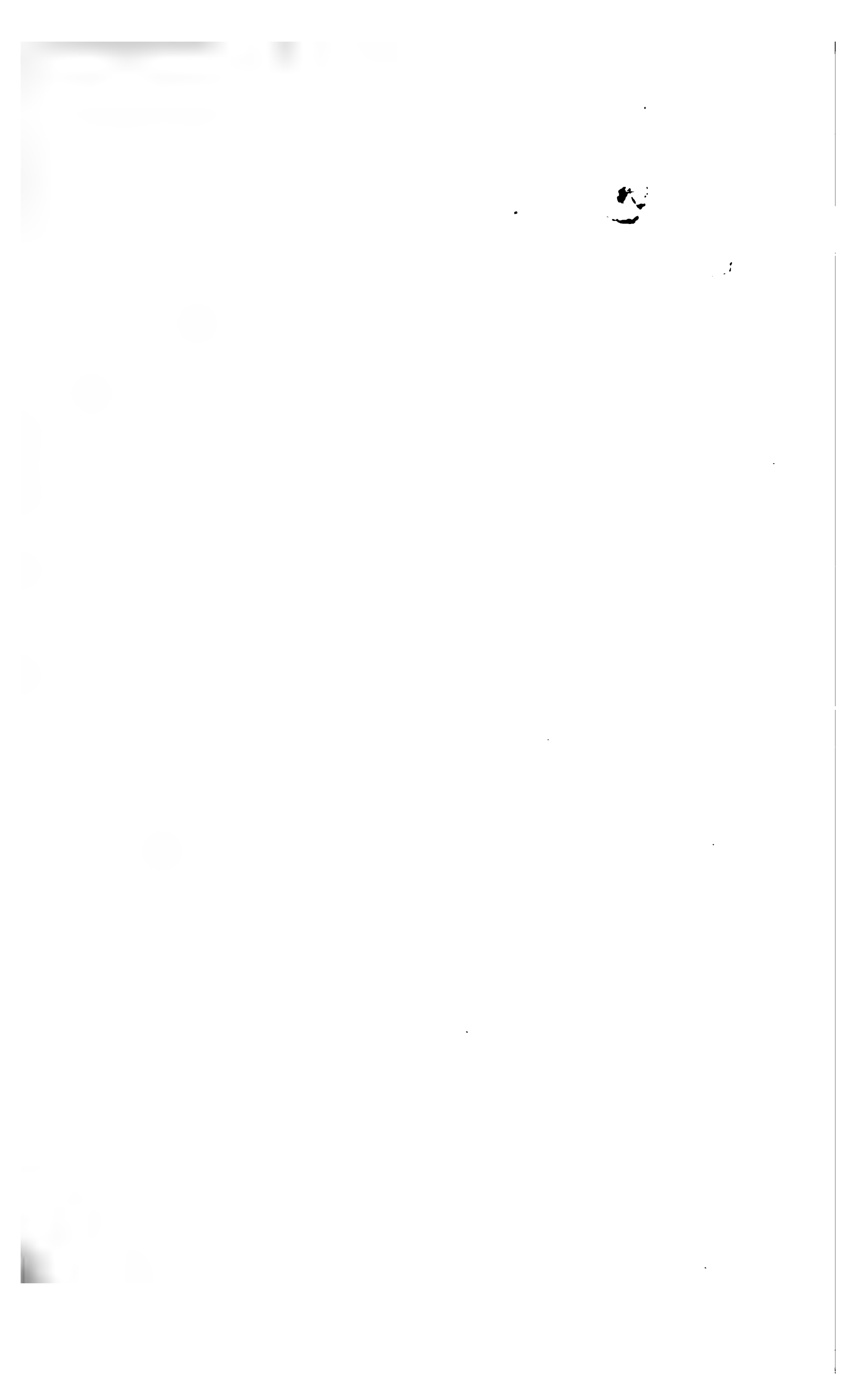
Zur Nachricht für die Leser.

Durch den am 10. Januar d. J. erfolgten Tod des bisherigen Herausgebers dieser Blätter, Herrn Dr. **Wichard Lange,** ist eine Verspätung in dem Erscheinen des vorliegenden Heftes entstanden, welche die geehrten Leser gütigst entschuldigen wollen. Eine weitere Störung wird nicht eintreten, da sich auf Wunsch des Verlegers das **Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung“** in Berlin entschlossen hat, von gegenwärtigem zweiten Hefte an, dessen erste Bogen noch von dem Verstorbenen redigiert worden sind, die Redaktion fortzuführen, bis ein neuer Herausgeber gewonnen sein wird. Vorläufig müssen wir uns in vorliegendem Hefte auf einige kurze Mitteilungen über das unvermutete Hinscheiden des um die Herausgabe unserer Blätter so vielfach verdienten Mannes beschränken; einen ausführlichen Nekrolog wird das dritte Heft des laufenden Jahrganges unserer Zeitschrift bringen.

Die Verlagsbuchhandlung von

Moritz Diesterweg.

Frankfurt a. M., 15. März 1884.



Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung" in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft II.
(März — April.)



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

I.

Die Autonomie der modernen Pädagogik,

d. i. der durch unsere schöpferischen Pädagogen begründeten deutschen Pädagogik wird gegenwärtig wieder theoretisch und praktisch in Frage gestellt. Schreiber dieses sah die rückläufige Bewegung schon vor einem Jahrzehnt voraus und hielt es daher für notwendig und geraten, im Jahre 1869 auf der zu Kassel tagenden allgemeinen deutschen Lehrerversammlung an die Fundamentalsätze der heutigen erziehlichen Theorie und Praxis zu erinnern. Da der Vortrag allseitig beifällig aufgenommen wurde, ließ ich ihn in einem Separatabdrucke bei Paul Schettler in Köthen erscheinen. Der Inhalt jener Broschüre ist gegenwärtig nicht nur nicht antiquiert, sondern die augenblickliche Zeitströmung zwingt fast zum erneuten Nachdenken über die darin behandelte Materie.

Die konsequente, unerbittliche und unversöhnliche Gegnerin, ja Feindin der modernen Pädagogik ist und bleibt die autoritative Kirche, z. B. der Katholicismus in derjenigen einheitlichen Gestaltung, welche man gewöhnlich den Ultramontanismus zu nennen pflegt. Eduard v. Hartmann charakterisiert sie in seinem umfassenden Werke „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" also: „Sie beansprucht absolute Autorität. . . . Die Jugenderziehung betrachtet sie als ihr alleiniges unveräußerliches Recht und Schule und Familie nur als ihre Mandatare, welche stets ihrer Aufsicht und Direktion unterstellt bleiben müssen. In dem Staate sieht sie nur den Landsknecht, der ihr

zu Ehren behufs ihrer Verbreitung nach außen Kriege führt, und den Gendarm oder Büttel, der nach innen für die gewaltsame Vollstreckung ihrer Anordnungen Sorge trägt, bestreitet dagegen jede Macht des Staats, ihrer Autorität als eine koordinierte Autorität gegenüber zu treten und auf legislatorischem Wege die streitigen Grenzen des staatlichen und kirchlichen Gebiets festzustellen. Metaphysisch leitet sie zwar ihre eigene Autorität von der höheren Autorität Gottes und dessen ausdrücklicher Autorisation zu seiner Vertretung auf Erden ab; als geschichtliche Erscheinung in der Menschheit und für die Menschheit stellt sie aber ihre eigene Autorität als den Ausgangspunkt, als die erste und höchste Autorität hin, indem sie verbietet, die Existenz eines Gottes und die Thatsache ihrer Autorisation durch denselben auf andere Gründe hin anzunehmen als allein auf ihr autoritatives Zeugnis, — indem sie sich also jeden Versuch einer andern Legitimierung ihrer Autorität als durch ihre Autorität selbst verbittet. Auch dadurch stellt die Kirche ihre Autorität thatsächlich über die göttliche, daß sie sich nach der offiziell gültigen Lehre der Jesuiten die Befugnis zuschreibt, nicht nur von ihren eigenen, sondern auch von manchen göttlichen Geboten und von allgemeinen Moralgesetzen Gottes für bestimmte Fälle zu dispensieren. Selbstverständlich kann die Kirche sich solche, den Menschen gegenüber absolute Autorität nur beimessen, wenn sie sich für unfehlbar erklärt, und das Mißliche einer in Majorität und Minorität zerspaltenen Koncilsunfehlbarkeit muß notwendig dahin führen, die Unfehlbarkeit auf den Einen obersten Willen zu verdichten, in welchem der Organismus der hierarchischen Zentralisation sich zuspitzt. Die neueste Entwicklungsphase des Katholicismus, die vom Dalai-Lamismus schon lange erreicht war, ist daher garnichts als die notwendige Konsequenz des Prinzips der autoritativen Kirche und hat mit christlich-dogmatischen Fragen nur scheinbar Berührung. — Das Moralprinzip der kirchlichen Autorität erklärt nur eins für sittlich oder unsittlich: den Gehorsam oder Ungehorsam gegen die Vorschriften der Kirche." Ein solches Moralprinzip aber kann selbstverständlich von der Erziehung auch nur eins

fordern, daß sie nämlich die Jugend heranbilde zu diesem Gehorsam und alles vermeide und hinwegzuräumen suche, was den Erfolg einer derartigen Erziehung beeinträchtigen oder gar vollständig in Frage stellen könnte; die autoritative Kirche sucht ihr, der Erziehung, also den Stempel gänzlicher Heteronomie aufzudrücken, und sie selbst hat in der jesuitischen Novizenerziehung, von der in der Geschichte der Pädagogik von Schmidt-Lange (III. Band — eben in 4. Auflage erschienen) ausführlich die Rede ist, ein vollendetes Muster geliefert.

Leute, welche der autoritativen Kirche aus Überzeugung oder aus irgendwelchen politischen oder praktischen Gründen anhängen, verlangen nicht allein, daß die Hierarchie dem religiösen Unterricht direkt oder indirekt seine Gestaltung verleiht, sondern auch, daß sie im Schulregimente mitzureden und mitzubestimmen habe, wo überall katholische Kinder erzogen und unterrichtet werden. Sie verwerfen und bekämpfen die Simultanschule strikter und laxer Observanz, d. h. nicht allein die Simultanschule ohne Religionsunterricht, sondern auch diejenige, in welchen die Kinder verschiedener Konfession zwar nebeneinander sitzen und in den Wissenschaften gemeinschaftlich unterrichtet werden, aber gesonderten Religionsunterricht von Lehrern ihrer Konfession erhalten. Sie wollen also nicht einmal, daß die Kinder verschiedener Konfessionen sich auf den Schulbänken kennen, achten und im besten Falle lieben lernen, wollen nicht, daß dem katholischen Kinde ad oculos demonstriert werde, ein protestantisches könne auch artig, gesittet und liebevoll, aufrichtig, bieder, treu und fleißig sein, und umgekehrt. Auch schon deswegen ist ihnen die Simultanschule ein Greuel, weil, wie sie sagen, a l l e r Unterricht vom religiösen Geiste getragen und durchdrungen werden müsse, will bedeuten: aus dem Unterricht und dem Schulleben alles entfernt werden müsse, was dem Gehorsam gegen die Vorschriften der Kirche einmal gefährlich werden könnte. Dahin gehört vor allem die ungefälschte naturwissenschaftliche und historische Erkenntnis. Auch das methodische Prinzip der modernen Pädagogik, nach welchem die Jugend die Wahrheiten, welche ihr geboten werden, auf induktivem Wege sich zu eigen machen und

sie also gewissermaßen aufs neue entdecken soll, ist gefährlich und muß, wo das konsequente Autoritätsprinzip seinen Scepter schwingt, der anlernenden, nachbetenden und memorierenden, der dogmatischen Lehrart den Platz einräumen.

Weniger feindlich gegen die Autonomie der Pädagogik verhält sich der Protestantismus. Es gibt zwar bekanntlich auch eine katholisierende protestantische Richtung, eine schwächliche Nachahmung der eigentlichen und konsequenten autoritativen Kirche (und sie scheint gegenwärtig im Rohre zu sitzen und die Pfeifen zu schneiden); da sie sich aber nicht auf das eigentliche Prinzip des Protestantismus stützt, kann ihr dominierender Einfluß immer nur ein ephemerer sein. Der Protestantismus hat das Moralprinzip des göttlichen Willens. Dieser Wille aber spricht sich aus in der Bibel und muß von ihm vermittelst eigener Forschung erkannt werden. Sein Verhältnis zum Katholicismus charakterisiert E. von Hartmann also: „Der ganze Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus spitzt sich darin zu, daß das zweifelnde und schuldbeladene Gewissen des Katholiken sich durch die Vermittlung des Beichtigers an die K i r c h e, das der Protestanten sich an G o t t wendet, um den verlorenen Frieden wieder zu gewinnen. Der Katholik hat sich nur um Befolgung der Vorschriften der Kirche zu kümmern; aber es ist dafür auch nicht seine Sache, sondern Sache der Kirche, für sein Seelenheil zu sorgen. Der Protestant weiß, daß niemand auf der Welt für sein Seelenheil sorgen kann, wenn er es nicht selber thut und seinen Frieden mit Gott persönlich schließt. Der Katholik braucht sich mit keinem Zweifel über Recht und Unrecht zu beunruhigen, weil die Kirche sie ihm schlichtet; der Protestant muß zweifeln und forschen bis an sein Ende, um den Willen Gottes recht zu erkennen. Der Katholik weiß nach empfangener Absolution ganz genau, daß er um dieser erledigten Sünde willen vor dem Jenseits nicht mehr zu zittern braucht, und kann sich vollkommen beruhigt zu Tische setzen; der Protestant kann immer nur hoffen, niemals wissen, ob Gottes Gnade sich seiner erbarmen wird. Der Katholik braucht nur offen und ohne Rückhalt zu beichten und kann seinem Beichtiger

die Beurteilung seines Thuns überlassen; der Protestant hingegen ist nicht nur sein eigener Ausleger des göttlichen Willens, sondern auch sein eigener Wächter, Beaufsichtiger, Beurteiler und Richter, denn nur er selber, niemand anders muß das Facit ziehen, ob ihm Hoffnung auf Gottes Gnade vergönnt sei oder nicht. . . . Darin liegt die eigentümliche Bedeutung des Protestantismus, daß er wie in jeder andern, so auch in ethischer Hinsicht prinzipielle Halbheit und Doppelheit ist. — Er ist, indem er den Willen Gottes als alleiniges Moralprinzip aufstellt, zunächst völlig heteronom; indem er aber jedes offizielle Organ zur Interpretation des göttlichen Willens und jede Verbriefung der Sündenvergebung beseitigt und den Menschen auf sein eigenes Urteil über den Willen Gottes und den sittlichen Wert seines eigenen Handelns stellt, führt er bereits ein Moment relativer Autonomie ein, das bei fortschreitender Intelligenz und Kultur notwendig zum Siege gelangen muß."

Die Bibel, auf die der Protestant in Glaubenssachen allein angewiesen ist, enthüllt sich dem scharfen Forscherblick als ein Werk, das notwendig den Grundsätzen historischer, philologischer, philosophisch und ästhetisch-litterarischer Kritik unterworfen werden muß, weil es Widersprüche aller Art und moralische Auslassungen von sehr verschiedenem Werte enthält. Daher wurde notwendig die freie protestantische Bibel-Forschung, welche die Freiheit aller wissenschaftlichen Forschung im Gefolge haben muß und wirklich gehabt hat. Wo aber freie Bibelforschung und freie wissenschaftliche Forschung überhaupt geboten erscheint sowohl für die Männer der Wissenschaft, als auch in Folge der Proklamation allgemeinen Priestertums für jeden einzelnen, da versteht es sich von selbst, daß es verschiedene theologische und kirchliche Richtungen geben muß. Man versteht auch, weshalb ein freisinniger und genialer protestantischer Geistlicher — ich meine den ehemaligen Probst Dr. Krause — zu einer Überzeugung kommen muß, der er mir gegenüber ungefähr folgenden Ausdruck gab: Ganz orthodox im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, ist keinem wissenschaftlich gebildeten protestantischen Theologen mehr möglich. Laßt die dem Namen nach Orthodoxen

sich zusammenhängend über „Gottes Wort“ äußern, und ich denunziere sie euch alle.

Bei dieser Sachlage kann die Gegensätzlichkeit zwischen Protestantismus und der Autonomie der Pädagogik keine große mehr sein. Es kann dem Protestantismus unmöglich einfallen, den wissenschaftlichen Schulunterricht irgendwie einzuschränken oder gar eine theologische Färbung desselben zu verlangen. Nur eins kann und wird er verlangen, daß nämlich nur das gelehrt werde, was von der Wissenschaft als eine wirklich unbestreitbare Wahrheit betrachtet wird. In dieser Forderung aber befindet er sich in vollständiger Übereinstimmung mit der Pädagogik. Demnach kann und wird er auch nicht mehr fordern, daß der religiöse Geist allen Unterricht durchdringe, wie die Formel bei den Ultramontanen heiße. Die Anregung und Entwicklung der Religiösität wird er freilich der Jugenderziehung nicht erlassen wollen. Aber auch damit tritt er nicht in Gegensatz weder zu den Forderungen der Pädagogik noch zu den Lehren tiefsinniger, die Klippe des Materialismus geschickt umsegelnder philosophisch-ethischer Systeme. Denn diese leugnen nicht, daß sich auch der letzte und höchste Lebenskreis, das Absolute oder Göttliche in der individuellen Menschenseele ankündigt und bemerkbar macht. Der bekannte originell denkende Anton-Rée z. B. zieht in seinen „Wanderungen auf dem Gebiete der Ethik“ die religiöse Anlage im Menschen von vornherein in den Kreis seiner Betrachtung und sucht diese seine Anschauung dem allgemeinen Verständnisse dadurch nahe zu bringen, daß er vergleichsweise auf die in jedem Naturkörper sich geltend machenden Kräften hinweist. Im Stein z. B., so sagt er, hält die Cohäsion der Atome zusammen; der Stein wird aber auch angezogen von der Erde und zieht sie wieder an; endlich dreht er sich mit ihr um die Sonne und folgt damit einem allgemeinen kosmischen Gesetze. So wirkt im Einzelmenschen die das Individuum zusammenhaltende Kraft der Eigenliebe gleich der Cohäsion im Steine; so wird das zureichend beanlagte Einzelwesen hingezogen zur Menschheit und zieht sie wieder an, und endlich kündigt sich in ihm auch das einheitliche Leben im All an, wie im Stein das allgemeine kosmische Ge-

bundensein, Leben und Streben. Demnach hat alle Ethik Rücksicht zu nehmen auf die Eigenliebe, die Menschenliebe und die religiöse Gesinnung im Menschen. Arthur Schopenhauer nennt letztere das allen Menschenkindern eingeborene metaphysische Bedürfnis. Jeder Erzieher weiß, daß sich dieses Bedürfnis in jungen begabten Menschenseelen frühzeitig und energisch geltend macht, so energisch, daß man förmlich mit Fragen nach den sogenannten letzten Dingen überschüttet und dadurch oft in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wird. Fordert also die protestantische Kirche die frühzeitige Anregung und Entwicklung des religiösen Gefühls und der religiösen Gesinnung, so tritt sie damit keineswegs in einen Gegensatz zu den Forderungen der modernen Pädagogik. Nur fragt es sich, auf welche Weise diese Anregung und Entwicklung besorgt werden soll: etwa bloß vermittelst der Produkte hebräischen Geistes, wie solches bisher gang und gäbe ist, oder aber auch durch pietätvolle Naturbetrachtungen und religiös-ästhetische Schöpfungen unserer auch nach dieser Seite hin sehr reichen Jugend- und Nationallitteratur. Die Pädagogik erhebt ihre Stimme für die letzte Alternative.

Der aufgeklärte Protestantismus muß ferner zugeben, daß jene religiöse Anregung und systematische Entwicklung auch ohne den Unterricht in der kirchlichen Dogmatik besorgt werden kann. Gegen eine Trennung desjenigen, was man weiß, von dem, was man glaubt, kann er unserer Meinung nach prinzipiell nichts einwenden, auch dagegen nichts, daß man den Unterricht in Glaubenssachen aus staatspolitischen und anderen Gründen überall den Dienern der Kirche zuweist, während sich die Schule auf die elementarwissenschaftliche Unterweisung beschränkt.

Der katholisierende Krypto-Protestantismus erblickt freilich in einer derartigen Trennung den Anfang vom Ende alles kirchlichen Lebens und aller Gläubigkeit. Er sucht diese Sonderung daher auf Tod und Leben zu bekämpfen und bedient sich dabei einer leider recht durchsichtigen pädagogischen Maske. Die Schule, so ruft er aus, und ihm wird dabei sekundiert von vielen unklaren pädagogischen Köpfen — die Schule muß eine erziehliche sein. Mit dem dogmatischen Religionsunterrichte wird auch die

christliche Moral und damit die Erziehung entfernt; die Gemütskräfte gehen leer aus; alle Pietät geht verloren, und der raffinierteste Egoismus bleibt als alleiniger Bodensatz des auflösenden Prozesses. Wie grundlos eine derartige Befürchtung ist, hat dieses Journal schon mehr als einmal klar zu legen sich bemüht. Protestanten, welche diesen Kampf unternehmen, vergessen, daß das Wesen der evangelischen Kirche, wie wir oben dargelegt haben, hindrängt auf die Existenzfähigkeit einer autonomen Moral, also einer solchen, die ihren Grund in der Menschennatur selber hat, vergessen auch, daß sich gar kein Schulleben gründen und zusammenhalten läßt ohne die tägliche Anordnung allgemeiner anerkannter ethischer Grundsätze. Freier Gehorsam, Fleiß und Pflichttreue, Ordnung, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit 2c. — alle diese Schüler- und Menschentugenden haben mit der religiösen Dogmatik an sich nichts zu thun, müssen aber tagtäglich erstrebt werden, und ihre Entfaltung und Blüte ist weniger abhängig von abstrakter Belehrung als von dem Geiste des Schulganzen und dem Beispiele, welches von den Erziehern gegeben wird. Die meisten Tugenden müssen vorgelebt werden, wenn sie in der Jugendseele tiefe Wurzel fassen sollen.

Trotzdem würden wir jene von vielen gefürchtete Trennung im jetzigen Stadium allgemeiner Geistes- und Kulturentwicklung noch nicht befürworten, wenn wir einsehen könnten, daß auf andere Weise, dem Streben der bestimmenden Mächte dieser Welt, die Schule von sich abhängig zu machen und dadurch die Autonomie der Pädagogik erst praktisch, dann auch theoretisch in Frage zu stellen, wirksam entgegen getreten werden könnte. Lauter als je erschallt jetzt wieder die heillose Phrase: Wer die Schule hat, hat die Zukunft! Die auf Naturgemäßheit und Naturgesetzlichkeit und logischer Folgerichtigkeit beruhende, d. i. autonome Pädagogik kann niemals träumen, daß sie mit der Schule die ganze Zukunft der Gesellschaft in Händen habe; denn sie kennt den weitbestimmenden Einfluß der menschlichen eigenartigen Individualität, des Elternhauses, des die Schule

umwogenden öffentlichen Lebens. Sie wird sich daher stets einen bedeutenden, nicht zu unterschätzenden, niemals aber einen maßgebenden und alles bestimmenden Einfluß zuschreiben. Jenes „geflügelte Wort" vernimmt man nur aus dem Munde derjenigen Schwärmer, welche die Gesellschaft zu einem gefügigen Werkzeuge ihrer selbstsüchtigen Absichten und Pläne machen und zu dem Behufe die vollendete Heteronomie der Erziehung proklamieren möchten. Sie wollen diese planmäßige Einwirkung des Menschen auf den Menschen zu einem willkommenen Mittel der Geistesknechtung degradieren, ihm also den Mut des freien Denkens rauben und seinem Charakter den Stempel blinder Unterwürfigkeit aufdrücken. Und daß dies möglich ist, beweist die Geschichte der Pädagogik, beweist die heteronome Pädagogik überall, wo sie sich gegenwärtig noch ganz ungestört zu behaupten weiß. Es ist in der That unendlich viel leichter, den unreifen, oft von Hause aus denkfaulen Menschen mit Vorurteilen voll zu pfropfen, als ihn aufzuklären, leichter ihn zum Sklaven als zu einem freien, selbständigen Menschen zu machen. Jene Phrase bedeutet daher eigentlich: Werft die Autonomie der Erziehung über den Haufen, und wir stehen euch ein für die geistige und moralische Knechtung der Massen. Erreichten die Herren, was sie wollten, wäre uns allerdings eine Zukunft sicher, die sich die Phantasie einer menschenfreundlichen Seele nur einigermaßen lebhaft ausmalen darf, wenn sie Lust hat, Grauen zu empfinden.

Zur Herbeiführung einer solchen Zukunft kann gottlob eine Macht die Hand niemals bieten, und zwar im Interesse der eigenen Selbsterhaltung nicht: das ist die organisierte menschliche Gesellschaft selbst, der Staat. Er hat zwar die Autonomie der Pädagogik nicht begründet, aber ihr die Pforten aufgethan, und in erster Linie verdankt sie ihre Existenz dem preußischen Staate. Alles deutsche Staatsleben, auch das preußische, bewegt sich augenblicklich noch in einer gewissen Halbheit, wie der Protestantismus hinsichtlich der Ethik. Es gibt nämlich noch eine Staatsreligion und ein Kultusministerium, das zugleich Herrin der Staatsschule ist. Kein Wunder also, daß das eigentliche Staatsschulwesen, d. h. die vom Staate nicht allein gesetzlich

geregelte und beaufsichtigte, sondern auch unmittelbar oder mittelbar mit Hülfe staatlicher Berechtigungen verwaltete und uniformierte Schule weder vollständig der autonomen, noch der heteronomen Pädagogik angehört, sondern zwischen beiden Polen hin und her schwankt.

Preußen, so sagten wir, hat der autonomen Pädagogik die Pforten weit aufgethan. Auf Anregung Jean Jaques Rousseaus ist sie bekanntlich ins Leben gerufen, wenn auch erst vollständig begründet worden durch Johann Heinrich Pestalozzi. Als die protestantische Vormacht Deutschlands niedergeschlagen und auf das äußerste geschwächt war durch Napoleon I., tauchte in den edelsten Seelen der Nation der Gedanke einer Totalverjüngung und Totalerneuerung des ganzen deutschen Volkslebens auf dem Wege der Erziehung auf. Johann Gottlieb Fichte gab diesem Gedanken den herrlichsten und wirksamsten Ausdruck und wies hin auf den genialen deutsch-schweizerischen Reformator als auf den Mann, der das erlösende Wort zur rechten Zeit gesprochen habe. An der Spitze derjenigen maßgebenden Persönlichkeiten, welche den Einzug des Pestalozzianismus befürworteten und bewirkten, stand keine Geringere, als die edle Königin Luise. Nicht oft genug kann an ein Wort erinnert werden, welches diese herrliche deutsche Frau im Purpurmantel aussprach, als sie die „Abendstunden eines Einsiedlers" gelesen hatte: „Wenn ich könnte, würde ich zu ihm reisen und ihm die Hand drücken; ich danke ihm im Namen der Menschheit, ja in der Menschheit Namen danke ich ihm." Hier also ist die Wurzel des modernen Volksschulwesens, wie es sich in Deutschland theoretisch und praktisch geltend gemacht hat, zu suchen.

Die Reaktionen, welche sich periodisch gegen den Geist dieser Pädagogik immer wiederholt geltend gemacht haben, sind zu suchen in dem Staatskirchentum, das seine Herrschaft über das Volksschulwesen von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchte trotz alles entschiedenen staatlichen Vorgehens, und zwar gerade mit staatlicher Hülfe. Gewann im ungetrennten Kirchen- und Schulregimente der protestantische Krypto-Katholicismus die Überhand, so wurde die Volksschule sofort als ein Werkzeug zur Herbei-

führung einer allgemeinen Reaktion und der Geltendmachung des absoluten Autoritätsprinzips betrachtet und nach allen Seiten hin geschädigt, bis dann wieder eine freiere Richtung eintrat. Als Mittel zum Zwecke betrachtete die Reaktion stets den Religionsunterricht, dem man eine ungebührliche Ausdehnung und eine Gestalt gemäß der im Regimente herrschenden religiösen Richtung verlieh.

Diese geschichtspädagogische Thatsache, die sich einmal nicht wegleugnen läßt, lehrt offenbar zweierlei: einmal, daß das zentralisierte Staatsschulwesen nicht das richtige ist, und zweitens, daß es geraten erscheint, die eigentliche dogmatische Unterweisung von dem Schulunterrichte zu trennen und sie der Geistlichkeit zu überweisen. Das zentralisierte Staatsschulwesen ist nicht das richtige, weil es notwendig zur Uniformität und zum Schablonentum, zur Kasernenpädagogik führt. Die naturgemäße Pädagogik muß, wenn sie nicht erstarren und verholzen soll, wie die Natur selbst Mannigfaltigkeit in der Einheit zeigen. Darum muß der Staat es zwar gesetzlich regeln und die schützende und helfende Hand über ihm halten, aber den Gemeinden, den Kreisen, den Provinzen die Verwaltung überlassen und einen wirklichen Organismus schaffen, in welchem die Glieder zwar allesamt Abhängigkeit vom Ganzen, dennoch aber eine gewisse Eigentümlichkeit, Selbständigkeit und Abgerundetheit verraten, die ein eigentümliches Streben und individuelle Gestaltung und die Rivalität der einzelnen Glieder miteinander zuläßt. Auf diese Weise wird es auch möglich, die Schule den Familien und Gemeinden näher zu bringen. Sie können in äußeren Dingen und in der Verwaltung mitraten und mitthaten, wenn auch in den eigentlichen pädagogischen Dingen der Erzieher von Fach das letzte Wort stets haben und behalten muß. Und da im Wesen des Protestantismus die Existenz verschiedener kirchlicher Richtungen notwendig begründet ist, so ist es richtig, daß den Familien die Wahl des eigentlichen Religionslehrers überlassen bleibt.

Für die in Rede stehende Trennung sollte der Staat schon deswegen eintreten, weil er nicht allein für die Kinder der

Protestanten, sondern auch für die der Katholiken zu sorgen hat und ein Konflikt mit der katholischen Hierarchie erst dann völlig zu vermeiden ist, wenn der Schule der Unterricht in demjenigen zufällt, was man weiß, der Kirche aber in dem, was man glaubt. Die Autonomie der Pädagogik wird auch dann erst von seiten der Kirchen nicht mehr angefochten werden, wenn der Kaiser erhält, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Die Uniformität des höheren Schulwesens aber wird erst verschwinden, wenn das staatliche Schulberechtigungswesen anders geregelt worden, die Abhängigkeit der Schule vom Militär beseitigt und auch wieder Raum gewonnen ist für die selbständige und freie erziehliche Überwachung, welche sich von jeher als die eigentliche Bahnbrecherin auf pädagogischem Gebiete dokumentiert hat. Man fürchtet diese Freiheit, weil sie nicht allein einzelnen, sondern auch Korporationen zu gute kommen muß, fürchtet sie, weil man der Meinung ist, die Kirche, namentlich die katholische, habe bei der Unterrichtsfreiheit über äußere Mittel genug zu gebieten, um der vom Staate geregelten Erziehung eine mindestens ebenbürtige kirchliche Erziehung entgegen zu setzen und so die vollständige Heteronomie der Pädagogik zu proklamieren. Belgien wird von ängstlichen Seelen gewöhnlich als warnendes Beispiel genannt, obgleich, wie unser Bericht, den wir im vorigen Jahrgang, Seite 395 ff. brachten, zeigt, gar keine Ursache dazu vorhanden ist. Die auf Naturgemäßheit beruhende und noch dazu vom Staate geschützte Autonomie der Pädagogik kann und wird auch unter der Voraussetzung freiester Bewegung der pädagogischen Heteronomie die Spitze bieten. Wäre sie nicht dazu imstande, so hätte sie ihren Untergang verdient. Aber darauf kann man es unserer Meinung nach ankommen lassen. Ein geisteskräftiger Mensch macht niemals Front gegen die freie Bewegung; denn er sieht ein, daß wenig gewonnen ist, wenn man der Kirche verwehrt, die Heteronomie der Pädagogik zu proklamieren, dafür aber dem Staate das vollständige Recht dazu gewährt. Der staatliche Zwang erregt auf pädagogischem Gebiete überall gerechte Bedenken, selbst der mit wenig stichhaltigen Gründen verteidigte Schulzwang, den

man wohl als einen Ausnahme- und Übergangszustand zeitweise dulden, aber niemals völlig gut heißen kann. Dem Proletariat großer Städte gegenüber erscheint er sogar als eine harte Maßregel, so lange man den armen Familien nur geistige, nicht aber auch materielle Nahrung und ihren Sprößlingen Kleidung und Gelegenheit zur Anfertigung der Schulaufgaben gewähren will, weshalb denn auch in den freiesten zivilisierten Staaten nicht an einen Zwang, sondern nur daran gedacht wird, jedwedem Menschenkinde zureichende Gelegenheit zu seiner geistigen Entwicklung zu bieten.

Aber nicht bloß von den Kirchen und vom Staat wird unter Umständen die Autonomie der Pädagogik in Frage gestellt, sondern auch von Sozialpolitikern und sonstigen weisen Leuten. So behaupten einige, daß die Schule keinen Schwerpunkt in sich selber trage, sondern Dienerin des Lebens sei. Sie habe nicht einen abstrakten Menschen ins Auge zu fassen, sondern ihn hinein zu bilden in die realen Verhältnisse des Lebens, ihn zu einem guten Staatsbürger, treuen Anhänger seiner Kirche und zu einem tüchtigen Vertreter der von ihm erwählten Berufsart zu machen. Ihnen gegenüber ist zu sagen, daß ein allseitig entwickelter Mensch die Voraussetzung bildet für eine gediegene Behauptung in all den genannten Lebenssphären. Der tüchtige Mensch ist immer brauchbar. Und da die autonome Pädagogik zur Erreichung ihres Zwecks nicht an bestimmte Lernstoffe gebunden ist, so hält sie nichts ab, im Unterrichte gerade dasjenige zu betonen, was die vaterländische und religiöse Gesinnung zu erregen am besten imstande ist, hält sie nichts ab, denjenigen Unterrichtsmaterialien für die Bildung der großen Menge den Vorzug zu geben, welche für das praktische Leben am wertvollsten, weil am ausgiebigsten sind. Also auch von dieser Seite ist der autonomen Pädagogik nicht beizukommen.

Ebensowenig von jener Seite, welche in Erinnerung bringt, daß die Kinder den Familien gehören, daß die Schule eine Ergänzung des Familienlebens bildet, welche, wie alle Teilung der Arbeit, im Laufe der Kulturentwicklung nötig geworden ist, daß

sie aber in der Irre gehe, wenn sie diesen ihren Ursprung jemals vollständig verleugne. Denn die möglichst enge Verbindung der Schule mit ihrer Schulgemeinde ist allerdings höchst wünschenswert, und dies schon deshalb, damit das völlig erlahmte Interesse des Hauses in erziehlichen Dingen in dem vielgerühmten pädagogischen Deutschland wieder belebt werde; aber keine Verbindung der Schule mit dem Elternhause, auch die engste nicht, kann und soll den pädagogischen Mann von Fach zu einem bloßen Kinderwärter degradieren. Das wäre ebenso absurd, als wenn man den Familien raten oder gar gebieten wollte, dem wissenschaftlich gebildeten Arzte seine Rezepte vorzuschreiben. Wie hier die medizinische, so hat dort die pädagogische Wissenschaft unter allen Umständen das letzte Wort zu reden.

Endlich wirft man der Pädagogik vor, daß ihr noch das eigentlich wissenschaftliche Fundament fehle, da noch keine endgültige Anschauung von der Menschennatur, keine allgemein anerkannte Psychologie, also auch keine eigentlich wissenschaftliche Pädagogik vorhanden sei. Was hier behauptet wird, ist teilweise wahr: es gibt in der That noch keine vollständig sichere naturwissenschaftliche Basis der Erziehung. Sie gleicht darin der Medizin, die sich weder auf eine unbestrittene Physiologie, noch auf eine genaue Kenntnis der Einwirkung der Medikamente auf den menschlichen Organismus zu stützen vermag. Pädagogik und Medizin haben aber trotzdem ihre wissenschaftliche Diagnose und Therapie, und die imposante Ausbildung der Chirurgie ist der Didaktik zu vergleichen, die jedenfalls aus den ersten Stadien ihrer Entwicklung heraus ist. Auch darin gleicht die praktische Pädagogik der Medizin, daß sie dem individuellen Bedürfnisse weiten Spielraum gestatten muß und wirklich gestattet. Zudem ist kein Mangel an systematischer, also wissenschaftlicher Begründung der Pädagogik. Von Comenius bis Friedrich Fröbel begegnen uns mehr oder weniger gelungene wissenschaftliche Arbeiten dieser Art. Auch auf psychologischem Grunde, vornehmlich auf dem Boden Herbartscher Psychologie, ist theoretisch und praktisch unverkennbar Ansehnliches geleistet worden. Andere wissenschaftliche Konstruktionen der Pädagogik

z. B. die Pädagogik als System von Karl Rosenkranz sind bisher weniger beachtet und ausgiebig gemacht worden, als sie es in der That verdienen. Das genannte kleine Werk von Rosenkranz enthält mehr als manches mehrbändige Kompendium der Pädagogik. Kurz: eine unanfechtbare, absolut wahre psychologische Grundlage der Pädagogik ist noch nicht gewonnen und kann vielleicht nie gewonnen werden, weil die vollständige Enthüllung der menschlichen Psyche wahrscheinlich als das Endziel aller Naturforschung, als die letzte Wahrheit zu betrachten ist; aber trotzdem wäre es vermessen, der modernen Pädagogik alle wissenschaftliche Grundlage abzusprechen, ihr also vorzuwerfen, daß sie gewissermaßen in der Luft schwebe.

Übrigens sind die Anhänger der modernen Pädagogik, welchem psychologischen Systeme sie auch den Vorzug geben mögen, einig hinsichtlich der Anerkennung gewisser Fundamentalsätze, die ich in Kassel also formiert habe:

1. Jedes Geschöpf verrät schon im Keime, was aus ihm werden soll. Was nicht schon im Keime in ihm liegt, das kommt auch nicht aus ihm heraus. Man kann aus einem Eichbaum nicht eine Buche machen und umgekehrt, soviel man sich auch abquälen mag. Will man etwas seiner innersten Natur und Grundlage Widerstrebendes aus dem Menschen machen, so verdirbt man ihn. Der Kern, das „Gesetz, wonach ein Geschöpf angetreten", ist und bleibt die bestimmende Macht. Das, was dem Menschen auf seiner Keimstufe innewohnt, nennt man seine Anlagen. Die Erkenntnis und Entwicklung der menschlichen Anlagen ist und bleibt die Aufgabe der theoretischen Spekulation und der praktischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik. Da nun Göttliches in allem wirkt und lebt und der Mensch, so weit wir die Natur überschauen, die höchste Staffel ihrer Entwicklung darstellt, so wird auch Göttliches im Menschen lebendig, kommt in ihm zur Erscheinung. Die Hervorförderung und Entwicklung des Reinmenschlichen, Geistigen, Göttlichen oder, wenn man will, des Sittlichen im Menschen — denn dieses ist weiter nichts, als die Herrschaft des göttlichen Kerns in uns —

ist und bleibt der Vorwurf aller Erziehung, der Ziel- und Strebepunkt aller praktischen Thätigkeit auf unserm Gebiete.

2. Der einzelne Mensch ist eine Mischung der besonderen menschheitlichen Elemente. Die Erforschung der Elemente der Menschennatur ist die Aufgabe der Anthropologie. Ihre Lehren bilden das Fundament für unsere Thätigkeit, ihrer theoretischen Seite nach. Die Erkenntnis und Behandlung der Individualität, der besonderen Mischung der menschheitlichen Elemente ist die Aufgabe der pädagogischen Praxis. Sie ist mehr ein Resultat des Taktes, als der Einsicht, mehr das Resultat des Könnens, einer errungenen, relativen Meisterschaft, als eine Folge theoretischer Belehrung. Wie man einen genialen Arzt daran erkennt, daß er sogleich, wenn er an das Bett des Kranken tritt, die Individualität des Kranken und die Natur seiner Krankheit richtig erfaßt, so erkennt man auch den genialen Erzieher daran, daß er die Individualität des Zöglings scharf erschaut und Mittel zu finden weiß, sie in ihrer Eigenart zu erhalten und zu entfalten. Die Anthropologie zerfällt bekanntlich in Anatomie, Physiologie und Psychologie. Anatomie und Physiologie haben bereits herrliche Resultate aufzuweisen. Was die Psychologie betrifft, so haben wir es bis auf diesen Tag mit verschiedenen Systemen zu thun, von denen noch keines zur absoluten Herrschaft, zu einer gewissen Endgültigkeit gelangt ist. Sie haben natürlich nicht völlig gleichen Wert; aber ein jedes dieser Systeme bildet einen festen Punkt, auf dem die erziehlichen Hebel mit größerem oder geringerem Erfolge wirken. — Was nun die besondere Mischung der menschheitlichen Elemente, die Individualität betrifft, so zeigen sich hier allerlei Trübungen, Störungen, allerlei Krankheitssymptome, Mißbildungen und Schwächen. Auch sie hat die Erziehung ins Auge zu fassen. Die Pädagogik könnte ihre eigene Pathologie und Therapie aufstellen. Der praktische Erzieher muß auch Arzt sein, ein Seelenarzt, der sich auf die Heilung der psychischen Krankheiten versteht, wie der Mediziner auf die physischen.

3. Die Parole der modernen Pädagogik heißt: naturgemäße, freie Entwicklung. Entwicklung ist das Heraustreten einer

Wesenheit aus der Einheit und Ungeschiedenheit des Keims in die Mannigfaltigkeit, Vielheit und Geschiedenheit zur Allheit, Ganzheit, Vollendetheit und Abgerundetheit. Überall im organischen Leben zeigt sich eine mächtige Entwicklungs- und Triebkraft. Sie hat der Erzieher zu pflegen und dabei ganz die Rolle eines Gärtners zu spielen, der seinen Bäumen einen gesunden Standort anweist, sie nährt und begießt, für Luft und Licht sorgt und wacht, daß sie keine schiefe Richtung nehmen. Der Löwenanteil dessen, was der Erzieher erreicht, kommt immer auf Rechnung der gottgegebenen Kraft, des „Gesetzes, wonach der Mensch angetreten", nicht auf Rechnung der Erziehung und des Erziehers. Indessen ist denn doch der Einfluß des letzteren keinesweges zu unterschätzen. Schon nach der negativen Seite hin ist er bedeutend. Und wenn es auf der einen Seite wahr ist, daß man in der Erziehung viel leichter verderben als gut machen kann, so ist es doch auf der andern Seite nicht minder wahr, daß gerade in der Abwehr der schädlichen Einflüsse, in der Verhütung, uns schon eine Thätigkeit gegeben ist, deren Wichtigkeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

4. Das physische Leben entwickelt sich durch die Aufnahme materieller Nahrung. In dem Prozesse der Aufnahme und der Umwandlung stärken sich zugleich die aufnehmenden und umwandelnden Kräfte. Das Lernen ist Aufnahme geistiger Nahrung, geistiges Sichernähren, und in dem Prozesse eines vernünftigen Lernens stärken sich ebenfalls die aufnehmenden und umwandelnden Kräfte, die Kräfte, welche das, was wir geistig aufnehmen, zu unserem eigenen Fleische und Blute macht. Die Aufgabe des Lehrers ist, seinen Unterricht so zu gestalten, daß diese Stärkung der Kräfte recht energisch vor sich gehe. Geschieht solches, so nennt man den Unterricht mit Recht einen erziehlichen; denn Erziehung ist nach der praktischen Seite hin Entwicklung der menschlichen Kraft nach dem Gesetze, welches dieser Kraft selbst innewohnt, und je mehr der Unterricht im stande ist, erziehlich in diesem Sinne zu wirken, um desto besser ist er. Es gelingt ihm solche Einwirkung, wenn er den induktiven, also denselben Weg einschlägt, welchen die Naturforschung

mit erstaunlichem Erfolge zu gehen weiß. Übrigens entwickelt sich der Mensch nicht bloß dadurch, daß er aufnimmt, sondern auch dadurch, daß er produziert, nicht bloß, wie Friedrich Fröbel sagt, dadurch, daß er Äußerliches zu Innerlichem macht, d. h. daß er den geistigen Gehalt der Erscheinungen in sein inneres Leben aufnimmt und mit demselben verwebt, sondern auch dadurch, daß er Innerliches äußerlich macht, d. h. Veränderungen an den Dingen der Außenwelt hervorbringt, die den Stempel seiner Einsicht und seines Geistes tragen und verraten. Aus diesem Grunde müssen wir im Unterrichte das Können betonen und für reichliche Übung sorgen. Erst kommt gewöhnlich der Gang von außen nach innen, dann der von innen nach außen. Und doch gibt es auch ein wohlberechtigtes Thun, das dem Lernen vorangehen und gerade zu demselben aufstacheln kann. Fröbel, der die Lust zum Lernen vor dem Lernen erregen wollte, suchte eine derartige Beschäftigung aufzufinden und festzustellen. Hier liegt die Wurzel der sogenannten Erziehung zur Arbeit durch Arbeit. — Endlich wirkt auf den Menschen nicht allein das Berechnete, sondern auch das Unberechnete, und vor allen Dingen das ganze Schulleben, welches durch und durch einen vorbildlich-erziehenden Charakter haben muß.

5. Alles, was in dem Menschen als wertvolle Anlage ruht, soll ins Dasein treten. Eine halbe, einseitige Entwicklung ist eine schlechte, ihr Gegenteil, die harmonische Ausbildung, die richtige. Der Mensch, an dem und in dem gewisse Anlagen, Seiten und Eigenschaften, die zum Wesen des Menschen gehören, ganz vernachlässigt sind, ist und bleibt ein halber Mensch, ein Krüppel. Wer z. B. körperlich unentwickelt ist, weil sein Geist sich entfaltet hat auf Kosten des Leibes, der ist ein Krüppel. Wer auf dem geistigen Gebiete seine intellektuellen Anlagen entfaltet hat auf Kosten des Gemüts und des Willens, der ist ebenfalls ein Krüppel, ein geistiger Krüppel. Auch die Umkehrung dieses Satzes trifft die Wahrheit: Herrschaft des Willens auf Kosten der Einsicht und des Gemüts ist ebenfalls geistige Krüppelhaftigkeit. Darum bleibt die harmonische, allseitige Menschenbildung die Parole der modernen Erziehung. Sie ist

der Leitstern der deutschen Erziehungsschule und zugleich die Leiterin und Ordnerin aller ihrer Einrichtungen und Gestaltungen. Und sie wird vom deutschen Boden nimmermehr verschwinden.

Mit unserer Nr. 5 verträgt sich nicht diejenige kirchliche Anschauung, welche das Wesen des Menschen als durch den Fall Adams und in Folge der Erbsünde als in der Wurzel verderbt betrachtet und daher einer Rückentwicklung in ursprüngliche, bessere Zustände das Wort reden muß. Sonst aber wird kein Einsichtiger und kein einigermaßen mit den anerkannten und ausgemachten Wahrheiten der Naturforschung Vertrauter uns widersprechen wollen; auch die freie christliche Richtung steht nicht mit den pädagogischen Fundamentalsätzen in Widerspruch. Zugleich auch wird aus dem Dargelegten ersichtlich, daß es bereits eine Autonomie der Pädagogik gibt, trotz der verschiedenen psychologischen Systeme, eine Autonomie, die mit der hergebrachten Heteronomie der Erziehung sich im Kampfe auf Tod und Leben befindet und schließlich sicherlich siegen muß und siegen wird.

W. L.

II.

Über Luthers Verdienste um unsere Muttersprache

von Ludwig Rudolph.

Die Sprache, der größte Vorzug, dessen wir uns vor den Tieren erfreuen, wird gewöhnlich als ein göttliches Geschenk bezeichnet, und mit Recht; es fragt sich nur, was man sich unter Geschenk denkt. Die naive Vorstellung derjenigen, die sich den Schöpfer Himmels und der Erden gleichzeitig als Sprachlehrer denken, der dem ersten Menschen den ganzen Reichtum von Ausdrücken und Wendungen, mit denen er schalten und walten sollte, fertig überliefert habe, werden wir schwerlich teilen. Und ebensowenig werden wir denjenigen beistimmen, welche die sämtlichen Wurzeln unserer Ausdrucksformen in der Nachahmung von Naturlauten zu finden meinen. Wer sich die Mühe giebt, die

Sprachentwicklung unserer Kinder vom pädagogischen Standpunkte aus zu beobachten, und wer gleichzeitig geneigt ist, einen Blick in die litterarischen Schätze verschiedener Jahrhunderte zu thun, der muß ganz von selbst auf den Gedanken kommen, daß die Sprache nicht etwas Angelerntes, sondern von dem Schöpfer eben nur in der Anlage Gegebenes, nichts anderes als ein Pfund ist, mit dem der Mensch, wie mit jedem andern ihm verliehenen Gute, wuchern soll.

Was von dem einzelnen Kinde gilt, das gilt nun unbedenklich auch von dem Kindesalter des ganzen Menschengeschlechts. Mit der allmählichen Erweiterung des Kreises von Anschauungen und Vorstellungen mußte der Mensch sich neue Formen der Ausdrucksweise schaffen, mußte seine Sprache an Mannigfaltigkeit und Ausbildung gewinnen. Und wie Kinder anfangs eine sehr arme Sprache haben, die aber mit der Entwicklung ihres Denkvermögens an Umfang und Vervollkommnung zunimmt, so ist auch die Sprache selbst, die wir doch nur als den unmittelbaren organischen Ausdruck des Gedankens zu betrachten haben, von dem Kindesalter der Menschheit bis zu der Stufe ihrer reiferen Entwicklung immer reicher und reicher geworden.

Wäre übrigens die ursprüngliche Sprache in ihrer Gesamterscheinung ein überliefertes Geschenk der Gottheit gewesen, so würde das Herniederfahren des Herrn bei dem Turmbau zu Babel gar keinen Sinn haben; er hätte durch die Verwirrung der Sprachen sein eigenes Werk zerstört und die Menschheit ohne allen Grund des Verständigungsmittels mit sich selber beraubt. Die 1. Mose, Kap. 11 erzählte Sage will uns also wohl nur zur Anschauung bringen, wie das Recht der individuellen Entwicklung auch auf dem Gebiete der Sprache zur Geltung zu kommen suchte, so daß sich aus einer und derselben Wurzel verschiedene Stämme und Zweige entwickelten, die sich dann einerseits von den Ufern des Ganges bis an die Mündung des Tajo, anderseits vom Indus bis zur Insel Island ausbreiteten.

Zu dem letzteren Stamme gehört nun unsere deutsche Muttersprache, die Leibnitz, weil sie in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung eine Reihe ernster Kämpfe bestanden, eine

Haupt= und Heldensprache nennt. Ursprünglich ein rauher und spröder Kern*, besaß sie doch grammatische Vorzüge, deren unsere gegenwärtige Sprache sich nicht mehr rühmen kann. Betrachten wir z. B. aus Ulfila's** Bibelübersetzung die Stelle Mtth. 7, 24—27:

24. Hvazuh nu, saei hauseith vaurda meina jah
Jeder also, welcher höret Worte meine und
taujith tho, galeiko ina vaira frodamma, saei
thut sie, (ich ver=)gleiche ihn (einem) Manne klugen, welcher
gatimrida razn sein ana staina.
zimmerte Haus sein auf (einen) Felsen.

25. Jah atiddja dalath rign jah quemun ah-
Und hinzuging (kam)hernieder Regen und kamen Wasser=
vos jah vaivoun vindos, jah bistugquun bi thamma
güsse und weheten (die) Winde, und stießen an das (dem)
razna jainamma, jah ni gadraus, unte gasulith
Haus(e) jenes(eig: nem), und (doch) nicht fiel, denn gegründet
vas ana steina.
(es)war auf (einen) Felsen.

26. Jah hvazuh saei hauseith vaurda meina jah ni
Und jeder, welcher höret Worte meine und nicht
taujith tho, galeikoda mann dvalamma, saei
thut sie, ist zu vergleichen (einem) Menschen thörichten, welcher
gatimrida razn sein ana malmin.
zimmerte Haus sein auf Sande.

27. Jah atiddja dalath rign jah quemun ah-
Und hinzuging (kam)hernieder Regen und kamen Wasser=
vos jah vaivoun vindos, jah bistugquun bi jainamma
güsse und weheten (die) Winde, und stießen an jenes (em)
razna jah gadraus, jah vas drus is mikils.
Haus(e) und fiel und war Fall dieser groß.

Hier entdecken wir neben der Reinheit und Klangfülle der

---

* Vergl. Th. Mundt, die Kunst der deutschen Prosa. Berlin bei Veit und Comp.

** Ulfila, geb. 318, † 388.

Vokale einen Reichtum und Kraftaufwand der Formen, die jener Sprache einen unverkennbaren Ernst und eine ehrfurchtgebietende Würde verleihen, die sie in gewissem Sinne den alten Sprachen an die Seite stellt. Daß die gotische Sprache als die Mutter unserer jetzigen zu betrachten ist, bedarf keines Beweises mehr; aber in dem Verlauf der geschichtlichen Entwicklung sind die Quellen, aus denen der Strom unserer heutigen Ausdrucksweise hervorsprudelt, nach und nach verschüttet worden, so daß es uns nicht leicht wird, den allmählichen Umwandlungsprozeß zu verfolgen. Vergleichen wir indessen gotische Ausdrücke, wie: galeiko, ich vergleiche; galeikoda, ist zu vergleichen; gatimrida, er zimmerte; vaivoun vindos, es weheten die Winde — mit Stellen einer zu Luthers Zeiten entstandenen Züricher Bibelübersetzung, wie:

> „Thustu recht, so nimmstu es: thustu nit recht, so ist die sünd vor der thür rumend" (1. Mose 4, 7); oder: „Dieses redend wir nitt, das wir uns derfür schezind (schätzen), das wir nyemand übertreffind oder das wir yeman wöllind verachten, sonder vilmer abzuleynen (ablehnen, vorbeugen) etlicher ungunst und machend, die nit gut und recht achtend, denn das von jenen geschicht."* —

so läßt sich nicht verkennen, wie mit der Abnahme des grammatischen Sprachinteresses die Bedeutsamkeit des Wortes mehr und mehr zurücktrat, um der Bedeutsamkeit des Satzes Raum zu gewähren, weil das Interesse an der Darstellung selbst nach und nach zunahm. Der Körper der Sprache wurde vernachlässigt, um dem Geiste derselben in höherem Maße gerecht zu werden.

In der geschichtlichen Sprachentwicklung finden wir also dieselbe Erscheinung, die wir bei unsern Kindern beobachten. Noch unerfahren in der Erfassung der Beziehungen der Begriffe, legen sie anfangs den Hauptwert auf die Begriffswörter selbst

---

* Diese Stelle kommt in Luthers Übersetzung nicht so vor; sie ist vermutlich eine freie Bearbeitung, welcher die Stellen 2. Kor. 11, 5; 7, 3; 10, 12 und 11, 13 zugrunde liegen.

und zeigen noch lange Zeit hindurch eine Ungelenkigkeit des Stils, die sich besonders darin offenbart, daß sie am liebsten in Hauptsätzen schreiben. Dieser Neigung dürfen wir sie natürlich nicht überlassen, wenn wir der Forderung einer Bildung für das Leben genügen wollen. Welchen Weg aber haben wir hierbei einzuschlagen? Wie wir den Kindern ihre leibliche Nahrung nicht nach dem System eines Kochbuches reichen, und wie sie selbst die dargebotenen Speisen ohne Beachtung der dabei thätigen Organe verzehren, nur darauf bedacht, daß es ihnen schmeckt und bekommt: so müssen wir uns daran erinnern, daß auch die Aufnahme geistiger Nahrung kein mechanischer, sondern ein organischer Prozeß ist; daß die drei hier inbetracht kommenden Richtungen der Seele, Verstand, Phantasie und Geschmack, ein Ganzes bilden, und daß wir der Jugend durch unsere Belehrung einen geistigen Genuß zu verschaffen haben, der von ihr auch als solcher aufgefaßt und wohlthuend empfunden werden soll. Vermittelst eines Wörterbuches und einer Grammatik ist unsere Muttersprache also nicht von Geschlecht zu Geschlecht gewandert, sondern sie ist einfach gesprochen worden; und wie sie von Mund zu Mund sich fortgepflanzt, so hat der Geist der Zeit abschleifend, gestaltend und umbildend an ihr gearbeitet, bis sie ihr gegenwärtiges Gepräge erlangt hat.

Neben dem gotischen Dialekt, von dem wir vorher eine Probe gegeben haben, war in der Zeit vom fünften bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts in Hofkreisen die fränkische Mundart üblich, die seit dem Siege von Soissons (486), welcher den letzten Überrest der römischen Herrschaft vernichtete, in dem ganzen fränkischen Reiche als das vornehmere Organ galt. Auch nach dem Vertrage von Verdün blieb diese Mundart wenigstens in dem deutschen Reiche herrschend, so daß unter den Karolingern, den sächsischen und den fränkischen Kaisern von dem Eindringen eines fremden Idioms nur wenig die Rede war. Höchstens könnte man auf die althochdeutsche Litteratur hinweisen, die indessen kaum als National-Litteratur zu betrachten ist, da sie nur in wortgetreuen Übersetzungen lateinischer Schriften be-

stand, deren Zweck kein anderer war als die Bekehrung des Volkes zum Christentum.

Nachdem sich jedoch die Verschmelzung des deutschen Wesens mit dem Christentum vollzogen hatte, da brach eine neue Epoche für die Sprache, wie für die Litteratur an. Es war die des Mittelhochdeutschen, das nicht mehr dieselbe Lautfülle wie das Althochdeutsche hatte, auch nicht mehr mit den gewichtigen Endsilben belastet war, welche die Stammsilbe so leicht verdunkeln, anderseits aber noch nicht bis zur Bildung tonloser Silben sich abgeschwächt hatte. Das Mittelhochdeutsche umfaßt bekanntlich die Zeit von der Mitte des 12. bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums, dem das Heldengeschlecht der Hohenstaufen seinen Glanz verlieh, war der schwäbische Dialekt in Oberdeutschland der herrschende; es war die verfeinerte allemannische Mundart, die den Liedern der Minnesänger Anmut und Wohllaut gab. Mit dem Verfall des Rittertums jedoch sank auch die Sprache herab und zeigte bald ein sehr verworrenes Gepräge. Der schwäbische Dialekt verlor seine Reinheit; der niederdeutsche suchte sich vorzudrängen, wenngleich ohne besonderen Erfolg. Nur die aus hoch- und niederdeutschen Elementen gemischte obersächsische Mundart machte sich geltend, und zwar einerseits in der Kanzleisprache der Höfe und der Reichsstädte, anderseits auch in der Prosalitteratur, die sich bald durch ganz Deutschland Anerkennung erwarb, besonders bei den niederen Ständen, denen es also aufbehalten blieb, unsere Nationalsprache wieder zu Ehren zu bringen.

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an kam dann die Buchdruckerkunst zu Hülfe, so daß die deutsche Prosa, wie sie in Volksbüchern, Chroniken und Geschichtswerken auftrat, eine weit verbreitete Anregung gewährte, wenngleich zu einer einheitlichen Gestaltung der Sprache immer noch kein Schritt geschah. Es war dies um so weniger möglich: als die Kaiser keinen ständigen Hofsitz hatten; als das Deutsche aus den öffentlichen Verhandlungen und dem feineren geselligen Verkehr so gut wie ausgeschlossen war; als man die lateinische Sprache, durch welche man zu den Wahrheiten der Religion gelangte, für das wesent-

lichste Bildungsmittel hielt; und als es unter den Vornehmen bereits Sitte wurde, Franzosen zu halten, welche die zur Hoffähigkeit berufene Jugend zu unterrichten hatten.

Die Schriftsteller, welche während dieser Zeit die nachhaltigste Wirkung ausübten, sind keine anderen als die Minnesänger des 12. und 13. und die Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts, insofern ihre sprachlichen Kundgebungen wesentlich der Ausdruck des inneren Lebens des Menschen, die Entfaltung seiner Gedanken und Empfindungen waren. Was der Minnegesang, dessen Klänge mit Konrad von Würzburg verstummten, auf dem Gebiete der Poesie ins Leben rief, das bewirkte die christliche Mystik eines Johann Tauler auf dem Felde der Prosa. Wie die Minnesänger im Hinblick auf die irdische Schönheit bemüht waren, ihre Sprache mit sinnlichem Blütenschmuck auszustatten, so strebten die Mystiker, indem sie sich in die himmlische Schönheit versenkten, das Übersinnliche in anmutigen Bildern zur Anschauung zu bringen. Darin aber trafen beide zusammen, daß sie die Phantasie in Anspruch nahmen, und daß es vor allem Begeisterung war, die ihre Seele erfüllte. Auf der einen Seite die irdische Liebe unter dem Schutze ritterlicher Zucht und Tapferkeit; auf der andern die volle Hingabe an die himmlische Heimat, verbunden mit dem ernsten Ringen und Kämpfen gegen alles sündhafte und unheilige Wesen: zu beidem mußte der Darsteller Kenner des menschlichen Herzens und Meister in der Ausmalung sein; beide Richtungen verlangten ein Schaffen von innen heraus, das auf dem Gebiete der Sprache ganz neue Elemente zu Tage förderte.

Unter den Mystikern haben wir Tauler hervorgehoben, weil er vorzugsweise die Sprache der Andacht redet, weshalb seine Schriften auch von Luther, wie von Melanchthon in hohem Grade geschätzt waren und als Vorarbeiten zur Entwicklung der neuhochdeutschen Prosa betrachtet werden können, wie sie sich in Luthers Bibelübersetzung zur Mustergültigkeit erhebt. Daß die Bibel schon vor Luther 14mal ins Oberdeutsche, und 5mal ins Niederdeutsche übersetzt worden, und daß diese Übersetzungen zu den ersten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst gehörten, ist

bekannt und wird oft genug angeführt; aber die wenigsten wissen etwas Näheres darüber. Es dürfte daher interessant sein, eine Probe solcher Übersetzung vorzuführen. Wir wählen aus einem dem Schweizer Dialekt sich nähernden Nürnberger Exemplar Ps. 90, 9 und 10.

Wann all unser tag gebrasten vnd in dim zorn gebrasten wir. Unsere jare werdent betracht als ein spinn (sicut aranea meditabuntur) di tag unser jar in yn syen sibenzig jar. Ob aber in den gewälten (in potentatibus) sint achzig jar. Vn für wass ist ir arbeit und schmerz.

Darum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Unser Leben währet siebzig Jahr, und wenns hoch kommt, so sind es achtzig Jahr, und wenns köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.

Ein Interesse für Übersetzungen wie die eben angeführte, konnte natürlich nur im Kreise der Gelehrten gefunden werden, die sich etwa veranlaßt sahen, dem Verständnis des Grundtextes mittelst einer Übersetzung näher zu kommen; sollte das Volk für die Bibel gewonnen werden, so war eine außerordentliche kirchlich-religiöse Bewegung nötig, welche die Heilige Schrift in gemeinverständlicher Sprache zum Mittelpunkt eines neuen geistigen Lebens machte. Daß diese Bewegung stattfand, trug wesentlich dazu bei, die früheren Bibelübersetzungen in Vergessenheit zu bringen, so wie Luthers Neues Testament im Jahre 1522 erschienen war.

Ehe wir uns nun aber der Lutherschen Bibelübersetzung selbst zuwenden, wird es nötig sein, noch einen kurzen Blick auf die Quellen unserer neuhochdeutschen Sprache zu werfen. Aus der verworrenen Völkerwanderung deutscher Mundarten hatten sich nach und nach zwei Hauptdialekte gebildet, die sich in einem landschaftlichen Wettstreit befanden: es waren das Oberdeutsche und das Niederdeutsche. Das Oberdeutsche, durch Wohllaut des Klanges und Weichheit der Wortformen, die in der Schrift eine noch reichere Ausbildung erfuhren, von größerer

nationaler Bedeutung, schien berufen, als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Indessen war die Geringschätzung, mit der man das Niederdeutsche betrachtete, keinesweges gerechtfertigt. Umschloß es doch einen gesunden Kern, dessen Keime lebenskräftig, und wenn auch in einer gewissen Verwilderung aufgeschossen, immer noch den Rest einer früheren Kultur erkennen ließen, die freilich wohl jenseits der geschichtlichen Entwicklung lag. Und war es nun nicht zu verkennen, daß das Oberdeutsche trotz seiner größeren Klangfülle doch so manches Eckige und Schroffe, so manche Härte aufzuweisen hatte, während sich in dem Niederdeutschen eine Menge leichtflüssiger Elemente bemerklich machten, so handelte es sich nur darum, die beiden verschiedenen Strömungen in ein einheitliches Bett zu leiten, um eine wohlthuende Verschmelzung der einander widerstrebenden Idiome herbeizuführen.

Die Kanzeleisprache, in welcher die Landesgesetze abgefaßt waren und in der auch die Reichsverhandlungen geführt wurden, war für sich allein nicht ausreichend, ein glückliches Resultat zu erzielen, da der Reichstag den Ort zu wechseln pflegte. Hätte Deutschland ein Centrum, hätte es, wie Frankreich, eine tonangebende Hauptstadt gehabt, dann war eine Macht vorhanden, der die übrigen Ortschaften willig gefolgt wären. Außerdem aber war der Inhalt dessen, womit man sich auf den Reichstagen beschäftigte, nicht ansprechend genug, um ein allgemeines Interesse darzubieten. Es bedurfte notwendigerweise eines erhabenen Stoffes, wenn ein neues Idiom sich Bahn brechen sollte. Ein solcher Stoff aber war vorhanden; es war das religiöse Element, das von Ulfila's Bibelübersetzung an Sprache und Litteratur in Fluß erhalten; es war die dem deutschen Gemüte angeborene Neigung zu einer liebevollen Hingebung an die Welt des Übersinnlichen. Ein geistiges Element also bildete die Einheit, auf die es hier ankam, und wie die verschiedenen griechischen Stämme einst in ihrem Homer einen Mittel- und Einheitspunkt hatten, auf den sie all ihr Sinnen und Trachten bezogen, so fanden ihn die deutschen Stämme in dem von Luther geschaffenen Bibelbuche.

Wie aber war es möglich, daß ein einzelner Mann so Außerordentliches leisten, eine so mächtige Wirkung ausüben konnte? Um dies zu begreifen, wird es zunächst notwendig sein, einen Blick auf Luthers Bildungsgang zu thun. Nach dem Tode des großen Reformators hat Melanchthon im Jahre 1546 eine kurze „Historie vom Leben und den Geschichten des ehrwürdigen Herren Dr. M. Luther" in lateinischer Sprache verfaßt, in der er über seinen Aufenthalt auf der Schule zu Eisenach also berichtet:

„Und nachdem er eines sehr guten Verstandes gewesen, und „sonderlich geneigt zum Wohlreden, hat er alsbald angefangen, in seinen Schriften alle Worte wohl zu setzen und „ein Ding weitläuftig zu handeln; und ist also in diesem „Stück und auch in lateinischen Versen zu schreiben, seinen „Gesellen weit überlegen gewesen. Da er nun gemerkt, wie „ein liebliches Ding es wäre um die Lehre, hat er alsbald „aus brünstiger Begier zu lernen, Lust zur hohen Schule „bekommen, dieweil er hielt, daß aus derselben, als aus „einer Brunnquelle, alle Künste flössen."

Auf der Universität zu Erfurt ließ er sich deshalb von den alten Klassikern, besonders Cicero, Virgil und Livius erklären. In dieser Weise vorbereitet, geschah es, daß er im Alter von 20 Jahren zum ersten Male eine Bibel in lateinischer Übersetzung fand. Von Kindheit an daran gewöhnt, alle Gebete und religiöse Formeln in lateinischer Sprache zu vernehmen, mußte das, was er hier, zwar in fremder Zunge, aber mit deutschem Herzen las, mächtig auf ihn wirken. Denn das Wenige, was die Mönche deutsch unter das Volk schrieen, oder im Beichtstuhl den Einzelnen zuflüsterten, war allenfalls geeignet, die Leidenschaften anzustacheln, oder ängstliche Gemüter mit Furcht zu erfüllen, aber wenig imstande, zu erbauen und das Herz zu erquicken.

Zu einem weiteren Schritte in seiner geistigen Entwicklung wurde der jugendliche Luther durch seinen Gönner Staupitz veranlaßt, der den von bangen Zweifeln gefolterten Mönch zu beruhigen verstand, ihn als theologischen Lehrer für die Universität

Wittenberg empfahl, besonders aber ihn zum Predigen ermunterte. Dadurch daß Luther den Gottesdienst seines lateinischen Gewandes entkleidete und ihm somit das Gepräge eines mysteriösen Vorganges nahm, machte er alle Teile desselben dem allgemeinen Verständnis zugänglich, infolge dessen der Geistliche weniger als Diener der Kirche, sondern mehr als Lehrer des Volkes erschien. Bald fand denn auch die Gemeinde so viel Gefallen an seinen Vorträgen, daß sie den erst sechsundzwanzigjährigen Mann zu ihrem ständigen Prediger erwählte. Luther war aber auch ein Muster von Prediger. Nicht nur, daß er eine für die damalige Zeit wirklich gründliche Gelehrsamkeit besaß, sondern es stand ihm auch ein Reichtum erhabener Gedanken zu Gebote, wie man ihn aus früheren Predigten nicht gewohnt war. Dabei gelang es ihm, sich auch den einfachsten Zuhörern verständlich zu machen, während seine Ehrfurcht vor der göttlichen Wahrheit, seine unbedingte Zuversicht zu seinem himmlischen Vater die Herzen seiner Zuhörer mit wohlthuender Wärme durchdrang und sie in eine feierliche Stimmung versetzte, bei der eine nachhaltige Wirkung nicht ausbleiben konnte. Die Hauptsache aber war, daß er sie mit der Bibel bekannt machte, die er somit ihrer langen Verborgenheit entriß, und durch deren Benutzung er dem dunklen Sehnen nach Erbauung eine lang entbehrte Quelle wieder aufschloß. Mit dem Predigen, wovor ihm anfangs so bange gewesen, entwickelte sich denn bald ein Freimut und eine Beredsamkeit, die in der That ihresgleichen suchten. Auch Kurfürst Friedrich der Weise hatte ihn gehört und sich an seiner Predigt erbaut, so daß er sich bewogen fühlte, die Sporteln für die theologische Doktorwürde zu bezahlen, um die sich Luther auf Staupitzs Rat bewerben sollte.

Wie in seinen Predigten, so war es auch in allem andern, was er sprach und schrieb; überall erkannte man den Geist der Bibel wieder, so daß seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen schien. Hier nur ein paar Beispiele. Als man ihn im Jahre 1518 warnte, nach Augsburg zu gehen, und ihn auf Hussens Schicksal hinwies, schrieb er an einen seiner Freunde: „Was kann ich verlieren? Mein Haus ist bestellt. Es ist

„noch übrig der schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie
„diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebens-
„stunde ärmer machen; die Seele aber werden sie mir nicht
„nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt
„von der Art ist, daß wer solches will tragen, der muß
„mit den Aposteln alles verlassen, allem entsagen und alle
„Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre
„es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft,
„mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es be-
„siegelt worden. Durch den Tod muß es auch erhalten
„werden."

Und als ein anderer seiner Freunde ihm in betreff seines Sprechens und Schreibens Behutsamkeit anrät, erwidert er diesem:

„Ich habe nie im Sinne gehabt, vom apostolischen Stuhle
„abzufallen. Will auch nicht leugnen, was ich deshalb vor
„Skrupel in meinem Gemüte habe. Ich lese jetzt mit Fleiß
„das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu
„Leipzig (1520) und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr
„sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist
„sei, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm
„in den decretis Christus, das ist die Wahrheit, verderbet
„und gekreuzigt. Mich jammert ungemein, daß das arme
„Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen
„Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr
„der Grund für die heilige Schrift."

So trägt alles, was wir von Luther lesen den Charakter des Naturwüchsigen an sich, bei dem uns das ganze Herz aufgeht; daher denn auch das Aufsehen, das er in den öffentlichen Disputationen besonders durch seine Bibelkenntnis erregte. Wahrhaft erquicklich ist, was Johann Lange von Lemberg (Löwenberg) in seiner Schlußrede nach der zwischen Dr. Eck und Karlstadt gehaltenen Disputation sagt. Nachdem er Ecks Beredsamkeit gerühmt und auch Karlstadt als Juristen und Theologen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, fährt er also fort:

„Was für eine Sünde aber thäte ich nicht, wenn ich dich,

„redlicher Martine, übergehen wollte! Mit welchen Ehren
„soll ich deine Gelehrsamkeit, deinen Scharfsinn und deine
„Standhaftigkeit in Erforschung der Wahrheit preisen, der
„du, durch so viele Stürme böser und gewissenloser Leute
„umhergetrieben, dennoch niemandem hast weichen wollen als
„dem, der dich eines Besseren überführen könnte. Die
„Freudigkeit deiner Rede ist überaus aufrichtig und be-
„wunderswert. Und die öffentliche Stimme hat uns auch
„deinen rechtschaffenen Wandel verkündigt, und daß du so-
„wohl an Gelehrsamkeit als an Sitten ein wahrer Augustiner
„bist."

Wie schön klingt das alles herüber aus einer Zeit, die um mehr als 360 Jahre hinter uns liegt, und wie findet es ein so lebendiges Echo in unserm Innern! Fürwahr, Luther war nicht nur damals der Held des Tages; er ist auch heut noch ein Musterbild aller derjenigen, die für Recht und Wahrheit in die Schranken treten.

Es ist eine bekannte Thatsache, und in jeder Litteraturgeschichte kann man es lesen, daß die Kanzelei und die Bibel die Quellen unserer neuhochdeutschen Sprache sind. Der Grund ihrer Wirksamkeit liegt nahe. Hatte der Kanzeleiton etwas Nachdrucksvolles und Gewichtiges, indem er die Gegenwart auf ein geheiligtes Herkommen verwies, so lag in der Sprache der Geistlichkeit etwas Patriarchalisches und Erbauliches, das Sinn und Herz auf ein Jenseits, auf ein zukünftiges Leben hinlenkte. Indessen ist nicht außer Acht zu lassen, daß unsere Muttersprache durch die Kirche eine Nebenbuhlerin erhielt, die lateinische Sprache, welche sie vielfach hinderte, sich ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit gemäß zu entfalten. Bald hier, bald da erschien sie mit fremden Elementen durchsetzt, infolge dessen die griechische Anmut und Wortschönheit, welche der Bibelübersetzung Ulfilas ein so charakteristisches Gepräge gegeben, verschwand, um lateinischen Wendungen und Wortfolgen, besonders schleppenden Partizipialkonstruktionen, Platz zu machen.

Auch im übrigen stand die Ausbildung der deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch auf sehr schwachen Füßen. Es waren eigentlich nur Versuche, von denen man reden konnte; Erfolge aber hatten sie wenig aufzuweisen. Ebenso hatte die Poesie der übrigen Kulturvölker Europas seit Dantes Göttlicher Komödie und Petrarcas Sonetten, also seit einem Zeitraum von 150—200 Jahren, nichts hervorgebracht, was an Inhalt und Form eine allgemeine und folgenreiche Bedeutung erlangt hätte. Da erschien, unmittelbar nachdem Reuchlin, der gelehrte Sprachforscher und Vorkämpfer der Reformation, das Zeitliche gesegnet, Luther als der Mann der rettenden That. Er selbst sagt, er rede nach der sächsischen Kanzelei, welcher alle Fürsten- und Könige in Deutschland folgen; in seiner Bescheidenheit betrachtet er sich also nicht als Schöpfer, sondern höchstens als Reformator unserer deutschen Sprache, der das Beste, was jede der beiden Hauptmundarten Eigentümliches hatte, in einen neuen Guß zu bringen strebte, aus welchem dann das Neuhochdeutsche hervorging. Jakob Grimm sagt in der Vorrede zum ersten Teile seiner deutschen Grammatik:

„Luthers Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Rein-
„heit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und
„Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten
„werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr un-
„bedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Aus-
„druckes abgewichen ist. Man darf das Neuhochdeutsche in
„der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen
„frei atmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter
„und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte.
„Was den Geist und Leib unserer Sprache genährt, ver-
„jüngt, was endlose Blüten neuer Poesie getrieben hat, ver-
„danken wir keinem mehr als Luthern.“

Es war in der That eine feine Blumenlese, die der große Reformator aus den beiden einander widerstrebenden Mundarten veranstaltete, so daß schon damals das Wort zur Wahrheit wurde:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
„Wo Starkes sich und Mildes paarten,
„Da giebt es einen guten Klang."

Auf diese Weise ist Luther der Bildner und Dichter unserer Gesamtsprache und somit ihr erster Gesetzgeber geworden.

Wir wissen nun freilich, daß Luther auf diesem Felde nicht allein thätig war, sondern daß er Mitarbeiter gehabt hat, unter denen in erster Linie Melanchthon* zu nennen ist. Wie verschieden die beiden Männer nach Temperament und Charakter waren, wird in jeder Reformationsgeschichte erwähnt; welche Bedeutung diese Verschiedenheit für die Bibelübersetzung hatte, wird dabei oft weniger beachtet:

Luther, Deutschlands Norden entstammend, war zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld geboren, deren rauher und ernster Gebirgscharakter schon den Knaben zu Kampf und Widerstand herausforderte. — Melanchthon, dem südlichen Deutschland entsprossen, wo er zu Bretten in der freundlichen und sonnigen Rheinpfalz das Licht der Welt erblickte, war von Jugend auf an mildere und sanftere Eindrücke gewöhnt.

Luther, der Sohn des Bergmannes, war, ähnlich seinem Vater, geneigt, in die dunkelen Schachten hinabzusteigen, in denen das edele Erz der unverfälschten Wahrheit verborgen lag, die er nur als lauteres Gold zu Tage fördern wollte. — Melanchthon, der Sohn des Waffenschmiedes, ausgestattet mit dem glanzvollen Lichte gründlicher und klarer Erkenntnis, war bestrebt, seinem Freunde die Waffen sorgfältigen Forschergeistes darzureichen, vor deren Schärfe das Mittelalter erbebte.

Luther, auf dessen Kinderjahre besonders die fromme Mutter eingewirkt, war nachmals mit seinem Vater zerfallen, der am liebsten einen Rechtsgelehrten aus ihm gemacht hätte, und der bei der Nachricht von seinem Eintritt in das Augustinerkloster um so mehr zu Boden geschmettert wurde, als er dem Leben und Treiben der damaligen Geistlichkeit in der That nicht

* Vergl. F. Schultz, Melanchthons Leben und Wirken. Berlin, Nicolaische Sortimentshandlung. 1860.

hold sein konnte. — Melanchthon, auf dessen jugendliche Seele vor allem der ernste und gottesfürchtige Vater eingewirkt, mußte in späteren Jahren die beängstigenden Zweifel seiner Mutter zerstreuen, die sich in die neue Lehre durchaus nicht finden wollte, bis der Sohn sie bat, nur recht fleißig die Gebete herzusagen, die sie in der Jugend gelernt, und die ihr den Weg zur Seligkeit gewiß erschließen würden.

Luther, der kräftige und glaubensstarke Verfechter der göttlichen Wahrheit, der sich von dem, was er in heißem Kampfe erworben, auch nicht ein Jota abringen lassen wollte, eine echte Paulus-Natur, stand also im Bunde mit Melanchthon, der sich die Aufgabe gestellt, das Werk der Versöhnung von Wissenschaft und Glauben, von Philosophie und Offenbarung, von Schule und Kirche in mildem und freundlichem Sinne zu fördern, einer sanften Johannes-Natur.

Beide förderten das Werk der Reformation nicht etwa obgleich, sondern eben weil sie verschieden waren. Und wenn unsere Orthodoxen so häufig geneigt sind, nur den Namen Luther auf ihre Heerfahne zu setzen, während die Liberalen ihr Banner am liebsten mit dem Namen Melanchthon schmücken möchten, so ist man gewiß berechtigt, beiden einander so oft noch widerstrebenden Parteien die Worte der Schrift zuzurufen: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden."

Auch das Werk der Bibelübersetzung hatte beide Männer innig mit einander verbunden. Melanchthon, i. J. 1518 als Lehrer der griechischen Sprache nach Wittenberg berufen, wurde Luther bei seiner Arbeit eine wesentliche Stütze, so daß dieser von dem vierzehn Jahr jüngeren Manne sagt:

„Ich wünsche mir niemals einen anderen griechischen Lehrer"
„— und ein andermal: „Ich schäme mich nicht, meine
„Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn
„nicht damit übereinstimmen will, was ich auch oft gethan
„wegen der göttlichen Gabe, welche Christus in dieses ge-
„brechliche Gefäß mit reichlichem Segen gelegt."

Als Beispiel führen wir nur an, wie Luther mit Hilfe

Melanchthons aus dem Grundtext erkannte, daß Buße nicht, wie die römische Kirche lehrt, Abbüßung, sondern Sinnesänderung bedeutet, ein Fall, bei dem es ihm wie Schuppen von den Augen fiel. Am deutlichsten spricht Luther sein Verhältnis zu Melanchthon i. J. 1529 aus, wo er sagt:

„Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln „muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher „viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß Klötze und „Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen und „Sümpfe ausfüllen; ich bin der grobe Waldrechter, der „Bahnen machen und zurichten muß. Aber Mag. Philippus „fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet „und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine „Gaben reichlich."

Ebenso aber wußte Melanchthon auch Luther zu schätzen, denn als er hörte, daß derselbe nach seiner Abreise von Worms unterweges zwar überfallen, indessen auf der Wartburg sicher geborgen war, ruft er aus:

„Unser teurer Vater lebt, die Leuchte Israels ist durch ihn „angezündet, sie würde ohne ihn verlöschen."

Auch gab er sich nachmals seinem Einflusse so hin, daß er der Behandlung der alten Klassiker und der Beschäftigung mit der Philosophie auf lange Zeit entsagte und ganz zum Theologen wurde.

Der Dritte im Bunde war Dr. Buggenhagen aus Pommern, von Melanchthon gewöhnlich Dr. Pomeranus genannt, der Luthers Bibel auch ins Plattdeutsche* übertrug, wodurch er sich in Pommern und Niedersachsen ein großes Verdienst um die Ausbreitung der evangelischen Lehre erwarb.

Außerdem ist noch Justus Jonas, Professor und Propst an der Schloßkirche zu Wittenberg, zu nennen, der Luther innig befreundet war und ihn auch auf seiner letzten Reise nach Eisleben begleitete.

* Die plattdeutsche Lutherbibel erschien 1533 zu Lübeck, Hamburg, Wittenberg und Magdeburg.

Über das gegenseitige Verhältnis dieser Männer spricht sich niemand treffender aus als Melanchthon. Von Dr. Pomeranus heißt es bei ihm:

„Er ist ein Grammatikus, der legt sich auf die Worte „des Textes." „Ich", sagt er von sich selbst, „bin ein „Dialektikus, sehe darauf, wie der Text aneinander „hängt und was sich christlich mit gutem Grund daraus „spinnen und folgern lassen will. Dr. Jonas ist ein „Orator, der kann die Worte des Textes herrlich und „deutlich aussprechen, erklären und zum Markt richten. „Dr. Martinus ist alles in allem; dieses Wundermannes „und erwählten Werkzeuges Rede und Schrift hat Hände „und Füß', und bringet durch Herz und Mark, und läßt „sein Schärf und Trost hinter ihm in vieler Leut Herzen."

Das Neue Testament hat Luther auf der Wartburg ganz allein nach einer von Erasmus besorgten, 1516 bei Froben erschienenen griechischen Ausgabe, also ohne alle Hilfe übersetzt, nachher aber mit Melanchthon sorgfältig durchgesehen. Es wurde eine sehr starke Auflage veranstaltet, bei der drei Pressen beschäftigt waren, die täglich 10000 Bogen druckten; und obwohl in Basel bald ein Nachdruck erschien, wurde dennoch in demselben Jahre eine zweite Auflage nötig.

Bei der Übersetzung des Alten Testaments, das kurz darauf in Angriff genommen wurde, leistete außer den oben genannten Männern noch Caspar Cruciger Beistand, der durch seine hervorragenden Sprachkenntnisse im Griechischen und Hebräischen alle seine Zeitgenossen überragte. Es ist derselbe Professor der Theologie, dem wir es auch zu verdanken haben, daß Luthers Predigten und Vorlesungen auf die Nachwelt gekommen sind. — Neben Cruciger ist dann noch Aurogallus, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Wittenberg, zu nennen, der auch eine hebräische Grammatik herausgegeben hat. Es war also ein ganzes Synedrium beisammen, wie es uns ein treffliches Bild der Berliner Nationalgalerie zu lebendiger Anschauung bringt.

Die einzelnen Teile des Alten Testaments erschienen übrigens

allmählich, 1523 die fünf Bücher Mosis, 1524 die übrigen geschichtlichen und die poetischen Bücher, von 1526 an die prophetischen Bücher, bis im Jahre 1534 die ganze Bibel vollendet war.

Wenden wir uns nun der Übersetzung selbst zu, und betrachten wir vor allem die Sprache derselben. Die erste und natürlichste Mitteilung an andere ist die Sprache der Empfindung, ohne irgendwelche Abhängigkeit von der Litteratur, deren Anfänge sich übrigens bei allen Völkern in einem gewissen Rhythmus bewegen, genau genommen also Poesie sind. Erst später mischt sich die Überlegung ein, so daß die Sprache der denkenden Betrachtung, die rein auf den Gegenstand gerichtete Prosa, Sache der litterarischen Entwicklung ist.

Ob Luther bei seiner Arbeit hieran gedacht, ist uns nicht bekannt; daß er aber innerlich davon beseelt war, beweist der großartige Eingang seiner Bibelübersetzung, beweist der bedeutsame Anfang seines Evangeliums Johannis, beweist der wunderbare Preisgesang der christlichen Liebe im 13. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. Diese und viele andere Stellen deuten unwiderleglich darauf hin, daß Luther ein Mann von tiefem Gemüt, ein poetischer Schöpfergeist war, der die Sprache von innen heraus zu gestalten verstand. Wo der Gegenstand es nur irgend zuläßt, fließen bei ihm Poesie und Prosa zu einer innerlich verschmolzenen Einheit zusammen, die, um uns eines Goetheschen Ausdrucks zu bedienen, „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt."

Wie Luther übrigens selbst von seiner Arbeit dachte, können wir aus folgenden Äußerungen entnehmen:

„Ich erfahre jetzo, was Übersetzen heißt und warum sich „solches bishero niemand unterstanden, der seinen Namen „dazu gesetzt hätte. — Dolmetschen ist nicht eines jeglichen „Kunst, wie die tollen Heiligen (die Fanatiker) meinen; es „gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christ„lich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. — Uns ist wohl oft „begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben „ein einzig Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zu-

„weilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, Mag. „Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vierzehn Tagen „zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber! nun „es verdeutschet ist, kann es jeder lesen und meistern, läuft „Einer jetzt mit den Augen über drei oder vier Blätter und „stößet nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche „Wacken* und Klötze da gelegen, da es jetzt überhin gehet, „wie über ein gehöfelt** Brett, da wir haben müssen schwitzen „und uns ängsten, ehedem wir solche Wacken und Klötze „aus dem Wege räumten, auf daß man könne so fein dahin „gehen. — Ich habe keinen Heller dafür genommen, noch „gesucht, noch damit gewonnen***; so habe ich meine Ehre „drinnen nicht gemeint, das weiß Gott, mein Herr; sondern „habe es zu Dienst gethan denen lieben Christen und zu „Ehren Einem, der droben sitzet, der mir alle Stunden so „viel Gutes thut, daß wenn ich tausendmal so viel und „fleißig dolmetsche, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte „zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles „seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe. „... Lästern mich die Sudler, wohlan, so loben mich die „frommen Christen, und ich bin allzureichlich belohnt, wo „mich nur ein einziger Christ für einen treuen Arbeiter „erkennt."

Aus dem so eben Mitgeteilten geht hervor, daß wir Luthers Übersetzung als ein Werk zu betrachten haben, das er mit heiliger Scheu unternommen, mit strengster Gewissenhaftigkeit fortgeführt und in hoher Genialität vollendet hat, das nicht bloß in sprach-

---

* Ein bergmännischer Ausdruck, eine Steinart bezeichnend, besonders die sogenannte Grauwacke.

** gehobelt.

*** Beim Beginn der Buchdruckerkunst scheint es überhaupt nicht üblich gewesen zu sein, den Schriftstellern Honorar zu zahlen, eine goldene Zeit für die Buchhändler, während die Schriftsteller oft mit der bittersten Not zu kämpfen hatten. Mußte doch Luther in derselben Zeit, wo die Buchdrucker sich durch seine Schriften bereicherten, den Kurfürsten daran erinnern, daß er ihm Tuch zu einem neuen Rocke versprochen habe.

licher, sondern auch in künstlerischer Beziehung als ein Meisterwerk ersten Ranges dasteht. Denn derselbe Mann, der in felsenfester Zuversicht singen konnte: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, war doch bei seiner Übertragung aus der fremden in die Muttersprache, oder bei seinem Dolmetschen, wie er es nennt, so wenig Sklave des Wortes, daß ihm vielmehr der Sinn und Geist des Originals die Hauptrichtschnur seines Verhaltens blieb; daher die überraschende Wiedergabe des eigentümlichen Charakters in den einzelnen Büchern der Bibel. Zeichnen sich die historischen Schriften durch die anschauliche und lebensvolle Ausmalung der einzelnen Vorgänge aus, so sind die Psalmen dagegen voll hohen lyrischen Schwunges, die Propheten voll mächtiger Gewalt der Rede und voll feuriger Begeisterung. Erscheinen uns im Neuen Testament die Evangelien in einer wunderbar wohlthuenden, durchweg leicht verständlichen Sprache, so führen uns die Paulinischen Briefe mit einer merkwürdigen Gedrungenheit der Rede in die Tiefen christlicher Erkenntnis ein, während uns im Johannes die innige Hingebung an die Pflicht der Nächstenliebe mit aufrichtiger Herzenswärme erfüllt.

Aber nicht nur den vorliegenden Originalen, auch dem ganzen vollen Reichtum unserer herrlichen Sprache ist Luther gerecht geworden; unter seiner Feder hat sich die Bibel in ein echt deutsches Werk verwandelt, bei dessen Betrachtung alle Saiten unseres Innern harmonisch mit erklingen. Bemühen wir uns nur, Auge, Ohr und Herz zu öffnen, was finden wir nicht alles in ihr!

dort:	hier:
Kraft und Heldenmut;	Sanftmut und Lieblichkeit;
Hoheit und Erhabenheit der Empfindung;	Wärme und Tiefe des Gemüts;
Blitz und Donner mit verheerendem Schauer;	freundliches Licht und durchsichtige Klarheit;
Herausforderung zu Kampf und Streit;	die heilige Weihe innig erhebender Andacht;
majestätisches Einherschreiten patriarchalischer Würde;	demutsvolle Ehrfurcht und stille Bescheidenheit;

dort:	hier:
tiefes Sinnen und sorgfältiges Prüfen;	unbefangene Hingebung und kindliches Vertrauen;
niederschmetternde und vernichtende Gewalt.	süßer Trost und sanfte Beruhigung.

Wer das alles herausgefühlt, der wird die zauberische Gewalt empfunden haben, die Herz und Sinn gefangen nimmt und die das Lebensprinzip jeder Religion ist.

Mit vollem Recht sagt daher Dr. Matthesius in seiner dreizehnten Predigt von den Historien des Herrn Dr. Martin Luther:

„Dies ist der größten Wunderwerke eins, das unser Gott „durch Dr. M. Luther vorm Ende der Welt hat ausgericht, „daß er uns eine schöne deutsche Bibel läßt zurichten, und „redet und erklärt uns, was sein ewig göttlich Wesen und „gnädiger Wille ist, an guten, derben und verständlichen „deutschen Worten."

Und das ist wahr, wer Luthers Sprache im Vergleich mit dem betrachtet, was sie vor ihm war, der wird sagen, daß sie sich aus altdeutscher Derbheit emporgerungen und unter der Herrschaft seines gottbegnadeten Bildnergeistes zu einer Biegsamkeit und einem Wohllaut entfaltet hat, den bis dahin niemand geahnt, und der prophetisch ein goldenes Zeitalter unserer Litteratur verkündete.

Wir wissen nun freilich: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." Luthers Gegner, in ihren lateinischen Schlupfwinkeln aufgestört, vermochten es nicht zu fassen, wie ein Schriftgelehrter, der die Sprache des gemeinen Mannes anstimmte, die höchsten Wahrheiten und die tiefsten Geheimnisse des Christentums in eben dieser Mundart zum Ausdruck brachte, so daß jeder jetzt lesen konnte, was sie meinten, als ein besonderes Eigentum gepachtet zu haben. Sie bezeichneten seine Art zu reden als Ketzersprache, oder wenigstens höhnischerweise als „lutherisch-deutsch" und entblödeten sich nicht, es mit Schmähschriften zu verfolgen. Aber was für Mühe man sich auch gab, durch andere Übertragungen

ihm den Rang abzulaufen, alle übrigen Bibelübersetzungen trugen ein nüchternes Gepräge, und keiner einzigen ist es gelungen, so ins Volk zu bringen wie die seinige. Mochte also auch ein Fürst, wie Joachim I. von Brandenburg, obgleich sonst nicht ohne lebhaften Sinn für wissenschaftliches Streben, der Reformation, wie Luthers Bibelübersetzung den Eingang in seine Staaten wehren, sie war und blieb ein Mittel, die Hierarchie aus ihrer sicheren Burg hinauszutreiben und ihr auf offenem Felde einen Kampf anzubieten, dem sie sich nicht ohne weiteres entziehen konnte. Der Protestantismus selbst aber, nachdem er die lateinischen Bestandteile des kirchlichen Lebens abgestreift, konnte jetzt Glaubensfreiheit im Verein mit der Muttersprache auf sein Banner setzen und hierdurch allen religiösen Anforderungen genügen.

Ohne Zweifel hat Luthers Bibelübersetzung eine mächtige Bewegung, ja eine vollständige Umwälzung in unserer Muttersprache hervorgerufen, wie sie sich so leicht nicht wiederholen dürfte. Dadurch nämlich, daß sie die Trennung in landschaftlich verschiedene Mundarten beseitigte, trat sie als ein entscheidendes geschichtliches Moment auf, das zu einer allgemeinen Richtschnur für die weitere Fortbildung der Sprache wurde. Und durch welche Mittel? Nicht durch ein Wörterbuch oder eine Grammatik, auch nicht durch eine stilistische Theorie. Auf Glättung und Politur war es Luther am wenigsten abgesehen; es kommt so manches Wort vor, das feinere Ohren zurückstößt; so manche Biegungsform, die uns stutzig macht; so manche Konstruktion, die unser heutiges Sprachgefühl nicht mehr verträgt. Denn lesen wir eine Stelle, wie Hebr. 12, 1:

> „Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebet und träge macht“, —

so bemerken wir, daß eine Scheu vor einem Anakoluth oder einer sprachlichen Entgleisung, wie neuere Grammatiker es nennen, ihn keineswegs zurückschreckte, wenn nur der Gedanke dadurch wirksamer und kräftiger hervortrat. Das Ideal aller sprachlichen Darstellung ist und bleibt der Gedanke. Die Art, wie

er unmittelbar in die sprachliche Hülle überfließt; seine Wahrheit, sein innerer Wert, seine Schönheit, sie machen die Kunst der Darstellung aus. Wir können es uns nicht versagen, hier auf Vilmars Urteil hinzuweisen, das wir in seinen Vorlesungen über Geschichte der deutschen Nationallitteratur finden:

„Nach dem einstimmigen Zeugnis aller Zeitgenossen ist Luthers „Bibelübersetzung die für unsere Sprache und unsern Stil „schöpferische That des Reformators gewesen; und diese „Bibelübersetzung wurde es dadurch, daß Luther sich ganz „und gar, mit Leib, Seele und Geist diesem göttlichen Stoffe „öffnete und hingab; das gänzliche Hineinleben in den Sinn „der Offenbarung, das völlige Mitleben mit derselben, wo„von auch Luthers übrige Werke hinreichendes Zeugnis geben „— das und nur das hob Luthers Werk so hoch über seine „Vorgänger und drückt ihm den Stempel der unvergänglichen „Dauer auf. Luther hat im Schrecken der Sünde und im „Troste des Evangeliums die Bibel übersetzt, und darum „ist, wie die Bibel selbst weltumgestaltend und weltbe„herrschend, so die Übersetzung sprachumgestaltend und „sprachbeherrschend geworden."

Mochten nun auch schwere Zeiten erscheinen, wie die des dreißigjährigen Krieges, Zeiten, in denen Ungarn und Kroaten, Spanier und Italiener Deutschlands Boden zertraten und seine Sprache verunstalteten; mochten die Päpste Verbote über Verbote ergehen und Bibeln über Bibeln verbrennen lassen: die Lutherbibel war einmal mit der Sprache, dem Leben und der ganzen Denkweise unseres Volkes verwachsen und somit zum eigentlichen Volksbuch geworden; sie konnte ihm nicht wieder entrissen werden. „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben", es hat sich nicht nur an dem Urtext, es hat sich auch an dieser Übersetzung erfüllt.

Um auf den Urtext zurückzukommen, thun wir wohl am besten, wieder an Luther selbst zu erinnern. Wahrhaft erquicklich ist es, was er über das Studium der alten Sprachen sagt:

„Der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen her„vorkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er

„nicht leicht könne wieder zustopfen. Darum, liebe Deutsche, „lasset uns die Augen aufthun, Gott danken für das edle „Kleinod und feste darob halten, daß es uns nicht wieder „entrissen werde. Denn das können wir nicht leugnen, daß, „wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist „ist kommen und täglich kommt, so ists doch durch Mittel „der Sprachen kommen, und hat auch dadurch zugenommen, „muß auch dadurch behalten werden. — So lieb nun, als „uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den „Sprachen halten. — Und lasset uns das gesagt sein, daß „wir das Evangelium nicht wohl werden halten ohne die „Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen dies „Messer des Geistes steckt; sie sind der Schrein, darinnen „man dies Kleinod trägt; sie sind das Gefäß, darinnen „man diesen Trank fasset."

So trägt alles, was wir von Luther lesen, den Charakter des Naturwüchsigen an sich. Was ihm aber beim Volke besonders Beifall verschaffte, das war sein angeborener Freimut, selbst Königen und Fürsten gegenüber. Sein Schreiben an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, das an König Heinrich VIII. von England, und das an den Kurfürsten Friedrich den Weisen, nachdem er ohne dessen Erlaubnis die Wartburg verlassen: überall, wo er zur Feder greift, ist er voll unerschrockenen Mannesmutes. Und wählen wir aus seinen 22 Folianten umfassenden Schriften nur zwei der berühmtesten heraus, die „an den christlichen Adel deutscher Nation" und die „von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche", welche Fülle und welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, hervorquellend aus der innersten Bewegung eines reichen und tiefen Gemütes. Wie fließt der Strom seiner Rede bald in ruhigem, breitem Bette dahin, wie donnert er weiterflutend in wildem Sturz zu geheimnisvollen Tiefen hinab; wie treffend und schlagend sind seine Vergleiche, wie warm und innig der Ton seiner Bitten; wie rauscht und klingt es in allen Weisen, als ob er überall mit seinem eigensten Herzblut schriebe! Und werfen wir dann wieder einen Blick auf seine Streitschriften: wie sprudelt es über von der innersten Gewalt ehrlicher

Überzeugung, wie regnet es Schwertstreiche und Geißelhiebe, Stachelspitzen und Kolbenschläge, so daß uns fast bange wird, der Held, den wir so hoch verehren, könne an der allgemeinen Hochachtung etwas einbüßen, wenn wir nicht wüßten, daß auch die Zeit, in der er lebte, gewisse Anforderungen machte, die wir jetzt kaum noch zu würdigen verstehen.

Ohne allen Zweifel ist Luther ein Volksschriftsteller in der edelsten und umfassendsten Bedeutung für Deutschland geworden, wie kein anderes Volk einen ähnlichen aufzuweisen hat. Allerdings kam ihm die erst siebzig Jahre vor seinem Auftreten erfundene Buchdruckerkunst sehr zu statten, die sich schnell zu einem mächtigen Hebel der Volksbildung entwickelte. Das Papsttum witterte auch sogleich Unheil, so daß Alexander VI. verordnete, jedes Buch solle vor seiner Verbreitung von einem geistlichen Censor geprüft und dann erst frei gegeben werden, eine Verfügung, die von seinen Nachfolgern Julius II. und Leo X. noch verschärft wurde. Allein in Deutschland pflegte man damals solchen Anordnungen kein Gewicht beizulegen, so daß die Presse für Luther so gut wie frei war.

Aber nicht bloß volkstümlich war Luther in seinen Schriften, es kam noch etwas anderes hinzu, seine durch und durch christliche Lebensanschauung, die, weil sie seinen eigentlichen Lebensodem ausmachte, auch allem, was er schrieb, einen bis dahin unbekannten Stempel aufdrückte. Man thut daher gewiß nicht unrecht, wenn man behauptet, er habe unsere Sprache christianisiert. Selbst auf die Wahl der Wörter hat diese Richtung seines Gemütes eine tiefgehende Einwirkung gehabt. In den frühesten Übersetzungen der Bergpredigt z. B. lauteten die Anfänge der einzelnen Verse überall: „Benedeyet seid ihr", später setzte er dafür „selig". Welch glücklichen Griff er mit der Wahl dieses Wortes that, merken wir erst, wenn wir Mtth. 5, 3 in einer französischen, oder einer englischen Bibelübersetzung aufschlagen und diese Stellen mit unserm deutschen Texte vergleichen:

„Heureux les pauvres en esprit; car le royaume des cieux est à eux."	„Blessed are the poor in spirit, for theirs is the kingdom of heaven."	„Selig sind die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

oder gar V. 9:

„Heureux ceux qui procurent la paix; car ils seront appelés enfants de Dieu.“	„Blessed are the peacemakers, for they shall be called the children of God.“	„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

Wie schön macht sich dem „heureux“ (glücklich) und dem „blessed“ (gesegnet) gegenüber das deutsche „selig“ in seiner Bedeutung des inneren Erfülltseins von himmlischem Frieden. Und noch schöner sind seine Zusammensetzungen mit dem Worte selig, wie: armselig, glückselig, und besonders holdselig. Lesen wir z. B. Luc. 1, 28 in einer französischen Bibel: „Je te salue, toi qui es reçue en grâce; le Seigneur est avec toi; tu es bénie entre les femmes;“ — ferner in einer englischen: „And the angel came in unto her, and said: Hail, thou that art highly favoured, the Lord is with thee: blessed art thou among women;“ — und nun in unserer deutschen Bibel: „Gegrüßest seist du Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern.“ Welcher Inbegriff von Unschuld, Treue und Lieblichkeit. Fürwahr, Luther hat unsere Sprache mit einem der anmutigsten Wörter beschenkt.

So ist denn die Sprache der Reformation, indem sie nicht nur die Schranken der Dialekte, sondern auch die der Konfessionen durchbrach, die Mundart der deutschen Litteratur und gleichzeitig in ganz Deutschland die Sprache der gebildeten Gesellschaft geworden. Dadurch daß Luther sie mit dem Geiste des Glaubens und der Andacht durchwebte und durchwärmte, hat er ihr im eigentlichen Sinne des Wortes zu ihrer Wiedergeburt verholfen. Auf diese Weise wurde die Bibel eine der Hauptquellen, an der ein Klopstock sich erfrischte, ein Schatz, aus dem Schiller nicht nur in seinen Jugenddramen, sondern auch in den späteren Dichtungen reichlich und oft mit überraschender Wirkung geschöpft hat.* Und Goethe, der sich

* In Schillers Dichtungen kommen nicht weniger als 60 biblische Namen und Anspielungen vor; vergl. den Artikel Bibel in des Verf. Schiller-Lexikon. Berlin, Nicolaische Buchhandlung.

ebenfalls genau mit ihr vertraut gemacht, und so manchen ihrer Aussprüche in seinen Dichtungen verwertet hat, sagt mit vollem Rechte: „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel, zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung von wahrhaft weisen Menschen genützt werden.“

(Schluß folgt.)

III.

Über Geschichtsunterricht auf Gymnasien nebst einigen Exkursen.

Von Richard Köhler.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise wie die deutsche kann auch die französische und, soweit das Englische überhaupt auf den Gymnasien betrieben wird, die englische Poesie und Prosa Verwendung zur Unterstützung der Geschichte finden. Bei der historischen Litteratur Frankreichs ist freilich zu beachten, daß hier Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mit Formvollendung keineswegs immer Hand in Hand gehen. So sehr z. B. Thierry als ernster und gediegener Forscher unsere Achtung verdient, so läßt sich doch schwerlich leugnen, daß er, was das Fesselnde und Gewandte der Darstellung anlangt, mit vielen oberflächlichen Historikern seiner Nation nicht wohl konkurrieren kann.

Was die sonstigen Fächer anlangt, so bedarf es wohl noch am wenigsten der Hervorhebung, wie wichtig eine innige Verbindung der politischen Geographie mit der Geschichte ist. Wenn freilich der geographische Unterricht durch seine Verbindung mit dem historischen an Lebendigkeit, Interesse und Sicherheit gewinnt, wie andererseits dieser durch jenen, so darf man hinwiederum auch nicht vergessen, daß keiner von beiden dabei sein bestimmtes Terrain verlieren soll. Bei der Behandlung der antiken Geo-

graphie ist deren Beziehung zur modernen sorgfältig zu berücksichtigen, wie überhaupt die klassische Philologie erst ihre volle Bedeutung durch ihre Verbindung mit der Gegenwart erhält, ein Punkt den besonders Böckh, und gewiß mit Recht, hervorhebt. —

Wenn nun vor allem dahin zu streben ist, daß der Geschichtsunterricht durch alle Stufen hindurch interessant und vielseitig für den Schüler gemacht werde, so ist es auch von großer Wichtigkeit, daß der Schüler, besonders in den Oberklassen, geeignete Hülfsmittel in Händen hat, die ihm ermöglichen, sich die Quintessenz des Unterrichtes über alle Perioden der Geschichte zum dauernden Eigentum zu befestigen, nicht bloß zum „präsenten Wissen", wie ein moderner technischer Ausdruck der Pädagogik lautet. Denn das „präsente Wissen" wird häufig nach kurzer Zeit zu einem „unpräsenten", und dieses gewinnt leicht eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem Lichtenbergischen Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt, oder mit dem Kantschen Ding an sich.

Soll aber ein Geschichtsabriß dem Schüler das Material zum bleibenden geistigen Eigentum bieten, so muß er kürzer, viel kürzer sein, auch für die oberen Klassen, als es die meisten solcher Hülfsmittel bis jetzt sind. Es verhält sich damit ähnlich, wie mit gesetzlichen Bestimmungen. Hier wie dort verdient der Ausspruch alter Weisheit Beherzigung, daß die Hälfte oft mehr sei als das Ganze.* Enthalten Gesetze zu viele Bestimmungen, so wird oft nicht nur das nicht beachtet, an dessen Aufrechterhaltung weniger gelegen ist, sondern es verliert sich auch leicht die Achtung vor dem, was wirklich heilsam an den Gesetzen ist. Bietet ein Abriß zur Reproduktion des Unterrichtsstoffes zu viel, so wird nicht allein das leicht vergessen, was er zuviel bietet, sondern auch das Wesentliche wird dadurch beeinträchtigt. So enthalten die nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande weit verbreiteten Grundrisse der Weltgeschichte von Pütz entschieden sehr viel Unwesentliches neben dem Notwendigen.

---

* Bei Hesiod.

Aus dem Ganzen ließe sich wohl auch eine Auswahl treffen; diese ist aber schwer für die vielen Lehrer, die noch nicht durch eine längere Praxis dabei unterstützt werden. Zudem wirkt die Menge des gebotenen Materiales sehr leicht verlockend, und mancher denkt: Es wäre doch recht schön, wenn sich das alles gründlich verarbeiten ließe. Ja, wenn! — Will man aber das alles gleichmäßig für den Unterricht verwerten, so kann von einer innig anregenden Behandlung der fesselnden Perioden der Geschichte schwerlich die Rede sein. Das Gedächtnis des Schülers wird stark überladen, ohne daß der Unterrichtsstoff gehörig verarbeitet und ohne daß das wahrhaft Bedeutsame „wie ein rocher de bronce stabiliert“ wird, und ein rasch erworbenes massenhaftes „präsentes Wissen“ verflüchtet sich leicht wieder zu einem „unpräsenten“. Auch der Auszug aus der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Plötz bietet viel zu viel. Von pädagogischem Standpunkte aus betrachtet, ist der anspruchlose Grundriß der Weltgeschichte von Andrä entschieden höher zu stellen, und der Verfasser ist ernstlich bemüht, jede neue Auflage mehr in Einklang mit der wissenschaftlichen Forschung zu bringen; aber dieses Buch ist nur für die mittleren Klassen berechnet.

Für den Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte aber dürfte ein Hülfsmittel warme Empfehlung verdienen. Ich erhielt vor einiger Zeit zugesandt: Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Friedrich Hofmann, Direktor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, Heft I—II. Aus dem Umfange — Heft I (Griechische Geschichte) enthält mit Zeittafel 48 und Heft II (Römische Geschichte) mit Zeittafel 89 Seiten — schloß ich, daß ich entweder etwas recht Gediegenes oder etwas recht Dürftiges vor mir habe. Man wird mir es nicht verübeln, wenn ich mich zuerst der letzteren Ansicht mehr zuneigte. Bei näherer Prüfung jedoch gewann ich die Überzeugung, daß ich es mit einer ausgezeichneten Arbeit zu thun habe. Sie bietet ein kritisch gesichtetes historisches Material, wenn auch mit einzelnen Ausnahmen. So wird erwähnt, daß die spartanischen Ephoren in Lykurgs Zeit

nur geringe Befugnisse gehabt hätten, obgleich diese Behörde zu Lykurgs Zeit noch gar nicht bestand. Über den Tod des älteren Cyrus wird der fabelhafte Bericht Herodots gegeben, während die Angabe des Ktesias gar nicht erwähnt wird, obgleich diese weit mehr innere Wahrscheinlichkeit hat, abgesehen davon, daß Ktesias Einsicht in die persischen Staatsarchive genommen hatte. Der Raub der Sabinerinnen fand nach dem Werkchen, wie man gewöhnlich auch sonst liest, an einem Feste des Neptun statt, obgleich es keineswegs erwiesen oder auch nur wahrscheinlich ist, daß der Gott Consus mit dem nicht nationalen Neptun identisch ist, wenn ihn auch Livius als Neptunus equester* bezeichnet. Von der Servianischen Mauer heißt es, daß sie oberhalb der Tiberinsel den Fluß berührt habe. Doch solche Kleinigkeiten erscheinen verschwindend gegenüber den entschiedenen Vorzügen beider Werkchen. Der feine Takt, mit welchem der Verfasser den wertvollen Kern aus dem reichen geschichtlichen Materiale herausgeschält hat, verrät den erfahrenen, praktischen und besonnenen Schulmann. Die Darstellung ist präzis, klar und lichtvoll und fordert doch nachdenkliche Lektüre von dem Schüler. Die Charakteristiken hervorragender Staatsmänner sind kurz und einfach, aber scharf und treffend. Von dem verwickelten römischen Staats- und Kriegswesen gibt der Verfasser eine höchst klare und anschauliche Übersicht. Bezüglich des Abschnittes über römische Verfassung, Kriegswesen und die Stellung der Unterthanen der Römer meint er, daß derselbe nötigenfalls weggelassen werden könne. Bei der hohen Wichtigkeit dieser Gegenstände gerade für die römische Geschichte wäre dies jedoch schwerlich wünschenswert, und bei dem Geschicke, mit welchem der Autor ihre Darstellung zu vereinfachen gewußt hat, dürfte auch unter mißlichen Verhältnissen kaum das Bedürfnis für die Weglassung vorliegen. Auch die Litteraturgeschichte wie die sonstige Kulturgeschichte ist in kürzester Fassung berücksichtigt. Daß das Werk trotz seiner Kürze die Thatsachen nicht tabellarisch, sondern im

* Doch wohl bloß eine Übertragung des Ποσειδῶν ἵππιος auf die römische Mythologie.

Zusammenhange darstellt, ermöglicht dem Schüler auch nach längerer Zeit die Reproduktion des Hauptinhaltes der geschichtlichen Vorträge für sein Gedächtnis. Zugleich hat der Verfasser wohl zu vermeiden gewußt, daß seine Arbeit diesen Vorträgen das Interesse entziehen könnte. Kurz, für das, was er bietet, kann man ihm dankbar sein, und nicht minder für das, was er nicht bietet. Was ausschließlich oder doch vorwiegend in ein Hülfsbuch für die Schüler niederer Klassen gehört, ist entweder weggelassen oder doch nur leise berührt. Sehr vieles aber, was man in anderen derartigen Arbeiten schon längst gerne vermißt hätte, würde man hier vergeblich suchen. Man darf daher mit Recht auf die Lehrbücher der Geschichte der späteren Zeit, die der Verfasser in Aussicht stellt, gespannt sein. Wenn diese, wie sich wohl erwarten läßt, auch, wie die der alten Geschichte, in sehr bescheidenem Umfange erscheinen, so sollte das darum kein Mißtrauen gegen sie erregen; denn man muß bedenken, daß ein Abriß der Geschichte für Oberklassen wohl anders sein muß als ein solcher für niedere Klassen, daß er aber deshalb nicht viel umfangreicher zu sein braucht, und „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister".

Zum Schlusse möchte ich noch zweier, freilich auch für andere Schulen inbetracht kommenden Spezialitäten gedenken, von denen die eine sorgfältige Erwägung bei ihrer Behandlung verdient und die andere schon manchen unnötigen Skrupel verursacht hat. Ich meine die brandenburg-preußische Geschichte und die Partieen der Geschichte, bei denen das Konfessionelle Simultanschulen gegenüber in Erwägung kommt.

Was die erstere betrifft, so verdient gewiß die Geschichte des Landes, das unter mancherlei ungünstigen natürlichen Verhältnissen aus geringen Anfängen heraus sich durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner überhaupt wie durch die seiner Regenten zu einer so gewaltigen Macht emporgearbeitet hat und so endlich die nationale Einheit und Größe des deutschen Volkes begründen konnte, eine vorzugsweise Berücksichtigung. Außerdem aber kommt inbetracht, daß die brandenburgische Geschichte zum sehr großen Teil Lokalgeschichte ist, so gut wie jede andere Lokalgeschichte.

Während aber andere Lokalgeschichten, wie die sächsisch-thüringische, hochpoetisch in vielen ihrer Einzelheiten sind, bietet die brandenburgische in ihren Details sehr viel Trockenes und Unerquickliches. Die brandenburgische Geschichte aber hört erst auf, Lokalgeschichte zu sein, wo sie mit besonderer Entschiedenheit in die Weltgeschichte einzugreifen beginnt. Das ist aber erst seit dem großen Kurfürsten der Fall. Von da an jedoch bis zu ihren Anfängen zurück liegt noch ein sehr weiter Raum. Aus diesem der Regierung des großen Kurfürsten vorausgehendem Zeitraume, der so viel kleinliches Detail enthält, wird eine besonders sorgfältige Auswahl zu treffen sein, damit der Schüler ein klares, übersichtliches und möglichst interessantes Bild erhält. Diesem Teile der Geschichte viel Zeit zuzuwenden, würde höchst bedenklich sein. Es ist zu bedenken, daß nicht bloß Partieen aus der deutschen Geschichte überhaupt, sondern auch speziell aus der preußischen Geschichte späterer Zeit vorliegen, die ein unendlich reicheres Material bieten, um Geist und Gemüt des Schülers zu erfassen und auf den Patriotismus desselben erhebend einzuwirken. Diese hochwichtigen Teile der Geschichte würden aber entschieden zu sehr leiden, wenn man der Geschichte der Askanier, Wittelsbacher, Luxemburger und der älteren Hohenzollern in Brandenburg einen weiten Raum zuweisen wollte. Aus patriotischem Eifer könnte man dabei leicht gerade gegen den Patriotismus verstoßen.

Übrigens gebietet es auch der Patriotismus nicht, die preußische Geschichte im byzantinischen Stil vorzutragen; dieselbe hat es auch glücklicherweise nicht nötig.

Für die feste Einprägung der Einzelheiten in der Territorialgeschichte von Branden- —

„Gretelchen, was solls?“ könnte hier mancher fragen, der nur wirklich Wesentliches und den Geist intensiv Bildendes für den Geschichtsunterricht verwandt wissen will; aber wir haben hier mit einem fait accompli zu rechnen, indem in Preußen bis jetzt noch die besondere Behandlung der Territorialgeschichte verlangt wird, und es gilt daher, dem Schüler die Bewältigung dieses Stoffes möglichst zu erleichtern; —

also, für die Einprägung der Geschichte der territorialen Entwicklung des brandenburg-preußischen Staates empfiehlt sich die Darstellung Brechers. Freilich ist zu beachten, daß die Karte und der kurze Text nicht durchweg übereinstimmen, ein Verhältnis, das sich auch mehrfach in anderen Werken zwischen Karte und Text zeigt, so daß der Lehrer den fehlenden Einklang herzustellen hat.

Bezüglich der Behandlung der Geschichte in Simultananstalten ist das Verfahren schwerlich zu rechtfertigen, das einfach diejenigen Partieen der Geschichte aus dem Unterrichte ausschließt, welche vielleicht bei der einen oder anderen Konfession Anstoß erregen könnten. Dazu sind diese Perioden zu hochwichtig für die Kulturentwicklung der Völker, zu nachhaltig in ihrer Wirkung auf folgende Jahrhunderte. Wie es aber Pflicht des Geschichtsforschers ist, die unverfälschte Wahrheit ohne Leidenschaft und Parteilichkeit zu ermitteln, so ist es Sache des Geschichtslehrers, den historischen Thatbestand rein und objektiv zu überliefern. Objektivität und Farblosigkeit aber sind nicht identische Dinge. Darum wird z. B. ein unbefangener protestantischer Geschichtslehrer sich schwerlich verpflichtet erachten, Päpste wie Johann XXIII. oder Alexander VI. in Rosenfarbe zu malen. Er braucht aber auch andrerseits durchaus nicht zu verleugnen, daß der Reformator Calvin nicht bloß ein Mann von großen Verdiensten, sondern daneben auch ein gefährlicher Fanatiker war, als welcher er sich nicht allein dem freimütigen Miguel Servede gegenüber gezeigt hat. Auch wird er ebensowenig als dem großen Reformator Luther dem hochherzigen Jesuiten Friedrich von Spee seine Bewunderung versagen, ihn vielmehr gerne als einen der edelsten Charaktere anerkennen, welche die Geschichte aufweist. Genug, alles Gute wird er bereitwillig anerkennen, aber auch das Üble nicht unnötigerweise zu verbergen suchen, einerlei ob sich dieses oder jenes auf der Seite der eigenen Konfession vorfindet oder auf der der gegenüberstehenden. Dieses Verfahren mag allerdings ebensowenig protestantischen wie katholischen Fanatikern anstehen; jedoch die Mißbilligung, die so manches von entgegengesetzten Seiten erfährt, beweist häufig gerade, daß

der rechte Mittelweg getroffen ist. Bei den Schülern verschiedener Konfessionen aber gewinnt der Lehrer durch ein objektives Vorgehen in der Sache leicht Vertrauen; die strenge Konsequenz in diesem Verfahren erzeugt gegenseitige religiöse Toleranz, und

„Daß Fried und Eintracht draus erwachs,
Das wünscht zu Nüremberg
Hans Sachs.“

IV.

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Herr Direktor Dr. Kreyenberg hat zu den mancherlei Verdiensten, die er sich bereits um die Sache der weiblichen Erziehung erworben, ein neues hinzugefügt, indem er in den beiden letzten Heften der Rheinischen Blätter* die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Stellung deutscher Lehrerinnen im Auslande gelenkt hat. Es ist das in der That ein für unser Volksleben sehr wichtiger Punkt. Denn wir haben in den mittleren Ständen einen gewaltigen Überschuß weiblicher Arbeitskraft. Auf dem eigentlichsten Gebiete der Frauen, dem häuslichen, unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr verwendbar, hat sich dieser Überschuß zunächst auf das Lehrfach gelenkt, und die Sache steht jetzt ohne Frage so, daß Deutschland nicht nur mehr gebildete Frauen überhaupt, sondern auch mehr Lehrerinnen produziert, als es beschäftigen und ernähren kann. Die natürliche Folge ist, daß die überschüssigen auswandern müssen. Was ihrer also im Auslande wartet, was dort von ihnen verlangt und ihnen geboten wird, das hat wegen der großen Zahl von einzelnen, die in betracht kommen, und wegen der großen Ausdehnung der mitbetroffenen Kreise eine nicht mehr bloß individuelle, sondern eine nationale Bedeutung gewonnen, und jeder der zuverlässige, allgemein giltige Nachricht von den einschlägigen Verhältnissen

* 1883. VI; 1884. I.

geben kann, sollte öffentlich das Wort ergreifen, damit die deutschen Lehrerinnen und ihre Freunde wissen, woran sie sind.

Das Wort des Herrn Direktor Kreyenberg nun wird bei dem hohen Ansehen, dessen er sich in pädagogischen und litterarischen Kreisen erfreut, ohne Zweifel einen starken Widerhall finden. Und da in seinen beiden Aufsätzen eigentlich nur Schattenseiten und Nachtseiten, tiefe, schwarze Nachtseiten des Schicksals gezeichnet sind, welches deutsche Lehrerinnen überall im Auslande finden, so werden fortan, auf seine Autorität gestützt, Eltern, Vormünder und Lehrer, welche es mit den ihnen anvertrauten deutschen Mädchen wohl meinen, oder selbständige Frauen, welche jenseits der deutschen Grenzen Arbeit und Brot suchen möchten, diese Art Auswanderung als ziemlich gleichbedeutend mit einem moralischen und physischen Selbstmord betrachten müssen, dem das Verhungern im Vaterlande denn doch noch vorzuziehen wäre. Ich weiß, daß es kühn ist, neben einer solchen anerkannten Autorität eine gegenteilige Meinung aufzustellen, und es thut mir leid, das in bezug auf einen Aufsatz thun zu müssen, welcher der Sache des von mir in Deutschland litterarisch vertretenen Vereins deutscher Lehrerinnen in England so warm und verständig das Wort redet, und ihm dadurch einen so wesentlichen Dienst erweist. Aber es ist ja dem Verfasser des Artikels so gut wie mir nur um die Wahrheit zu thun, und die Wahrheit in dieser Sache beruht nicht auf dem Zeugnis eines einzelnen, und wäre er noch so gut unterrichtet, sondern kann erst annähernd aus dem Zeugnis vieler als Durchschnitt gefunden werden, und als ein solches Zeugnis, das seinerseits nicht den Anspruch erhebt die absolute Wahrheit zu sein, aber doch aus einer nicht bloß flüchtigen Kenntnis der berührten Verhältnisse hervorgegangen ist, bitte ich die folgenden Mitteilungen aufzufassen.

Ich will dabei mit offenen Karten spielen, weil ich glaube, daß ein Urteil über diese Sache in dem Maße Bedeutung verdient, wie es sich auf eine größere oder geringere Summe einzelner (natürlich zuverlässiger) Beobachtungen stützt. Herr Direktor Kreyenberg sagt nur im allgemeinen, daß sämtliche Anschreiben

von Lehrerinnen, welche seine Vermittelung um Stellen im Auslande angegangen sind, ein Aktenbündel bilden würden, wie es stattlicher kein Büreau auf Erden aufzuweisen vermöchte. Der Schluß auf die Zahl von Lehrerinnen, deren Schicksal im Ausland der geschätzte Pädagoge mit Sicherheit hat verfolgen können, bleibt danach der Phantasie des Lesers überlassen. Um meinerseits zu keinen Phantasiesprüngen herauszufordern und dem Leser gleich den Maßstab in die Hand zu geben, wonach er die Glaubwürdigkeit oder Allgemeingiltigkeit meines Urteils bemessen kann, will ich hier angeben, wie ich zu meiner Kenntnis der Sache gekommen bin. Ich war nicht allein selbst längere Zeit Lehrerin in Frankreich und habe mich öfter in England aufgehalten, sondern ich bin seit fast neunzehn Jahren Lehrerin an einem Seminar, seit fünf Jahren Vorsteherin desselben, dessen Schülerinnen, vielleicht weil es in einer großen Seehandelsstadt liegt, den Trieb in die Ferne allezeit besonders lebhaft empfunden haben, und dessen Vorstand es immer zu seinen Amtspflichten gerechnet hat, seinen Schülerinnen zu Stellen zu verhelfen und sie in ihrer späteren Berufswirksamkeit mit Teilnahme zu begleiten. In dieser Zeit haben nach sorgfältig von mir geführten Registern von den Schülerinnen, die ich selbst unterrichtet habe, 138 als Lehrerinnen Stellen im Auslande gehabt, davon 68 im britischen Königreich, 18 in Frankreich, 1 in Belgien, 2 in Holland, 3 in der Schweiz, 6 in Italien, 2 in Spanien, 5 in Rußland, 2 in Ungarn, 1 in Rumänien, 14 in Nordamerika, 3 in Mittelamerika, 7 in Südamerika, 1 in Ostindien, 2 in Afrika, 3 in Australien. 6 andere waren als Pensionärinnen behufs ihrer Ausbildung in der Schweiz. Außerdem sind mir zwischen 20 und 30 Lehrerinnen genau bekannt, welche im Auslande Stellen gehabt haben oder noch haben. Von jenen 138 Schülerinnen sind 4 mir völlig aus den Augen gekommen, eine von den vieren ist auch für ihre Familie verschollen. 24 von ihnen haben sich seitdem teils in Deutschland, teils im Auslande verheiratet, 5 sind gestorben. Von diesen, wie von den 105 übrigen habe ich die Lebensläufe ständig verfolgen können und stehe mit weitaus den meisten noch heute in persönlicher Verbindung.

Gewiß, das sind sehr bescheidene Zahlen im Vergleich zu der ungeheuern Menge von Fällen, aus denen ein Gesamturteil gewonnen werden soll. Aber das induktive Verfahren ist doch hier, wie überhaupt auf sozialwissenschaftlichem Gebiet das einzig sichere. Sagen: In dem und dem Lande werden die Lehrerinnen so und so behandelt, und dann zum Beleg einen oder zwei eklatante Fälle erzählen, kann leicht jeder: — das Zeugnis des Herrn Direktor Kreyenberg und des von ihm angeführten Dr. Hausé in Venedig wird nur in dem Maße das meinige entkräften, wie es sich auf eine größere Zahl gleich sorgfältig und vollständig beobachteter Einzelfälle stützt. Was ich nun aus meiner Erfahrung und außerdem aus der Erfahrung mehrerer urteilsfähiger Lehrerinnen über die Verhältnisse im Auslande mitteilen kann, weicht von den Mitteilungen der beregten Artikel in vielen wesentlichen Punkten ab. Nicht in allen. Kurz zusammengefaßt gipfeln die dort gegebenen Ausführungen darin, daß erstens deutsche Lehrerinnen im Auslande schamlos ausgebeutet werden, daß sie zweitens in die größte materielle Not geraten können, daß ihnen drittens die furchtbarsten sittlichen Gefahren drohen. Daran schließen sich noch einige geringere Unannehmlichkeiten, wie z. B. daß die Lehrerin in England den englischen Anstandsbegriffen entsprechen muß, daß sie in Frankreich vom Deutschenhaß zu leiden hat, und daß die französischen Kinder „ungezogen und verwöhnt im höchsten Maße, obenein noch faul und blasiert sind, ja . . . es gibt wohl keine Untugend, die sich nicht bei ihnen fände;" daß sie in der Schweiz schlechte Kost und das schlechteste Kämmerchen im ganzen Hause erhalten oder gar neben dem Unterricht, den sie geben, noch ein Kostgeld bezahlen müssen.

Also zuerst die Ausbeutung. Sie wird offenbar von zwei Seiten ausgeübt: von den Arbeitgebern und von den Agenten. Auch mir sind Fälle bekannt geworden, daß man einer Lehrerin mehr und andere Arbeit zugemutet hat als sie eigentlich leisten sollte — aber wahrlich nicht im Auslande allein und nicht einmal vorzugsweise. Eine meiner Schülerinnen mußte als Erzieherin auf einer der deutschen Ostsee-Inseln 44 Stunden

wöchentlich geben; darf man deshalb sagen, in Deutschland würden Lehrerinnen schamlos ausgebeutet? Ich selbst wurde als junge siebzehnjährige Gouvernante in einem deutschen Pfarrhause ständig mit der Ehre betraut, die feinen Kragen der Hausfrau zu plätten, weil ich es zufällig besser konnte als diejenigen, deren eigentliche Arbeit es war, und wurde viele Jahre später von einer irischen Pfarrersfrau gebeten, ihr eine deutsche Lehrerin zu schaffen, welche ihr auch im Hause zur Hand ginge und die Kleidung der Kinder in Ordnung hielte; — es gibt eben im Ausland wie im Inland Menschen, welche ihren Untergebenen viel zumuten mögen, und darum wird unseren Schülerinnen immer geraten, sich vor Antritt einer Stelle ganz genau ihre Obliegenheiten sagen zu lassen und sich sowohl der nötigen Erholung als auch der unerläßlichen Fortbildung wegen täglich eine oder zwei Freistunden auszubedingen. Ist der Arbeit zuviel, oder ist sie den Kräften und der Stellung der Lehrerin nicht angemessen, so muß diese sich im Auslande wie in Deutschland ihrer Haut wehren; eine bescheidene Vorstellung, von einer Persönlichkeit vorgebracht, die durch ihr Betragen und ihre Leistungen den Arbeitgebern des Festhaltens wert erscheint, wird in der Regel berücksichtigt werden. Im Vaterlande mag ja die größere Nähe der Angehörigen, die Möglichkeit jeden Augenblick anderswo ein Unterkommen zu finden, der Lehrerin etwas mehr Rückhalt geben, wenn sie sich gegen unbillige Zumutungen wehrt; im Auslande ist es dafür dem Arbeitgeber weniger leicht, sie angemessen zu ersetzen, wenn sie ihre Stelle gut ausfüllt, und namentlich je weiter fort, desto mehr pflegt er beflissen zu sein, die billigen Wünsche einer tüchtigen und liebenswürdigen Lehrerin seiner Kinder zu berücksichtigen. Wer sich jenseits des Oceans gut macht, wird gut behandelt, ist die Summe aller meiner hierauf bezüglichen Beobachtungen.

Daß durch Agenten Lehrerinnen unbarmherzig ausgebeutet werden, ist mir nicht allein so oft erzählt, daß ich es gern glauben will; es scheint mir auch in der Natur der Sache zu liegen, daß ihre Dienste sehr häufig nach mehr als einer Seite bedenklicher Natur sein können. Eine Agentur für Stellen-

vermittlung unternimmt man bekanntlich nicht wie man Lehrer oder Hutmacher wird; man greift dazu, wenn es auf anderen Wegen nicht mehr geht. Ich habe kein Material, um mit Herrn Dr. Hausé zu behaupten, daß „die englischen Büreaus meistens Schwindelinstitute“ sind und weiß nicht, ob es unter den etwa zehn in Paris vorhandenen ein solides gibt oder nicht. Aber wenn die Leute, welche ja nicht aus Interesse für Lehrer oder Arbeitgeber sich mit Stellenvermittlung abgeben, irgendwie ein weites Gewissen haben, so werden sie nur allzu schnell zu der häufig und drastisch genug geschilderten Praxis kommen, den Lehrer, die Lehrerin, die ihnen als tüchtig und leistungsfähig erscheinen, soviel an ihnen ist, in schlechte Stellen, die unfähigen in gute Stellen zu heben. Denn sie leben nicht davon, daß andere Leute Stellen *haben*, sondern daß sie Stellen *wechseln*. Darum, und weil nicht bloß die schriftlichen Zeugnisse, sondern die Kenntnis der gesamten Persönlichkeit bei der Besetzung von Stellen so außerordentlich wichtig ist, sollte das Agenturgeschäft von jedem der es vermag, umgangen werden. Der Mittel, es zu ersetzen, sind aber hauptsächlich zwei. Von dem einen geben die deutschen Lehrerinnen in England, wie Herr Direktor Kreyenberg ausführlich und mit warmer Anerkennung schildert, das Beispiel: es ist die Selbsthülfe durch Vereinsthätigkeit. Das zweite ist, daß mehr als bisher alle die in Deutschland bei der Lehrerinnenbildung beteiligten Männer und Frauen sich bereit finden lassen, ihren Zöglingen zu Stellen zu verhelfen. Sie können besser als irgend jemand Auskunft über den Charakter und die Leistungsfähigkeit der jungen Lehrerinnen geben, und sie können, wenn sie sich von ihren Zöglingen aus deren Lehrthätigkeit fleißig Bericht erstatten lassen, sich besser als sonst jemand ein Urteil über verschiedene Arten von Stellen in verschiedenen Ländern bilden. Das ist mühsam, zeitraubend, nicht in allen Fällen ein dankbares Geschäft und trägt in klingender Münze nichts ein, aber sie sind die Nächsten dazu, und das bischen Mühsal wird auch durch manche Freude wettgemacht. Und nun will ich der Vollständigkeit halber noch hinzusetzen, daß mir, obgleich ich persönlich nie mit Agenten zu thun gehabt

habe, doch auch ein halbdutzend Fälle bekannt geworden sind, wo durch ihre Vermittlung eine Lehrerin eine gute und passende Stelle gegen mäßigen Entgelt bekommen hat.

Viel bedenklicher ist natürlich der zweite gegen Stellen im Auslande erhobene Einwurf, daß sie zur äußersten Not, ja zum Hungertode führen können. Daß diese Gefahr vorhanden ist, kann niemand leugnen. Wenn in London, wie ich gelesen zu haben glaube, im letzten Jahr 68 Menschen nach ärztlicher Untersuchung thatsächlich Hungers gestorben sind, so ist keine Gewähr dafür, daß sich darunter nicht auch eine deutsche Gouvernante befinden könnte. Aber daß nun jede die ihr Bündel schnürt, um ihr erworbenes Wissen in fremder Herren Länder zu verwerten, mit dieser Möglichkeit rechnen müßte, oder auch nur jede hundertste, dafür geben meine Erfahrungen keinen Anhalt. Und um das hier gleich anzuschließen, ungefähr ebenso verhält es sich mit dem dritten Punkt, im allgemeinen betrachtet: mit den sittlichen Gefahren. Ich habe bereits angeführt, daß mir im Laufe von 19 Jahren von 138 Schülerinnen 4 völlig aus dem Gesichtskreise verschwunden sind. Die eine, welche auch für ihre einzige noch lebende Blutsverwandte verschollen ist, ging in reiferen Jahren nach Newyork und hat zuerst von dort noch über ihr Wohlergehen berichtet, dann nicht mehr geschrieben; sie mag sittlich zu Grunde gegangen, sie mag gestorben sein, sie mag noch leben: das erstere ist um keinen Schatten wahrscheinlicher als die beiden anderen Möglichkeiten. Von den anderen drei leben innerhalb meines Gesichtskreises noch Angehörige; von zweien von ihnen, die nach Rußland gegangen sind, liegt nicht der geringste Grund für mich vor anzunehmen, daß sie irgendwie verunglückt sind. Die dritte, die gleichfalls nach Osteuropa ging, habe ich später einmal wiedergesehen und allerdings den Eindruck von ihr gehabt, als habe sie mehr erlebt als ihr gut war. Und noch von zwei anderen, Bekannten, nicht Schülerinnen, habe ich die moralische Überzeugung, wenn nicht die Gewißheit, daß sie in Paris zu Grunde gegangen sind. Ich will auch zugeben, daß das Ausland, die Entfernung von der Familie, die dadurch bedingte äußere Schutz-

losigkeit diese Gefahr des sittlichen Unterganges erhöht: bestehen thut sie in Deutschland auch — wer will das leugnen? Aber ein Unterschied zwischen den Ländern muß gemacht werden, und da Herr Direktor Kreyenberg ihn wohl zwischen den Zeilen lesen läßt, aber nicht ausdrücklich hervorhebt, so will ich die Warnung, die er seinen öfter genannten Gewährsmann in bezug auf „Wien oder Ungarn oder Rumänien u. s. f." aussprechen läßt, dahin vervollständigen, daß ich sage: Wer in ein slavisches, ein romanisches oder ein orientalisches Land geht, also in die Donauländer, nach Polen oder Rußland, in die Türkei, nach Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, thue das nur auf die Bürgschaft einer notorisch ehrenhaften und mit dem betreffenden Hause wirklich bekannten Persönlichkeit, vorzugsweise eines evangelischen Predigers, eines deutschen Konsuls oder ähnlich gestellter Leute. Und dann wolle man doch auch einen Unterschied zwischen den jungen Mädchen machen, welche ihr Glück in der Fremde versuchen. Sind nicht erstlich viele, die da meinen im Ausland deutsche Lehrerin spielen zu können, obgleich sie vielleicht ganz ungebildet sind oder wenigstens von dem, was man von einer deutschen Lehrerin zu verlangen pflegt, nicht die blasseste Ahnung haben? Auch ich könnte nachgrade ein dickes Aktenbündel von Briefen solcher Bewerberinnen aufweisen (unzählige Besuche ungerechnet), in welchen ich um Zuweisung einer Stelle im Auslande gebeten werde, während Stil und Orthographie verraten, daß die Schreiberin in der untersten Klasse einer deutschen Volksschule noch viel zu lernen hätte. Dann natürlich, wenn sie sich etwa durch Agenten oder durch Leute, die selbst nicht wissen, worauf es ankommt, eine Stelle verschafft haben, werden solche Mädchen schlecht behandelt, plötzlich entlassen und können in Not geraten. Darum wäre allerdings von allen die in der Lage dazu sind, dem deutschen Publikum einzuschärfen, daß nicht ein plötzlicher Einfall und nicht einmal ein lange gehegter Wunsch genügt, um mit Fug und Glück deutsche Lehrerin im Ausland zu sein, sondern daß man sich erst nach den Anforderungen zu erkundigen hat, die dort gestellt werden, und sich diesen entsprechend vorbilden muß, nicht

aber meinen, ein mehr oder minder fehlerhaftes Deutsch und eine Portion Dreistigkeit sei das ganze Reisegepäck, welches eine deutsche Erzieherin in die Fremde mitzunehmen habe. Keine einzige wirklich tüchtige, wirklich gebildete und leistungsfähige Lehrerin, die ich kenne, ist je im Auslande in wirkliche Not geraten, in mehr als eine vorübergehende Verlegenheit.

Und ich wage hinzuzufügen, daß in den Ländern mit germanischer Bevölkerung sowohl in Europa wie außerhalb, auch keine charaktervolle, nicht ganz junge Lehrerin in größerer sittlicher Gefahr ist als in Deutschland selbst. Ein **Kind muß** man nicht in die Fremde schicken, und ein Mädchen von flüchtigem, gefallsüchtigem, leidenschaftlichem Wesen taugt, wie überall nicht, so namentlich in der Fremde nicht zur Lehrerin und Erzieherin. Aber sollten nicht grade unter den Auswandernden häufig solche sein? Ich vermute das, weil ja aus anderen Lebenskreisen schiffbrüchige Existenzen und unsichere Charaktere so häufig die Heimat verlassen und in der Ferne einen neuen Anfang versuchen; ich kann allerdings aus meiner Erfahrung keine Antwort darauf geben.

Die Hälfte von Herrn Direktor Kreyenbergs Aufsatz beschäftigt sich mit England: genau die Hälfte meiner ausgewanderten Schülerinnen ist nach England gegangen. Darum möchte ich noch ein paar Bemerkungen über die Schilderung machen, die der zweite Artikel im ersten Heft dieses Jahrgangs der Rh. Bl. von der Stellung der deutschen Lehrerinnen in England gibt. Die verschiedenen Arten von Stellen mit ihren Anforderungen und Bedingungen scheinen mir durchaus richtig charakterisiert, genau so wie sie mir auch vorgekommen sind. Auch benutze ich hier gern die Gelegenheit, meine Freude darüber auszusprechen, daß der verdienstvolle und gedeihlich sich entwickelnde Verein deutscher Lehrerinnen in England mit dem Daheim in Wyndham Place, London W. eine so eingehende und zutreffende Würdigung erfahren hat. Aber das Gesamturteil, welches Eingangs über die Behandlung unserer Lands-

männinnen mit ein paar Strichen gefällt wird, scheint mir irrig und nicht aus persönlicher, gründlicher Kenntnis der Verhältnisse hervorgegangen. „Trägt man ihnen dort auch keinen ausgeprägten Deutschenhaß entgegen, so sehen doch die englischen Geld- und Pfeffersäcke nicht minder scheel auf die arme Deutsche, welche sich, so ganz gegen englisches High-life, ihr Stückchen Brot in der Fremde verdienen muß." So heißt es da zum Eingang.

Indem ich vermute, daß „scheel sehen", sonst im Deutschen gewöhnlich die Bezeichnung des Neides, wenn ich nicht irre, hier für „von oben herab sehen" anstatt hochmütig behandeln gebraucht ist, muß ich zugleich bekennen, daß mir der Ausdruck High-life in diesem Zusammenhange auch nicht ganz klar ist. High-life nennt man meines Wissens die vornehme Gesellschaft, den Hof und die hohe Aristokratie in England. Mit den Sitten dieser Kreise stimmt es allerdings nicht überein, daß eine Dame sich als Erzieherin ihr Stückchen Brot in der Fremde verdient; aber ist das denn in dieser Gesellschaftsklasse irgendwo in der Welt Sitte: etwa in Preußen oder in Oesterreich? Und behandeln die englischen Aristokraten die Erzieherinnen ihrer Kinder schlechthin rücksichtsloser als die deutschen oder russischen oder spanischen oder irgend welche anderen? Ich fürchte, unvernünftigen Adelsstolz gibt es überall in der Welt, wie es überall thörichten Geldstolz und Rangstolz und in unserem lieben Vaterlande sogar recht viel thörichten Wissensstolz gibt. Aber aus den „Geld- und Pfeffersäcken" muß man wohl schließen, daß mehr die reichen Kaufleute und Fabrikanten als die eigentlichen Träger des High-life gemeint sind. Nun denn, ich will aus diesen Kreisen auch einmal ein oder zwei Stücklein erzählen, und es soll mich nicht verdießen, wenn der Leser sich die Nutzanwendung verallgemeinern will, wie er in dem Artikel aufgefordert wird, mit den von Dr. Hausé erzählten traurigen Geschichten zu thun. Ich habe mehrmals meine Ferien in England zugebracht und bin während meines Dortseins zu verschiedenen Malen von vier oder fünf verschiedenen englischen Familien zu

längerem Besuch eingeladen und als Gast auf das freundschaftlichste behandelt worden — warum? Weil ich die Lehrerin und Freundin ihrer deutschen Lehrerinnen, bez. in einem Falle ihrer englischen Lehrerin war. In Deutschland ist mir das nie passiert, von anderen Ländern nicht zu reden; doch hat eine Familie im südlichen Frankreich mir mehrfach auf andere Weise freundliche Aufmerksamkeit erwiesen, weil ich die Lehrerin ihrer deutschen Gouvernanten gewesen war. Ferner hat einer der bedeutendsten Fabrikanten Englands, der nie eine deutsche Gouvernante im Hause gehabt hat und nie eine brauchen wird, weil er nur Söhne zu erziehen hat, als er von dem jetzt 700 Mitglieder zählenden Lehrerinnen-Verein in London hörte, den Vorsteherinnen ausdrücklich sagen lassen, daß jedes Mitglied des Vereins, welches in der Nähe seines Wohnortes wäre und etwa in Not geriete, oder auch gelegentlich ganz ohne Zwang einen freien Sonntag auf seinem Landsitze zubringen möchte, ihm stets herzlich willkommen sein würde; denn er und seine Frau wüßten, was es heiße: a stranger in a strange land. Auch unter den deutschen Fabrikanten gibt es sehr großmütige Leute; aber von einem ähnlichen Anerbieten ist mir in Deutschland nie etwas bekannt geworden. Die 68, welche mir im Laufe der Jahre aus England von ihrem Ergehen berichtet haben, waren nicht immer und überall auf Rosen gebettet, von etwa einem Sechstel weiß ich, daß sie eine oder mehr Stellen aus inneren Gründen verlassen haben, d. h. wegen einseitiger oder beiderseitiger Unzufriedenheit; aber würde denn dies Verhältnis in irgend einem Lande der Welt ein günstigeres gewesen sein? Die landläufige Rede, daß Erzieherinnen in England schlecht behandelt würden, ist auch manchmal an mein Ohr gedrungen; aber gewöhnlich paßte die Antwort: „Wie man's treibt, so geht's."

Die Art, wie Herr Direktor Kreyenberg die Stellung der deutschen Erzieherinnen in England schildert, scheint mir ein wenig von dem Geiste beeinflußt, mit welchem manches deutsche Mädchen eine Stellung dort antritt und sich dann bald unmöglich macht. Es handelt sich hier um das Gebiet der gesellschaftlichen Formen, die bekanntlich nicht nur in den verschiedenen

Ständen, sondern auch bei verschiedenen Völkern verschieden sind. Wer auf einem so einseitigen nationalen Standpunkt steht, daß er alles, was in seiner Heimat gilt, für unerläßlich, und was dort nicht gilt, für überflüssig und lächerlich ansieht, der taugt allerdings für eine abhängige Stellung in der Fremde nicht, am wenigsten für die einer Erzieherin, welche ihren Zöglingen die Beobachtung dieser Formen angewöhnen und ihnen darin ein Vorbild sein soll. Ich weiß wohl, daß viele Engländer so beschränkt sind, jede Abweichung von der bei ihnen gebräuchlichen Etikette für einen Mangel an Bildung schlechthin zu erklären; aber wollen wir ihnen diese Beschränktheit denn nachmachen? Dem deutschen Gelehrten, namentlich wenn er in kleinen Städten lebt und nie die große Welt zu sehen bekommt, erscheint es albern, daß man es in England als ungebildet bezeichnet, das Essen mit dem Messer zum Munde zu führen. Und doch würde ein wenig philosophische Betrachtung ihn finden lassen, daß das Messer zum Schneiden, der Löffel als Stellvertreter der Hohlhand zur Beförderung der flüssigen Nahrung in den Mund, die Gabel als Stellvertreter der Finger zur Beförderung aller übrigen Speisen zu dienen hat; in feinen gebildeten Kreisen macht man es in Deutschland auch nicht anders. Stellen wir ein Gegenbild daneben. Der lange englische Gottesdienst mit seiner unendlichen Liturgie und seiner kurzen, nicht viel bedeutenden Predigt gestattet, ja er fordert gewissermaßen eine beständige körperliche Bewegung der Andächtigen: jetzt sitzt man, jetzt steht man, jetzt kniet man, jetzt wird von der ganzen Gemeinde gesungen, jetzt vom Chor, dann wieder vom Geistlichen, jetzt muß still nachgelesen, jetzt muß mitgemurmelt werden u. s. f. Nun denke man sich, daß eine englische Gouvernante mit ihren deutschen Zöglingen den deutschen Gottesdienst besucht und von dem Gedanken ausgehend, daß man es wie bei ihr zu Hause überall machen müsse, alle Augenblick ihre Stellung ändert, im Buche blättert, ihren Fächer gebraucht, ihre Handschuhe aus- und anzieht. Würde man sie nicht für schlecht erzogen halten und ihr ihr Betragen verweisen? Oder man denke sich eine deutsche Erzieherin aus niederem Stande, der nicht von Kindheit auf

beigebracht ist, daß eine gebildete Frau auch in der Erregung nicht schreit und schilt, und die im Zorn nach der Gewohnheit der niederen Stände sich leidenschaftlich gehen läßt: ein Staatsverbrechen ist das auch nicht, aber es ziemt sich nicht für eine Erzieherin. Und grade weil es sich um sittlich indifferente Kleinigkeiten handelt, ist es einfach ein Stückchen Lebensklugheit, sich thunlichst schnell und vollständig den Kreisen anzupassen, in denen man verkehrt, umsomehr, je mehr Gewicht sie darauf legen. Ob wir Deutschen das albern finden oder nicht: das Kennzeichen einer Lady ist nun einmal in England, daß sie die allgemein geltenden Formen des Anstandes mühelos beherrscht; eine Fremde aber, die sich nicht als Lady ausweist, wird zur Dienerschaft gerechnet und muß sich nicht beklagen, wenn man sie wie einen Dienstboten behandelt.

Dem ersten und dritten Vorschlag, welchen Herr Direktor Kreyenberg zum Schlusse seiner anregenden Artikel bringt, möchte ich schließlich ohne weiteres zustimmen, den zweiten, die Verbindung sämtlicher um das Wohl von deutschen Lehrerinnen bemühten Vereine dahin präzisieren, daß eine Zentralstelle geschaffen wird, an welche sie fortlaufend die Litteratur ihrer Arbeit abliefern, und von wo daher jederzeit verlässige Auskunft über jede von ihnen zu erlangen ist. Denn daß jedes Mitglied jedes dieser Vereine ohne weitere Bedingungen, wenn es in den geographischen Bezirk eines anderen kommt, dann auch als Mitglied dieses anderen angesehen würde, das dürfte doch zu den größten Unzuträglichkeiten führen.

Mathilde Lammers.

V.

Richard Langes Tod und Bestattung.

Er ist hingegangen! In einer Stunde der Geistesumnachtung hat er das Leben dahingeworfen. Und die ihn verehrten und liebten, wissen noch heute das Rätsel nicht zu lösen, das er durch freiwilligen Tod ihnen gegeben. Am Morgen

des 10. Januar, gegen 9½ Uhr, zog man seine Leiche aus einem Kanal, welcher in der Nähe seiner Wohnung zur Schiffbarmachung der Isebeck, eines sehr kleinen Nebenflusses der Alster, gerade jetzt gebaut wird. Zwei Stunden früher hatte er, um zur Schule zu gehen, sein Haus verlassen. Keine Andeutung des unseligen Entschlusses war beim Abschiede von den Seinen über seine Lippen gekommen. Kein Mensch weiß zu sagen, ob derselbe schon in diesem Augenblick in seiner Seele lebte, und wer möchte versuchen, den Schleier von diesem Geheimnis hinwegzuziehen? Aber seit länger als Jahresfrist litt unser Freund an Nervenüberreizung; schon bei Lebzeiten seiner Frau, die im Dezember 1882 starb, quälten ihn Schlaflosigkeit und langdauernde Zustände halber Bewußtlosigkeit, in denen nur die treue Pflege der Gattin ihm Beruhigung schaffen konnte. Nach ihrem Hinscheiden fehlte ihm ihre milde Hand und ihr sanftes Wort in solchen Stunden körperlichen Leidens; und auch in guten Tagen vermißte er die treue Gefährtin überall, denn sie hörte die Gedanken seiner Vorträge zuerst, sie las seine Aufsätze, bevor sie in die Druckerei gingen; sie lebte sein geistiges Leben mit ihm; sie nahm die Sorge der Haus- und Vermögensverwaltung zu einem guten Teil von ihm und gewährte ihm die Möglichkeit eines freieren, idealen geistigen Strebens. Nach ihrem Tode konnte er nicht wieder in das rechte seelische Gleichgewicht kommen; sie fehlte ihm ja überall, und die trüben Gedanken wurzelten fester in seinem Gemüte. Aber wer hätte trotzdem gewagt, an solchen Ausgang zu denken! War er doch in guten Stunden geistig frisch, kampfbereit, zur Arbeit aufgelegt und heiter wie früher. Sein Vortrag auf der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung, Pfingsten vorigen Jahres in Bremen, gab Kunde davon, und seine letzten litterarischen Arbeiten legen Zeugnis davon ab. Lange hatte zu Anfang Dezember dem Schreiber dieser Zeilen einen Vortrag für den Schulwissenschaftlichen Bildungsverein versprochen und erklärte sich noch sechs Tage vor seinem Tode bereit, den Vortrag am 19. Januar zu halten. Damals lag schwerlich der Todesgedanke in seiner Seele. Und als ich am Tage nach seiner

Bestattung den schönen Lorbeerkranz, welchen die Braunschweiger Kollegen unserm Freunde und Führer widmeten, in sein Schulhaus sandte, wußte der alte Schuldiener thränenden Auges davon zu erzählen, in welch froher Stimmung Lange noch am Vorabend seines Todes das Schulhaus verlassen habe. Aber wie plötzlich kam dann die Mutlosigkeit über ihn, vielleicht auch der Ekel an menschlichem Treiben und Thun; und solch ein Moment führte ihn zweifellos in den Tod. Ein Leichenbegängnis, wie das seine, hat Hamburg lange nicht gesehen; 134 Wagen mit Leidtragenden folgten dem Sarge, ungeachtet des Umstandes, daß Langes Wohnung eine halbe Stunde vor der Stadt liegt und der neue Friedhof in Ohlsdorf zwei Stunden weit entfernt ist. Die Mitglieder des Bürgerausschusses, der Bürgerschaft und der Oberschulbehörde, denen der Verstorbene ein treuer Kollege war, viele Lehrer, zahlreiche Logenbrüder, Deputationen und Mitglieder verschiedener Vereine, in denen er wirkte, und insbesondere eine große Anzahl früherer Schüler erwiesen ihm die letzte Ehre. Das geräumige Haus faßte die große Zahl der leidtragenden Freunde nur zum kleinen Teil; der Garten des Hauses, ja die Chaussee vor demselben mußten den Trauernden Raum gewähren. Die Menge der Kränze und Palmzweige zählte nach Hunderten und füllte zwei Wagen im Trauerzuge. Am 13. Januar, morgens 10 Uhr haben wir seine irdische Hülle zur Erde bestattet. Nachdem der Seelsorger der Familie, Pastor Rode, im engeren Kreise der Angehörigen denselben Worte des Trostes aus dem Born der Religion gespendet, ward die öffentliche Trauerfeierlichkeit durch einen ernsten Gesang vom Chor des Stadttheaters eingeleitet; darnach versuchte der Unterzeichnete namens der deutschen Lehrer, insbesondere der Hamburgischen Kollegen, deren allgemeiner Trauer in nachfolgender Weise Worte zu leihen:

„Hochansehnliche, leidtragende Versammlung! Leben heißt ein Kämpfer sein! Und der teure Freund, dessen Sarg wir trauernd umstehen, war ein hervorragender Kämpfer, ein Rufer im Streite des Lebens! „Vom Leben aus! Zum Leben hin! Lebendig immerdar“, das war sein oberster Wahlspruch. Tief-

erschüttert treten wir alle an diese Bahre, um den letzten Freundesgruß dem so jäh Dahingeschiedenen zu weihen. Wenn ich zuerst das Freundeswort hier laut werden lasse, so halten Sie das nicht für vermessen; das von Wehmut erfüllte Gemüt macht freilich die Aufgabe schwer, denn drei Jahrzehnte gemeinsamer Arbeit, in der wir oft Schulter an Schulter gestanden, erfüllen heute mein Herz mit Thränen des Schmerzes; aber der kategorische Imperativ des Gewissens zwingt mich, dem teuren Toten dieses Wort der Erinnerung und des Dankes im Namen der Berufsgenossen darzubringen. Denn wo Wichard Langes Hülle aufgebahrt zum letzten irdischen Gange steht, da soll die Trauer deutscher Lehrer vor allem ertönen und ihre Liebe und Verehrung zuerst erschallen. Denn er war unser! So weit auch sein reicher Geist das Leben erfaßte, die Schule blieb ihm stets der Mittelpunkt seiner Welt; so weit humane Gesinnung und mächtige Thatkraft sein Arbeitsfeld ausdehnten, die Jugenderziehung blieb doch seine vorzüglichste und geliebteste Lebensaufgabe, und durch unauflösliche Bande war er mit den Genossen dieser Arbeit verknüpft. Drei Kränze habe ich im Auftrage deutscher Lehrer auf diesen Sarg niedergelegt; drei wohlverdiente Lorbeerkränze! Der erste trug die Inschrift „Diesterweg-Stiftung, Berlin!“ Er lenkt unsere Blicke zurück in jene sonnige Jugendzeit unseres Freundes, wo es ihm vergönnt war, zu den Füßen seines großen Meisters in Gemeinsamkeit mit andern strebenden Jünglingen die Ideale der Erziehung, denen er sein Lebenlang gedient hat, zu erkennen und den Grund zu jener unerschöpflichen Begeisterung für den Beruf zu legen, der seine ganze Wirksamkeit in der Schule, der sein beredtes Wort in Lehrerversammlungen, der seine Feder, namentlich in den „Rheinischen Blättern“ bis zu dieser Zeit stetigen Ausdruck verlieh! Und wenn heute die im Laufe der Jahre ebenfalls ergrauten Genossen seiner Jugend, die berufenen Vertreter der pädagogischen Gedanken Diesterwegs, mit diesem Kranze den Sarg des aus der irdischen Wirksamkeit Geschiedenen schmücken, so wollen sie ihm dadurch danken für die Treue, mit der er des Meisters Werk gefördert, mit der er den Über-

zeugungen seiner Jugend zugewandt geblieben. Treu hat er gesäet! Von der dankbaren Liebe der Berufsgenossen zeugt hier der Erntekranz aus frischem Lorbeer. Und der zweite meiner Kränze trägt die Devise: „Seinem heimgegangenen hochverdienten Ehrenmitgliede. — Der Schulwissenschaftliche Bildungsverein in Hamburg!“ Und ich sehe im Geiste unsern Lange von der Stätte seiner Bildung hierherkommen in unsere Vaterstadt. In goldener Jugendfrische führte er sich ein in die Kreise der Lehrer Hamburgs. „Schließ an ein Ganzes Dich an!“ war der Wahlspruch Diesterwegs, und Lange hat ihm nachgelebt bis an den letzten Tag. Er kam zu uns in den Schulwissenschaftlichen Bildungsverein. Er bekannte sich mit uns zu dem Worte der Schrift: „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's ergreifen möchte.“ Er hielt sich nicht für einen fertigen Mann; er suchte mit uns die Wahrheit; er prüfte und erwog mit Sorgfalt die neuen Erscheinungen der pädagogischen Wissenschaft, und langsam bildeten sich bei ihm die Überzeugungen. Wir haben es ja gesehen, wie der Mann, welcher später, als ein eifriger Paulus, der vorzüglichste Vertreter der Lehren Friedrich Fröbels geworden, zuerst längere Zeit als zweifelnder Saulus denselben gegenüberstand. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie gewissenhaft er mit sich zu Rate ging, als vor zwanzig Jahren die Forderung an ihn herantrat, Stellung zu nehmen zu der Frage der allgemeinen Volksschule, als wir beide berufen waren, im Auftrage der Bürgerschaft die ersten Vorschläge zur Organisation unseres Volksschulwesens zu prüfen; wie trat er voll Bedenken an diese Lehre heran, und wie lange währte es, bis er voll und ganz überzeugt ausrief: „Du hast doch recht; in diesem Prinzip liegt die oberste Garantie für die Zukunft unserer Schule und unseres Volkes!“ Wie ist er dann später erfolgreich eingetreten für diesen Gedanken, und wie hat sein organisatorischer Geist denselben entwickelt zu der Idee der einheitlichen Nationalschule Deutschlands. Aber Hand in Hand mit dieser Prüfung und Würdigung großer Erziehungsgedanken ging bei ihm die sorgfältige Durchführung derselben in seiner pädagogischen Werkstatt. In

der richtigen inneren Organisation jeder einzelnen Schule sah er die erste Grundbedingung des erziehlichen Erfolgs, und er verstand es, wie wenige unter uns, seine Mitarbeiter zu begeistern, seine Zöglinge anzuregen und zu entwickeln. Wahrlich, er war ein Schulmeister von Gottes Gnaden. So ist er bei uns in Hamburg vielen ein Vorbild gewesen, ein Führer und ein Freund, und wir alle haben von ihm gelernt. Dankbare Verehrung ist ihm dafür zum Lohn geworden. Mehr als einmal haben Hamburgs Lehrer ihn für den Würdigsten erachtet, ihre wissenschaftlichen Überzeugungen in der Oberschulbehörde zu vertreten, und auch heute möge unser Kranz Dir, dem Heimgegangenen, im Namen aller sagen, daß Du in unsern Herzen auch über das Grab hinaus lebendig bleiben wirst! Und nun hier ist ein dritter Kranz. „Dem treuen und bewährten Kampfgenossen sendet den letzten Scheidegruß der Ausschuß der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung!" Mit tausend Banden war unser Freund an das Vaterland geknüpft! Auch für die deutsche Schule galt ihm das hehre Dichterwort: „Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an! Da sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!" Darum hat ihn die einheitliche Organisation des Schulwesens unserer Nation stark beschäftigt; darum hat er seine große Arbeitskraft der Aufgabe zugewendet, die deutsche Wissenschaft der Pädagogik durch Erforschung ihrer Geschichte den deutschen Lehrern zu rechtem Eigentum zu machen. Darum ist er ein treuer Genosse der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung gewesen, deren Mitglieder er so oft, und noch am letzten Pfingstfeste in Bremen, durch die Ursprünglichkeit und Genialität seiner Gedanken, durch die Fülle seiner Beredsamkeit hinzureißen und zu überzeugen wußte. Der beredte Mund ist nun verstummt, die schneidige Waffe des Worts versagt ihren Dienst für alle Zeit; die scharfe Feder ist der rührigen Hand entsunken; das Tagewerk ist vollendet! Aber eine breite Furche hat er eingegraben in die Geschichte der deutschen Schule, und seinem Namen eine bleibende Stätte der Erinnerung erworben in den Herzen aller vorwärtsstrebenden Freunde der freien nationalen Entwickelung unseres Vaterlandes! Und mit gleicher Hingebung hat er teilgenommen

an den Kulturbestrebungen unseres Volkes, überall, wo unsere Vaterstadt denselben diente, stets ein treuer Freund und Bruder denen, die mit ihm arbeiteten! Durch das Vertrauen unserer Mitbürger in die Bürgerschaft und den Bürgerausschuß berufen, hat er zwei Jahrzehente hindurch in gewissenhafter Pflichterfüllung dieses Vertrauen sich erhalten und es fester zu begründen gewußt. Auch hier läßt sein Heimgang eine Lücke; auch hier weiht die Freundschaft ihm Palmen und Kränze!

Geliebter, von uns geschiedener Freund! Der Kampf Deines Lebens ist vollendet! Weinend stehen wir an Deinem Sarge, Deine Freunde, Deine Schüler und vor allem Deine Kinder. Die großen Gedanken des Lebens erfüllten Dir Geist und Gemüt! Aber auch die zarteste Liebe zu den Deinen wohnte Dir im Herzen! Einsam hast Du Deine Kinder heute zurückgelassen, und sie können in dieser Stunde bitteren Schmerzes keinen Trost finden auf Erden! Doch aber wissen wir, wie innig Du ihnen verknüpft warst. Eine größere Liebe jedoch zog Dich von hinnen! Du konntest die teure Gattin, die Dir vor Jahresfrist entrissen, nicht vergessen. In ihrem Herzen war Deine Heimat gewesen; sie war Dir ja nicht allein die treue, sorgende Hausfrau, die liebende Mutter Eurer Kinder, sie war auch die hochbegabte Gefährtin Deines geistigen Lebens! Einsam und heimatlos fühltest Du Dich, seit sie von Dir geschieden; trübe Wolken umdüsterten Dein Gemüt, und die Kraft Deines Geistes ermattete im schweren Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens. Leben heißt ein Kämpfer sein! Im Tod ist Frieden. Du bist nun eingegangen in die ewige Heimat. Leb wohl, verklärter Freund, und Gottes Friede sei mit Dir! Amen!"

Ein Trauerchor beschloß die Feier im Hause. Der großartige Leichenzug ordnete sich langsam und zog durch die Straßen der Vororte Hoheluft, Eppendorf und Wörterhude, deren Gartenhäuser vielfach zum Zeichen der Trauer halbstock geflaggt hatten, denn dieser Bezirk wurde von Lange in der Bürgerschaft vertreten. Auf dem neuen Friedhofe in Ohlsdorf empfing ein Hornquartett den Trauerzug, der Sarg ward in die Kapelle getragen, um deren offene Thüren sich die Menge drängte, und

eingeleitet durch Orgelpräludium und gemeinschaftlichen Trauergesang setzte sich hier die ernste Feier fort in einer tiefgefühlten Gedächtnisrede des Direktors der Realschule der reformierten Gemeinde, Dr. Reinmüller:

„Gleich den Unsterblichen wandeln wir dahin inmitten der Vergänglichkeit; wir entwerfen unsere Pläne und arbeiten an unseren Lebensaufgaben in glücklicher Vergessenheit dessen, daß auch uns einst die unerbittliche Stunde des Todes schlägt. Da bringt an unser Ohr unerwartet, hell und grell, der Klang der Sichel, geführt von knöcherner Meisterhand; ein markerschütternder Todesstreich hat in unserer nächsten Nähe seine Beute getroffen und mahnt uns ernst und tief eindringlich, daß auch die frische, scheinbar nie versiegliche Lebenskraft plötzlich und jäh zusammenbricht. — Ja, jäh und mit betäubender Schnelligkeit bist Du, teurer Freund, der Du noch an Leib so frisch und stark, an Geist und Willen noch so schaffenskundig und schaffensfreudig unter uns weiltest, aus unserer Mitte herausgerissen, und mit herbem Schmerz im Herzen stehen wir da und quälen uns, das Ungeahnte und Unverhoffte zu erfassen und zu begreifen. — Freilich, der Verwandlung sind wir ja alle unterworfen, und Gott führt den Leib zur Verwesung, damit der Geist emporsteige vor seinen Thron; und so hat es auch hier, bei Dir, dem Ratschluß seiner unerforschlichen Weisheit gefallen, die dunkelnachtenden Schwingen des Todes über Deinen Geist herabzusenken, alle die Bande, die strahlend und golden, innig und warm Dich ans irdische Dasein fesselten, mit jähem Rucke zu zersprengen, auf daß Dein vergänglich Teil niedersinke in die Grube und die Seele heimkehre zum Herrn der Welten. So weinen und trauern wir denn alle um Dich, die Glieder der Familie, Deine Freunde, alle, die Dich kannten, und mit den Menschen trauern um Dich auch Deine Werke; Werke, deren Du so viele vollbracht, und deren viele noch Deines klaren Geistes und starken Willens, Deines für alles Edle und Schöne empfänglichen Herzens bedurften, um zur Vollendung zu reifen. In der That, Du warst ausgerüstet mit treuester Hingabe an Deine Arbeit, mit einer starken, ursprünglichen Persönlichkeit,

welche ihre Ideeen nicht borgte, sondern am Urquell des Geistes schöpfte, und so hast Du in engen und weiten Kreisen Gutes, Großes und Segensreiches gewirkt; und diese Deine guten Thaten überdauern und überstrahlen hell und sonnenklar die Irrtümer, denen auch Du, wie jeder Sterbliche, unterworfen warst, und führen Dich mit Engelshand hinauf zum Throne der allgütigen Gnade, wo wir den Lohn für unsere irdischen Thaten empfangen. Wenn dort oben aber alles zu Deinen Gunsten und zu Deinem Lobe spricht, so sind nicht der geringste Teil die Werke, welche Du im Kreise derer vollbracht hast, die jetzt in langer Trauerkette Deine letzte kleine Behausung umschließen. Wir sind nicht hierhergekommen, um Dir erst noch zu sagen, daß wir Dich nie vergessen werden! Oder um Dich unserer treuen Liebe zu versichern, denn Du wußtest, daß ihr unerschütterlicher Besitz Dein wohlerworbenes Teil stets war und sein wird! Wir sind gekommen, um Dir noch einmal laut und innig zu danken dafür, daß Du ein Menschenalter hindurch mit Wort und That als Hüter und Leiter der Pelikanloge auf der Bahn zu den idealen Zielen unseres Bundes uns vorgeleuchtet, daß Du mit gewaltiger und überzeugender Stimme es uns so oft ins Herz hineingerufen hast, wozu wir hier auf Erden wallen, und zu welchem Ziel der große Baumeister aller Welten uns hier an die Arbeit gestellt hat. So schließen wir denn zum letztenmale die Bruderkette um Dich und entlassen Dich als sichtbares Glied derselben, Deinen Brudergeist aber behalten wir bei uns, er wird unter uns fortwirken und schaffen, auch wenn wir alle, die Dich kannten, zum ewigen Osten eingegangen sind. So leb denn wohl, zum letztenmale hier auf Erden! Das Bewußtsein, daß in der Heimat bei dem höchsten Meister der Lohn für gute Thaten Deiner harrt, mildert den Schmerz der Trauernden, und wir rufen im Geiste des Friedens und der Liebe Dir zu: Auf Wiedersehen, Du guter Bruder!"

Nachdem der Schlußchoral gesungen, ward der teure Tote, geleitet von den Klängen des Chopinschen Trauermarsches, zu seiner letzten Ruhestätte getragen. Hier legten die Lehrer der Langeschen Schulanstalt den letzten Lorbeerkranz auf

den Sarg, das Lehrerkollegium und die Primaner der Schule umschlossen die offene Gruft, in welche nun der Sarg hinabgesenkt wurde, während die Trauerweise „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ ertönte. Dann sprach der älteste Lehrer der Schule, Langes „alter treuer Werner“, unter Thränen den tiefempfundenen Scheidegruß des Lehrer-Kollegiums, das an seinem Direktor mit so großer Liebe und Verehrung hing. Das letzte Abschiedswort widmete dem Entschlafenen sein langjähriger Freund und Bruder, der Reichstagsabgeordnete Koch (Schleswig), dessen herzliche Worte in würdiger Weise mit dem Gebet des Herrn und dem apostolischen Segen schlossen. Die Hunderte der Leidtragenden, Familienglieder, Freunde, Kollegen, Schüler, traten an die Gruft und warfen die letzte Hand voll Erde auf den blumengeschmückten Sarg. Ein hochragender Gedenkstein kündet heute dem Wanderer die Ruhestätte unseres toten Freundes. Möge das dankbare Erinnern deutscher Lehrer dem treuen Kampfgenossen ein lebendiges Denkmal in unserm Herzen aufbauen und erhalten. Tot ist nur, wer vergessen wird! Johannes Halben.

VI.

Rezensionen.

1) Karl Weise. Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie. Wittenberg, bei R. Herrosé 1883, kl. 8. 98 S. 80 Pf.

Der Dichter Novalis sagt: „Die beste Poesie liegt uns nahe, und ein ganz gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff.“ Diese Worte enthalten eine Wahrheit, die so leicht nicht aus der Mode kommt. Wer eine Reihe von mehr als sechzig Weihnachtsabenden erlebt und zu der Überzeugung gekommen ist, daß er sich beim besten Willen nicht mehr so innig freuen kann, wie in jüngeren Jahren, der lese dieses Buch.

Aus der prunkenden Residenz mit dem Übermaß ihrer Herrlichkeiten versetzt es uns in die einfachen und schlichten Verhältnisse, wie sie eine kleinere Kreisstadt vor etwa zwanzig Jahren darbieten mochte. Ein Handwerker aus der guten alten Zeit, den seiner Hände Arbeit an die Drechselbank fesselte, und dem es doch Bedürfnis war, hin und wieder auch zur Feder zu greifen, um sich das, was ihm die Brust froh oder schmerzlich bewegte, vom Herzen herunterzuschreiben, läßt uns hier einen Blick nicht nur in seine Arbeitsstube, sondern auch in die Werkstatt seines Geistes thun. Sein Mühen und Arbeiten, sein Hoffen und Sorgen, sein „Hangen und Bangen in schwebender Pein" versteht er in die einfachen Vorgänge seines häuslichen und Familienlebens so glücklich zu verflechten, daß er jedem bedächtigen Leser einen Spiegel vorhält, in dem derselbe sein eigenes Bild erkennt. Hübsche Vergleiche, überraschende Gegensätze, hier und da eine humoristische Wendung verraten den sinnigen Naturdichter, der zwar die Erfahrung gemacht hat, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, daß es in unserm Vaterlande aber doch nicht an Stätten fehlt, wo sich die schweren Stunden einsamen Schaffens in frohe Stunden des Genusses für andere verwandeln. Wenn Goethe sagt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben; wo ihr es packt, da ist's interessant", so finden wir es hier bestätigt, wo der Verfasser in die Fülle des Gemütslebens einer einfachen Familie hineingreift und schmuck- und kunstlos zu deutschen Herzen redet, so daß man ihm nicht ohne innige Rührung folgen kann. Als Unterhaltungsschrift für unsere heranwachsende Jugend können wir nichts Besseres empfehlen; in Schulbibliotheken wird es ein vielbegehrtes Buch sein.

Berlin. L. Rudolph.

2) G. Oberfeld, Seminarlehrer zu Elsterwerda. Grundzüge der mathematischen Geographie für Lehrer, Lehrerbildungsanstalten 2c. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé, 1883. 148 S. 1,50 Mk.

Soll der Unterricht in der Geographie den an ihn zu

stellenden Anforderungen völlig genügen, so hat man nicht allein dafür zu sorgen, daß die Schüler auf der Erde hinlänglich Bescheid wissen, sondern es ist auch daran zu erinnern, daß wir unsern Blick zum Himmel zu erheben haben, um uns auf der Erde zurecht zu finden. Letzterem Zwecke entspricht die mathematische Geographie, ein Gebiet, dessen Behandlung nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten ist. Ein Handbuch, das für Lehrer und Schulseminarien bestimmt ist, das sich in betreff des dargebotenen Materials in bescheidenen Schranken hält und nur das jedem Gebildeten Unentbehrliche giebt, wird daher immer eine willkommene Gabe sein. Bei der vorliegenden Arbeit ist dies der Fall, da der Verfasser durchweg von der Anschauung ausgeht. Der letzteren kommt er auch durch in den Text eingeschaltete Figuren zu Hilfe, bei deren Konstruktion er nur die Kenntnisse der Elementarmathematik voraussetzt. Obwohl nun die Sprache der Darstellung im ganzen die einer klaren Entwicklung ist, so hätte der Verfasser im einzelnen doch der didaktischen Forderung „vom Leichten zum Schweren" hier und da noch mehr gerecht werden können. Die Heranziehung der Erscheinung der Passatwinde z. B. als Beweis für die Rotation der Erde, eine Auseinandersetzung, die schon auf S. 27 auftritt, ist für den Anfang jedenfalls zu schwer und bleibt wohl besser dem Unterricht in der Physik oder dem in der physischen Geographie überlassen, wobei dann umgekehrt die Erscheinung der betreffenden Luftströmungen aus der Rotation der Erde zu erklären ist.

Da der Verfasser sich bereit erklärt, auch etwaigen Ausstellungen sein Ohr nicht zu verschließen, so sei es uns gestattet, auf folgende Punkte hinzuweisen: Das gleich auf den ersten Seiten auftretende cfr (ohne Punktum) dürfte von Unerfahrenen besonders da, wo noch andere auf Figuren hindeutende Buchstaben vorkommen, nicht sogleich als c o n f e r aufgefaßt werden; warum also nicht lieber das allgemein verständliche „vergl.", umsomehr, da die Arbeit doch eine populäre sein soll! Auch für „d i v e r s e wichtige Punkte" (S. 3.) würde „verschiedene" doch gewiß ausreichen. Ferner sind mehrere zusammengesetzte

Hauptwörter, wie „Gesichtskreislinie, Horizontkreislinie, Horizontkreisfläche", die allerdings ganz gut gemeint sein mögen, im Zusammenhang einer entwickelnden Auseinandersetzung nicht wohl zu empfehlen, da ihre Länge die Auffassung erschwert. — Auf S. 12 ist von zwei Polarsternen die Rede; zwei Pole kennen wir wohl, einen südlichen Polarstern aber haben wir noch auf keiner Sternkarte gefunden. — Daß ein Kreis sich bei perspektivischer Verkürzung in eine Ellipse verwandelt, ist jetzt so allgemein bekannt, daß die beiden scharfen Spitzen in Fig. 8 und mehreren anderen sich schwerlich rechtfertigen lassen. Ein Blick in Wetzels „Populäre Himmelskunde" hätte wohl zur Nachahmung reizen sollen.

Da die Arbeit für angehende Lehrer bestimmt ist, so wäre es gewiß zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser, wie Diesterweg dies in so mustergültiger Weise gethan, einige Worte über die methodische Behandlung des Gegenstandes gesagt hätte; das wäre dann vielleicht auch eine Veranlassung gewesen, Dinge, wie die Newtonschen Gravitationsgesetze da, wo sie noch nicht erläutert sind, wie z. B. bei den Beweisen für die Rotation der Erde, einstweilen noch zurückzustellen. Wenigstens müssen wir vom didaktischen Standpunkte aus das Heranziehen derselben als einen Fehler in der Anordnung des Stoffes bezeichnen.

Abgesehen von diesen letzten Bemerkungen sind wir gern geneigt, den dritten Abschnitt, der von den Sternen handelt, wegen seiner klaren und anziehenden Darstellung als besonders gelungen zu betrachten, so daß er sich in Vergleich mit dem, was uns S. 21—29 geboten wird, entschieden vorteilhaft auszeichnet. Als Handbuch beim Unterrichte wird das Buch ganz gute Dienste leisten; zum Zwecke der Selbstbelehrung dürfte für einige Abschnitte eine leichter faßliche Umarbeitung zu empfehlen sein.

L. R.

3) Luther und die Musik. Ein Beitrag zur Luther-Jubelfeier von Dr. Richard Wulckow, Großh. Hess. Schuldirektor. Darmstadt, Brill, 1883. 35 S. Preis 80 Pf.

Manchen schönen Beitrag zur Schätzung des gewaltigen deutschen Reformators hat uns das vergangene Jahr gebracht. Einen der liebenswürdigsten liefert das kleine Schriftchen von Wulckow: Luther und die Musik. Es lehrt mitverstehen, wovon die bedeutsame Wirkung Luthers abhing, und kommt gerade noch zu gelegener Zeit, um den Strom von Segnungen zu verstärken, welche von der Lutherfeier ausgegangen sind.

Begeisterung und weises Maß im Urteil zeichnen die Broschüre in gleicher Weise aus. Indem sie sich die Aufgabe stellt, „das musikalische Schaffen unseres großen Reformators, soweit es den deutschen Kirchengesang betrifft, in allgemein verständlicher, von gelehrtem Beiwerk freier Sprache und in möglichst knapper Form zur Darstellung zu bringen" — gelingt es ihr „das Sichere und Begründete in kurzen Zügen zusammenzufassen, ohne unwesentliche Einzelheiten zu erörtern, und dabei Luthers herzinnige Liebe zur musikalischen Kunst zur Grundlage der ganzen Darstellung zu machen". Ein Fünftel des Ganzen umfaßt eine wohlgelungene Schilderung von Luthers herrlichem Gemütsleben. Von treffenden, großenteils weniger bekannten Citaten ausgehend, stellt dieselbe neben die Härte und Derbheit in des Reformators Charakter seine bezaubernde Holdseligkeit, von der Miltitz' Handlungsweise und Melanchthons Worte Zeugnis geben; neben das Stürmische und Kriegerische den Humor, neben das rücksichtslose, streitbare Eintreten für die Wahrheit den herzlichen Trostbrief an den gedemütigten Ablaßkrämer, das arme Werkzeug des mächtigen Kirchenfürsten. Sie behandelt Luthers tiefes Herzensbedürfnis, echt menschliches Wohlwollen zu bethätigen, und wirft dazu einen Blick auf Luthers Verhältnis zu den Freunden, zu seiner Gemeinde und namentlich zu den Kindern. Endlich kommt seine Freude am Naturgenuß und seine Hochschätzung aller frischen Fröhlichkeit zum Ausdruck.

Auf solchem Gemütsboden sei nun „jene innige und heilige Liebe zur Musik erwachsen, jener Kunst, die ihm von früher

Jugend bis zu den Tagen des Alters eine treue Freundin, eine holde Trösterin, ja eine verehrte Göttin gewesen ist, der er im Innersten seines Herzens einen geheiligten Altar errichtet hatte." Für einen großen Komponisten und theoretischen Kenner der Musik seiner Zeit dürfe er freilich nicht ausgegeben werden. Weder sein stürmisches und kampfbewegtes Leben noch seine Begabung habe dazu führen können; „aber er war ein verständnisvoller, hochgebildeter Dilettant, der die Musik mit herzlicher Liebe pflegte und übte, der über ihr Wesen, ihre Wirkung und ihre Bedeutung eifrig nachgedacht hatte, und der von ihrem sittlichen und ästhetischen Wert aufs tiefste durchdrungen war." Dafür läßt Verfasser denn eine Reihe von kernigen Stellen den Beweis liefern. Darnach behandelt er Luthers thatsächliches persönliches Verhältnis zur Musik in Kampf- und Friedenszeiten sein Leben hindurch. — Und weiter geht er über zu dem eigentlich musikalisch-produktiven Können Luthers. Sein allgemeines Urteil spricht er unter erneuter Warnung vor Übertreibung also aus: „Luthers feiner musikalischer Sinn, sein tüchtiges Verständnis und vor allem seine unerschütterliche Überzeugung von dem mächtigen Einfluß eines geregelten und wohlklingenden Kirchengesanges auf die deutsche Volksgemeinde, der „guter Gesang ein wahrer Gottesdienst" ist, sind allein schon völlig ausreichend, um seine hohe musikalische Bedeutung für alle Zeit zu sichern. Dadurch aber, daß er diese Überzeugung durch sein eigenes poetisches Schaffen wirksam machte, — durch seine Lieder —, dadurch endlich, daß er diesen kernigen und kräftigen Gesängen durch seine musikalischen Berater echt volkstümliche und schöne Melodieen schuf, an denen er vielleicht auch einen gewissen schöpferischen Anteil hatte — hat er sich ein so unvergängliches und hohes Denkmal im Herzen des deutschen Volkes aufgerichtet, daß es keiner künstlichen Erhöhung bedarf". — Der eigentlichen Darstellung von Luthers musikalischer Bedeutung geht sodann ein flüchtiger Blick auf die Entwicklung seines musikalischen Lebens vorauf. Beleuchtet wird das Kurrendeschülerleben, die Zeit im Kottaschen Hause, auf der Universität, im Kloster, aus dem er eine Vorliebe für den polyphonen Satz und für strengen kontrapunktischen Stil müsse

mitgebracht haben. Von der etwaigen Übung des Orgelspiels sei nichts überliefert. Von dem gediegenen musikalischen Geschmack zeuge manches in dem von Walther zusammengestellten „Stimmbuch“. An späterer Stelle wird erst ein jüngst veröffentlichtes Urteil Luthers über musikalische Harmonie aufgeführt, dessen Eigenartigkeit hier seine Mitteilung rechtfertigen mag: „... wo aber die natürliche Musika durch die Kunst geschärft und poliert wird, da siehet und erkennt man erst zum Teil (denn gänzlich kann's nicht begriffen und verstanden werden) mit großer Verwunderung die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderlichen Werk der Musika, in welcher vor allem das seltsam und wohl zu verwundern ist, daß einer eine schlichte Weise oder Tenor hersinget, neben welcher drei, vier oder fünf andere Stimmen auch gesungen worden, die um solche schlichte Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen gerings herumher um solchen Tenor spielen und springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunderbarlich zieren und schmücken, und gleichwie einen himmlischen Tanzreigen führen, also daß diejenigen, so solches ein wenig verstehen, sich des heftig verwundern müssen und meinen, daß nichts Seltsameres in der Welt sei, denn ein solcher Gesang, mit viel Stimmen geschmückt. Wer aber dazu kein Lust noch Liebe hat und durch solch lieblich Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche liebliche Musika, sondern das wüste wilde Eselsgeschrei des Chorals (wie ihn Luther vorfand!) oder der Hunde oder der Säue Gesang und Musika höre.“ (Grenzboten, Juliheft). — Ein vorzügliches Tongedächtnis ergiebt sich u. a. aus einem charakteristischen Briefe von der Koburg, der zugleich einen Blick werfen läßt in ein köstliches Freundschaftsverhältnis mit dem katholischen Musiker L. Senfel in Bayern. — Selbst hat sich Luther im mehrstimmigen Satze wenig oder gar nicht versucht, doch glückliche Improvisationen kamen ihm häufig in den Sinn. Ferner lieferte er seinem Freunde Walther bestimmte Angaben und Direktiven und war bei dem großen Werk der Neugestaltung des Kirchengesanges ein mitthätiger Helfer, wie Walther selbst anerkennt.

Anzunehmen ist, daß Luther seine musikalischen Inspirationen bei den bezüglichen Texteswortten sogleich dem Freunde singend vortrug, etwa mit den Worten: „Das könnte so und so gemacht werden". — — — Und der musikalische Freund notierte sich jene glücklichen Gaben des Augenblicks und wandte sie pietätvoll an. So ähnlich und nicht anders wird man sich die Entstehung der herrlichen Melodie zu: „Ein feste Burg" zu denken haben ... — Daß Luther die prächtige Weise selbst durchkomponiert hat, müssen wir als eine fromme Erfindung fallen lassen . . —. Ebenso ist es ein Mythus, daß Luther 30 Melodieen komponiert habe. Anderseits hat sich einer der gelehrten Forscher zu der sonderbaren Hypothese verstiegen, „Luther habe die Melodie aus mehreren Fragmenten gregorianischer Gesänge zusammengesetzt, so daß man sich dieselbe aus mehreren Stücken der altrömischen Liturgie zusammengeschweißt vorzustellen hat." Aber das heißt doch nur die Künsteleien der Philologie auf das musikalische Gebiet übertragen. Finden sich Anklänge, so erhalten diese doch wohl in dem neuen Zusammenhang eine ganz andere, abweichende, originale Bedeutung. Walther ist mit annähernder Gewißheit die Herkunft der vollständigen Melodie zuzuschreiben (vgl. O. Kade, Lutherkodex). — Nach den allgemeinen Feststellungen wendet sich nun Verfasser zu dem musikalisch-poetischen Lebenswerke Luthers, dem evangelischen Kirchengesange. Einige Vorbemerkungen behandeln die Vorgeschichte des Chorals seit Gregor dem Großen und der geistlichen Volkslieder in der vorlutherischen Zeit, um damit das Luther vorliegende Material zu zeichnen. Sodann wird zunächst Luthers poetisches Verdienst besprochen. „Es ist nicht nur die eherne Kraft der Gedanken und die tiefe, auf unerschütterlicher Glaubensfestigkeit beruhende Empfindung, die uns aus seinen Gesängen mit zauberischer Allgewalt entgegenweht; es ist in ebenso hohem Maße die Einfalt, Frische und Wahrhaftigkeit des Ausdrucks, die uns rührt und bis ins innerste Herz ergreift." — — Auch bei der Anlehnung an ältere und an biblische Dichtung sei doch stets selbständige Durchdringung des Stoffs mit dem eignen Geiste zu spüren, so daß er diesen Schöpfungen ein Gepräge aufgedrückt, welches sich durch alle Not der

Zeit nicht mehr verwischen ließ. In Luthers Liedern wehte Geist vom Geist des Volkes, auch sie gehörten, um mit Baumgarten zu reden, zu den neuen Zungen, in denen das Evangelium verkündet wurde. Daher ihre gewaltige Wirksamkeit. Verfasser führt das Urteil von Spangenberg an und schildert die einschneidende Wichtigkeit der evangelischen Kirchengesänge nicht nur für die religiöse und sittliche Bildung des protestantischen Deutschlands, sondern auch für unsere ganze neue poetische Litteratur.

Beim Übergang zur Darstellung von Luthers musikalischem Verdienst wird noch einmal an den Anteil Rupfs und Walthers erinnert und dann das musikalische Reformwerk 1523—1525 unter Betonung der Schwierigkeiten erörtert, die zu langsamem Vorgehen nötigten. Das Nächstliegende sei die Schulung der Chorsänger gewesen. Diese „leiteten den Gesang der Gemeinde durch einen kunstvollen Satz ein und schlossen ihn ab, sangen auch die Responsorien der Liturgie ....; die Gemeinde sang den einfachen Cantus firmus. Jedenfalls ist dieser einstimmige Gesang aber auch häufig in mehrstimmiger Harmonie von den Chorsängern begleitet worden. Ob ..... Luther den Wunsch gehabt, die Gemeinde ebenfalls mehrstimmig singen zu lassen und auch bezügliche Versuche gemacht habe, wird sich mit Sicherheit kaum ermitteln lassen; ebensowenig werden wir zu einem klaren Bilde darüber kommen, welchen Anteil die Gemeinde an der Ausführung der deutschen Messe gehabt habe.“ Luthers Cantus firmus breitete sich in langgehaltenen Noten aus, entsprechend den ältesten kirchlichen Formen (d. h. doch nur der röm. Kirche seit a. 600?!) und bestätigt durch des großen Meisters Bach unveränderte Anwendung. Verfasser erinnert an den Choral in der Matthäuspassion und bestreitet mit Berufung auf Stein in Wittenberg die angebliche Langeweile des langhintönenden Chorgesangs. Von bisherigen Gesängen wurde durch Luther manches herübergerettet, auch weltliche Volksweisen zog er heran, ähnlich wie alte Texte benutzt wurden. Damals bestand zwischen geistlicher und weltlicher Musik nicht der charakteristische Unterschied; auch ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob diese Volkslieder

nicht schon einmal früher der Kirche angehört haben. Eine Reihe von Beispielen schließt diese Ausführung.

Zum Schluß erhebt sich der Verfasser zu sehr berechtigter Mahnung an die evangel. Kirche, die gesammelten Schätze besser zu brauchen, den Anregungen betreffs des kunstmäßigen Chorgesangs eifriger zu folgen. Gewinnung der Gesangvereine oder Gründung eigener Kirchenchöre müsse schließlich dazu führen, treu den letzten Willen des geliebten Meisters zu erfüllen. So sei denn die kleine Schrift im Dienste dieses hohen Zweckes allen Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

Frankfurt a. M. Bösche.

4) Paul Mosers Notizkalender als Schreibunterlage für 1884. In eleganter schwarzer Kalikomappe mit grünem Tuchpapier überzogen (oder in schwarzer Wachstuchmappe). Mit Löschpapier durchschossen. Preis 2 Mark. Verlag des Berliner Lithogr. Instituts in Berlin W., Potsdamerstr. 110.

Auch in diesem Jahre hat sich der bekannte Kalender eingestellt und bietet wiederum jene großen Vorzüge, durch die er sich schon seit einer Reihe von Jahren auszeichnet. Aus dem reichen Inhalte heben wir besonders eine systematische Zusammenstellung aller den Verkehr mit der Post betreffenden Bestimmungen, sowie eine Eisenbahnkarte von Mitteleuropa hervor. Elegante Ausstattung und billiger Preis — 2 Mark — sichern Mosers Kalender die weiteste Verbreitung. E. D.

5) 1. Realienbuch für Volksschulen von Hüttmann, Marten, Renner. 5. Aufl. Hannover, Helwing, 1883. 116 S. 0,50 Mark.

2. Hilfsbuch für den Unterricht in Geographie, Geschichte, Naturbeschreibung und Naturlehre in Volksschulen. Im Auftrage der städtischen Schuldeputation zu Breslau verfaßt von praktischen Schulmännern. 3. Auflage. Breslau, Morgenstern, 1883. 8. und 175 S. 1 Mark.

Beide Bücher umfassen denselben Stoff. Beide überlassen vieles der Ausführung des Lehrers; werden da oft nur eine Menge Namen gegeben (so bei den Pflanzen) ohne Beschreibung.

Was Nr. 1 betrifft, so ist dasselbe mit vielem Fleiß gearbeitet und durchaus zu loben. Es ist pädagogisch angelegt und bietet das Notwendige. (Nebenbei, behalten ältere Äste des Hollunders die weiten Markröhren? s. S. 88). — Nr. 2 ist in einzelnen Teilen ausführlicher angelegt und zieht auch die Elemente der Chemie (auf 17 Seiten) herein, während die Geographie verhältnismäßig knapp bestellt ist. Es macht einen recht günstigen Eindruck und scheint aus der Praxis hervorgewachsen zu sein. Wir empfehlen das Werkchen gern. Man erlaube uns noch die Frage: Kann denn die Fiktion, als ob es heute noch ein abgeschlossenes Land Thüringen in Deutschland gäbe (S. 16 in Nr. 1, S. 13 in Nr. 2) nicht aufhören? Bei Nr. 2 (S. 152) möchte auch Kurzsichtigkeit noch auf den Grund des geschwächten Akkommodationvermögens zurückzuführen sein. —t.

6) Mythologie der Griechen und Römer. Zur Belehrung und Unterhaltung, sowie zum Gebrauche in Lehranstalten leichtfaßlich dargestellt von Paul Frank. 3. Aufl. Mit 60 Abbildungen. 8. und 240 S. Leipzig 1883, Merseburger. 2,25 Mk.

Leichter, gefälliger Stil zeichnet, wie alle ähnlichen Werke des Verfassers, auch dies Werk aus. Es genügt zur ersten Orientierung vollauf, giebt aber auch dem Nachschlagenden, wenn auch nicht direkt gelehrte, Auskunft. Die ziemlich ausführliche Darstellung der Heroensagen (auf 116 Seiten) wird der Jugend sehr willkommen sein. Wir unterstützen den Herrn Frank, obgleich er es nicht der Mühe wert hält, in seiner Deutschen Litteraturgeschichte den Herausgeber dieser Blätter unter den Pädagogen der Gegenwart zu nennen. M.

7) Die Elementar-Mathematik für den Schulunterricht bearbeitet von Ernst Hermann Bockhorn. I. Teil. Planimetrie. 8. und 140 S. Köln, Mayer, 1883. 1,20 Mk. (Die Grundbegriffe allein 32 S. 0,40 Mk.)

Verfasser möchte die häusliche Arbeit auf ein Minimum reduzieren, giebt also nur zum Auffrischen des etwa Vergessenen in kurzer präziser Form die Sätze, fast ohne Figuren, mit

kurzer Andeutung der Beweisstücke resp. Angabe der nötigen Hülfssätze. Der Parallelentheorie sind die zwei Sätze: Zwei Gerade sind parallel, wenn sie auf einer dritten senkrecht stehen, und: Steht eine Gerade auf einer von zwei Parallelen senkrecht, so steht sie auch auf der andern senkrecht, zu Grunde gelegt. Auch außerdem finden sich bisweilen Abweichungen von dem gewöhnlichen Wege, der Klarheit wegen. Die sog. neuere Geometrie ist ausgeschlossen. Die Methode erscheint, dem Buche nach, als eine wohl zu beachtende und wir glauben gern, daß Verfasser recht gute Resultate damit erzielt. m. m.

8) Kolorierte Fröbel-Fibel von Therese Focking. Brünslowsche Buchhandlung. Neu-Brandenburg.

Diese Fibel ist ein dankenswerter Versuch, die Ideen Fröbels für den Elementarunterricht nutzbar zu machen. Die geehrte Verfasserin sagt, die Unzahl der Fibeln, die in den Schulen des Deutschen Reiches eingeführt sind, ist ein sicheres Zeichen für deren Unvollkommenheit, und fährt dann fort: „Man streitet, ob die analytische oder synthetische, die Schreiblese- oder die Leseschreibmethode die richtige sei, und man wechselt mit den in keinem Zusammenhange stehenden Normalwörtern. Man sucht seit Jahrzehnten nach einer Methode, die, von der Einheit ausgehend, durch eine Elementarschrift die Verbindung der Schreibschrift mit der Druckschrift anbahnt, um die Geisteskräfte des Kindes nicht, wie es jetzt der Fall ist, durch das Erlernen von vier Alphabeten zu gleicher Zeit zu zersplittern, und geht blind an einer Quelle vorbei, aus der man viel Weisheit schöpfen kann.“ Was werden die Verfasser der verschiedenen Fibeln zu solchen Worten sagen? Wenn die Verfasserin so absprechend über jede andere Fibel urteilt, giebt sie ihrer „Fröbel-Fibel“ keinen Empfehlungsbrief mit. Ihre Fibel ist durchaus kein Buch, das der Verbesserung nicht bedürftig wäre, sie ist nur ein Versuch, und als solcher kann sie nur beurteilt werden.

Man muß es als richtig anerkennen, wenn die Verfasserin auf Fröbels einfache, auf Anschauung und Darstellung beruhende Methode sich stützt und sie zur Beachtung und Benutzung in der Elementarklasse zu benutzen sucht. Freilich wird die Fibel

beides noch nicht viel finden. Was die Verfasserin bringt, ist Zukunftsmusik. Die Schüler sollen zuerst die Schrift erlernen, die wir mit andern Völkern gemein haben, weil Fröbels Methode von dem Allgemeinen, dem Ganzen ins Einzelne übergeht.

So bringt die Fibel zuerst die kleine lateinische Druckschrift. Die einzelnen Leseübungen sind an die Fröbelschen Spielgaben geknüpft. Die erste Gabe ist der Ball, dazu gehören sechs Übungen. Kugel, Walze und Würfel, sowie der Baukasten finden in den folgenden Abschnitten ihre Verwertung. Besonders hervorzuheben ist, daß hier den Übungen kolorierte Zeichnungen beigegeben sind; die Kinder prägen sich so leicht die Grundfarben ein, welcher Punkt bisher viel zu wenig beachtet worden ist.

Die Übungen mit dem kleinen Alphabet sind auf zehn Seiten gegeben. Das geht etwas schnell, als ob nur besonders beanlagte Kinder nach der Fibel unterrichtet werden sollen. Ob mit den Worten: „ja ich will“ die Verfasserin für den Beginn des Leseunterrichts einen besonders glücklichen Griff gethan, wird sie sich wohl noch einmal überlegen müssen; allerdings ist's ganz schön, wenn es heißt: das „ja ich will“ soll die Willenskraft und den Thätigkeitstrieb im Kinde anregen.“

Darnach tritt die große lateinische Druckschrift auf und zuletzt die deutsche, kleine und große nicht erst getrennt.. Auf den letzten Seiten ist der Stoff für die ersten Schreibübungen gegeben. Es wird hier gesucht, durch eine Elementarschrift die Verbindung der Schreibschrift mit der Druckschrift anzubahnen. Die Buchstabenformen sind der lateinischen Schrift nachgeformt. Der eigentliche Schreibunterricht, der durch die Darstellung der Elementarbuchstaben vorbereitet ist, beginnt, sobald das Kind Sätze lesen kann. Wie die Verfasserin über die deutsche Schreibschrift und deren Einübung denkt, darüber äußert sie sich nicht.

Wenn die lateinische Schrift ein Allgemeines ist, weil andere Völker sie mit uns schreiben, so ist doch auch wieder richtig gesagt, unsere deutsche Schrift ist das Nächste, und man geht naturgemäß vom Nahen zum Entfernten. Weshalb soll denn

unsere Schrift, die unser Volk als sein Eigentum sich herausgearbeitet hat, so hintenan gesetzt werden?

Wie schon gesagt, die Fibel bringt Zukunftsmusik. Sie setzt den Besuch des Kindergartens voraus. So lange dieser aber keine allgemeine Einrichtung ist, so lange die Fröbelsche Methode besonders den Lehrern nicht bekannter ist, als jetzt, so lange werden es nur wenig Schulen sein, in denen diese Fröbel-Fibel in der vorliegenden Gestalt Anwendung finden kann. Wir wollen aber hier besonders auf sie aufmerksam machen, vielmehr werden durch sie Lehrer und Lehrinnen, die nicht gerne im alten Einerlei, im alten Schlendergang unterrichten, angeregt, selbst für die Anwendung der Fröbel-Pädagogik im Elementarunterricht etwas zu thun.

Der spätere Lesestoff ist an und für sich gut; denn man findet Erzeugnisse der Verfasserin, von Rob. Reinick, Ch. v. Schmid, Fr. Güll, Fr. Fröbel, Th. v. Gumpert, Hey und noch Anderen, Namen, die alle einen guten Klang haben. Auf Seite 23 folgt nach „Es ist ein Gott" das Lesestück „der Affe"; jedenfalls müssen die Lesestücke nach dem Inhalt und nach der etwaigen Leseschwierigkeit geordnet werden.

Rothenburg.

9) A. W. Grube. Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem Kriege 1870/71. Stuttgart 1883. J. F. Steinkopf. 2. Aufl. kl. 8. 128 S.

Der Schriftsteller Grube, welcher am 28. Januar d. J. zu Bregenz am Bodensee verstorben und nicht nur dem pädagogischen, sondern auch dem größeren Publikum durch seine geschichtlichen und seine geographischen Charakterbilder vorteilhaft bekannt ist, bietet der deutschen Jugend hier ein Büchlein zur Erinnerung an die gewaltigen Thaten der letzten Kriegsjahre, die in der gesamten Weltgeschichte ihresgleichen suchen. Es ist weniger die Geschichte selbst, die uns hier vorgeführt wird, als eine Charakteristik des französischen und des deutschen Wesens, gestützt auf wahrheitsgetreue Berichte, die der Verfasser, um jeden Vorwurf einer parteiisch gefärbten Darstellung von vorn-

herein abzuschneiden, besonders ausländischen Urteilen, selbst aufgefangenen französischen Briefen (vgl. S. 97 und 101) entlehnt hat. Wenngleich in patriotischem Zorn über die uns zugefügte Unbill, wie über die schweren Opfer geschrieben, die Deutschland hat bringen müssen, will es eigentlich doch nichts anderes als einen Beitrag zu einer populären Völkerpsychologie liefern, die immer recht erwünscht kommt, um unser Volksbewußtsein neu zu stärken, und besonders der Jugend das, was ihre Väter für sie gethan, in lebendigem Gedächtnis zu erhalten.

Da die Revanchegelüste bei unsern Nachbarn jenseit der Vogesen stets von neuem auftauchen, und da es weniger das Volk als solches, sondern mehr die Pariser Journalistenwelt es ist, die sich anmaßt, öffentliche Meinung zu machen, indem sie vor allem der Eitelkeit des Volkes, besonders der des Pöbels schmeichelt: so erscheint es wohl notwendig, solchem Gebahren gegenüber die Wahrheit auszusprechen, und zwar nicht nur für die Erwachsenen, sondern gleichzeitig in einer Form, die auch der Jugend verständlich ist. Dies thut der Verfasser, ohne irgendwie ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er zeigt, wie das Jahr 1806 das deutsche Volk zur Selbsterkenntnis gebracht, die auch ihre guten Früchte getragen hat, und weist darauf hin, wie eigentlich nur Deutschlands innere Zerrissenheit es war, auf welche Frankreichs Stärke sich gründete. Denn ein Volk, das seine Regierungen eine nach der andern stürzt, das sich von dünkelhaften Zeitungsschreibern einreden läßt, es habe den Beruf, ein Freiheitsbringer, ein Hort der Unterdrückten, ein Wiederhersteller aller Nationalitäten zu sein — das darf sich innerer Stärke nicht rühmen. Hochtönende Phrasen, wie das bekannte „Einherschreiten an der Spitze der Civilisation", mögen es allenfalls zu außerordentlicher Kraftanstrengung treiben, die selbst bedeutende Geldkosten nicht scheut, wenn ihm nur der Ruhm bleibt, die tonangebende Nation Europas zu sein; wer aber fortdauernd seinen Blick nach außen richtet und stets nach neuen Dingen lüstern ist, der kann innerlich nicht erstarken.

Solcher Erscheinung gegenüber zeigt der Verfasser ohne Ruhmredigkeit, was Deutschland an seinem obersten Kriegs-

herrn, was wir an unsern Heerführern, an unsern Truppen, und besonders auch, was wir an unserm ersten Staatsmann haben. Und der wahrheitsgetreuen Zeichnung dieses Bildes gegenüber nimmt er auch keinen Anstand, den Frieden im Innern unseres Vaterlandes (vgl. S. 28 und 29) die Larve vom Gesicht zu reißen und der Nachwelt ihre wahre Gestalt aufzubewahren.

Wir betrachten es als einen Akt der Pietät gegen den Heimgegangenen, auf diese unmittelbar aus dem Leben gegriffenen, höchst anregend geschriebenen Mitteilungen von neuem aufmerksam zu machen. Unter Vermeidung jeglicher Überfülle von Namen und Zahlen spielen die sachlichen Schilderungen durchweg die Hauptrolle, in einzelnen Darstellungen wirklich tief ergreifend und wahrhaft erschütternd, so daß sie ein unauslöschliches Dankgefühl erwecken. Keiner Volks- und Jugendbibliothek sollte das Büchlein fehlen; es bleibt eine eindringliche Mahnung an unsere Nachkommen, sich ihrer Väter wert zu zeigen.

Berlin. L. Rudolph.

10) Histoire abrégée de la guerre d'Allemagne en 1870 et 1871. A l'usage de la jeunesse allemande par un Allemand. Wittenberg. Librairie de R. Herrosé 1882. 8. 100 p.

Über den Krieg, welchen Deutschland im Jahre 1870—71 gegen Frankreich hat führen müssen, sind zahlreiche Schriften in den Sprachen beider Länder erschienen. Vergleicht der Leser diese Schriften miteinander, so können sie ihn leicht stutzig machen und zu der Frage veranlassen, auf welcher Seite die Wahrheit zu suchen sei. Der Grund hiervon liegt nahe, so daß Erwachsene, welche aufrichtige Vaterlandsfreunde sind und unsere Nachbarn jenseit der Vogesen kennen, um eine Antwort nicht verlegen sein werden. Nicht so ist es mit der Jugend, der es noch an Erfahrung und Weltkenntnis gebricht, und die durch eine schiefe, in falschem Lichte abgefaßte Darstellung leicht irregeführt werden könnte. Es ist daher ein dankenswertes und gewiß auch zeitgemäßes Unternehmen, unserer heranwachsenden

Schuljugend das, was sie in ihrer Muttersprache mit warmem Herzen in sich aufgenommen hatte, nun auch in fremdem Gewande, jedoch wahrheitsgetreu entgegenzubringen. Bieten wir ihr beispielsweise Charles XII par Voltaire, Christophe Colomb par Lamartine, Frédéric le Grand par Paganel, L'Allemagne par Mad. de Staël (vergl. Collection d'auteurs français. Sammlung französischer Schriftsteller ꝛc. von van Muyden und L. Rudolph, 44 Hefte bei H. A. Pierer in Altenburg) zur Lektüre an, warum nicht auch die Geschichte des letzten großen Krieges? Die hier vorliegende kleine Schrift ist allerdings von einem Deutschen verfaßt, aber, abgesehen von einigen leicht zu verbessernden Druckfehlern, in durchaus korrektem Französisch geschrieben, so daß sie, wenn auch wohl nicht als Klassenlektüre zu verwerten, den Schülern doch jedenfalls zur Unterhaltung in ihren Mußestunden zu empfehlen ist. Die Sprache ist eine durchweg leicht verständliche; nur wäre es wünschenswert gewesen, die an einzelnen Stellen in zu großer Fülle auftretenden, minder bekannten Ortsangaben und Namen untergeordneter Heerführer, die nur den Fachmann interessieren können, durch ausführlichere Schilderung der kriegerischen Vorgänge selbst zu ersetzen. Ein angehängtes Wörterverzeichnis, das in Beziehung auf einzelne Ausdrücke (vergl. délit und replier S. 7, infirmier S. 9, atténuer S. 10, valoir S. 21, donner S. 42), besonders auch in betreff einiger Ortsnamen etwas vollständiger sein könnte, trägt zur Erleichterung des Verständnisses wesentlich bei.

Berlin. L. R.

11) Dr. Schneller. Über Lesen und Schreiben. Vortrag, gehalten in der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Danzig, Ad. Scheinert. 1884. 44 S.

Daß Lesen und Schreiben die Augen angreift, ist eine Erfahrung, die jeder an sich selbst machen kann, wenn er in dieser Beziehung des Guten zu viel thut. Schlimmer aber ist es, wenn wir diese Erfahrung schon bei der Jugend machen müssen, wie es dem Verfasser gegangen ist, der, mit der Untersuchung der Schulen Danzigs beauftragt, in den obersten Klassen dortiger

Dorfschulen nur 3% Kurzsichtige antraf, in den städtischen Elementarschulen 10%, in Mittelschulen 15%, in höheren Töchterschulen fast 50% und in der Prima des Gymnasiums sogar über 60%. Da nun Kurzsichtigkeit in äußerst seltenen Fällen angeboren ist, so steht es außer allem Zweifel, daß der von Anstalt zu Anstalt und auch von Klasse zu Klasse sich steigernde Prozentsatz dieses Übels nur der andauernden Beschäftigung mit feinen Gegenständen zugeschrieben werden kann, welche die Jugend in der Nähe zu beobachten hat.

Bekanntlich giebt es Leute, welche den Grund für die weit verbreitete Augenschwäche in unserer Frakturschrift suchen, deren eckige Formen das Auge mehr angreifen sollen als die runden Formen der lateinischen Schrift, wobei aber stets außer acht gelassen wird, daß wir beim Lesen nicht die einzelnen Buchstaben verfolgen, sondern ganze Wortbilder ins Auge fassen, die wir mindestens zur Hälfte erraten. Der Verfasser hat daher recht, wenn er es bei gleicher Übung für ziemlich gleichgültig hält, welche der beiden Schriftsorten dem Auge dargeboten wird. Für ein gesundheitsgemäßes Lesen und Schreiben verlangt er nur genügende Größe, hinreichenden Wechsel der Buchstaben und ihrer Zwischenräume, und charakteristische, auf den ersten Blick erkennbare Formen. Zwei Probeblätter, eins mit Fraktur- und eins mit lateinischer Schrift, welche unsere Lettern in etwas, jedoch wenig veränderter Form darbieten, dürften den Schriftschneidern, welche die Stahlpunzen zu verfertigen haben, als Muster zu empfehlen sein. Außerdem aber erscheint eine größere Aufmerksamkeit auf die Ausstattung der in unsern Schulanstalten gebrauchten Lehrbücher ein dringendes Erfordernis.

Berlin. L. R.

12) 1. Lehrbuch der Planimetrie. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbst-Unterricht. Von Dr. Rottock. 2. Aufl. Mit 57 Fig. 10 und 74 S. Leipzig, H. Schultze, 1883.

2. Lehrbuch der Stereometrie u. s. w. Von Dr. Rottock.

2. Aufl. Mit 27 Figuren. 4. und 59 Seiten. Ebenda. 1883.

Beide Werke sind möglichst rein genetisch bearbeitet; indirekte Beweise sind fast durchaus vermieden. Geometrische Aufgaben sind, weil stets zur Hand, weggelassen. Der Begriff der Inkommensurabilität ist in bezug auf kontinuirliche geometrische Größen mit Recht als nicht anwendbar erklärt, wodurch Vereinfachung eintrat. Der Grundsatz Cavaleris in der Stereometrie ist von Wichtigkeit; übrigens konnte derselbe vielleicht auch auf die Berechnung des Kugelvolumens (= $^2/_3$ Cyl.) angewendet und daraus die Oberfläche entwickelt werden. Die Beweise sind einfach, klar und scharf. Wir empfehlen die Werke gern. M. M.

13) Anleitung zum Unterricht im Rechnen. Ein methodisches Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Präparanden. Bearbeitet von H. Dittmers. Harburg, Elkan. I. Heft, 6 und 246 S. 1879. 3 Mark. II. Heft, 8 und 295 S. 1881. III. Heft, 8. und 335 S. 4 Mark. 1883.

Die Anleitung liefert ein großes, methodisch geordnetes Unterrichtsmaterial und zeigt auch die Wege zur Bearbeitung desselben. Die ersten Hefte haben großen Beifall gefunden, was sicher auch dem dritten vorauszusagen ist. Das erste umfaßt die Zahlengebiete von 1—10, 1—100, 1—1000; das zweite die Zahlen und Ziffersysteme, die vier Grundrechnungen in ganzen unbenannten und benannten Zahlen, gemeine und Dezimalbrüche, Regelbetri, Zeit- und Rechtecksberechnung; das dritte Heft die Proportionen, Regelbetri, Zins- und Terminrechnung, Raumberechnungen, Gesellschafts-, Mischungs-, Münz-, Effekten-, Wechsel-, Warenrechnung, Kontokorrent, Quadrat- und Kubikwurzel, nebst Anwendungen aller Art. Man sieht, das Ganze reicht bis zum Schlusse von Mittelschulen aus. Wir geben dem Werke gern das Zeugnis, daß es fleißig und gründlich gearbeitet ist, alle nötigen Erläuterungen in sich faßt, und seine Anordnung eine durchaus methodische zu nennen ist. M. M.

14) Französisches Lesebuch. Erster Teil für Quarta und Untertertia der Gymnasien, Progymnasien u. a. A. Von Dr. Karl Meurer, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Fues' Verlag in Leipzig, 1883.

Fremdsprachliche Lesebücher, die keine sinnlosen Sammelsurien von allerlei Lesestoff sein wollen, müssen heutzutage in ihrer Anlage die leitende Idee erkennen lassen. Wie uns scheint, können zwei Gesichtspunkte für die Zusammenstellung des Stoffes entscheidend sein. Entweder will man durch das Lesebuch vom Land und den Leuten der fremden Sprache dem Schüler genauere Kenntnis geben, als der geschichtliche und geographische Unterricht dies zu Wege bringen, oder man möchte in dem Übersetzungsmaterial die dem Geist und Zweck einer bestimmten Bildungsanstalt entsprechende breitere Ausführung der aus andern Fächern schon vorhandeneu Einzelkenntnisse durch Anknüpfung an Bekanntes erreichen. Jenes wäre das fremdländisch-nationale, dies das Schullesebuch im engeren Sinne. Daß beide den Anforderungen eines planmäßig vorschreitenden Lehrgangs nach Leichtigkeit und wachsender Schwierigkeit der Lesestücke genügen müssen und beide dieser Erfordernis auch gleich gut genügen können, haben Veröffentlichungen aus jeder der zwei Richtungen bewiesen.

Welche Art die bessere sei, wird damit noch nicht entschieden, daß man sagt: „Wie die Sprache von dem Lande, das sie spricht, untrennbar ist, so auch der Inhalt eines Lesebuchs von der Sprache und dem Lande, deren Kunde es vermitteln soll.“ Die Auflassung ist richtig für einen fremdsprachlichen Unterrichtsgang, der genügende Länge und Breite besitzt, um alle Schwierigkeiten des Weges — die dem Schüler fremden Lehrstoffe und ihre sachliche Erklärung — im langsamen stetigen Fortschritt zu bemeistern. Er findet sich für die neueren Sprachen auf den Realgymnasien und weist mit Notwendigkeit auf das fremdländisch-nationale Lesebuch hin. Anders auf den Gymnasien. Schön wäre freilich, wenn man auch hier dem nicht immer übergroßen Wissen um die Neuzeit und ihre Kulturentwicklung durch das fremdsprachliche Lesebuch zur Hülfe käme,

ein abgeschlossenes Bild beispielsweise von Frankreich in seiner Vergangenheit und Gegenwart gäbe. Indes muß darauf verzichtet werden, das Fremde auf diese Weise heimisch zu machen; Sacherklärung darf die Spracherlernung nicht erschweren, oder gar vereiteln. Wohl auch aus diesem Grunde hat Dr. Karl Meurer, im Anschluß an die neuen Lehrpläne ein gymnasiales französisches Lesebuch und zwar ein sehr gutes geschaffen. Seiner Eigenart könnte nur eine ausholende Überschau gerecht werden. Hier die Bemerkung, daß wir seine rasche Einführung an manchem Gymnasium verstehen und dem zweiten, für die oberen Klassen berechneten Teil mit der Zuversicht auf gleich gute Aufnahme entgegensehen. O. K.

15) Aus der Werkstätte des menschlichen und tierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 470 Abb. Wien, Hartleben. 20 Lief. à 60 Pf. 8. und 958 S.

Uns liegt der Rest des Buches, Lief. 7—20, vor. Der Gesamtinhalt dieses vorzüglichen Werkes besteht nicht in dem Resultate eigener Forschung, sondern in der Darlegung dessen, was die verdienstvollsten Männer der Wissenschaft bis zur Jetztzeit entdeckt und erforscht und als wahr erwiesen haben. Es bietet eine solche Fülle von Belehrungen und eine solche Menge Details, daß sein Studium eine der anziehendsten Beschäftigungen ist. Jeder Gebildete, sicherlich auch jeder Pädagog, sollte in der Physiologie der Tierwelt bewandert sein, und dazu verhilft ihm das auf dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft stehende Werk in eminenter Weise. Die Ausstattung desselben ist vorzüglich. P. S.

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung" in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft III.
(Mai — Juni.)



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

I.

Friedrich Wichard Lange.

Ein Gedenkblatt.

Wichard Lange wurde am 20. Mai 1826 zu Krampfer bei Perleberg geboren. Als sein Vater Joachim Lange, Schafmeister auf dem großen Rittergute des Herrn von Möllendorf zu Krampfer, noch ein Knabe war, wurde in den preußischen Landschulen nur während der Wintermonate Unterricht erteilt; im Sommer halfen die Kinder in Haus und Feld; auch waren die Lehrziele niedrig gesteckt: Lesen und Katechismus galten als die Hauptsache; das Schreiben war kein obligatorischer Unterrichtsgegenstand und blieb, da extra dafür bezahlt wurde, den Kindern wohlhabender Eltern vorbehalten. Sintemal nun Wichard Langes Großeltern arme Leute waren, so durfte Joachim Lange in der Schule das Schreiben nicht erlernen; aber er brachte es dennoch durch fleißiges Üben auf dem Felde, wenn er die Schafe hütete, zu genügender Fertigkeit in dieser Kunst, obgleich es eigentlich üblich war, beim Schafhüten die meiste Zeit mit Stricken zu verbringen. Strickend produzierte er zur Zeit der Befreiungskriege patriotische Lieder, die sich durch markige Sprache und warme Vaterlandsliebe auszeichneten. Überhaupt war Joachim Lange ein tüchtiger Mann; schnelles Denken, lebhafte Phantasie, ein starkes Selbstvertrauen und große Bereitwilligkeit andern zu dienen zeichneten ihn aus! Wichard Langes Mutter war eine tüchtige Hausfrau von starkem Geist, der den schwachen kränklichen Körper aufrecht erhielt; scharfes Urteil,

starke Willenskraft und seltene Aufopferungsfähigkeit werden ihr nachgerühmt.

Durch das große Dorf Krampfer führt eine breite Straße von Norden nach Süden, an dieser steht Langes Geburtshaus, von welchem man auf die reichen Fluren des musterhaft bewirtschafteten großen Gutes, sowie auf den großen Eichenwald, der dasselbe begrenzt, eine gar prächtige Aussicht hat. Die Landschaft bietet eine reiche Fülle von Naturreizen, die auf Geist und Gemüt des lebhaften Knaben Wichard einen mächtigen Einfluß ausüben mußten. Die Dorfschule zu Krampfer zählte damals 60 bis 70 Kinder, Knaben und Mädchen vom 5. bis 14. Lebensjahre, welche von dem jungen Kantor Möhring in einer einzigen, für die Schülerzahl viel zu kleinen Schulstube unterrichtet wurden. Unser Lange ist hier volle neun Jahre Schüler gewesen; mindestens drei Jahre hat er den ersten Platz auf der ersten Bank inne gehabt, denn vorzügliche Geistesgaben machten es ihm möglich, auch unter diesen ungünstigen Schulverhältnissen verhältnismäßig viel zu lernen. Die Beschäftigungen der Landleute in Feld und Garten hatten für ihn nichts Anziehendes; der ideale Zug trat nach dem Urteile seiner Jugendgenossen schon damals bei ihm hervor und fand auch in dem Privatunterricht, welchen der Kantor ihm nebst einigen anderen Knaben, welche sich dem Lehrerberuf widmen wollten, erteilte, volle Nahrung.

Im fünfzehnten Lebensjahre kam Lange auf die Präparanden-Anstalt zu Pritzwalk in der Ostpriegnitz, wo seine Vorbereitung für das Seminar namentlich durch den Schulinspektor Heuer, den Mädchenlehrer Nebert und den Kantor Kauze gefördert wurde. Die Unterweisung in der deutschen Sprache lag in den Händen des besonders tüchtigen und treuen Lehrers Nebert, der es recht gut verstand, die jungen Leute anzuregen und sie durch gute Lektüre zu veredeln; unter der Leitung desselben schrieb Lange mit Vorliebe Aufsätze, namentlich viele Schilderungen und Abhandlungen. Unser entschlafener Freund hat bis an sein Lebensende diesem tüchtigen Führer seiner Jugend dankbare Verehrung gewidmet. Übrigens war Lange in dieser Präparanden-



zeit kein Stubenhocker; gern erfreute er sich in Gottes freier Natur mit den Genossen seiner Jugend, und das in der Nähe Pritzwalks gelegene Hainholz bot ihnen unter dem Schatten seiner hohen alten Eichen reichlich Gelegenheit zu frohem Gesang, Spiel und Scherz. Als aber das gesetzliche Alter zum Eintritt in ein Lehrerseminar erreicht war, zog es den strebenden Jüngling von den Fluren der heimatlichen Priegnitz in die königliche Hauptstadt Berlin. Zwar war es üblich, die Präparanden der Pritzwalker Anstalt an das Seminar zu Potsdam abzugeben, aber der junge Aar fühlte seiner Schwingen Kraft; er ließ die Genossen zurück und folgte dem leuchtenden Stern, der von dem Seminar für Stadtschulen in Berlin das pädagogische Deutschland überstrahlte. Zu Diesterwegs Füßen hat er dann dre Jahre lang gesessen; an des Meisters klarem Denken, an seiner hohen Begeisterung, an seiner überzeugungsvollen Hingebung für die Sache der Schule seinen inneren Menschen aufgebaut und als ein junger Siegfried von dem bewährten Meister gelernt, wie man die guten Schwerter macht, um Riesen und Drachen mit Erfolg zu bekämpfen. Langes Studien waren neben der Pädagogik besonders der Mathematik, Physik und Geographie zugewendet; er hörte auch an der Universität Vorlesungen, u. a. Physik bei Prof. Magnus. Dem deutschen Unterrichte des Seminars widmete L. lebhaftes Interesse; er versuchte sich auch nicht ohne Erfolg an Arbeiten in gebundener Rede; eine kleine Sammlung Priegnitzscher Sagen stammt aus dem Anfang des Jahres 1846; aus derselben Zeit ein Gedicht: „Pestalozzi auf dem Heinrichstein“, das wahrscheinlich bei Gelegenheit der 100jährigen Geburtstagsfeier Pestalozzis, die auch im Berliner Seminar festlich begangen wurde, entstanden ist. Über Langes Seminarjahre weiß Referent wenig; von den Genossen seines Jahreskursus leben nur einzelne. Wie hoch Diesterweg unseres Freundes schulmännische Begabung schätzte, geht daraus hervor, daß er ihn mehrfach zur Erteilung von Privatunterricht in angesehenen Familien Berlins empfahl und ihn schließlich von 1847 — 48 als Hülfslehrer am Seminar beschäftigte. Diesterwegs gute Meinung über L.s Charakter und seine Zuverlässigkeit erkennen

wir in der Thatsache, daß er ihm einen in Schwermut verfallenen Seminaristen überwies, damit derselbe unter seiner Führung während einer längeren Fußtour und eines Ferienaufenthalts bei Langes Eltern gesunde. Der Erfolg bewies, daß der Kranke dem rechten Arzt anvertraut worden war! Wer hätte damals gedacht, daß dieser Arzt einst selbst in geistiger Umnachtung aus dem Leben scheiden könne! Zu Ostern 1848 bekam L. durch Diesterwegs Vermittlung eine Lehrerstelle an der höheren Bürgerschule des Dr. Alexander Detmer in Hamburg, in welcher er drei Jahre thätig war. In diese Jahre fällt die Anknüpfung seiner Beziehungen zu Friedrich Fröbel und Middendorff. Letzterer hielt am 23. September 1849 in Hamburg einen einleitenden Vortrag über das System des Kindergartens, und Fröbel schloß daran während des Winterhalbjahres 1849/50 einen ausführlichen Cyklus von Vorträgen, denen meist Frauen und Jungfrauen, aber auch einige Männer, unter ihnen unser Lange, beiwohnten. Die Vorträge regten den Detmerschen Kreis lebhaft an: Dr. Detmer trat an die Spitze eines Komitees zur Begründung des ersten Bürgerkindergartens in Hamburg, und Lange ward, wenn auch nach einigem Widerstreben, der guten Sache bald voll und ganz gewonnen, wie das seine „Beiträge zum Verständnis Friedrich Fröbels“ und der vierte Artikel seiner 1851 und 52 im Hamburger Schulblatt veröffentlichten „Leuchtkugeln vom Berge“ beweisen, in denen er von dem Meister des Kindergartens sagt: „Friedrich Fröbel ist der neueste Entwicklungsknoten der Erziehungswissenschaft, und wer von uns seinen Grundsätzen nicht zugethan ist, der steht keineswegs auf der Höhe der Zeit.“ Er verehrte Friedrich Fröbel als den großen Mann, „der sein Lebenlang einem einzigen Gedanken nachgeht und diesem Gedanken mit Hingebung und Selbstverleugnung dient; der imstande ist, für diesen Gedanken alles einzusetzen und sich nötigenfalls im Dienste desselben steinigen oder kreuzigen zu lassen; der in diesem Dienste kein Wanken und Schwanken, ja fast keine Ermüdung kennt und alles, was man in der Welt Glück nennt, allein in der Verwirklichung dieses Gedankens findet.“

Am 21. April 1851 verheiratete sich Lange mit Wilhelm

Middendorffs Tochter, Alwina Middendorff, aus Keilhau, welche damals in Hamburg als Kindergärtnerin an der weiblichen Erziehungsanstalt von Frau Doris Lütkens geb. von Cossel thätig war, und trat dadurch zu den Aposteln des Kindergartens in ein nahes verwandtschaftliches Verhältnis. Gern hätte Fröbel den jungen Freund ganz für seine Kindergarten-Arbeit gewonnen, aber Lange hing zu sehr an der Schule, als daß er sich der einseitigen Wirksamkeit für die Bildung vorschulpflichtiger Kinder oder der Thätigkeit zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen ganz zugewendet hätte. Lange wurde freilich für die Fröbelsche Wochenschrift für Menschenbildung gewonnen und seine Feder hat fleißig Propaganda gemacht für den neuen Grundbau der Erziehung, aber an der praktischen Ausführung des Gedankens hat er auch bei uns in Hamburg sich nicht beteiligt. Mit großer Hingebung jedoch widmete er sich später der Sammlung und Herausgabe von Fröbels Schriften für die ihm durch Barops und Frau Luise Fröbels Unterstützung alles wertvolle Material zuging. Die deutsche Pädagogik ist ihm für diese nicht ganz leichte Arbeit zu Dank verpflichtet.

Acht Tage nach seiner Verheiratung, am 29. April 1851, eröffnete Lange in hiesiger Stadt am Heuberge eine eigene Schule, die sich gar bald eines großartigen Zuspruchs erfreute, denn unser Freund verstand es, seine idealen Bestrebungen mit den realen Forderungen des hamburgischen Lebens in Einklang zu bringen; auch stand ihm, um die äußeren Einrichtungen der Schule den Anforderungen des vornehmen Hamburg entsprechend zu gestalten, eine sehr wertvolle reale Hülfe zur Seite, da ein reicher Kaufmann, Herr Friedrich Traun, ihm einen offenen Kredit, man sagt bis zu 30 000 Mark, zur Verfügung stellte. An die Spitze des Prospektus der neuen Anstalt setzte Lange das Wort: Die Schule soll keine bloße Lehranstalt, sondern eine Bildungs- oder Erziehungsschule sein. Als das wichtigste Mittel zur Erreichung dieses Ziels wird die Unterordnung jedes Lehrers unter die Grundidee des Ganzen und die richtige Organisation des Lehrerkollegiums aufgestellt, in welchem Einklang bei aller Verschiedenheit, Harmonie bei aller Selbständigkeit des einzelnen

herrschen soll; in dem zwar jeder mehr durch das, was er ist, als durch sein Reden und Lehren, wirken soll, aber doch auch an jeden Kollegen die Forderung gestellt wird, auf wissenschaftlichem Gebiet und auf dem der Lehrkunst in stetigem Fortschritt zu verharren. Es gelang dem neuen Schuldirektor in vorzüglicher Weise, das lebendige Feuer seiner Begeisterung auf die jungen Mitarbeiter zu übertragen, welche ihm in dem ersten Jahrzehnt zur Seite standen; es waren das strebsame Jünglinge, welche meist autodidaktisch vorgebildet waren, d. h. sie hatten kein eigentliches Seminar im Sinne unserer heutigen pädagogischen Wissenschafts- und Kunstschulen besucht; sie waren meist Zöglinge der von Hamburgs Lehrervereinen geleiteten Lehrerbildungsanstalten, welche in einem zwei- bis vierjährigen Kursus ungefähr den theoretischen Lehrstoff der meisten damaligen Seminare absolvierten, aber die praktische Durcharbeitung desselben nicht berücksichtigen konnten, da die Zöglinge nur in den Abendstunden an dem Unterricht teil nahmen. Aber die Schüler dieser Anstalten lernten arbeiten; sie erkannten die Notwendigkeit eigener Fortbildung im Beruf, sie wurden zur Selbstthätigkeit in dieser Weiterbildung geführt und aus ihnen wurden, wenn sie zugleich in praktischer Hinsicht an ihren Schulen gute Unterweisung erhielten, tüchtige Schulmeister. Aus Langes erstem Kollegium brauche ich hier nur die Namen Nirrnheim, Meisner und Duncker zu nennen, von denen der erstere eine unserer besuchtesten und angesehensten berechtigten höheren Bürgerschulen, der zweite eine desgleichen höhere Töchterschule und der dritte eine tüchtige mittlere Volksschule leitet. Als die Männer dieses Triumvirats jüngst auf dem 25jährigen Amtsjubelfeste des letztgenannten mit andern Genossen der Arbeit jenes ersten Decenniums der Langeschen Schule und andern ebenso sehr als Zierden unseres Standes hochgeehrten Mitarbeitern L.s aus späteren Jahren beieinander saßen, da wandten sich die Gedanken auch in dieser freudig bewegten Stunde in dankbarer Erinnerung dem zu früh dahingegangenen Meister zu; denn Lange war ein Schulmeister von Gottes Gnaden, der es verstand durch seinen Unterricht seine Schüler in hohem Grade anzuregen und erziehlich auf die-

selben zu wirken, der aber noch mehr als Direktor erfolgreich thätig war, seine Mitarbeiter zu begeistern und die ganze Korporation von Lehrern und Schülern hohen idealen Zielen entgegenzuführen; darum verknüpfte ihn auch das innigste Freundschaftsverhältnis mit diesen Gliedern seines Kollegiums, und es erfüllte sein Herz mit Mißmut, daß nach Einführung des Berechtigungswesens und vorschriftsmäßiger Anstellung einer größeren Zahl akademisch gebildeter Lehrer dieses trauliche Verhältnis sich lockerte, und zugleich die Lösung der Erziehungsaufgabe der Anstalt hinter die unterrichtliche Forderung der Aneignung eines großen Quantums von präsentem Wissen zurücktreten mußte.

Die Schule erhielt sich aber auch in dieser neuen Zeit auf ihrer Höhe, und die Gunst des Publikums blieb ihr dauernd zugewendet. Nach des Begründers Tode ist in diesem freundlichen Verhältnis ebenfalls nichts anders geworden; die junge rüstige Kraft des Sohnes, Dr. Wichard Lange jr., hat das Steuer ergriffen, und das alte Vertrauen der Eltern ist unerschüttert geblieben; denn die schmählichen Beschuldigungen, welche kurz vor Langes Tode gegen seine Direktionsführung, insbesondere in betreff der Leitung der Freiwilligenprüfungen erhoben wurden, sind in Nichts zerflossen, nachdem die gewissenhafteste Untersuchung von seiten der vorgesetzten Behörde keine Spur thatsächlicher Begründung derselben auffinden konnte. Die hohe Verehrung, welche zahlreiche Schüler und Mitarbeiter unserem Lange als praktischen Schulmann zollten, konnte nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß er neben den vielen Freunden auch einen Feind in dieser Thätigkeit sich groß gezogen hatte. Wo ist unter uns ein idealer, energischer, nimmer ruhender Kämpfer, der es stets allen recht machen konnte, der keinen Feind hatte, den nie die Verleumdung traf? Möge nur jeder, den kleine Geister anfeinden und verdächtigen, mit so unbeflecktem Ehrenschild aus dieser Anfechtung hervorgehen, wie unser Freund.

Neben der Schularbeit und ihren Erfolgen gewann Lange die Hochachtung und Verehrung der hamburgischen Kollegen zumeist durch seine Beteiligung an den Bestrebungen des schulwissenschaftlichen Bildungsvereins. Seine Aufsätze im Ham-

burger Schulblatt, namentlich die „Leuchtkugeln vom Berge“ gewannen ihm die Herzen durch ihre Gediegenheit und liebenswürdige Jugendfrische; seine Vorträge im Verein sammelten stets einen großen Kreis von Berufsgenossen, die ihn immer gerne hörten, denn was er vortrug, war ursprüngliches Geistesprodukt, keine Bücherweisheit, war gediegenes Gold in originell subjektiver Krystallform. An unseren Schulkämpfen bei Gelegenheit der neuen Unterrichtsgesetzgebung unseres Freistaats beteiligte sich Lange als Mitglied eines bürgerschaftlichen Ausschusses, der im Jahre 1864 erwählt ward, den von der damaligen Ober-Schulbehörde vorgelegten Entwurf eines Schulgesetzes zu begutachten. Wir waren drei Schulmänner in diesem Ausschusse, Dr. Heinrich Schleiden, Lange und der Schreiber dieser Zeilen. Ersterer stand auf der Seite des Vorschlags der Behörde, welche die Volksschulen in Geldschulen und Freischulen gliedern wollte; der Unterzeichnete als vom Ausschuß erwählter Referent bekämpfte diese Organisation und hatte die Freude, je länger desto mehr, Lange auf seine Seite herüber und dem Gedanken der allgemeinen Volksschule zuzuwenden. Wenn auch die Arbeiten dieses Ausschusses kein unmittelbares Resultat hatten, so wurde doch hier zuerst Bresche geschossen in das alte System der Armen- und Freischule, die wir einige Jahre später — Lange war inzwischen aus der Bürgerschaft getreten — glücklich über den Haufen warfen. Nachdem die neue hamburgische Schulorganisation 1870 ihren Abschluß gefunden hatte, ward Lange im Jahre 1873 von der Lehrerschaft zu ihrem Vertreter in der Oberschulbehörde erwählt, und durch Delegation aus dieser Behörde trat er wieder in die Bürgerschaft ein. Er hat als Mitglied der Behörde stets getreu zur freisinnigen Partei gehört, die pädagogischen Prinzipien hochhaltend und mit Entschiedenheit für dieselben eintretend. Er war Mitglied der Sektion für das höhere Schulwesen und hat namentlich die Freiheit unseres höheren Privatschulwesens hier und in der Bürgerschaft kräftig verteidigt; dem Berechtigungswesen, das die neue Zeit in unsere Schulen gebracht, war er ein überzeugungsvoller Gegner; die Omnipotenz des Staats auf dem Gebiete der Schule hielt er

für verwerflich. Diesen Ansichten gab er auch in der Bürgerschaft unverhohlenen Ausdruck und widerstrebte namentlich mit Erfolg der Ausdehnung des öffentlichen höheren Bürgerschulwesens in Hamburg. Das Vertrauen seiner Mitbürger führte ihn vor einigen Jahren auch in den Bürger-Ausschuß, wo er ebenfalls eine einflußreiche Thätigkeit im Interesse unserer Stadt, ihrer wissenschaftlichen, pädagogischen und kommunalen Bestrebungen übte.

Auf den allgemeinen Lehrerversammlungen wußte er durch seine zündende, anregende Redeweise, durch den reichen Fluß seiner Gedanken, durch die Gediegenheit seiner pädagogischen Grundanschauungen großen Beifall zu gewinnen; namentlich in Mannheim hat er die Geister und Herzen sich zugewandt, und noch zuletzt in Bremen riß er die ganze Versammlung mit sich fort. Das waren Reden, deren künstlerische Vollendung oft durch das stark subjektive Gewand beeinträchtigt wurde, deren Erfolg aber oft gerade durch diese Eigentümlichkeit sich erhöhte, weil jeder Hörer die unmittelbare Empfindung gewann, daß dieser reiche Strom der Rede so recht aus dem warmen Herzen eines genialen, überzeugungsvollen Menschen auf ihn einflutete. Auch seine Schreibweise zeigte diese Eigenschaft, die teilweise wohl als ein Diesterwegsches Erbteil bezeichnet werden darf; denn auch des Altmeisters Arbeiten geben nicht immer fertige, in Reih und Glied logisch geordnete geistige Resultate, sondern sie führen den Prozeß des Werdens der Gedanken dem Leser vor die Seele.

Die litterarische Thätigkeit Langes war eine reiche und umfassende; sie erwuchs zuerst in den „Knospen, Blüten und Früchten erziehlichen Strebens" und in den „zehn Jahren aus meiner pädagogischen Praxis" unmittelbar aus der Schulthätigkeit des Autors und wirkte namentlich in den Fragen der inneren Schulorganisation erleuchtend und bahnbrechend; sie ward ein beredter Dolmetsch der Ideeen Friedrich Fröbels, dessen Einfluß durch die pädagogische Interpretation Langes namentlich in Lehrerkreisen Boden gewann; sie hob sich in den „Rheinischen Blättern", dem Erbteil Diesterwegs an Lange, zu einer Revue der päda-

gogischen Tagesfragen im Geiste Pestalozzis und Diesterwegs; sie sammelte endlich dasjenige, was aus der Flut des Tages als edler Krystall von bleibendem pädagogischen Werte sich absetzte und gestaltete, zu einem köstlichen Hort der deutschen Schule und ihrer Lehrer in den Werken, welche der geniale Karl Schmidt unserm Freunde hinterlassen, auf daß er sie im Geiste der neuen Pädagogik weiterführe. „Die Geschichte der Pädagogik“, „das Buch der Erziehung“, die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts“ legen Zeugnis ab von dem Fleiße, dem gediegenen Wissen und der Pietät dessen, der des Freundes Vermächtnis bis an sein Lebensende treu erfüllt hat. Sollen wir an diesem Orte aufzählen, welch große Zahl von Aufsätzen und pädagogischen Abhandlungen seiner fleißigen unermüdlichen Feder entsprossen sind, wie umfassend die Thätigkeit war, welche er größeren Werken widmete, die als Chronik der pädagogischen Geistesentwicklung Deutschlands innerhalb der letzten Jahrzehnte seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden? Dazu würde der Raum dieser Blätter nicht ausreichen, während eine trockene Aufzählung von Titeln und Überschriften dem Leser wenig gefallen und ihm nichts Neues bringen dürfte. Autonomie der Schule, weise Abgrenzuug des Staatseinflusses über Schulen und Lehrer, Freiheit des Privatschulwesens, allgemeiner Charakter der Volksschule, organische Verbindung des Volks-, Real- und Gelehrtenschulwesens, Beseitigung des Berechtigungswesens, freie Gestaltung des Religionsunterrichts, tüchtige innere Organisation der einzelnen Schulanstalten bildeten den Inhalt seines litterarischen Programms, mit dem er oft Anstoß erregte, das er aber in Treue gewahrt und mit schneidiger Waffe verteidigt hat. Die Dankbarkeit der Berufsgenossen, die Freundschaft derer, die mit ihm gemeinschaftlich kämpften, ward ihm in reichem Maße zu teil; liebevolle Erinnerung folgt ihm über das Grab hinaus, und fehlen wird er uns in der litterarischen Arena, in den Lehrerversammlungen, im schulwissenschaftlichen Bildungsverein, sowie bei den Schuldebatten in Hamburgs Bürgerschaft und Oberschulbehörde. Darum sei auch an diesem Orte darauf hingewiesen, daß der rechte Dank thatkräftiger Männer gegen den

heimgegangenen Freund und Mitstreiter in der energischen Weiterführung seiner Arbeit und in der Hochhaltung der gemeinschaftlichen Prinzipien sich äußern muß. Vereinigen wir alle uns in diesem Vorsatze, auf daß die große Lücke, welche sein Tod in unsere Kampfesreihe gerissen, durch jüngere Genossen ausgefüllt werde.

Und nun komme ich zum Schluß an die trüben Erinnerungen jener letzten Zeit, die ihn in den Tod führte. Langes Nervensystem war schon in seiner Jugendzeit leicht überreizt. Wenn ihn etwas am Tage oder Abend stark beschäftigte, so ließ es ihm auch im Schlaf keine Ruhe. „Oft hörte ich ihn schlafend schwierige mathematische Beweise wiedergeben" schreibt einer seiner Jugendfreunde. „Ja, er beantwortete sogar, ohne zu erwachen, Fragen, die an ihn gestellt wurden, wenn sie innerhalb der Gedankenreihe lagen, die seinen Geist rege erhielten." Und als nun Jahrzehnte hindurch Lehrerarbeit, Direktionsthätigkeit, Vereinswirksamkeit, kommunale Beschäftigungen und ein übergroßes Maß litterarischer Anstrengung auf ihn eingewirkt hatten, konnte es nicht Wunder nehmen, wenn periodische Schlaflosigkeit und nervöser Kopfschmerz ihn quälten; ja wenn sogar Zustände von Bewußtlosigkeit eintraten, welche die Seinen bedenklich machten. Da war es denn die liebende Hand der Gattin, welche in solchen Momenten ihn beruhigte, ihm Enthaltung von der Arbeit anbefahl und zugleich so mancherlei kleine Unannehmlichkeiten fern hielt oder milderte, die seiner Erregung neue Nahrung geben konnten. Vor mir liegt ein Brief Diesterwegs an Frau Dr. Alwina Lange vom 29. November 1857, aus dem ich folgende Stelle hier anführe:

> „Ein Mann, wie der Ihrige, bedarf des zarten Schutzes seiner Frau. Wer so, wie Er, in seinem Berufe aufgeht, hat sehr empfindliche und feine Nerven für jede unzarte Berührung in Sachen dieses Berufs. Der Wichard ist ein starker Mann, geistig wie leiblich; aber er hat auch Seiten, an denen er empfindlich getroffen werden kann, weil er ein wirklicher Erzieher und Lehrer ist. Ich kenne das, weiß es aus lebendigster Erfahrung, wie sehr

mich persönliche Angriffe in den ersten Jahren affizierten, was einem in solchen Fällen ein Freund, eine Frau sein und werden kann und soll.

Sie haben Recht, daß Sie ihm zur Seite stehen, auch an allen seinen amtlichen und litterarischen Freuden und Leiden teilnehmen, was ich auch bereits aus seinem eigenen Munde weiß."

Ist es doch als ob Diesterweg vorahnenden Geistes schon vor Jahrzehnten vorausgesehen, wie nötig unserm Lange die Gattin war, die als „sein Schutzgeist" in seinem Hause waltete. Als dieser Schutzgeist im Dezember 1882 von der Erde geschieden war, blieb Lange heimatlos zurück; der schwere Schlag hatte ihn bis ins Innerste getroffen; die alte Kraft zur Arbeit, der frohe Mut zum Kampfe war von ihm gewichen; er verzagte in seinem Herzen und der Trübsinn gewann Macht über ihn. So ist er von uns freiwillig in den Tod gegangen am 10. Jan. 1884, und um ihn trauern Freunde und Gegner, vor allem die deutschen Lehrer, denen er in Richtung und Kraft seines Strebens und in der unerschöpflichen Begeisterung für die heilige Sache der Jugenderziehung ein lebendiges Vorbild gewesen ist. So lange die Ideale, denen er gedient, das geistige Leben der Berufsgenossen erfüllen, wird ihm ein Ehrenplatz der Erinnerung bleiben bei allen denen, die als rechte Erzieher und Lehrer bei aller ihrer Berufsarbeit seinem Wahlspruche anhängen: Vom Leben aus! Zum Leben hin! Lebendig immerdar!

Hamburg. Johs. Halben.

II.

Über Luthers Verdienste um unsere Muttersprache.

Von Ludwig Rudolph.

(Schluß.)

Ist nun die Bibel, deren wir uns gegenwärtig bedienen, noch ebenso, wie sie aus Luthers Händen hervorgegangen? Wir

Nachdruck erwünscht.

Seele und Geist im Sprachgebrauch.

Nach Prof. Dr. G. Jäger.

Geist und Seele werden vom deutschen Sprachgebrauch fast durchweg scharf unterschieden. Man probire es einmal und vertausche in irgend einer anerkannt gebräuchlichen Redensart das Wort „Seele“ mit dem Wort „Geist“ oder umgekehrt, und man wird finden, daß sich entweder ein Unsinn oder ein völlig anderer Sinn ergibt. Dieser scharfe Unterschied, den der deutsche Sprachgebrauch zwischen Seele und Geist macht, ist um so merkwürdiger, weil er kaum ein Verdienst der „Psychologie“ ist, welche im Gegentheil sich um die Confusion der Begriffe Seele und Geist verdient gemacht hat; denn sie redet z. B. von dem Denken als von einem „Seelenvermögen“ und kündigt sich als Confusionsräthin an schon durch ihren Namen „Psychologie“ d. i. Seelenlehre (wahrscheinlich um uns glauben zu machen, sie wisse, was Seele ist), während sie vorherrschend strenggenommen eine Phänomologie des Geistes ist, und ohne zu bedenken, daß schon in der mythologischen Zusammenstellung von Psyche und Amor klar zu Tage tritt, Psyche bedeute nicht das denkende Prinzip, sondern das fühlende.

Halten wir eine Umschau auf dem Gebiet des deutschen Sprachschatzes, um obige Behauptung zu erhärten.

Es mag ehrlich zugestanden werden: es gibt Punkte, wo die Begriffe Seele und Geist in einander übergehen. Der Begriff Seele in einer seiner mannigfachen Nuancen ist synonym mit dem Begriff Gemüth (z. B. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth“). Der Begriff Seele hinwiederum berührt sich mit dem Begriff Gesinnung (Gesinnungsart, Denkart), womit wiederum der Begriff Geist in einer seiner Nuancen identisch ist; z. B. wenn gesagt wird: „erneuert euch im Geist eures Gemüths“, d. h. in der Gesinnungsart eures Gemüths, eures Herzens; oder wenn die Denkart, Gesinnungsart eines Geschlechts als „Geist der Zeit“ bezeichnet wird. Eine Person von gemeiner niedriger Gesinnungsart kann man eine Dr . . . seele bezeichnen hören. An diesem Wort sieht man aber zugleich völlig deutlich, daß die Begriffe Seele und Geist, auch wo sie sich berühren, sich doch keineswegs decken; denn 1. denkt man bei „Seele“ in diesem Fall ohne Weiteres an ein Individuum, bei Geist dagegen an die Gesinnungsart entweder eines Individuums oder einer Gesammtheit. 2. Unter Dr . . . seele versteht man einen von niedrigen Leidenschaften beherrschten Mensch und diese Leidenschaften sind seelisch und nicht geistig. Daß die gemeine Gesinnung, der aufs Niedrige gerichtete Geist des Gemüths einen Menschen zur Dr . . . seele stempelt, ihn uns seelisch widerlich macht, darf uns so wenig wundern, als daß dieser Geist sich auch in gemeinen Gesichtszügen, also auf dem Gebiet des wieder „seelischen“ Bildungstriebs spiegelt. Auch die Worte „Geistesangst“ und „Seelenangst“ beweisen nur scheinbar eine Gleichwerthigkeit der Begriffe Geist

und Seele. Angst ist immer seelisch. Das Wort Seelenangst soll nur den Begriff der Angst steigern, ist also nur eine quantitative Bezeichnung der Angst. Das Wort Geistesangst aber bringt zu dem Begriff Angst noch ein qualitatives Moment hinzu und sagt aus, daß die Angst geistigen Ursprungs, durch Geistesthätigkeit veranlaßt ist. Auch hier wieder ist die Differenz von Seele und Geist ebenso klar, wie die Wechselwirkung zwischen beiden.

Noch viel deutlicher und schlagender aber gibt sich der Unterschied der beiden Begriffe Seele und Geist kund, sobald sie vom Sprachgebrauch in anderweitigen Nuancen und Schattirungen genommen werden.

Bei „Seele“ denkt man immer an ein lebendes Wesen (oder übertragen — an ein belebendes Element), an ein Wesen mit Fleisch und Blut, oder an das Herz mit der warmen Temperatur des Bluts, an das warm fühlende, lebhaft pulsirende, in Wallung gerathende innere Leben im Menschen.

„Geist“ ist so ziemlich gerade das Gegentheil, wie nachher nachgewiesen wird. Seele ist mehr konkret, Geist ist mehr abstrakt.

Die „Seele“ ist konkret: Die „Seelenzahl“ einer Stadt ist die Zahl der sichtbaren, zählbaren Menschen, die in einer Stadt wohnen. Der „Geist“ ist abstrakt; „Gott ist ein Geist“, das bedeutet: er ist ein unsichtbares Wesen, ohne Fleisch und Blut, nicht eingeschlossen in einem Körper, unbeschränkt im Raum, so auch in der Zeit (wie in seiner Macht und seinem Wissen). Will man dagegen das warm fühlende, erbarmende Vaterherz Gottes ausdrücken, so muß man zu einem andern Ausdruck greifen, nämlich zu dem: „Gott ist die Liebe.“

„Seele“ bedeutet ein lebendes Wesen mit Fleisch und Blut — die abgestorbenen Menschen werden richtiger als „Geister“ bezeichnet, wie z. B. die Bibel wohl durchweg thut; und hier muß die Philosophie oder eine rationalisirende Theologie, die an Stelle der Seligkeit und Unseligkeit der Geister (und der Auferstehung der Leiber) den viel blasseren Begriff der Unsterblichkeit der Seelen gesetzt hat, welcher antik heidnischen Ursprungs ist, der Verwirrung der Begriffe beschuldigt werden.

„Seele“ bedeutet ein lebendes Wesen — „keine Seele ist da“ (in diesem Sinn auch: „kein Seelenmensch ist da“ — „ich bin mutterseelenallein“) — setzen wir statt dessen: „kein Geist ist da“, so haben wir plötzlich einen ganz andern Sinn (eben wenn keine Seele um mich her ist, haben, falls ich nämlich ein Schwachkopf bin, die Geister um so mehr Spielraum zu spucken) — nämlich „Geist“ bedeutet im Gegensatz zu der Seele, dem lebenden Wesen mit Fleisch und Blut — das unheimliche Gespenst, die Spuckgestalt, die irgendwo „geistet“, den „Geist, der irgendwo geht“, der vornemlich „in der Geisterstunde erscheint“, der durch diese „Geistererscheinung“ dich erschreckt, daß du ebenso „geisterhaft“ bleich wirst vor lauter Entsetzen und Grausen, blutlos bleich gleich ihm. In allen diesen Redewendungen wird kein vernünftiger Mensch das Wort „Geist“ mit „Seele“ vertauschen.

„Seele“ bedeutet in übertragenem Sinn auch das belebende, treibende Element, aber auch da wird immer etwas Konkretes mit dieser Benennung beehrt. Z. B. „Luther war die Seele der Re-

formation" (während der „Geist" dieser Bewegung keine Person war, sondern etwa der Geist der Auflehnung gegen eine Geisteskuechtschaft.) Oder ein anderes Beispiel: „Der Mist ist die Seele der Landwirthschaft" (während man von einem Geist der Landwirthschaft nicht reden kann, sondern nur etwa von einem konservativen Geist, dem gesunden Sinn der Landwirthe — also wieder etwas Abstraktem).

„Seele" ist ein Wesen mit Fleisch und Blut, also unter Umständen ein konkretes Objekt der Liebe, darum wird das Wort „Seele" ganz richtig als Schmeichelnamen gebraucht — „meine liebe Seele" — „gute Seele" — in mitleidigem Sinn: „arme Seele" —. Statt „meine liebe Seele" kann man wohl sagen „mein liebes Herz", aber nicht „mein lieber Geist". Statt „gute Seele" „guter Geist" zu sagen, würde einen ganz andern Sinn geben. Der „gute Geist" ist entweder der „heilige Geist", oder das bessere Ich des betreffenden Menschen, oder ein guter Genius z. B. in Person eines Freundes, einer Gattin. Und wenn sogar „mein guter Geist" und „meine gute Seele" auf eine und dieselbe Person passen, so ist jedenfalls damit zweierlei von dieser Einen Person ausgesagt.

„Seele" bedeutet das warm fühlende, lebhaft pulsirende, in Wallung gerathende innere Leben des Menschen, die kleine See, in der Ebbe und Fluth, Sturm und Ruhe abwechseln, das Gefühlsleben, das himmelhoch jauchzende, zum Tode betrübte. So gebraucht man „Seele" einfach im Sinn von „Gefühl". „Seelenruhe" ist Ruhe der Gefühle („Geistesruhe" wäre Ruhe der Gedanken, also etwas anderes). „Seelenstärke" ist Stärke der Gefühle (und etwas ganz anderes als Stärke oder Größe des Geistes). „Seelenvoll" singen heißt gefühlvoll singen, mit Wärme singen; ebenso heißt „seelenvoll" sprechen mit Wärme sprechen (etwas ganz anderes ist „geistvoll" sprechen, was sehr kalt geschehen kann — „geistvoll singen" wird man kaum sagen, es würde jedenfalls etwas ganz anderes bedeuten, als seelenvoll singen). „Seelenharmonie" ist die unbewußte Harmonie der Gefühle und ist doch etwas anderes als die bewußtere, geistige Harmonie, über die sich die Betreffenden klar Rechenschaft geben können und die eine viel längere Bekanntschaft und Erfahrung voraussetzt. „Seelenschmerz" ist wohl ein Schmerz des innern Menschen im Gegensatz zu körperlichem Schmerz, aber statt „Seelenschmerz" — „Geistesschmerz" zu sagen, ist ein Unsinn.

Wenn das Wort „Seele" in dieser letztgenannten Bedeutung identisch ist mit Gefühl, so ist dagegen „Geist" oft identisch mit Verstand, bes. denkendem Verstand. Ein Mann von Geist, ja ein Mann von auch nur ein wenig Verstand wird in den diesbezüglichen Redensarten nirgends „Geist" und „Seele" verwechseln: — „ein Mann von Geist" — „ein Mensch ohne Geist" — „eine Rede voll Geist" — „geistlos" — „geistvoll" — „geistreich" — „Geistesheros" — „Geistesgröße" — „Geistesstärke" — „Geistesschwäche" — „Geistesverwirrung" („Seelenverwirrung" ist Unsinn) — „Geisteskrankheit" (Narrheit, Verrücktheit) ist etwas ganz anderes als Gemüthskrankheit; denn ein Verrückter mit ganz verschrobenen Ideen kann fortwährend in der heitersten Stimmung sein, während Gemüthskrankheit eine krankhaft gedrückte oder exaltirte seelische Stimmung ist) — „geistige Aus-

bildung" (Ausbildung des Verstandes — „seelische Ausbildung" ist ein Unding) — „Geistesprodukt" (Produkt des denkenden Verstandes — „Seelenprodukt" ist ein Unding) — „findiger Geist" (findiger Kopf, findiger Verstand — „findige Seele" wäre ein Unsinn) — „Geistesabwesenheit" (Abwesenheit der Gedanken — „Seelenabwesenheit" wäre ein Unsinn) — „geistige Ueberhebung" (Ueberhebung des Denkens — „seelische Ueberhebung" wäre ein Unsinn).

Der „Schöngeist" („Schönseele" ist Unsinn), der in sich selbst ziemlich unklar ist, scheint einer klaren Rubricirung zu spotten, er mag übrigens mit Dank und Willkomm hier eingereiht werden als ein Beweis dafür, daß es auch in der geistigen Sphäre ein Gefühlsleben gibt, ein ästhetisches Gefühl, das eben hier in Frage steht. Daneben steht das moralische Gefühl, „geistige Lust und Unlust"; welche Gefühle doch ganz anderer Natur sind als die seelischen Gefühle.

Das Wort „Geist" bezeichnet auch die Gesinnungsart, Denkart, die Richtung des Dichtens und Trachtens, die Willensrichtung — z. B. der „Zeitgeist" (es wird niemand einfallen zu sagen: „die Zeitseele") — „Schwarmgeister" (Leute mit unklarer verworrener stürmischer Denkart; — „Schwarmseelen" ist ein Unding).

Daß Gott ein „Geist" ist und keine „Seele", ist schon oben hervorgehoben worden, ebenso daß ein großer Unterschied ist zwischen dem „guten, heiligen Geist" und einer „guten Seele". „Heilige Seele" und „heiliger Geist" sind deßgleichen sehr zweierlei, abgesehen davon, daß man nicht von einer heiligen Seele, sondern höchstens von einer „anima candida" redet. — Auch der „böse Geist" und Lügengeist, der Satan, wird noch nie als eine „böse Seele" oder „Lügenseele" benamst worden sein. Anschließend an ihn mag noch eine andere unheimliche Macht genannt sein, nicht sowohl die „Geister", die schon oben gespuckt haben, als vielmehr die „geistigen" Getränke, die auf den Geist verwirrend wirken und die „seelische" Getränke zu nennen mindestens auffallend wäre.

Aus allem folgt: Prof. Dr. G. Jäger befindet sich in völliger Uebereinstimmung mit dem unerschütterlichen Sprachgebrauch, wenn er sagt:

Die **Seelenlehre**, also die richtige Psychologie, ist die Lehre von Gefühl, Affekt, Trieb, Instinkt und Idiosynkrasie.

Die **Geisteslehre**, die nicht Psychologie sondern Pneumatologie heißen muß, ist die Lehre vom Wissen, Denken und Wollen.

B......., 1. März 1884. Pfarrer H......

Der Leib ist das, was man sehen und greifen kann, die Seele ist das, was man direkt nur riechen und schmecken kann, der Geist ist das, was man direkt weder riechen und schmecken noch sehen und greifen noch begreifen kann.

Das Verständniß für die Seele, die der Hund so genau kennt, wird sich erst wieder einstellen, wenn man die Kinder in Schule und Haus das erste und nothwendigste lehrt: den richtigen Gebrauch der fünf Sinne. Jetzt ist der Mensch dank seiner Schulbildung in seelischen Dingen dümmer als ein Hund.

G. Jäger.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

antworten Ja, wenn wir auf Geist und Inhalt derselben sehen; wir müssen aber Nein sagen, wenn wir unser Augenmerk auf den Wortlaut richten. Zunächst ist daran zu erinnern, daß Luther sein ganzes Leben hindurch an seiner Arbeit geändert und gebessert hat, bis er ein Jahr vor seinem Tode die letzte Ausgabe veranstaltete. Wer die Reihe verschiedener Auflagen verfolgt und aufmerksam mit einander vergleicht: der hat Gelegenheit, einen Einblick in die geheime Werkstatt seines Geistes zu thun; der bemerkt, wie er so manche grammatische Härte zu mildern bestrebt war und immer mehr für Wohlklang und leichteren Fluß der Sprache sorgte; ja daß er, wie ein echter Künstler, sich selten völlig Genüge that. Und da er einen großen Reichtum von Quellen aus älterer Zeit, wie auch die sprachlichen Erscheinungen des wirklichen Lebens für seine Darstellung verwertete, so sind wir zu der Annahme berechtigt, er selbst habe durchaus nicht gewollt, daß sein Werk als ein endgültiges betrachtet werden solle.

Wie aber ist es nun seiner mühevollen Arbeit ergangen? Zu Luthers Zeiten war der Schutz des geistigen Eigentums eine noch unbekannte Sache; seine Bibel wurde daher bald aller Orten nachgedruckt, und zwar bis zum Jahre 1580 in Deutschland 38mal, außerdem das Neue Testament für sich 72mal. Die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit des Textes ging somit auf die Buchhändler über, infolge dessen man im Jahre 1661 bereits an 1000 Fehler nachweisen konnte. Teils waren es Druckfehler, teils aber auch absichtliche Änderungen, und unter den letzteren oft recht geschmacklose. So las man z. B. an der Stelle Ap.-Gesch. 23, 26, wo von dem Briefe die Rede ist, den der Oberhauptmann an den Landpfleger Felix schreibt, und die bei Luther lautet: „Claudius Lysias, dem teuren Landpfleger Felix, Freude zuvor“ — in einer Braunschweiger Bibel: „dem hochwohlgeborenen Landpfleger“. Und Ap.-Gesch. 25, 21 wo es bei Luther heißt: „Da aber Paulus sich berief, daß er auf des Kaisers Erkenntnis behalten würde“ — in derselben Ausgabe: „auf seiner Majestät Erkenntnis“. Über Ballhornisierungen dieser Art ist natürlich kein Wort zu verlieren. Aber

daran freilich ist zu erinnern: daß die Sprachwissenschaft seit drei Jahrhunderten außerordentliche Fortschritte gemacht; daß Luther erwiesenermaßen den Sinn des Originals nicht immer ganz genau getroffen; und daß gründlich forschende Prediger in ihren Kanzelvorträgen sich bisweilen auf den Urtext berufen, wenn sie sich veranlaßt sehen, den Lutherschen Worten eine andere Deutung zu geben. Schon seit Aug. Herm. Francke ist daher der Wunsch nach einer Vervollkommnung der deutschen Bibelübersetzung laut geworden. Noch mehr trat derselbe seit dem Jahre 1713 hervor, wo die Cansteinsche Bibelgesellschaft eine Revision des Textes veranstaltete, um die mancherlei Irrtümer zu beseitigen, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen hatten. So dankenswert dies Unternehmen nun auch war, so konnte der Erfolg doch nicht als ein gelungener bezeichnet werden. Auf den in den Jahren 1857 und 58 zu Hamburg gehaltenen Kirchentagen wurde die Angelegenheit deshalb von neuem zur Sprache gebracht und ein bestimmter Entschluß gefaßt.

Zunächst einigte man sich dahin, einen einfachen Abdruck der letzten von Luther veranstalteten Ausgabe vom Jahre 1545 mit daneben gestelltem Cansteinschen Text zu besorgen; hierauf sollten nötige von unnötigen Verbesserungen unterschieden, endlich auch ältere Ausgaben berücksichtigt werden, wenn sie hier und da vielleicht Genaues oder Besseres böten. Die Revision selbst sollte nicht anders als im Sinne Luthers geschehen, die sprachlichen Verbesserungen in eine Hand gelegt werden, die Erledigung der übrigen Fragen aber eine gemeinsame Arbeit berufener Männer sein. Doch erst im Jahre 1863 wurde auf der Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen zu Eisenach die Inangriffnahme des Revisionswerkes beschlossen. Eine i. J. 1867 zusammengetretene neutestamentliche Kommission* veröffentlichte ihre Arbeit i. J. 1870, worauf die Vorschläge zu Änderungen geprüft und das Werk 1879 vollendet wurde. Die

* Aus dem Vortrage, welchen Prof. Dr. Kleinert, eines der 17. Mitglieder der Revisions-Kommission im Febr. 1883 im evangelischen Vereinshause zu Berlin gehalten hat.

alttestamentliche Kommission, aus 17 Theologen der verschiedensten Teile Deutschlands zusammengesetzt, ist von 1871—1881 thätig gewesen, in welch letzterem Jahre sie zu Ostern in Halle ihre letzte Sitzung abgehalten hat. Das Jubeljahr 1883 sollte dem deutschen Volke also die Lutherbibel in verbesserter Gestalt bringen und zwar so, daß alle Umwandlungen durch besonderen Druck hervorgehoben werden, um etwaige Einsprüche oder Vorschläge abzuwarten. Erst nachdem dies geschehen, soll der eigentliche Abschluß erfolgen.

Fassen wir nun die gestellte Aufgabe an sich ins Auge, so ist dieselbe allerdings keine leichte. So viel ist richtig: Lebendige Sprachen sind Wandlungen unterworfen; Veränderungen sind demnach nicht nur gerechtfertigt, sondern auch geboten, und zwar um so mehr, als es sich bei einer Volksausgabe nicht um litterarische Zwecke, sondern nur um möglichste Vollkommenheit handeln kann. Daß man sich vorgenommen hat, Luthers Werk als solches nicht anzutasten, verdient entschiedene Anerkennung. Auf seiner Sprache ruht nun einmal eine eigene Weihe, der auch die Gegenwart noch Achtung schuldig ist. Manches seiner Worte braucht nur citiert zu werden, um sich durch seinen bloßen Klang als ein Bibelspruch zu bekunden. Vorsicht war also geboten. Es wäre unverzeihlich gewesen, um philologischer Rücksichten willen die eigentümliche rhythmische Bewegung und Schönheit der Lutherschen Sprache zu zerstören, oder in der äußeren Politur so weit zu gehen, daß der Ausdruck nicht mehr dem altehrwürdigen Charakter unserer Kirchensprache angemessen wäre. Ein Franzose äußerte einmal ungemein treffend: „Wenn wir „in unsere Kirchen kommen, so hören wir von der Kanzel die „Sprache des Marktes und der Tribüne; in euren deutschen „Kirchen empfängt euch eine andere Rede, ihr fühlet euch der „Wirklichkeit entrückt, ihr stehet auf heiligem Boden!“ Ebenso sagt der ehemalige französische Minister Viktor Cousin in seinem Berichte über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland vom Jahre 1832: „Die großen religiösen Urkunden der „Heiligen Schrift sind die wahren Lehrbücher des Volks, und „ich habe es immer für ein wahres Unglück gehalten, daß im

„16. oder im Anfange des 17. Jahrhunderts, als die fran- „zösische Sprache noch ungekünstelt, bildsam und durchaus volks- „tümlich war, nicht irgend einer unserer bedeutenden Schrift- „steller, z. B. Amyot*, die Heilige Schrift übersetzt hat. Es „würde ein treffliches Buch für die Jugend geworden sein, „während die zwar an sich verdienstvolle Übersetzung de Sacy's „weitschweifig und matt ist. Luthers Übersetzung dagegen, von „einem Ende Deutschlands bis zum andern verbreitet, und gleich- „sam von der Wiege an in den Händen des Volkes, ist kraft- „voll, lebendig und hat viel zur Entwicklung des christlichen „Geistes und der wahren Bildung beigetragen." Daß die Revisions-Kommission sich die doppelte Aufgabe gestellt, mög- lichste Übereinstimmung mit dem Urtext und möglichste Anleh- nung an die Luthersche Ausdrucksweise zu erzielen, und daß alle Änderungsbeschlüsse einstimmig gefaßt worden sind, muß uns die Hoffnung erwecken, daß man den Manen Luthers ein seiner würdiges Denkmal setzen wird.

Hat sich nun Luthers Wirksamkeit bloß auf Deutschland erstreckt, oder ist sie über die Grenzen desselben hinausgegangen? Wenn Erasmus, der berühmte Reformator der Wissenschaften und einer der ersten Theologen vor Luther und Melanchthon, behauptet, daß er achtzigjährige Priester kenne, welche nie in der Bibel gelesen hätten, und daß es Gegenden gäbe, in welchen kein einziger Mann dies Buch auch nur dem Namen nach kenne: so muß das um so mehr auffallen, als man schon im Jahre 1472, also über 60 Jahre vor Erasmus Tode, in Zürich eine Übersetzung der ganzen Bibel hatte. Freilich waren die nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Süddeutschland abgefaßten

---

* Jacques Amyot, geb. 1513, † 1593, Lehrer der Kinder des Herrn v. Sacy, übersetzte verschiedene griechische Schriftsteller, unter andern auch den Plutarch, eine Arbeit, die noch gegenwärtig in Frankreich als Muster einer geistreichen Übertragung geschätzt wird. Später beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern; und gerade zu einer Zeit, wo die französische Sprache in einem Umwandelungsprozeß begriffen war, zeichnete sich Amyot (seit 1571 Bischof von Auxerres) durch seine Kanzelberedsamkeit aus.

Bibelübersetzungen, die sich alle nur auf die Vulgata gründeten, wenig zuverlässig, sagt doch schon Gayler von Kaisersberg i. J. 1511 in seiner „Christlichen Pilgerschaft“:

„Es ist ein bös Ding, das man die Bibel zu teutsch druckt,
„wann man muß syn (den Sinn) gar vil anders verston,
„weder (als) es do stot, will man im achter (wirklich)
„recht thun.“

So viel aber steht fest, daß man in den Bibliotheken der deutschen Schweiz viele vor der Reformation abgefaßte deutsche Bibeln findet, woraus sich schließen läßt, daß die Heilige Schrift in den Klöstern doch wohl fleißig gelesen wurde.

Bekanntlich trat nun gleichzeitig mit Luther Ulrich Zwingli in der Schweiz* als Reformator auf. Nachdem er i. J. 1518 zu Zürich in sein Amt eingeführt worden war, machte auch er beim Gottesdienste die Predigt zur Hauptsache, wobei er sich der allemannischen Mundart bediente. Eine allgemein gültige Übersetzung der Bibel war damals noch nicht vorhanden, sowie aber Luthers Neues Testament erschien, wurde es von ihm benutzt und zwar um so unbedenklicher, als auf den Baseler Nachdrucken, sowie vielen anderen Schweizer Ausgaben der Name Luthers ebensowenig genannt war, wie auf den ersten zu Wittenberg erschienenen Originaldrucken. Unter den verschiedenen Übersetzungen mußte ihm also wohl die Luthersche am besten gefallen haben. Übrigens fand man in den verschiedenen Nachdrucken nicht etwa bloß den eigentlichen Bibeltext, sondern selbst Luthers Vorrede, wie auch seine Randglossen mit aufgenommen, und erst 1523 erschien bei Adam Petri der Pentateuch mit Luthers Namen. Als man nun aber darauf bedacht war, auch dem Volke eine verständliche Bibel in die Hand zu geben, entfernten sich die Züricher Ausgaben nach und nach von dem Lutherschen Text, indem man besonders der schweizerischen Vokalisation (Hus, Zyt, lüchten) gerecht zu werden suchte, weshalb

* Ausführliche Mitteilungen über die hier berührten Verhältnisse gewährt Mezger, Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformierten Kirche. Basel bei Bahnmaier. 1876.

man auch den Pluralformen der Zeitwörter (vergl. S. 120) das damals übliche Schluß-d hinzufügte. Anders war es bei den in Basel besorgten Nachdrucken, woraus abzunehmen ist, daß man sich in der an der deutschen Grenze gelegenen Stadt bald an die Luthersche Ausdrucksweise gewöhnt haben muß.

Zwingli, weniger entschieden als Luther, hatte diesen in reformatorischen Angelegenheiten bereitwillig als Führer anerkannt, aber freilich nicht als unbedingten Gebieter. Er nahm deshalb keinen Anstand, das angeknüpfte freundschaftliche Verhältnis aufrecht zu erhalten, solange er sich in allen wesentlichen Punkten in Übereinstimmung mit ihm befand. Als aber der leidige Abendmahlsstreit* zwischen beiden Männern ausbrach, welcher die Trennung der reformierten von der lutherischen Konfession zur Folge hatte, trat für erstere auch das Bedürfnis einer eigenen Bibelübersetzung hervor, und zwar um so mehr, als manche Eigenheiten der Schweizer Mundart eine solche zu verlangen schienen. Es wurde daher ein Reihe gelehrter Männer berufen, von denen einer den andern abzulösen hatte, bis i. J. 1529 zu Zürich bei Froschauer die ganze Bibel herauskam. Als Probe des auf diese Weise entstandenen Textes der sogenannten Züricher Bibel möge hier der 23. Psalm folgen:

„Der Herr hirtet mich, darumb mangelt mir nichts. Er
„macht mich in schöner weyd lüyen und fürt mich zu stillen
„wassern. Mit denen erfristet er mein seel, treybt mich auf
„den pfad der gerechtigkeit umb seynes nammens willen.
„Und ob ich mich schon vergienge in das göw (tal, heide),
„ins tötlichen schattens, so wurde ich doch nichts übels
„förchten', denn du bist bey mir, zudem tröstend mich deyn
„stäken vnd stab. Du richtest mir ein tisch zu vor meynen
„feynden, du begeußest meyn haupt mit gesälb und füllest
„mir meinen bächer. So wolle dein güte vnd gnad ob mir
„halten meyn läben lang, das ich in deynem hauß wonen
„möge ewigklich."

* Genaueres über diesen Punkt findet sich in H. Rückerts „Lehrbuch der Weltgeschichte" in organischer Darstellung; Leipzig bei Weigel. Tl. 2, S. 578.

Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts war der Druck der Züricher Bibel von den Übersetzern überwacht worden; im 17. Jahrhundert aber wurde er bald ein reines Buchhändlerunternehmen. Die Folge davon war, daß sich nicht nur allerlei Druckfehler einschlichen, sondern daß auch manche willkürliche Veränderungen vorgenommen wurden, wie der Umwandlungsprozeß der Schweizer Büchersprache überhaupt sie notwendig machte. Daß auf diese Weise auch die deutsch-lutherische Sprache wieder Einfluß gewann, lag nahe. Hierzu kam, daß infolge der Abendmahlsstreitigkeiten Schaffhausen sich von Zürich unabhängig zu machen suchte. Die vielen jungen Leute, welche dieser Kanton nach Wittenberg schickte, um daselbst Theologie zu studieren, hatten sich dort an die Luthersche Übersetzung gewöhnt und brauchten sie dann natürlich später in ihren Gemeinden.

So zeigte sich denn bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Schwanken zwischen beiden Übersetzungen, während die Berner Kirche sich einer dritten, der von dem Herborner Theologen Piscator verfaßten, bediente, die aber weniger Bedeutung erlangt hat und jetzt sogar im Verschwinden begriffen ist. In Basel hielt sich die Luthersche Übersetzung mit wenigen Umänderungen bis ins 17. Jahrhundert, worauf in der Übersetzungsthätigkeit der Züricher Kirche ein mehr als hundertjähriger Stillstand eintrat. Obwohl nun Zürich für die Erhaltung und Verbreitung seiner Bibel immer noch eifrig besorgt ist, so hat doch das Verlangen nach hochdeutscher Sprache immer mehr zugenommen, so daß seit Ende des 18. Jahrhunderts die Luthersche Übersetzung in vielen Kantonen Eingang gefunden hat und nach und nach immer mehr zur Geltung gelangt.

Was die französische Übersetzung von Martin betrifft, die i. J. 1744 von Osterwald revidiert worden ist, so wird dieselbe noch jetzt als eine sehr geschätzte Arbeit betrachtet; außerdem hat das von Th. de Bèze übersetzte Neue Testament einen gewissen Ruf. Die unserer französischen reformierten Gemeinde dienende Übersetzung der ganzen Bibel ist von Oliveton, einem Neffen Calvins, verfaßt; es ist die i. J. 1545 erschienene

Bible de Genève. Auch die französischen Hugenotten sind bei der Genfer Bibel geblieben und mit allen Änderungen zufrieden gewesen, welche die sogenannte Vénérable Compagnie des Auslandes, d. h. der französischen Schweiz, mit ihr vorgenommen hat; die bedeutendsten dieser Veränderungen haben in den Jahren 1588, 1693 und 1712 stattgefunden. Durch die fortdauernde Thätigkeit der Bibelgesellschaften, die zwar noch i. J. 1824 von dem Papste Leo XII. verdammt wurden, sind die Protestanten Frankreichs, besonders von Basel aus, stets reichlich mit Bibeln versorgt worden.

Neben der französischen Bibelübersetzung bietet die englische ein besonderes Interesse dar. Das durch die Königin Bertha, die Gemahlin des Königs Ethelbert von Kent, Tochter eines Frankenkönigs, zu Ende des sechsten Jahrhunderts eingeführte Christentum war natürlich kein anderes als das der katholischen Kirche. Die ersten Versuche, die Religion zu reformieren, begannen schon um das Jahr 1377, wo John Wicliffe,* bei uns gewöhnlich Wiclef genannt, anfing, lateinisch und englisch gegen die Gewalt des Papstes und verschiedene Gebräuche der katholischen Kirche zu schreiben. Englische Schriftsteller haben ihn deshalb den Morgenstern der Reformation genannt. Unter vielen andern Schriften hat er auch eine englische Bibelübersetzung verfaßt, allerdings nicht die erste (denn schon Beda soll ums Jahr 730 die ganze Bibel übersetzt haben); aber sie war das wichtigste Werk seines Lebens. Mit Luthers Arbeit ist sie freilich nicht zu vergleichen, da Wiclef weder Hebräisch noch Griechisch verstand, also nur die lateinische Übersetzung zu Grunde legen konnte. Daß er jedoch mit großer Sorgfalt verfuhr, dürfte folgende Probe, die zugleich die Übergangszeit aus dem Angelsächsischen in das Englische veranschaulicht, darthun. Es ist die Stelle Ap.-Gesch. 7, 36—38:

„This Moisis ledde hem out and dide woundris and „signes in the land of Egipte and in the Reed See,

* Vergl. Chambers History of the English language and literature.

„and in the Desert, fourti gheeris. This is Moisis that „seide to the sone of Israel, God schal reise to ghou „a prophete of ghoure britheren; as me, ghe schalen „heere him. This it is that was in the chirche in „wildirnesse with the aungel, that spak to him in „the Mount Syna, and with oure fadris, which took „wordis of lyf to ghyue to us."

Übrigens rührt wahrscheinlich nur das Neue Testament von Wiclef her; als Übersetzer des Alten Testaments wird Ric. v. Hereford angesehen.

Auch unter der Regierung Heinrichs VIII., der, obwohl er gegen Luthers „Babylonische Gefangenschaft der christlichen Kirche" mit einer besonderen Schrift aufgetreten war, sich nachmals vom Papste lossagte und sich selbst für das Oberhaupt der englischen Kirche erklärte, wurde die zwangsweise eingeführte Reformation Veranlassung zu verschiedenen englischen Bibelübersetzungen. Schon i. J. 1526 erschien das Neue Testament übersetzt von William Tindal, einem jungen Gelehrten der Universität Oxford, worauf 1530 auch der Pentateuch und der Prophet Jonas von demselben folgte. Als eine der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen dieser Zeit wurde die treu und einfach gehaltene Übersetzung von dem Volke begierig aufgenommen und fleißig gelesen. Der Verfasser, der als Anhänger Luthers schon 1523 aus England hatte fliehen müssen, wurde später (1534) in Antwerpen, wo seine Bibelübersetzung erschienen war, auf Heinrichs VIII. Veranlassung mit Hilfe der Geistlichkeit zu Löwen verhaftet, und i. J. 1536 erdrosselt und verbrannt, ein trauriger Lohn für die Dienste, die er der protestantischen Sache geleistet. Um dieselbe Zeit erschien von Coverdale an der Universität zu Cambridge eine neue Übersetzung der ganzen Bibel, welcher bald noch andere folgten. Dadurch, daß viele Ausdrücke aus der Vulgata, besonders Abstrakta, die dem Angelsächsischen fehlten, in die englische Sprache übergingen, wurde dieselbe erheblich bereichert.

Ein weiterer Fortschritt geschah zur Zeit der Königin Elisabeth, wo eine von den Bischöfen gemeinschaftlich besorgte

Ausgabe der Bibel unter der Bezeichnung „Bishops-Bible“ erschien, die unter Parkers Leitung vollendet worden war. Bischof Bonner legte sechs solcher Bibeln in der Paulskirche auf, wo die Leute hingingen, um sie vorlesen zu hören. Vor allen zeichnete sich hier ein gewisser John Porter aus, der mit einer schönen volltönenden Stimme begabt war, und dem man mit besonderem Wohlgefallen zuhörte. Hierdurch wurden die Engländer, wie Mr. Richard Green* sagt, das Volk eines Buches, des einzigen, mit dem jeder Engländer bald vertraut war. Nicht nur durch ihren religiösen Inhalt, sondern auch durch ihre Sprache, die sich seit Tindals und Coverdales Übersetzung wesentlich entwickelt hatte, übte diese Bischofsbibel eine mächtige Wirkung, so daß sie das edelste Muster englischen Ausdrucks wurde. Besonders wirkte sie auf die Umgangssprache des gemeinen Mannes und hierdurch auf den Volkscharakter, dessen gesamte Lebensauffassung dadurch eine neue Grundlage bekam.

Indessen hatte das Werk der englischen Bibelübersetzung hiermit noch nicht seinen Abschluß erlangt; dies geschah erst nach Elisabeths Tode unter König Jakob I. Auf der großen Konferenz nämlich, die i. J. 1604 in dem Schlosse Hampton-Court unweit Windsor zwischen der bischöflichen und der puritanischen Geistlichkeit stattfand, wurde die vorhandene Übersetzung allgemein verworfen, infolge dessen der König 54 Männer ernannte, die eine neue Übersetzung besorgen sollten. Viele von ihnen waren von hervorragender Bedeutung und der gestellten Aufgabe besonders dadurch gewachsen, daß sie auch des Griechischen

* John Richard Green. A short history of the english people. London 1876; S. 447 ꝛc.

8. Et pastores erant in regione eadem vigilantes, et custodientes vigilias noctis super gregem suum.

8. Or, il y avait dans la même contrée des bergers qui couchaient aux champs, et qui y gardaient leurs troupeaux pendant les veilles de la nuit.

und des Hebräischen kundig waren. Im Jahre 1607 traten 47 von diesen Männern in sechs Abteilungen zu Oxford, Cambridge und Westminster zusammen und machten sich an die Arbeit, indem jedem ein gewisser Anteil an der Gesamtaufgabe zugewiesen war. Zunächst arbeitete jeder für sich allein; dann wurden alle Übersetzungen gesammelt, und sobald jede Partei über die Fassung ihres Anteils Beschluß gefaßt hatte, legte sie denselben der andern Abteilung zur Erwägung vor, um eine allgemeine Billigung zu erzielen.

In der Hauptversammlung las dann einer die neue Übersetzung vor, während jedes der übrigen Mitglieder eine Abschrift des Originals oder eine geschätzte Übersetzung in Händen hatte. Wurde an irgend einer Stelle ein Einwurf erhoben, so hielt der Lesende inne, bis sämtliche Anwesende sich geeinigt hatten. Im Jahre 1611 wurde das Resultat veröffentlicht, und seitdem ist die so entstandene Bibelausgabe als eine im ganzen treue Übersetzung und gleichzeitig als eine treffliche Probe der Sprache jener Zeit angesehen worden. Es ist die auch gegenwärtig als gültig anerkannte Übersetzung der Bibel.

Versuchen wir nun, die in fremden Sprachen erschienenen Übersetzungen, wobei wir uns auf die in unsern Kreisen am meisten verbreiteten modernen Sprachen, die französische und die englische, beschränken wollen, mit unserer deutschen zu vergleichen, so können wir nichts Besseres thun, als die verschiedenen Übertragungen eines und desselben Abschnittes neben einander zu stellen. Wir wählen dazu den Bericht über die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit bei der Geburt Jesu Christi, wie wir ihn im Evangelium des Lucas, Kapitel 2, Vers 8—14 aufgezeichnet finden:

8. And there were in the same country shepherds abiding in the field, keeping watch over their flock by night.	8. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde.

9. Et ecce, Angelus Domini stetit juxta illos, et claritas Dei circumfulsit illos et timuerunt timore magno.

9. Et tout-à-coup un ange du Seigneur se présenta à eux, et la gloire du Seigneur resplendit autour d'eux, et ils furent saisis d'une grande peur.

10. Et dixit illis Angelus: Nolite timere, ecce enim evangelico vobis gaudium magnum, quod erit omni populo.

10. Alors l'ange leur dit: N'ayez point de peur; car je vous annonce une grande joie, qui sera pour tout le peuple;

11. Quia natus est vobis hodie Salvator, qui est Christus Dominus in civitate David.

11. C'est qu'aujourd'hui, dans la ville de David, le Sauveur qui est le Christ, le Seigneur, vous est né.

12. Et hoc vobis signum: Invenientes infantem pannis involutum, et positum in presepio.

12. Et vous le reconnaîtrez à ceci, c'est que vous trouverez le petit enfant emmailloté et couché dans une crèche.

13. Et subito facta est cum Angelo multitudo militiae caelestis laudantium Deum et dicentium:

13. Et au même instant il y eut avec l'ange une multitude de l'armée céleste, louant Dieu et disant:

14. Gloria in altissimis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis!

14. Gloire soit à Dieu, au plus haut des cieux; paix sur la terre, bonne volonté envers les hommes!

Vor der vergleichenden Beurteilung dürfen wir nicht außer acht lassen, daß den Übersetzern die Luthersche Darstellung bekannt gewesen sein muß. Der Name Osterwald, von dem die Revision der Martinschen Übersetzung herrührt, macht dies in hohem Grade wahrscheinlich; und von Tindal weiß man, daß er als Anhänger Luthers aus England fliehen mußte, worauf

9. And, lo, the angel of the Lord came upon them, and the glory of the Lord shone round about them: and they were sore afraid.

10. And the angel said unto them, Fear not: for, behold, I bring you good tidings of great joy, which shall be to all people.

11. For unto you is born this day in the city of David a Saviour, which is Christ the Lord.

12. And this shall be a sign unto you; Ye shall find the babe wrapped in swaddling clothes, lying in a manger.

13. And suddenly there was with the angel a multitude of the heavenly host praising God and saying:

14. Glory to God in the highest, and on earth peace, good will toward men!

9. Und siehe, der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

10. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird;

11. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.

12. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegen.

13. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobeten Gott und sprachen:

14. Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

er sich zunächst nach Wittenberg und später nach Köln und Antwerpen begab. Obwohl ein großer Teil der ersten Auflage seiner Arbeit von dem Bischof Tunstall aufgekauft und in London feierlich verbrannt wurde, so ist doch immerhin anzunehmen, daß nicht nur einzelne Exemplare dieser ersten, sondern auch verbesserte einer späteren Auflage der von Jakob I. eingesetzten

[illegible]

[illegible] Vers [illegible] pour [illegible] le [illegible] est le Christ, [illegible] „which is [illegible] Vers 12 [illegible] „le [illegible] „the babe“, [illegible] „emmailloté“ und [illegible] „wrapped in swaddling clothes“ nicht im ent=

fernteſten zu vergleichen mit unſerm: „Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“, wo die wunderbar liebliche Verſchmelzung von Aſſonanz und Allitteration einen ſo außerordentlich wohlthuenden Eindruck macht. Ferner vergleiche man in Vers 13 die franzöſiſche „multitude de l'armée céleste“ und die engliſche „multitude of the heavenly host“ mit unſerer „Menge der himmliſchen Heerſcharen“; desgleichen die matten Partizipialkonſtruktionen „louant Dieu et disant“ und „praising God and saying“ mit unſerm kräftig einſetzenden Nebenſatz „die lobeten Gott und ſprachen“; und endlich Vers 14 das nüchterne „bonne volonté envers les hommes“ und das nicht viel beſſere „good will toward men“ mit unſerm ſo volltönend klingenden „und den Menſchen ein Wohlgefallen“ — ich denke, man wird keinen Augenblick in Zweifel ſein, auf welcher Seite der höhere Grad poetiſcher Schönheit zu finden iſt.

Man wird mir vielleicht einwenden: Ebenſo wie wir, ſo hat jede Nation ihre Sprache lieb, und viel thut ja hierbei auch die Macht der Gewohnheit. Fragen wir aber unſer Ohr, und ziehen wir bei unſerm Urteil auch den Grad der Erhebung unſeres Gemütes zu Rate, ſo werden wir ſchwerlich in Abrede ſtellen können, daß wir Deutſche in beſonderem Grade die Fähigkeit beſitzen, uns in eine fremde Sprache nicht nur hineinzudenken, ſondern auch hineinzuleben. Wir ſind alſo wohl imſtande, das, was in der fremden Sprache gedacht und empfunden worden iſt, in der unſrigen noch einmal zu denken und dem Ausländer auch nachzufühlen. Um ſo mehr aber blicken wir mit Ehrfurcht zu unſerm talentvollen Dolmetſcher Luther empor, deſſen volkstümliche, urkräftige Ausdrucksweiſe uns eine Bibel geſchaffen hat, aus der die göttliche Wahrheit uns gleich einem lebendigen Quell in ewiger Jugendfriſche entgegenſprudelt. Und mag es nun auch ſein, daß die Engländer durch ihre über alle Weltteile ſich ausdehnende Miſſionsthätigkeit dem Chriſtentum das umfangreichſte Gebiet erobert haben: vielleicht ſind ſie doch nur die Vorläufer deutſchen Geiſtes, der ja auch ſchon aller Orten ſeine befruchtenden Keime ausſtreut, dabei aber weit mehr

in die Tiefe bringt, so daß wir für die Zukunft nicht nur dem Christentum, sondern auch der Lutherbibel eine Weltherrschaft in Aussicht stellen können.

III.

Fritz Schultzes philosophische Bestrebungen.

Von

Dr. Hugo Göring (Berka a. d. Werra).

Seit einem Zeitraume von acht Jahren, 1876—83, denen eine kurze aber wirksame Thätigkeit an der Universität Jena in der Stellung eines Privatdozenten und außerordentlichen Professors vorausging, 1872 — 76, vertritt Fritz Schultze als Ordinarius an der polytechnischen Hochschule zu Dresden die Philosophie mit wahrhaft glänzendem Erfolge. Als Schüler Kuno Fischers eignete er sich dessen Methode einer lichtvollen und eleganten Darstellung und die Vorzüge des freien in sich abgerundeten Kunstvortrages an, der gerade bei der Philosophie zu den ersten Erfordernissen gehört, um ein noch nicht philosophisch gebildetes Publikum für das Interesse an abstrakten Untersuchungen zu gewinnen. Man kann sehen, mit welch regem Eifer die sonst meist auf das Praktische gerichteten Polytechniker jene Vorlesungen besuchen und in der Zahl von mehr als hundert von Semester zu Semester den philosophischen Kursen mit beharrlichem Eifer folgen.

Ging Fritz Schultze ursprünglich von einem tieferen, durch Kuno Fischer angeregten Studium der Kantischen Philosophie aus, so suchte er später diese Doctrin mit den Ergebnissen der Entwicklungslehre zu verknüpfen, deren Keime ja schon in den Gedanken des kritischen Philosophen nachzuweisen sind. In diesem Sinne legte er von seinem Studiengange eine Art Rechenschaft ab, als er in der Schrift „Kant und Darwin“

(Jena,* 1874) diejenigen Abhandlungen Kants als Separatausgabe erläuterte, in denen sich besonders Anklänge und Anschluß an die von Lamarck begründete, von Goethe philosophisch begriffene und von Darwin mit überwältigenden Argumenten bewiesene Theorie der Evolution finden ließen. Eine spezielle Anwendung der Entwicklungsgedanken auf psychologische Erscheinungen führte er in der gehaltreichen Schrift aus: „Die Sprache des Kindes" (Leipzig,** 1881). Um den Vorurteilen entgegenzutreten, in denen man Entwicklungslehre und Materialismus konfundiert, erörterte er in einem durch innere Klarheit, natürlich logische Ordnung und fesselnde Darstellung sich auszeichnenden Vortrage: „Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben" (Leipzig,*** 1881). Seine Untersuchung stellt darin das Resultat fest, daß die Materie des Materialismus kein Gegenstand der Erfahrung ist, daß die Atome weder sinnlich wahrnehmbar noch anschaulich im Geiste vorstellbar, noch begrifflich frei von logischen Widersprüchen sind, daß endlich die Atomistik durch die dynamische Lehre von den Krafteinheiten ersetzbar ist, welche der Erfahrung näher liegen als die Atome. „Die Grundlagen des Materialismus sind demnach durchaus unkritischer Natur, und doch will sich die Stofflehre gebärden, als ob sie alles erklären könnte. Auch das psychologische Gebiet zieht sie in ihre Beweisführungen hinein; ja sie behauptet, gerade hier die sichersten Begründungen für die alleinige Existenz des Stofflichen und gegen die Annahme der Spontaneität des Geistigen finden zu können" (S. 27). Doch löst sie nicht das Problem, wie materielle Bewegung sich in Empfindung und Vorstellung umwandeln könne. Die Unmöglichkeit aller materialistischen Annahmen weist nun der kritische Empirismus unzweifelhaft nach, ja aus ihm ergibt sich, daß der Materialismus die oberflächlichste und unhaltbarste Weltanschauung ist. Denn das, was wir materielle Dinge nennen,

* Gustav Fischers Verlag. 340 Seiten gr. Oct. 4 Mark.
** Ernst Günthers Verlag. 90 Seiten gr. Oct. 1 Mark.
*** Ebenda. 80 Seiten. 1 Mark.

wird in Wahrheit von uns nur als ein System von Kräften erfahren, so daß schon deshalb von einer Wahrnehmung der Materie als solcher keine Rede sein kann. Ja wir erkennen alle materiellen Dinge nur als geistige Erscheinungen und wir erkennen sie nur mit unserm Geiste, d. h. wir erfahren die ganze Welt nur als geistige Vorstellung (S. 28—43). Wenn die Materialisten sich des Darwinismus bemächtigen, ihn zum Beweise ihrer Theorie mißbrauchen und dadurch in Mißkredit bringen, so verkennen sie, daß er an sich keineswegs schon Materialismus ist: er ist an sich „weder christlich noch heidnisch, weder materialistisch noch pantheistisch", — er ist nur naturwissenschaftlich" (S. 48). „Auch die von den Materialisten vollzogene Übertragung der Darwinistischen Prinzipien des Kampfes ums Dasein, der Anpassung und der Tierentstammung ist ein Mißbrauch, den der Materialismus mit diesen Prinzipien getrieben hat" (S. 49). Denn „das Naturgesetz sagt: Der Kampf ums Dasein ist! Das Sittengesetz unserer Vernunft sagt: Der Kampf ums Dasein in seiner rohen und verderblichen Form soll nicht sein! Das Sittengesetz der denkenden Vernunft bekämpft das Naturgesetz unserer gierigen Triebe." — — „Wie wir den Wildbach zwingen, in ebenmäßigem Strome unsere Mühlräder zu treiben, so können wir den Kampf ums Dasein, durch Dämme des Gesetzes und der Sittlichkeit reguliert, auch dazu zwingen, daß er in den Formen des friedlichen Weltbewerbes auf allen der Kultur notwendigen Gebieten als Triebrad zur Förderung des menschlichen Glückes dient. So tritt denn auch hier das reale Naturgeschehen in den Dienst der aus unserer Einsicht entspringenden Ideale" (S. 60). Ebenso verhält es sich mit dem Prinzip der Anpassung. „Weil ein Naturwesen unter Umständen sich selbst einem Sumpfe anzupassen vermag, deshalb ist es kein Gebot unserer Lebensführung, daß wir uns jedem Sumpfe, dem wir begegnen, anpassen sollen. Im Gegenteil, man trockne doch lieber den Sumpf aus und mache ihn zu fruchtbarem Ackerland. Die Anpassung ist möglich an das Bessere wie an das Schlechtere. Die Anpassung an das Schlechtere bewirkt Rückentwicklung, die an das Bessere

Höherentwicklung. Wenn die Entwicklungslehre Darwins die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Höherentwicklung im gesamten Reiche der Organismen zeigt, so liegt gerade darin ein großes ideales Gebot: „Suche noch höhere Stufen zu erklimmen, als du erklommen hast! dies aber ist nur zu erreichen durch genaueste Anpassung und vollste Hingabe an das Bessere. Also in jedem Falle folge dem Besseren und meide das Schlechtere" (S. 61). Endlich weist der ethische Materialismus auf die Tierabstammung des Menschen hin mit seiner Erklärung, der Mensch sei nur ein Tier und könne nur tierisches vollbringen und habe das Recht, nur seinen natürlichen Trieben zu folgen. „Auch hier liegt Verdrehung und Mißbrauch der Prinzipien Darwins vor. Angenommen, die Tierabstammung wäre wirklich völlig zweifellos bewiesen, so folgt doch aus einer allmählichen Entwicklung von niederen Wesen her weder, daß wir noch jene niederen Wesen sind, noch, daß wir wieder zu ihnen herabsteigen sollen. Haben wir uns aus so niedrigen Stufen zu so hohen erheben können, so folgt vielmehr daraus die Hoffnung und mithin der Antrieb, immer von neuem zu versuchen, zu noch höheren Stufen emporzuklimmen. Gerade in dieser Beziehung liegt in der Entwicklungstheorie, ja selbst in der Lehre von der Tierentstammung ein idealistischer Zug, ein kategorischer Imperativ zum stetigen Fortschritt, der Befehl: Folge nicht deinen schlechteren Vorfahren, sondern bemühe dich, daß deine Nachkommen noch besser werden als du!" (S. 62). Auf dem Gebiete der Kunst äußert sich der Materialismus in der Darstellung des Materiellen, des rein Sinnlichen, Äußerlichen und Körperlichen. Bei solcher Entartung der Kunst sucht die Darstellung ihre Ideale nicht mehr in der Welt großer Gedanken und edler Gefühle, sondern schweift im Dämmerreiche des Trieblebens und der Begierden umher: so entarten Malerei, Plastik, Poesie und Musik in materialistisch gesinnten Zeiten; der Materialismus in der Religion äußert sich in der Heiligsprechung des Stoffes, im Bilderdienst, in Reliquienkult, kurz in allen Formen der Idololatrie, des Hierarchismus, Orthodoxismus und Spiritismus (S. 68—75). Was aber kann diesen Materialis=

mus überwinden, der in unserer Zeit aus der übergroßen, aber nothwendigen Arbeit an der Materie entsprungen ist? Beherrschung des Stoffes durch den Geist, nicht aber Herrschaft des Stoffes über den Geist: ein von echtem Idealismus geleiteter Realismus (S. 76—79). „Das ist das Zeichen, in dem wir siegen müssen. Und wir werden siegen, weil nicht durch Üppigkeit und Schwelgerei, sondern durch Arbeit an der Materie wir der Materie dienstbar geworden sind. Denn eines haben wir wenigstens noch nicht verloren: den Fleiß der Arbeit und den Mut der Anstrengung. Die Energie der Arbeit, welcher jenem über Sklaven herrschenden üppigen Römertum verschwunden war, sie wenigstens besitzen wir noch. So kommt es jetzt nur darauf an, in ernster Selbstbesinnung dieser Energie eine andere Richtung zu geben: auch auf das Ideale, nicht blos auf das Reale! Nicht als ob wir den Realismus unserer Zeit anfeindeten, nur den Realismus ohne Ideale (das eben ist der Materialismus) bekämpfen wir. Unsere Zeit ist ein Herkules, der unendlich gewaltigere Arbeiten verrichtet hat als der antike; aber sie ist auch ein Herkules am Scheidewege. Möge sie denn den Weg zur Rechten gehen: den sichern Weg auf realem Boden zum höchsten Ideale!" (S. 80).

Ist Fritz Schultze hier der Gefahr mutig entgegengetreten, die der Philophie und dem Leben von Seiten des Materialismus droht, so bekämpft er mit derselben Schärfe den absoluten Gegensatz jener Richtung, der sich in letzter Zeit zu einer unerwarteten, ja unglaublichen Macht erhoben hat und pestartig das Leben und Denken vergiftet, jenen wüsten Dämon des, wie man meinte, längst erstickten und vergessenen krassen Aberglaubens und Gespensterwahns, der jenseits des Ozeans unter dem Namen Spiritismus seinen galvanisierten Leichnam wieder geregt hat und die dumpfe Masse des kleingläubigen und wundersüchtigen Volkes durch die künstlichen Scheinbewegungen irreführt. Diesen Ausschweifungen des modernen Geisteslebens tritt die Schrift entgegen: „Die Grundgedanken des Spiritismus und die Kritik derselben" (Leipzig, 1883)*.

* Verlag v. Ernst Günther. gr. Oct. 5 Mark.

Hat so Fritz Schultze den Materialismus in seinen zwei rohesten Formen charakterisiert, so prüft er vom Standpunkte einer naturwissenschaftlichen Kritik die bedeutendsten historischen Systeme der Philosophie in einem Werke, welches jetzt als seine Hauptleistung gelten kann, aber seinen hier und da angedeuteten schriftstellerischen Plänen gegenüber doch nur als kritische Vorstufe umfassender selbständiger Forschungen auf dem Gebiete der Psychologie und Pädagogik erscheint: es ist die „Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften“ (Leipzig 1882).*

Objektiv, ohne den Hintergrund einer bestimmten Auffassung von Welt und Leben Geschichte zu schreiben, ist kaum möglich. Je komplizierter die Prozesse sind, deren Entwickelung dargestellt werden soll, um so schwerer wird die Aufgabe eines streng sachlichen Berichtes. Das Bild von dem gesetzmäßigen Fortschritt des universellen Denkens, derjenigen Verstandesthätigkeit, die das Weltganze wiederspiegeln, den weiten Umfang des Makrokosmos durchmessen und die geheimsten Tiefen des Mikrokosmos beleuchtend durchdringen will, dieses großartige Gemälde von dem Gange der Menschheitsideeen, von dem Werden der Philosophie, erfordert einen Meister, der Vergangenheit und Gegenwart harmonisch zu verknüpfen weiß. Und in dieser Beziehung hat unsere Epoche ihr Ziel erreicht: Die historischen Werke von Eduard Zeller und Kuno Fischer haben den Wert klassischer Leistungen. Was nur gründliche Quellenkenntnis zum Verständnis unserer Zeit bringen konnte, haben jene geleistet. Auf Grund solcher Arbeiten und eigener Quellenforschung hat Friedr. Albert Lange in seiner vortrefflichen „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutnng in der Gegenwart“ die philosophischen Probleme speziell im Verhältnis und Gegensatz zum Materialismus behandelt. Otto Liebmann setzt in seinem geistvollen Buche „Analysis der Wirklichkeit“ die Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie in hohem Grade

* Ernst Günthers Verlag. XXIV u. 446 Seiten gr. 8⁰. 8 Mk.

voraus und giebt mehr die Resultate der Entwickelung als die Entwicklungsgeschichte. Erst Fritz Schultze war es vorbehalten, in zusammenhängender Darstellung ein umfassendes Bild von dem Gange der Philosophie in ihren Hauptzügen zu entwerfen und die einzelnen historisch bedeutenden Systeme von dem Standpunkte moderner Kritik, d. h. einer naturwissenschaftlich exakten Gesamtauffassung zu beleuchten. Der ganze Entwickelungsgang dieses Schriftstellers drängte zur Lösung einer solchen Aufgabe. Einige Jahre früher hatte der Verfasser die Grundsätze, nach denen das Thema einer so umfassenden Arbeit auszuführen sei, in einem Vortrage formuliert, der als Vorläufer des uns vorliegenden Werkes unter dem Titel erschien: „Über Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft" (Jena,* 1877). Da die Einleitung des Hauptwerkes (S. 3—19) den Inhalt des Vortrages wiederholt, so bleiben wir mit unseren Citaten bei dem ersteren.

Wollen wir unsere Anzeige desselben mit einer kritischen Bemerkung eröffnen, so hätten wir einen Titel erwartet, der dem Inhalte des Werkes besser entspricht. Unter einer Philosophie der Naturwissenschaft versteht man eine Erörterung der Prinzipien, denen eine rationelle Naturforschung folgt. Diese wird aber nicht dargeboten, sondern ein historisches, allerdings anziehendes Bild von der Entwicklung der philosophischen Lehren, soweit sie die Naturwissenschaft prinzipiell berühren: und dieses interessante Bild wird von den Strahlen der heutigen Naturwissenschaft, insbesondere der Entwickelungslehre beleuchtet.

Mit seinem Werke hatte der Verfasser den praktischen Zweck im Auge, die philosophischen Probleme in gedrängter Kürze aber mit aller Klarheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung und die für unsere heutige Gedanken- und Kulturwerlt daraus sich ergebenden sichern Resultate verständlich für Jeden vor Augen zu führen, der Denkarbeit nicht scheut. Er verspricht sich davon die Wirkung, daß die Philosophie wieder zu einem allgemeinen Bildungsmittel würde, welches den wohlthätigsten Einfluß auf

* Gustav Fischers Verlag. 34 Seiten gr. Oct. 1 Mark



das Denken, Wollen und Handeln aller Gebildeten ausübte. Den Grund der kühlen Gleichgültigkeit der meisten Gebildeten gegen die Philosophie schreibt er dieser selbst zu, da sie meistens in vornehmer Isolierung sich den berechtigten Forderungen der Laienwelt entzieht: sie vergißt, daß sie nicht ein Spezialfach, sondern eine allgemein bildende Wissenschaft, und daß der Philosoph ein allgemein gebildeter und allgemein bildender sein muß. Die Philosophie soll ihre große Hauptaufgabe darin sehen, Erzieherin, Fortbildnerin und Aufklärerin der menschlichen Gesellschaft zu sein und besonders die Grundvorstellungen des menschlichen Geistes zu erörtern, von denen in letzter Instanz alles Denken und Handeln abhängt. Handelt sie gegen dieses ihr eigenstes Interesse und verliert sich in Kleinigkeitskrämerei, so beraubt sie sich selbst ihrer idealen Einwirkung auf die Geister und giebt dieselben hier dem Materialismus, dort dem Mystizismus preis. Sie selbst zieht sich dadurch den Boden unter den Füßen weg, in welchem die Wurzeln ihrer Kraft allein gedeihen können: „sie erstarrt und verstockt in einem kleinlichen Alexandrinismus und darf sich dann nicht mehr beklagen, daß man das Bewußtsein ihres Wertes verliert“ (S. VIII)

Fritz Schultze's Werk will auf dem Wege der geschichtlichen Darstellung dem Leser die Hauptprobleme der theoretischen Philosophie vorführen und ihm schließlich eine positiv abschließende Weltanschauung bieten. Dadurch wird es einem fühlbaren Mangel abhelfen, an welchem unsere Zeit leidet: dem Mangel an einer in sich abgeschlossenen, wissenschaftlich begründeten Lebensauffassung der meisten Menschen; „ihre konfessionelle Religion haben Viele über Bord geworfen, aber dafür nichts neues gewonnen, was sie stützen und leiten könnte. So schwanken sie umher in ihrem Denken und Handeln, und die daraus erwachsene Charakterlosigkeit droht Signatur der Zeit zu werden“.

Wir geben dem Verfasser Recht, wenn er ausführt, daß man aus einer zusammenhängenden Darstellung der Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung mehr Philosophie lernen könne als aus den Originalsystemen selbst: denn wer die Werke der großen Historiker der Philosophie „nicht nur durchlesen,

sondern durchlebt hat, hat nicht blos ein philosophisches System, er hat die Philosophie erlebt" (S. X). Die Resultate der Geschichtschreibung der Philosophie, die in Kuno Fischer, Zeller und Johann Eduard Erdmann ihre größten Repräsentanten hat, verwertet nun der Verfasser vom Standpunkte des Kantischen Kritizismus und der modernen Naturwissenschaft: „so weiß der Leser bei jeder Phase die geschichtliche Entwicklung eines Problems zugleich, wie sich dieselbe zu uns verhält und wie wir uns derselben gegenüber zu verhalten haben, er verfällt nicht dem Gefühle der unbehaglichen Ratlosigkeit, welches den Geist beschleicht, wenn alles ohne Entscheidung über Wert und Unwert oder sogar als gleichwertig hingestellt wird" (S. XIV).

Was endlich die Resultate betrifft, die das Werk geben will, so sind dieselben versöhnender Natur: Religion, Naturwissenschaft und Philosophie, jene großen Gegensätze unserer Zeit, will der Verfasser zum friedlichen Ausgleich bringen. „Aber die Versöhnung kann nur ins Werk gesetzt werden, wenn jede Partei einsichtsvoll nachgibt. Es versteht sich von selbst, daß weder die Religion mit einem einseitigen Dogmatismus, noch die Philosophie mit einseitigen Systemen, noch die Naturwissenschaft mit einem einseitigen Materialismus vor diesem Forum bestehen können. Sehr wohl aber können Religion, die nicht eine ausschließende Form der Theologie ist, und Philosophie, die nicht ein verknöchertes System ist, und Naturwissenschaft, die sich nicht das Endurteil über die letzten Grundfragen der Dinge anmaßt, sich versöhnt die Hände reichen. Ja sie müssen es, wofern nicht unsere Kultur ohne Religion in den gemütlosesten und selbstsüchtigsten Krieg Aller gegen Alle, ohne Philosophie in den plattesten Realismus und Materialismus, ohne Naturwissenschaft in fanatischen Mystizismus verfallen soll".

Diese Ausführungen zeigen genügend die lebensvolle Auffassung der Philosophie bei Fritz Schultze, dem es bei der Durchforschung der Vergangenheit nicht auf das bloß historische Wissen, bei der Durchdringung der philosophischen Probleme nicht auf die Freude an der Theorie, sondern auf den praktischen Zweck ankommt, die Gegenwart mit ihren Kulturaufgaben und ihrem

fertigen Besitze möglichst klar zu begreifen und unsere Lebensführung in derselben möglichst ideal zu gestalten. Bringt ja gerade in einer Zeit des Übergangs und der allgemeinen Gährung der Mangel an Übereinstimmung der alten Ideale, zumal der religiösen, mit der neuen Vorstellungs- und Gefühlswelt des Menschen den Materialismus hervor, den nur eine neue Verbindung zwischen Idealismus und Realismus beseitigen kann. Da nun die hauptsächlichste Vertreterin des Realismus die Naturwissenschaft, und die des Idealismus die Philosophie ist, so müssen beide ihren alten Bund in modernem Sinne erneuern, d. h. einer philosophischen Naturwissenschaft muß eine naturwissenschaftliche Philosophie die Hand reichen. Die bisher feindliche Scheidung der Philosophie und Naturwissenschaft datirt erst aus der neuesten Zeit und ist aus dem Mißtrauen hervorgegangen, welches die nebelhaften Naturphantasien Schellings und Hegels gerade bei den ernsteren Naturforschern hervorriefen. Denn im klassischen Altertum und in der Zeit nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften bestand jene unnatürliche Feindschaft nicht. Bilden ja alle noch so verschiedenen Wissenschaften eine untrennbare Einheit, da sie alle aus dem einen Menschengeiste hervorgegangen sind, der von der einen ihn umgebenden Welt befruchtet wird. Je mehr sich nun die Wissenschaft isoliert, um so mehr beraubt sie sich der Möglichkeit, alle in ihr liegenden Probleme zu lösen. So ging bei der Vertiefung der empirischen Wissenschaften in das Einzelne das Bewußtsein des Ganzen verloren: das geistige Band fehlte den Teilen, die man in der Hand hatte. Man entsprach nicht mehr dem im Menschengeiste liegenden Drange, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erklären, sondern man begnügte sich mit der Beschreibung von Thatsachen. Erst die philosophische Erfassung der großen Grundprobleme hat die bedeutendsten Naturforscher der neuesten Zeit zu überraschenden Erfolgen geführt. Die Erkenntnistheorie, eine Disziplin der wissenschaftlichen Philosophie, konnte erst zu einer Reform der wissenschaftlichen Methode führen. Wissenschaftliche Philosophie aber bezeichnet Fritz Schultze als diejenige, „welche im engsten,

unlöslichen Zusammenhange mit den empirischen Wissenschaften deren allgemeine Ergebnisse nach eben dieser Methode vergleichend, neue allgemeine Ergebnisse daraus ableitet. Inbegriff und Ziel dieser wissenschaftlichen Philosophie ist eine der Veränderung und Verbesserung nach Maßgabe des Fortschrittes der empirischen Wissenschaften stets offene, nie dogmatisch erstarrende, stets in lebendigem Flusse bleibende, einheitliche Weltauffassung, deren Konsequenzen für Theorie und Praxis sie zu entwickeln, und nach denen sie das menschliche Leben in allen seinen mannichfaltigen Beziehungen zu gestalten hat, indem sie nichts anerkennt als das positiv Bewiesene, gegen alles andere sich mit Weisheit negativ verhält" (S. 11). Was diesen Anforderungen nicht entspricht, kann der moderne wissenschaftliche Geist nicht mehr als wissenschaftliche Philosophie anerkennen.

Speziell mit dem Wissen von den Objekten und deren Eigentümlichkeiten beschäftigt sich die Philosophie der Naturwissenschaft, die das Wissen von der Natur wahrhaft kritisch und fehlerfrei gestalten will: sie ist eine Theorie des Wissens von der Natur oder eine natürliche Erkenntnistheorie. Sie ist die Einleitung in die Naturwissenschaften, sie steckt genau die erkenntnistheoretischen Grenzen ab und bestimmt exakt das Gebiet einer wahrhaft kritischen Naturtheorie. Nun ist der Angelpunkt der gesamten Philosophie der Naturwissenschaft das Problem der Ursächlichkeit, und da jede Spezialwissenschaft nur die Aufgabe hat, den ursächlichen Zusammenhang der sie beschäftigenden Erscheinungen zu erkennen, so hat es jede in letzter Instanz mit dem einen Problem der Ursache und Wirkung oder der Causalität zu thun.

Soll die Erkenntnistheorie oder Philosophie der Naturwissenschaft wissenschaftlich sein, so darf sie nicht dogmatisch sein: denn jeder Dogmatismus — in Religion wie in Wissenschaft — behauptet ohne Beweis. Da nun jede unbewiesene Behauptung zweifelhaft ist, so führt jeder Dogmatismus notwendig zum Skeptizismus. Diesem ist alles zweifelhaft, nichts wahr und gültig: seine Konsequenz ist der Nihilismus, in welchem aus dem Zweifel die Verzweiflung wird, dem auf

theoretischem und praktischem Gebiete jeder Halt fehlt, in welchem es nur tödlichen Hunger ohne Stillung, geistige, sittliche und leibliche Entnervung gibt. Hiermit ist der Rückfall in den Dogmatismus gegeben, der in der Ohnmacht einer Erkenntnis auf natürlichem Wege seine Hoffnung auf übernatürliche Erleuchtung setzt und in den unvermeidlichen Nothafen des Mystizismus ausläuft. „Skeptizismus, Nihilismus und Mystizismus sind also nur Formen des Dogmatismus. So lange daher das menschliche Denken im Dogmatismus hängen bleibt, pendelt es gleichmäßig durch jene Unterformen desselben immer und immer wieder hindurch.“ Daher zeigt die ganze Geschichte der Philosophie uns gar kein anderes Schauspiel als die Abfolge der genannten Stufen der Erkenntnisversuche. Mithin darf unsere Erkenntnistheorie nicht Behauptungen, sondern wissenschaftlich Bewiesenes, durch allseitige Kritik Begründetes bejahen. Mithin steht im Gegensatze zum Dogmatismus der Kritizismus. Da ferner nur natürlich Erkennbares bewiesen und dieses nur durch erfahrungsmäßige Beobachtung festgestellt werden kann, so ist das Wesen und der Inhalt einer wissenschaftlichen Erkenntnistheorie der kritische Empirismus, der alles Dogmatische in unserm Erkennen beseitigt und das kritisch Begründete als positives Erkenntnisresultat feststellt. Schlägt man nun im Sinne des natürlichen Systems den Weg der Entwicklungsgeschichte ein, so bedeutet Erkenntnistheorie in letzter Instanz die Entwicklungsgeschichte der Causalvorstellung. Das ist die Philosophie der Naturwissenschaft, welche „den Dogmatismus überwinden lehrt, wo immer und wie immer er sich zeige, die durch die Einführung des wahren kritischen Empirismus in alle Gebiete die Naturwissenschaften im besten Sinne des Wortes philosophisch und die Philosophie im strengsten Sinne der Empirie wissenschaftlich macht“ (S. 17).

Das ist die Gesamtauffassung, von welcher aus Fritz Schultze die Thatsachen der historischen Philosophie beleuchtet. In diesem Sinne bezeichnet er die griechische Naturphilosophie als das Zeitalter der unkritisch-einseitigen Betrachtung des Objektiven oder der naiven Erfahrung. Es ist die Periode von

den ionischen Physiologen bis Demokrit, in welcher man einseitig das Objektive, den Stoff, betrachtet, seinem Inhalte nach behandelt, in seine letzten Elemente (Atome) zerlegt und von hier aus die Welterklärung versucht. Bei den ionischen Physiologen und Pythagoreern tritt speziell die Frage nach Stoff und Form auf. Hier hat der Verfasser Gelegenheit, die Keime des Materialismus und Hylozoismus, sowie der Entwicklungslehre in das Licht der Kant-Laplaceschen Theorie und des Darwinismus zu stellen (S. 25—38). Die Erörterung des Problems vom Sein und Werden bei Heraklit und den Eleaten bietet abermals eine Parallele zwischen der antiken Andeutung einer Evolutionshypothese und der modernen wissenschaftlich begründeten Theorie, sowie eine Berührung der ersten Spuren einer Ahnung von dem Gesetze der Erhaltung der Energie (S. 39—59). Besonders interessant ist die Zahlentheorie, der Begriff des Atoms, des Differentials und der Zelle bei den Eleaten erörtert. Das Problem der Teleologie und Mechanik in seiner ersten Konzeption bei Empedokles, Anaxagoras und Demokrit führt den Verfasser auf Analogieen der heutigen Prinzipienforschung. Empedokles nähert sich mit seiner Hypothese vom Kreislauf der Weltentwicklung, von der Urzeugung, von der Entstehung der Organismen und mit seiner mechanischen Erklärung der Entstehung des Zweckmäßigen und des Nichtzweckmäßigen durch Selektion in weit höherm Grade als Anaximander den Lehren Lamarcks und Darwins. So lautet seine Doktrin nach der Darstellung Fritz Schultzes in einem ihrer letzten resumierenden Sätze: „Die zweckmäßigen, harmonischen Formen der Pflanzen- und Tierwelt, wie wir sie jetzt kennen, sind erst allmählich und zwar im Kampfe der widerstreitenden Naturkräfte entstanden: die jetzt lebenden sind die aus einer ungeheuern Zahl von Formen deshalb siegreich übrig gebliebenen, weil sie die am vorteilhaftesten gearteten und darum lebensfähigsten waren." Daran knüpft unser Autor die Bemerkung: „Dies ist die Lehre des sizilischen Philosophen in voller Übereinstimmung mit der des britischen Naturforschers, und es muß hervorgehoben werden, daß die realistisch gesinnten Naturphilosophen des Altertums diese empedokleische

Lehre als grundlegend anerkannten und sie, wie Lucrez zeigt, in höchster Achtung hielten. Auch der Naturalismus des 18. Jahrhunderts hat sich dieser Lehre sogleich wieder erinnert, und trotz der Verspottung durch Rousseau hat sie auch damals nicht verfehlt, anregend zu wirken. — — Den großen Gedanken einer Theorie der Ableitung des Zweckmäßigen aus dem Unzweckmäßigen zuerst gefaßt zu haben, ist das strahlende Verdienst des Empedokles, und wenn wir bedenken, daß seine Prinzipien „Liebe und Haß" die Keimformen zu den modernen Kräften der Anziehung und Abstoßung sind, deren innerstes Wesen an sich uns ebenso verborgen ist, wie das der Empedokleischen Prinzipien, so werden wir diesem alten Forscher unsere Bewunderung und Anerkennung nicht versagen können" (S. 66).

Bei der Darlegung der dualistischen und teleologischen Weltauffassung von Anaxagoras kann der kritische Historiker das Endergebnis feststellen, daß die ganze Teleologie auf höchst oberflächlicher Naturbetrachtung einerseits und auf anthropomorphistischen Anschauungen andererseits beruht, daß also eine echt kritische Wissenschaft sie nicht unter ihre Erklärungsprinzipien aufnehmen darf (S. 76). Bei der Besprechung der Atomistik des Demokrit begegnen wir wieder den prinzipiellen Entgegnungen, die der Verfasser in seiner erwähnten Schrift über den Materialismus durch eine Reihe schlagender Argumente begründet hatte. So gehört dieser ganze Abschnitt (S. 60—84) zu den interessantesten des ganzen Werkes.

Der zweite Abschnitt geht zu der Periode über, die von den Sophisten bis zur Renaissance, dem 16. Jahrhundert nach Chr., reicht und von Fritz Schultze als das Zeitalter der Begriffe bezeichnet wird, in welchem man unkritisch-einseitig das Subjektive, den Geist, betrachtet, in die letzten Elemente seiner begreifenden Thätigkeit, die Begriffe, zerlegt und von hier aus die Welterklärung versucht. Sehr charakteristisch bezeichnet der Autor jene Epoche als die Entstehungsgeschichte der Naturverachtung (S. 87—251). Was die Einzelheiten betrifft, so wird die Naturverachtung durch die Sophistik, durch Sokrates und Plato begründet. Bei der Darstellung der sophistischen Lehren

weist Fritz Schultze wieder den aussichtslosen Kreislauf vom Skepticismus zum Subjektivismus und Nihilismus nach, den Sokrates als neuer Weltbaumeister zerstörte und aus jenem Wirrwar eine neue harmonische Ideeenwelt hervorzauberte. Und doch ist es derselbe Sokrates, der sich weigert aus der Stadt in die freie Natur zu gehen und behauptet, die Bäume und Sträucher könnten ihn nichts lehren, hoch charakteristisch für den, der das Denken von der Natur ab und auf den Menschengeist hinlenkt, der somit das Zeitalter der Naturverachtung zu inaugurieren anfängt. Er wird revolutionär auf dem moralischen Gebiete, indem er das bisherige sittliche Prinzip des Griechentums durchbricht und überwindet und schon auf das neue christliche Prinzip der Ethik losschreitet. So steht er im Gegensatze zu seinen Landsleuten und erscheint diesen seltsam und unheimlich. „Schön und verständnisvoll", sagt unser Autor (S. 96), „hat Hamerling in seinem Roman „Aspasia" diesen Gegensatz des Sokratismus und des Hellenismus dargestellt. Sokrates, die Incarnation des sittlichen Prinzips, Aspasia, die fleischgewordene ästhetische Schönheit — beide in stetem Gegensatz und Widerspruch und doch magisch zu einander hingezogen. Aber die Stunde der schönen Sinnlichkeit hat geschlagen. Furchtbar bricht die Pest über Athen herein. Perikles erliegt; an seiner Bahre trauert, den Todeskeim im Herzen, der griechische Genius und Dämon, Aspasia. Nur Sokrates, das sittliche Prinzip, schreitet durch die von Leichen gefüllten Straßen unversehrt und ungetroffen: — ihm haben Pest und Todeshauch nichts an, denn ihm gehört die Zukunft."

Von den Verdiensten des Sokrates um die Reform der Ethik wendet sich Fritz Schultze zu denen um Methodologie und Erkenntnistheorie, Gebiete, auf denen jener zuerst mit bewußter Absicht die Methode der Induktion ausübt und Theorie und Praxis der Definition auf dem Wege der katechetischen Methode vor Augen stellt. Mit scharfer Kritik wendet sich der Verfasser gegen die erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte in dem Denken des Sokrates.

In der Darstellung des platonischen Gedankenkreises interessiert

uns besonders die Auffassung der platonischen Idee als einer neuen Form der Causalität mit allen ihren Konsequenzen. Eine Vergleichung des Platonismus mit dem Darwinismus bietet dem Autor Gelegenheit eine Reihe irriger Meinungen über den Wert der platonischen Lehre als Vorläuferin in der Entwickelungstheorie zurückzuweisen. „Platonismus und Darwinismus, Ideeenlehre und Entwicklungstheorie stehen sich als feindliche Gegensätze gegenüber. Indem wir die Ideeenlehre auf ihren ersten Ursprung zurückführten, haben wir sie ab ovo kritisch zersetzt und sie in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen. Eine solche Widerlegung dieses kontradiktorischen Gegensatzes der Entwicklungstheorie ist zwar kein positiver Beweis für die Wahrheit der letzteren, hat aber wohl den nicht zu unterschätzenden Wert eines indirekten Beweises. Nur zwischen diesen zwei Theorieen haben wir bei der Erklärung des Ursprunges der Arten zu wählen: tertium non datur. Die eine Theorie beruht erwiesenermaßen auf einem *πρῶτον ψεῦδος*. So bleibt nur die andere übrig: die Entwicklungstheorie“ (S. 126).

Mit gleichem Interesse folgen wir dem weiteren Nachweise des Verfassers von dem Anwachsen der Naturverachtung, wie es durch den historischen Skeptizismus, durch den Epikureismus und den Stoizismus gefördert wurde (S. 127—137), bis jene Richtung ihren Höhepunkt in der Begründung und dem dogmatischen Ausbau der christlichen Lehre erreichte. Hier mußte sich besonders der scharf kritische Standpunkt des Verfassers als unversöhnlicher Gegensatz zu den Phantasien geltend machen, die sich in Theosophien, in der alexandrinisch-jüdischen Religionsphilosophie, im Neupythagoreismus, im Neuplatonismus, in der Verschmelzung der Logos- und Messiasideeen, in den Lehren Philons, in der Dogmatik der Kirchenväter und anderen subjektivistischen Lehren äußern (S. 138—175). Aus guten Gründen hat der Verfasser jenes in seinen wunderlichen Ausschweifungen äußerst vielseitige und reichhaltige Kapitel mit gewissenhafter Gründlichkeit ausgeführt: denn dort sind die Wurzeln der verhängnisvollsten Vorurteile, die zum teil noch ihre langen Abendschatten in unser Zeitalter werfen, ja noch oft die romantischen Gelüste

unterstützen, vergangene Menschenalter neu zu beleben und zerfallene Ruinen inmitten der modernen Bauwerke neu herzustellen, die aber auch noch häufiger als Trümmerreste morscher Denkmäler aus der Vergangenheit das quellende Leben unserer Zeit bei ihrem völligen Einsturze zu ersticken drohen. Vereinzelte Lichtpunkte in jener düstern Epoche machen aus Finsternis noch keinen Tag.

Die Morgendämmerung einer besseren Zeit brach erst mit dem erneuten Studium der Logik, mit dem Übergang zu pantheistischer Naturbetrachtung, mit der vereinzelten Naturforschung eines Roger Baco und zum teil der Naturerklärung des Georgius Gemistos Plethon an (S. 176—200). Über den letztern hatte der Autor schon in einer Monographie ausführlich berichtet, die unter dem Titel „Geschichte der Philosophie der Renaissance“ (Jena, 1874)* erschienen war.

Erst nach der Entwicklung der Scholastik, nach deren Zersetzung ein Rückschlag in den Skeptizismus und Mystizismus erfolgte, nach der Befreiung von der Herrschaft des Aristoteles trat eine normale Rückkehr zur Natur und natürlichen Wissenschaft ein (S. 201—222). „So sehr besonders der Naturforscher geneigt sein wird“, — sagt Fritz Schultze in der Schlußbetrachtung (S. 222) zum ganzen Abschnitt — „diesen ganzen Zeitraum als einen ungeheuern Stillstand oder gar Rückgang in der Entwicklung der Menschheit anzusehen —, der Philosoph und Kulturhistoriker wird günstiger darüber urteilen und auch den Punkt zu bezeichnen wissen, von wo die Rechtfertigung ihren Ausgang zu nehmen hätte. Wenn auch wenig in wissenschaftlicher, so wird doch unendlich viel in völkerpädagogischer Beziehung hier geleistet. Ehe der Mensch zu einem friedlichen Kulturzustande, der Vorbedingung einer erfolgreichen Pflege jeder Wissenschaft, gelangen kann, muß er vor Allem erst sich selbst zu beherrschen, seine eigene rohe Natur zu zügeln, seine wilden sinnlichen Begierden zu zähmen gelernt haben, er muß den im Naturzustande übermächtigen Trieb zum „Krieg Aller gegen Alle“ erst getötet haben. Je mächtiger gerade in ihm noch die sinnliche Natur ist, um so mehr muß er sie zuerst als

* Gustav Fischers Verlag.

seine gefährlichste Feindin betrachten; um so besser ist es zuerst für ihn, wenn er sich in drastischem Abscheu von ihr ab- und einem über die Natur gänzlich hinausweisenden Ideal zuwendet. Er muß in das eine Extrem, in die Scylla, fallen, um nicht von dem andern, der Charybdis, verschlungen zu werden. Die vollendete Naturverachtung und die absolute Verehrung des Übernatürlichen sind also hier das durchaus notwendige pädagogische Zuchtmittel, durch welches der Geist der Geschichte die noch barbarischen Völker des nördlichen Europa für ihre künftige große Kulturaufgabe erzieht und schult. Der wissenschaftliche Verlust wird durch den ethischen Gewinn ersetzt. Mit dem Moment, wo die innere Natur der Völkerzöglinge gezähmt ist, gehört ihnen auch wieder die äußere Natur, denn die Beherrschung der äußeren Natur steht nun einmal unter der Voraussetzung der Beherrschung der inneren. Der Weg, den die Menschheit im Mittalter einschlägt, ist ein Umweg, aber ein notwendiger. „Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die geradeste ist", sagt Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts".

So erhebt sich denn endlich der auf dem Scheiterhaufen des Dogmas verbrannte Phönix des Naturgedankens wieder aus der Asche empor. Auf allen Lebensgebieten erwacht der Jahrhunderte lang unterdrückte Trieb zum Normalen wieder. Sogar Versuche zur Begründung einer „natürlichen Theologie" werden gemacht, die auf einer im Gegensatze zur Offenbarung stehenden Naturerkenntnis beruhen sollte. Vor allem wirkte als ein gesundes Korrectiv gegen die Unnatur des Klerikalismus der Idealismus des Rittertums, welches nicht das tote, nur künstlich erhaltene Latein, sondern die lebendige Mutter- und Volkssprache pflegte, nicht der Weltentsagung und Fleischabtötung huldigte, sondern das Weltliche und Sinnliche, Heldentum und Liebe, verherrlichte. Es macht sich der Einfluß des Humanismus geltend, das Zeitalter der Entdeckungen, der religiösen Reformation, des Copernikanismus bringt eine vollkommene Umbildung der Philosophie hervor (S. 223–251).

Es bricht endlich — als dritte Periode — das Zeitalter der kritischen Erfahrungen, des kritischen Ausgleiches zwischen

dem Objektiven und dem Subjektiven an. Diese Epoche, die von der Renaissance beginnt, die von Baco und Descartes vorbereitet, von Kant und seinem Zeitalter durchgeführt wird, entdeckt allmählig das richtige Verhältnis von Stoff und Begriff, zwischen Objektivem und Subjektivem, kurz, sie bahnt die kritische Weltanschauung an. Dieses kantische Zeitalter ist das unsrige; es ist noch nicht zum Abschluß gekommen; es steht vielmehr in Wahrheit erst in seinen Anfängen (S. 255—446). Es gilt von jetzt an, das Natürliche mit natürlichen Erkenntnismitteln zu ergründen. So will es Baco und er sagt daher, erst das sei wahre Philosophie, welche so treu als möglich die Aussprüche der Welt selbst wiedergebe und gewissermaßen von dieser selbst diktirt sei, welche nichts von sich aus hinzufüge, sondern nur wiederhole und wiedertöne. Ebenso will Descartes keine andere Wissenschaft mehr suchen, als die er in sich selbst oder in dem großen Buche der Welt würde finden können. Beide Richtungen sind einseitig. Die richtige Verbindung beider zur philosophischen Naturwissenschaft und naturwissenschaftlichen Philosophie wird erst im kritischen Naturalismus erreicht. Beide sind dogmatisch, da sie dem Menschen die Erkennbarkeit aller Dinge zuschreiben. Ein skeptisches Element in ihnen, welches die Erkennbarkeit nicht als absolut, sondern nur als relativ hinstellt, ist das wichtige und weiter treibende Ferment der Entwicklung zum Kritizismus. Durch immer erneutes zweifelndes Forschen entsteht ein skeptischer Naturalismus, der in Locke beginnt, in Hume seine Vollendung erreicht und in diesem seinem Gipfelpunkte endlich sogar die Unmöglichkeit und Unwirklichkeit aller Erkenntnis behauptet. Die Lösung des Problems aller Philosophie und die richtige Mitte zwischen jenen Gegensätzen findet die Lehre von der relativen Möglichkeit der Erkenntnis auf einem kritisch genau begrenzten, also relativen Erkenntnisgebiete, d. i. der kritische Naturalismus Kants.

Das ist der innere Zusammenhang des dritten und wichtigsten Abschnittes in dem Werke. Im Einzelnen erörtert darin der Verfasser so eingehend als möglich die Lehre Bacos, das Verhältnis Hobbes' zum Kritizismus (S. 259—306), den Cartesianismus,

den Spinozismus und die Lehren Leibniz' (S. 307—362). Von da geht er über zu Lockes Sensualismus, zum Deismus, Materialismus, Phänomenalismus und zu Humes Skeptizismus. (S. 363—423) Das Schlußkapitel behandelt die philosophische Bedeutung Kants, seinen Empirismus und seinen kritischen Empirismus (S. 424—446).

Der ganze Abschnitt enthält volles Leben. Es ist unmöglich, die Vielseitigkeit desselben zu charakterisieren, wenn wir unsern Bericht nicht über Gebühr ausdehnen wollen. Ganz besonderes Interesse erregen auch hier die vielseitigen Beziehungen jener Denkresultate in Kants und seiner Vorläufer Philosophie zu den Ergebnissen der modernen exakten Naturwissenschaft. Einem so tüchtigen Kenner derselben, wie es der Verfasser ist, war es möglich, die zahlreichen Analogieen aufzudecken und dadurch das Studium jener vorbereitenden Systeme für unsere Auffassung fruchtbar zu machen. Am Schlusse seiner interessanten Darlegung der Prinzipien des Kritizismus sagt der Verfasser (S. 446): „Wir lenken die Aufmerksamkeit darauf hin, daß, nachdem der philosophische Wogenschwall der Epigonen Kants, Fichte, Schelling und Hegel samt ihren Anhängern Kant und seine Philosophie in den Hintergrund gedrängt hatte, man mit erneuter Begeisterung und richtig kritischem Drange zu Kant zurückkehrte und einsah, daß in seiner Philosophie der Grundquell wirklich kritischer Erkenntnis eröffnet sei". (Was die Epigonen Kants samt ihren Anhängern betrifft, so bezeichnet Fritz Schultze ihr Verhältnis zu Kant als analog dem der Halbsokratiker zu Sokrates; er sieht in ihnen Halbdenker, welche sich nur mit dieser oder jener kantischen Feder schmücken, in Wahrheit aber noch vorkantische, dogmatische Metaphysiker sind, obgleich sie Kant für längst abgethan und überwunden erklärten und himmelweit von dem kritischen Empirismus entfernt sich vielmehr zu dem Grundsatze der Idealisten eleatischer Schule bekennen.) „Man spricht heutzutage von einer neukantischen Richtung. Auch wir bekennen uns zu derselben und wollen in ihrem Geiste die Ergebnisse des kritischen Empirismus darzustellen versuchen. Der kritische Empirismus ist abhängig von Kant,

insofern er auf dessen Grundgedanken steht, und doch selbständig ihm gegenüber, insofern er sich das Recht wahrt, mit vollster Freiheit auch an der Kantischen Kritik Kritik zu üben und im einzelnen einfach berichtigend und ergänzend abzuweichen. In diesem Sinne sucht nun das zweite Buch dieses Werkes die Darstellung des kritischen Empirismus oder der Philosophie der Naturwissenschaft."

Bei der Bedeutung der prinzipiellen Lehren, die der erst vor Kurzem erschienene zweite Band des Werkes erörtert, müssen wir uns eine besondere Analyse desselben vorbehalten.

IV.

Entstehung und Ziel, Umfang und Betrieb des Volksschulturnens.

Vortrag, gehalten auf der Provinzial-Sächsischen Lehrerversammlung zu Kösen im Herbst 1883
von Wägner-Roßleben.

Die Geschichte des eigentlichen Turnens beginnt an der Grenze des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, und genau in 10 Jahren feiern wir das hundertjährige Gedächtnis des ersten bedeutsamen Schrittes, der im Jahre 1793 erfolgte von dem „Großvater der deutschen Leibesübungen", von Guts-muths, dem achtungswerten Pädagogen zu Schnepfenthal.

Voll Begeisterung und Bewunderung blickte und wies er zurück auf die klassische Zeit des griechischen Altertums, suchte und forschte im Schutte der alten Gymnastik und begann mit seinen Zöglingen die Leibesübungen auf frischem, freiem Plane im Waldesgrün des Thüringerwaldes. Er war es, der, an jener von Salzmann gegründeten Anstalt als treuer Lehrer wirkend, den ersten erfolgreichen Anstoß gab, bei Bildung und Schulung der Jugend auch den Körper zu beachten, und der die Sache selbst praktisch in Angriff nahm.

Seine „Gymnastik für die deutsche Jugend" war zunächst für höhere Schulen und für Erziehungsanstalten berechnet und fand zumeist erst in Dänemark und Schweden erfolgreichen Eingang; — aber die Arbeiten und Schriften Gutsmuths, seine oft wahrhaft klassischen Ausführungen, besonders zur Begründung der Turnspiele, sind von bleibendem Werte für unser deutsches Vaterland.

Nur einige seiner vortrefflichen Gedanken mögen hier eingeflochten sein: „Die Hauptabsicht der Erziehung", sagt er, „ist schon seit Jahrhunderten, daß eine gesunde Seele im starken und gesunden Körper sei. — Gelehrsamkeit und die feinste Verfeinerung verhält sich gegen Gesundheit und Körpervollkommenheit wie Luxus gegen Bedürfnis."

Den Betrieb der „heilsamen Leibesübungen" hielt er darum für äußerst notwendig und ihr wahres Wesen giebt er in folgenden Worten an:

„Gymnastik ist Arbeit im Gewande jugendlicher Freude, und unser Gymnasium sei, soviel es nur immer sein kann, das Freie. — Wir streben bei den Übungen nach Gesundheit, nicht nach Vernichtung derselben; nach Abhärtung, nicht nach der Unempfindlichkeit des Kannibalen; wir ringen nach männlichem Sinne und Mute, nicht nach roher Wildheit und Unbändigkeit. So schmiege sich denn deutsche Gymnastik ganz an deutsche Zwecke."

Einer der schönsten und höchsten Zwecke aber ist ihm Bildung und Veredlung des deutschen Nationalgeistes, und ein vortreffliches Mittel hierzu sind die Spiele.

Hierzu spricht er: „Spiele sind bunte Bänder, durch die der Lehrer die Schüler an sich fesselt."

Ferner das, was vor einem Jahre durch die bekannte Turnspielverordnung zur Wahrheit geworden ist, da er sagt: „Wenn auch in keiner andern Rücksicht die Frage, ob sich die Landesregierung in die Angelegenheiten der Erziehung zu mischen habe, Bejahung verdiente: so müßte man sie doch, insofern die Regierung öffentliche Spiele begünstigte, zugestehen. Die heilsamen Übungen zu Nationalfesten haben so etwas Großes, Herz-

erhebendes, so viel Kraft, auf den Nationalgeist zu wirken, das Volk zu leiten, ihm Patriotismus einzuflößen, sein Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit zu erhöhen und einen gewissen edlen Sinn selbst unter den niedrigsten Volksklassen zu verbreiten, daß ich sie für ein Haupterziehungsmittel einer ganzen Nation halte." —

So steht Gutsmuths vor uns als ein echt deutscher Mann, ein wahrer Freund der Jugend, voll gerechter Strenge und Energie, wohl wert, mitzustehen unter den Würdigsten der Pädagogen, als Urgründer der deutschen Leibesübungen.

Und da — nach der Grundsteinlegung des begonnenen Baues, mitten in den Nachwehen und Nachzuckungen der Völkererregung und der blutigen Revolutionszeit — endete das 18. Jahrhundert; und unser Jahrhundert brach an mit einem großen Fragezeichen, worauf gar bald als furchtbare Antwort die Donner eines europäischen Völkerkrieges folgten.

Der große Korse fuhr daher; sein Siegeswagen erdrückte die geschwächten, uneinigen deutschen Völker und gab dem deutschen Kaiserreich den letzten Gnadenstoß, noch ehe das erste Jahrzehnt beschlossen war.

Das Saalthal bei Jena und die Höhen bei Auerstädt wurden Zeugen des traurigen preußischen Geschickes, und der Friede zu Tilsit brachte die völlige Fremdherrschaft und das schmähliche Joch des Erbfeindes über das gesamte deutsche Land.

Da kam dem deutschen Volke die Einsicht, daß die verknöcherte und geknechtete Erziehungs- und Lebensweise auf verkehrten Bahnen laufe; und allüberall predigte man die Umkehr zum Natürlichen und Lebendigen und begann die Besserung der versunkenen Verhältnisse.

Fichte hielt seine Reden an die deutsche Nation, worin er die Erziehung als einziges Rettungsmittel pries; und der Tugendbund nährte heimlich die Glut der Begeisterung für die Errettung des Vaterlandes.

So kam das Jahr 1810, da die edelste der Frauen und Fürstinnen, die Königin Luise dem Gram und Schmerz

um ihr Vaterland erlag und zur stillen Ruhe gebettet ward, — da ein ganzes Land sich in tiefe Trauer hüllte.

Diesem traurigsten aller Jahre aber folgte ein Frühling, der auch einen wunderbaren Vor-Frühling der Volksverjüngung bringen sollte. Denn inmitten der Knechtschaft, unter dem schlimmsten Drucke der fremden Eroberer stand ein kühner deutscher Mann auf als Freund und Führer der Jugend und der rüstigen Männer.

Friedrich Ludwig Jahn, der Verfasser des „Deutschtums“ war es, der den Turnplatz in der Hasenhaide bei Berlin eröffnete und mit der selbstgefundenen Bezeichnung „Turnen“ eine deutscheigene Sache schuf, alles anfeuernd und hinreißend zu Mut und Mannessinn und zur Durchbildung und Ausdauer für den nahen heiligen Freiheitskampf.

So ward unter den furchtbaren Schmerzen der Unterdrückung die große Sache, das deutsche Turnen, geboren, das schon nach wenigen Jahren die blutige Feuertaufe erhalten sollte.

Da durch Gottes gewaltige Hand der Wagen des nimmersatten Eroberers im höchsten Übermute am Eisschilde des Russenvolkes in jämmerliche Stücke brach, und die stolzen Heere des Tyrannen in traurige Trümmer zerstoben; da die unterjochten Völker die Sklavenketten abschüttelten; da der Preußenkönig rief, und „alle, alle kamen“: da waren auch die Turner mit in den ersten Reihen der Freiheitskämpfer, um zu fechten „mit Gott für König und Vaterland“.

So ward die Feuerprobe bestanden, und in den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen genoß das Turnen und sein Begründer das verdiente hohe Ansehen.

Die kernkräftigen Worte Jahns waren zur geeigneten Zeit gesprochen und auf fruchtbaren Boden gefallen, seine reine deutsche Sprache floß wie ein herrlicher Quell dahin, und seine musterhafte Ausdrucksweise wirkte stets zündend und belebend. Ist es doch, als ob in ihm die köstliche Weise der altklassischen Alliteration aufs neue erstanden sei, so sprudelt es in seiner Sprache. Und wie fruchtbar ist er in Erfindung und Bereiche-

rung der deutschen Sprachformen, ein Gebiet, auf dem unser Turnvater Jahn der größte Meister ist.

„Frisch, frei, fröhlich, fromm — ist des Turners Reichtum. Tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaftig und wehrhaftig sei sein Wandel.“ —

Weiter sagt er von des Turners Thun und Treiben: „Muster, Beispiel und Vorbild zu werden — darnach soll er streben. Dazu sind die Hauptlehren: nach der höchsten Gleichmäßigkeit in Aus- und Durchbildung ringen, fleißig sein, was Gründliches lernen, nichts Unmännliches mitmachen, sich durch keine Verführung hinreißen lassen: Genüsse, Vergnügungen und Zeitvertreib zu suchen, die dem Jugendleben nicht geziemen. Des deutschen Knaben und deutschen Jünglings höchste und heiligste Pflicht ist, ein deutscher Mann zu werden und, geworden, zu bleiben, um für Volk und Vaterland kräftig zu wirken, unsern Urahnen, den Weltrettern ähnlich.“

Ferner: „Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhilfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in einem steten Wechselgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweisen, Selbstversuchen, Üben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht von Hörensagen, sie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: sie haben das Werk erlebt, eingelebt, versucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht, die den Mut niemals im Elend lassen. — Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, sobald man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will.“ —



„Es soll die Turnkunst die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen. — So lange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiecht, — wird

die Turnkunst einen Hauptteil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen.“ —

Das sind köstliche Worte und Gedanken, die Jahn gesprochen hat für die heilsame Volkssache und die giltig bleiben werden für alle Zeiten und für alle Orte, wo tüchtige Turner sich regen und rühren.

Jahns Leben und Streben galt dem Turnen und der Pflege eines echten Deutschtums, daran er arbeitete mit der ganzen Kraft eines deutschen Mannes und mit der Zähigkeit eines musterhaften Lehrers.

Aber er mußte auch leiden für die „heilige Sache“ in jener dunklen Zeit der preußischen Turnsperre vom Jahre 1819 an. Gefangen hat er gelegen, und als einen Verführer der Jugend mußte er sich schelten und anklagen lassen — bis nach Jahren sein Haupthaar und Bart erbleichte und er gerechtfertigt wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Wenige Schüler und Freunde hatten als treue Hüter die Turnsache „durchgewintert“ und im letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er noch das Morgenrot der Turnbefreiung gesehen.

Zehn Jahre vor seinem Tode erfolgte die Wiedereinführung des Turnens in höhere Schulen durch die preußischen Behörden, und im selben Jahre 1842 war vom Schweizerlande her ein neuer heller Stern auf dem Felde des Turnwesens erschienen.

Das war Adolph Spieß mit seinem epochemachenden „Gedanken über die Einordnung des Turnens in das Ganze der Volkserziehung“ und mit seiner großen vierbändigen „Turnlehre“ und andern Turnschriften.

Das Jahnsche Turnen, „entstanden in einer gewaltsamen Zeit, hatte auch eine gewaltsame Erziehung herbeigeführt“, die sich leider nach Erringung der Freiheit und des Friedens zuspitzte in derbe Formen und in ein auffälliges Gebahren. Bei all den beliebten schwierigen Turnstücken und Kraftleistungen war das Einfache, das Bildende, das Nützliche und Schöne unbeachtet geblieben. Darum war das Turnen als gemeingefährlich, als unsittlich und unchristlich unterdrückt worden und

darum auch war es in dieser Gestaltung unbrauchbar zur Einführung in die Schulen.

Die Zeit der Läuterung und Reinigung war gerade darum so heilsam; und erst in seiner völligen Umgestaltung durch Spieß wurde das Turnen schulfähig und erhielt die pädagogisch berechtigte Richtung der heutigen Zeit.

Spieß, später in Darmstadt thätig, begann durch Beschränkung und Abgrenzung des Turngebiets die Turnübungen den Altersstufen der Kinder anzupassen und „brachte in die Leibesübungen mehr Plan und Ordnung". Er verband mit der planmäßigen Aus- und Durchbildung der Kräfte die Entwicklung eines frischen Jugendlebens durch gesellschaftliche Turnspiele und Turnreigen; und er begründete auch das Mädchenturnen.

So ist Spieß recht eigentlich der Schulmeister und Pädagog unter den Turnbegründern, wie es auch die Inschrift seines Grabdenkmals in Darmstadt bekundet, welche lautet: „Dem Begründer des deutschen Schulturnens".

Von seinen Gedanken mögen hier nur wenige angeführt sein. Spieß sagt: „Es ist nichts sachgemäßer, als daß auch das Turnen, wie jeder andere Lehrgegenstand, schulmäßigen Unterrichts bedarf. Unverkennbar ist, daß besonders auch das Turnen am besten im gesellschaftlichen Verein der Jugend gedeiht. — Bringt ja umgekehrt eine turnerische Ausbildung der Jugend in die ganze Schule heilsame Frische und Belebung. Es übernehme darum die Schule auch diesen Zweig der Erziehung. Wie jeder Lehrgegenstand, so muß notwendig auch das Turnen, nach seinen innern Gesetzen zergliedert und geordnet, zur Betreibung in der Schule vorbereitet werden. — Die Schule hat dafür zu sorgen, daß das Geistige, was sie lehrt, auch leiblich verarbeitet, das Leibliche, was sie erzieht, geistig verarbeitet werde."

Hiernach will Spieß, daß zunächst das Turnen mit dem ganzen Schulleben unserer Jugend aufwachse und groß gezogen werde, und daß dann auch das reifere Alter das Gelernte fortüben möge. —

So folgte auf Gutsmuths Gymnastik das Vereinsturnen von Jahn, worauf nach langen Jahren erst durch Spieß das Volksschulturnen begründet wurde.

Gutsmuths, Jahn und Spieß, das sind die drei großen Schöpfer auf dem Turngebiete, alle drei echt deutsche Männer, die eine echte deutsche Sache schufen, welche nach der vollen schulmäßigen Durchbildung von gediegenen Pädagogen der Neuzeit ein deutscheigener Schatz unseres Vaterlandes und ein Wertstück der deutschen Schulen geworden ist.

Fremde Beeinflussungen, besonders von Schweden aus, woher durch Ling und Rothstein das Heilturnen herüber kam, sind wenig zur Geltung gekommen. Unser Turnen war von Anfang an deutsches Volkseigentum und ist es auch geblieben.

Der hohe erziehliche Wert des Turnens ist von Hause aus von seinen Begründern erkannt und ausgesprochen, aber viele Jahre sind verflossen, ehe dieser Zweig der Erziehung allgemeine Anerkennung fand, und noch lange nicht ist das große Ziel erreicht, das dem Turnen von seinen Begründern gesteckt wurde.

„Erziehungsnachhilfe und Mithilfe und ein fruchtbarer Zweig der Erziehung" soll das Turnen sein. Das ist jetzt auch an hoher Stelle in Preußen anerkannt; und es geht — nicht wie ein hoher Wind, — sondern wie Wehen des Geistes durch unser Land, da die Worte und Gedanken Jahns durch einen Ministermund erschallen, und unser oberster Chef mit großem Gewicht die Turnsache hervorhebt und sie in jeder Weise begünstigt und fördert.

Somit ist wohl erwiesen: *Das Turnen ist seiner Entwicklungsgeschichte nach ein echt deutsches Volkseigentum und müßte daher und auch in Rücksicht seines hohen erziehlichen Wertes vom Lehrerstande besonders gepflegt werden.*

Darum gehören auch *die Begründer des Turnens mit in die Reihe der besten Pädagogen: Zur Nacheiferung und zum unverwelklichen Andenken in allen Lehrerkreisen.*

Zweck und Ziel des Volksschulturnens ist von den ver

schiedenen Verfassern neuerer Turnschriften in verschiedener Weise angegeben; doch sind sie imgrunde alle darin einig, daß das Ziel ein erziehliches sei, daß es nicht dem Körper allein, sondern auch dem Geiste und so dem ganzen Menschen gelte.

So umfaßt das Turnziel nicht nur eine äußerliche Vervollkommnung des Schülers, sondern hauptsächlich auch die geistige Belebung, eine Durchgeistigung des Körpers, kurz die harmonische Ausbildung des Schülers.

In dieser weitesten Fassung stimmt das Turnziel mit dem Ziel der allgemeinen Erziehung überein, und sonach wird der Zweck des Turnens der sein, in diesem Sinne das bedeutsamste Mittel einer harmonischen Erziehung zu werden.

Das Ziel des Volksschulturnens gelte darum dem Erziehungsleben, das die Ausbildung eines gesunden Körpers mit einer gesunden Seele erstrebt. Wie Dr. Moritz Kloß sagt: „Unsere Schüler sollen turnen, nicht um Turner zu sein, sondern um tüchtige Menschen in jedweder Lage des Lebens zu werden; sie sollen turnen, damit ihr Leib rüstig und gewandt, ihr Sinn mutig und fröhlich, ihr Geist rein und gewissenhaft gemacht werde“. —

Durch Stärkung und Stählung der Glieder und Nerven werden alle Sinne geschärft, Munterkeit und Mut, Beherztheit und Behendigkeit geweckt; und so wird das ganze Denken, Wollen und Thun zu schneller und sicherer Verrichtung geführt und der leichte, haltlose Jugendsinn geläutert und zum Nützlichen gelenkt.

Hierdurch dient es zugleich in schönster Weise der Schule selbst, indem es die Auffassungskraft und Aufmerksamkeit stärkt, richtiges Hören und Sehen bewirkt, schnelles Gehorchen, Unterordnung, Gemeinsinn und Thatenlust pflegt — und so den günstigen Himmel schaffen hilft, worin die Sonne der heiteren Freudigkeit wärmt und waltet.

Turnen ist ein voller Lebensbegriff, stets bedeutend und umfassend Lebendigkeit des Körpers und Geistes und ausschließend alle Halbheit, Schlaffheit und Schläfrigkeit, alles Zweifeln, Zwasseln und Zagen.

So bewirkt es Tüchtigkeit und erhöhte Befähigung für den Lebensberuf der Einzelnen und für das ganze spätere Leben. So wird es eine wichtige Vorstufe vieler Handwerke und jener Vereinigungen der Neuzeit für Menschenwohlfahrt und Rettungswesen; ja so gewinnt das Turnen Bedeutung auch für die Militär-Dienstzeit, in welcher bereits jetzt unzählige „gediente Leute" durch ihre gute turnerische Ausbildung bedeutende Vorteile genossen und darum das Turnen gar hoch schätzen lernten. Denn was hier im Heere dem Nichtturner zur größten Plage wird, das ist dem Turner-Rekruten bloße Spielerei; — und seitdem das Turnen selbst in vollem Umfange bei allen Militärgattungen eingeführt ist, ist es im höchsten Grade geraten und heilsam, daß das Volksschulturnen die gute Vorbereitung auf diese wichtige Lebenszeit des jungen Staatsbürgers ernsthaft betreibe.

Darum: Das Ziel des Volksschulturnens gelte dem Leben, dem Erziehungs-, dem Schul- und Volksleben. Es bezwecke kurz: Ausbildung eines gesunden Körpers mit einer gesunden Seele: — und dies umfaßt: Stärkung und Stählung der Glieder und Nerven, Läuterung und Leitung des Denkens, Wollens und Thuns.

Für den Umfang des Schulturnens kommen die drei Übungsarten: Gerätturnen, Freiübungen und Spiele inbetracht. Nun ist es wohl Thatsache, daß in Orten mit reichlichen Turngeräten das Gerätturnen den meisten Umfang einnimmt, und daß namentlich auf dem Lande, wo leider durchgängig noch sehr ungenügende Geräte vorhanden sind, fast nur Freiübungen betrieben werden, während jetzt nach der bekannten hohen Verfügung die Gefahr nahe liegt, daß die Spiele die Oberhand gewinnen.

Doch ein rechtes Turnen kann sich nicht nur mit Spielen abgeben, sonst würde es bloße Spielerei; auch kann es sich nicht einzig mit Frei- und Ordnungsübungen befassen, sonst würde es ein reines Exerzieren: sondern es muß aus den drei Gebieten das Beste und Gesundeste mit guter Auswahl und weiser Beschränkung umfassen. Nur das Notwendigste und Nützlichste

gehört in das Volksschulturnen, wozu vor allem das Einfachste und Leichte zu rechnen, das gerade oft das Bildendste und Heilsamste ist.

Von den Freiübungen gehören in den Bereich des Schulturnens neben den einfachen Gliederübungen die gebräuchlichen Gang- und Laufarten und der freie Sprung, von den Ordnungsübungen das Reihenbilden, Schwenken und besonders das sichere militärische Wenden auf der linken Ferse. — Das seit Spieß weit ausgebildete Reigenturnen auch mit Gesang, wie es mit Rücksicht auf das Mädchenturnen z. B. in den größeren Städten Sachsens und auch in Österreich umfangreich betrieben wird, eignet sich für einfache Volksschulen weniger. Diese Reigen mit ihren unendlich vielfachen Aufstellungen und Gliederungen des Ganzen, mit ihren massig verknüpften Schreitungen, (Geschritten) Wogungen, Wendungen und Neigungen sind im wahren Sinne des Worts prächtige turnerische Tänze, erfordern aber eine langjährige turnerische Durchbildung, wie sie in Preußen bei dem bloßen Sommerturnen unmöglich erreicht werden kann, weshalb die Reigen noch lange außerbetracht des preußischen Turnens bleiben werden, als das Turnen nicht volljährig betrieben und auch das Mädchenturnen noch nicht allgemeine Verbreitung gefunden hat.

Das Gerätturnen kann ebenfalls nur die leichtesten, gesundesten und ersprießlichsten Übungen umfassen, namentlich aber solche Bethätigungen, die in einfachster, ungefährlichster Weise die Kräftigung der Brust-, Rücken-, Arm- und Beinmuskeln bezwecken und zugleich Steigerung des Kraftgefühls und des Muts, Beherztheit und Behendigkeit erzeugen. Dazu müssen auch Kletter- und Steigeübungen und das Ausdauern auf freiem hohen Stande kommen. Von Wert und Wichtigkeit sind auch die Stabübungen, die eine vorzügliche Ergänzung der Freiübungen gewähren und die Schüler ganz besonders mit Lust und Liebe zur Turnsache erfüllen. Ein gutes Stabturnen könnte fast das ganze übrige Gerätturnen ersetzen, wenn es dort nicht darauf ankäme, dem Körper vom ängstlichen Kleben an der Scholle zu befreien und Stemm-, Trag- und Hebekraft aus-



zubilden. Auch die leichten Übungen am Schwungseil und am Springel dürfen nicht übergangen werden.

Bedauerlich ist es freilich, daß in den meisten Schulen ausreichende Turngeräte nicht vorhanden sind; denn ein einziges Reck und ein Barren, die meistens nicht genügend stellbar sind, können nicht ausreichen. Sie sind überhaupt nicht geeignet das ganze Ansehen des Turnens in und außerhalb der Schule zu heben und die wichtige Turnsache zu fördern.

Ein Normal-Turngerät, das eine einfache und billige Verbindung sämtlicher Geräte enthält, müßte überall amtlich befohlen sein, dann würde es jedem Lehrer ein Leichtes und eine Lust sein, das Turnen in dem bescheidenen aber notwendigen Umfange zu betreiben.

Die zur Belebung der Geselligkeit und der Freudigkeit so notwendigen Turnspiele müssen auch sorgfältig ausgewählt und in rechter aber doch nicht zu ausgedehnter Weise vorgenommen werden. Gute und nützliche Turnspiele sind Perlen, die sorgfältig gehütet und gepflegt werden müssen. Trotz strenger Beachtung der Spielregeln muß immer Freiheit und Frische, Lust und Munterkeit unter der spielenden Schar herrschen. Denn „jedes Turnspiel will heitere Bewegung und gemeinsames Regen und Tummeln".

Also: Das Turnen darf seinem Umfange nach nicht einseitig aus bloßen Freiübungen — oder umgekehrt nicht aus vielgekünstelten Gerätübungen bestehen, sondern *es muß in weiser Beschränkung und mit guter Auswahl das Beste und Gesundeste aus beiden Übungsarten mit Einschluß guter und nützlicher Turnspiele enthalten;* — und eben so dürfen die Spiele nicht einziges Hauptbestreben sein.

Lange hat es gewährt, ehe das Turnen zu voller Anerkennung in den maßgebenden Kreisen kam, und lange Jahre sind noch vergangen, ehe der *Betrieb des Turnens* in rechten Fluß gekommen ist.

Die Inangriffnahme des Turnbetriebs reiht sich, nachdem 1842 in Preußen der erste Anfang gemacht war, an die Jahre 1862, 1872 und 1882.

Im Jahre 1862 begann mit dem Erscheinen des ministeriellen Leitfadens die langsame Einführung in die Volksschulen und es folgten nun 10 Jahre, in welchen das Turnen ein reines Anhängsel für die Schulen war, und wo dieser Unterricht als offenbare Nebenbeschäftigung des Lehrers auch besonders bezahlt wurde.

Das wurde anders mit dem Jahre 1872, als die „Allgemeinen Bestimmungen" des Ministers Falk das Turnen mit in die andern Schulfächer einreihten und es somit auf gleiche Stufe mit jenen stellten. Dann folgten wiederum 10 Jahre des Hangens und Bangens und des Verdrusses mancher Lehrer, die jetzt das Turngeld einbüßen mußten, dafür aber bald durch die gewährten Alterszulagen entschädigt wurden. Viele Lehrer aber bekamen Gelegenheit, sich in diesem einen Schulfache besonders auszubilden und einträgliche Stellen als besondere Fach-Turnlehrer in Städten zu erwerben. Dadurch ist das Turnen immer weiter ausgebildet und mehr verbreitet worden. Ein deutscher Turnlehrerverein ist rührig und thätig. Hunderte von Turnvereinen und ein großer Turnerbund mit vielen Tausenden von jugendlichen Turnern ist entstanden und lebenskräftig geworden, die in letzterer Zeit nichts Geringeres erstreben, als durch eine gute allgemeine turnerische Ausbildung eine wesentliche Kürzung der Militärjahre zu erreichen.

Seit den sechziger Jahren begann auch eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Turnlitteratur, und manches brauchbare Buch und Büchlein ist erschienen, worunter die meisten Schriften systematische Aufstellungen der Übungen, wenige aber eine methodische praktische Verarbeitung des Übungsstoffes bieten.

Für Preußen ist der wiederholt neu aufgelegte Leitfaden maßgebend geworden, wobei es jedoch jedem Lehrer unbenommen geblieben ist, auch andere einschlägige Übungsbücher zu benutzen.

Es ist nun wohl klar, daß bei dem Betrieb dieses Unterrichtsfaches, das so recht aus reiner Praxis entstanden ist und eine bedeutende praktische Bethätigung erfordert, auch in erster Linie das Üben betont wird, ein Üben, das stets vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fort-

schreitet, dabei durch Wiederholungen Abwechselung bietet und die Turnschüler stufenweise bildet und fördert; das ist kurz: ein **Turnbetrieb nach den besten pädagogischen Grundsätzen.**

Doch ist beim Üben immerhin ein mühsames **Belehren** und ein schwieriges Unterrichten über Begriffe und Verhältnisse, die dem Volksschüler oft gänzlich neu sind, erforderlich.

Da giebt es vorzubereiten und zu erklären, was wohl am besten im geschlossenen Schulzimmer geschehen wird; besonders wenn ein ungestörter Turnplatz und eine Turnhalle fehlen und ungünstiges Wetter die Turnzeit kürzt. Die meisten turnerischen Begriffe können hier im Schulzimmer entwickelt, Belehrungen über Turngeräte und Turnspiele gegeben, auch wiederholende Besprechungen vorgenommen und wichtige Turn-Regeln sicher eingeprägt werden.

Einzelne Schüler führen z. B. einige im Schulzimmer mögliche Übungen vor, die Masse sieht zu und gewinnt eine klare Anschauung; und zwar hierdurch oft besser als durch das bloße Vorturnen des Lehrers. Die Schüler sehen hier möglichst Richtiges von Ihresgleichen, das Berichtigen aber erfolgt vor ihren Augen, und so lernen sie Richtiges und Falsches genau unterscheiden.

Die Schüler könnten auch die herrlichsten und schönsten Blüten aus der Turnlitteratur kennen und lieben lernen, sich an den köstlichen patriotischen Worten eines Gutsmuths und Jahn erfreuen und dadurch zum schönsten Tugendstreben, zu Sittlichkeit und Vaterlandsliebe, ja zu Treue und Gottesfurcht angeregt und begeistert werden.

So muß das Turnen auch als Lehrfach zur Geltung kommen, und nur so können die Übungen ihren Hauptzweck: alle Körper- und Geisteskräfte des Turnschülers anzuspannen und zu kräftigen, erreichen.

Auch läßt sich hier das Einfachste aus der Gesundheitslehre, wie es schon längst unser hochgeschätzter Kehr befürwortet hat, anfügen; wie z. B. über Erkältung und Erhitzung, richtige

Atmung und Ernährung und das Wichtigste aus der angewandten Naturgeschichte des menschlichen Körpers.

Die Turnarbeit selbst wird dem Lehrer und den Schülern dadurch wesentlich erleichtert sein, und auch das ganze Schulleben in vielen Beziehungen gewinnen, wie es Spieß klar und deutlich ausgesprochen hat.

Also zu den Übungen im Freien und an den Geräten müssen Belehrungen im gewohnten Schulraume kommen. Über ihre friedlichen Übungen müssen die Schüler reden und sich klar aussprechen und wohl auch schreiben und zeichnen lernen. Im Gefolge der Turnübungen muß die reine Turnlehre auftreten; und nur dadurch wird der gesamte Turnunterricht dann zur vollen erziehlichen Wirkung kommen.

Es kann demnach wohl der Satz aufgestellt werden:

Der Turnunterricht muß bei steter Beachtung des Übens auch als Lehrfach, das auch das Wichtigste aus der Gesundheitslehre enthalten sollte, zur Geltung kommen — und so, nicht auf wenige Sommermonate beschränkt, den andern Schulfächern gleich und ebenbürtig werden.

Durch das bloße Sommerturnen in kaum 5 Monaten mit 15 bis höchstens 18 Wochen wird das hohe Ziel des Turnunterrichts nicht erreicht werden. Soll der Turnunterricht den andern Schulfächern ebenbürtig werden, so muß er eben an allen Orten im ganzen Jahre und gerade im Winter erteilt werden; und unsere Schulzimmer müssen ohne Aufwand und Prunk sich mit der Zeit in einfache Turnsäle verwandeln.

Man muß eben bedenken, daß das Turnfach kein äußerliches Werk, sondern eine echte geistige Arbeit an der deutschen Jugend treiben will.

Dazu wird jeder Lehrer bereit sein, zumal, wenn er gewiß ist, daß die Behörden allen Ernstes an die Förderung dieses so wichtigen Erziehungszweiges gehen, und es zu erwarten steht, daß auf dem Gebiete dieses deutscheigenen Faches in nächster Zeit vielleicht durchschlagende Maßnahmen erfolgen werden. —

Warten wir also nicht erst ab, bis der förmliche Befehl

zum vollen Betriebe des Turnunterrichts ergeht, sondern lassen Sie uns den Betrieb des thatentreibenden Turnens angreifen aus voller freier Überzeugung als ein wahrhaftiges Werk der Jugendbildung und als eine Sache unseres deutschen Volkes: zur Hebung und Mehrung unserer Lehrer-Standesehre, zur Kräftigung und zum Gedeihen unseres geeinten deutschen Vaterlandes!

V.

Unser Nervensystem und seine Verrichtungen.*

Meine hochgeehrten Damen!

„Lerne dich selbst kennen!“ Dieser Ausspruch, welcher ehemals jedem entgegenstrahlte, der den Vorhof des Apollotempels zu Delphi betrat, ist auch heut noch eine Mahnung an alle, welche nach dem Lichte höherer Erkenntnis streben. „Lerne dich selbst kennen“ ruft uns der Philosoph zu, wenn er uns darauf hinweist, wie leicht wir imstande sind, uns über uns selbst zu täuschen. Ganz dasselbe sagt uns der Geistliche, wenn er uns in feierlichem Ernste an die Stimme unseres Gewissens erinnert. Eine Mahnung ähnlicher Art ergeht an uns, wenn der Arzt uns Belehrungen über den Bau und die Verrichtungen unseres Körpers erteilt und uns bemerklich macht, daß wir auch eine leibliche Stimme haben, welche uns sagt, was unserer Gesundheit nachteilig und was ihrer Erhaltung förderlich ist. Natürlich setzt der Arzt dabei voraus, daß wir ihm nicht ganz ohne Vorkenntnisse entgegenkommen, und es ist uns ja allen bekannt, daß jede Schule, die sich die Aufgabe stellt, den wesentlichsten Bedürfnissen ihrer Schüler gerecht zu werden, auch einen

* So lautet der Titel eines Vortrages, welcher in Charlottenburg vor einem Kreise gebildeter Damen behufs eines wohlthätigen Zweckes frei gehalten worden, hier aber mit einigen Umänderungen und Erweiterungen zum Abdruck gelangt.

Kursus über Bau und Leben des menschlichen Körpers in ihren Lehrplan aufnimmt. Anatomische und physiologische Kenntnisse also sind es, die ich auch bei Ihnen voraussetzen kann, und wenn auch nicht in dem Umfange, wie eine systematisch abgefaßte Anthropologie sie darbietet, so doch in einer gewissen Summe von Anschauungen, die gegenwärtig jedem Gebildeten geläufig sind.

Sie wissen, daß es Teile unseres Körpers gibt, die sich durch den ganzen Organismus hinziehen und demselben eine bestimmte Art von Diensten leisten. Es sind dies die sogenannten Systeme, und zwar zunächst das Knochen-, das Muskel- und das Nervensystem, welche dem tierischen Körper allein zukommen; und die man deshalb auch als animale Systeme zu bezeichnen pflegt. Ihnen gegenüber machen sich drei andere geltend, das Verdauungs-, das Gefäß- und das Athmungssystem, auf welche der Bau der Pflanzen sich beschränkt, und die deshalb auch vegetative Systeme genannt werden. Es sind also gewissermaßen zwei Leiber, ein tierischer und ein Pflanzenleib in uns vereinigt, welche in ihrer untrennbaren Wechselbeziehung unsere gesamte Körperlichkeit bilden. Daß diese Systeme an einzelnen Stellen des Körpers zu einer ganz besonderen Entwicklung gelangen, wie in den Sinnesorganen, ist eine Erscheinung, die uns an die Blüten und Früchte der Pflanzen erinnert, Bildungen, denen wir eine gewisse Selbständigkeit zuschreiben, weil sie sich durch eigentümliche Verrichtungen von den Systemen als solchen unterscheiden.

Nach diesem kurzen Überblick darf ich wohl zu dem Gegenstande übergehen, der uns in dieser Stunde beschäftigen soll, zu unserm Nervensystem und seinen Verrichtungen. Sie werden nicht erwarten, daß ich Sie auffordere, im Geist an den Sektionstisch eines anatomischen Lehrsaales zu treten, um nach Art der Züricher Studentinnen im Kreise junger Mediciner Anschauungen in sich aufzunehmen, die Ihnen vermutlich eher abschreckend als anlockend vorkommen würden. Versetzen wir uns aber an einen Küchentisch, wo eine Gans ausgenommen wird, oder an den Mittagstisch, wo ein schmackhafter Hasen-

braten uns von der Schüssel entgegendampft, dann werden die notwendigen anatomischen Begriffsbestimmungen sicherlich nicht ohne Reiz sein und die zu erteilenden Belehrungen auch bei Damen ein williges Ohr finden. Stellen Sie sich also vor, wir seien mit dem Verspeisen eines Gerichtes Gänseklein beschäftigt, Sie haben den Hals von seinen fleischigen Umhüllungen befreit und sind bemüht, die Wirbelkörper auseinanderzubrechen. Der gelblichweiße Strang, welcher dann zum Vorschein kommt und der die Wirbelsäule von oben bis unten durchzieht, ist das Rückenmark, der Hauptstamm des Nervensystems. Wie bei der Gans und bei dem Hasen, so ist es auch bei uns; nur daß das ganze Rückenmark aus vier Strängen besteht, die zwischen je zwei Wirbeln zu beiden Seiten einen Nebenstrang aussenden. Jeder der letzteren teilt sich dann wiederum in zwei Äste, von denen der eine zu den äußeren, der andere zu den inneren Organen geht.

Öffnen wir ferner den Schädel einer Gans, oder den eines Karpfens, so finden wir denselben mit der Gehirnmasse ausgefüllt. Das Gehirn, gewissermaßen die Blüte des Rückenmarks, besteht bei allen höheren Tieren, also auch bei uns, aus drei Teilen, dem verlängerten Mark, dem kleinen und dem großen Gehirn. Die vier Stränge, welche das Rückenmark bilden, verdicken sich nämlich nach oben wie ein Stockknopf, der vier kleine Hügel aufweist, von denen die beiden hinteren etwas höher liegen als die vorderen. In dem verlängerten Mark sind diese Hügel noch vereinigt, dann aber spalten sie sich, so daß zwischen den beiden Teilen der hinteren Hälfte ein schmales Band, die Hirnbrücke, zwischen denen der vorderen Hälfte ein breiteres Band, der Hirnbalken entsteht. Über der Hirnbrücke liegen dann die beiden Halbkugeln des kleinen Gehirns, welche die Höhle des Hinterkopfes einnehmen; über dem Hirnbalken die beiden Halbkugeln des großen Gehirns, welche den ganzen mittleren und vorderen Teil des Kopfes ausfüllen. Auf eine weiter ausgeführte Beschreibung dieses Organs können wir für unsern Zweck verzichten; von welcher Wichtigkeit dasselbe aber sein muß, geht

schon daraus hervor, daß das Gehirn des neugeborenen Kindes einen Umfang hat, welcher drei Viertel der Größe und des Gewichts von dem eines Erwachsenen beträgt, während das Gewicht des ganzen Körpers nur ein Sechzehntel von dem der künftig zu erlangenden Schwere ausmacht. Wir sehen daraus, welchen Wert die Natur auf die Bildung des Gehirnes legt.

Was nun die Nerven betrifft, so erscheinen dieselben als Fäden von verschiedener Stärke; streng genommen aber sind es Röhren, deren jede mit einem halbflüssigen Stoff gefüllt ist. Solche Röhren, die überdies mit einer häutigen isolierenden Scheide umhüllt sind, vereinigen sich zu Bündeln von größerer oder geringerer Stärke und zwar so, daß das Rückenmark, welches, von oben gerechnet, jederseits ein Bündel nach dem andern abgiebt, nach unten zu immer dünner wird, um sich schließlich in lauter einzelne Fäden, Roßschweif genannt, aufzulösen; letzteres ist auch bei jedem Seitenzweige der Fall, schließliche Auflösung in Fasern also das Wesen des gesamten Nervenbaues. Die einzelnen Stränge gehen teils zu den Muskeln, teils zu den Eingeweiden, und die dem Gehirn entspringenden zu den Sinnesorganen. Übrigens ist noch darauf hinzuweisen, daß es eben so, wie es zwei Arten von Adern, Arterien und Venen giebt, von denen die ersteren das Blut von dem Herzen fort, die anderen es nach dem Herzen zurückführen: wir auch zwei Arten von Nerven zu unterscheiden haben, motorische und sensibele Nerven. Die motorischen oder Bewegungsnerven führen von dem Gehirn zu den Muskeln; sie sind es, die im Dienste unseres Willens stehen und die Bewegungen herbeiführen. Die sensibelen oder Empfindungsnerven gehen von der Haut zum Gehirn zurück; sie sind es, die die Empfindung vermitteln, so daß sie uns schließlich zum Bewußtsein gelangt.

Der eben beschriebene Bau ist übrigens nur ein Hauptteil unseres Nervensystems; ein anderer befindet sich im Innern des Körpers, wo sich an der vorderen Seite der Wirbelsäule zwei Stämme entlang ziehen, die an verschiedenen Stellen Knoten und Geflechte bilden und deshalb Ganglienstränge genannt werden. Die Substanz dieser Nerven ist weicher, von mehr

rötlicher Färbung; der Hauptcharakter des ganzen Systems aber besteht nicht, wie bei dem vorigen, in Zerteilung und Auflösung, sondern in Trennung und Wiederverknüpfung der Fasern, wodurch die verschiedenen Geflechte gebildet werden, unter denen das Halsgeflecht, das Brustgeflecht und das im Unterleibe befindliche Sonnengeflecht die bedeutendsten sind. Die Folge dieser Art der Verteilung ist natürlich Mitteilung der Empfindungen eines einzelnen Organs an seine Umgebung, weshalb die betreffenden Nerven auch sympathische oder mitfühlende genannt werden. Wir haben demnach zwei Nervensysteme, ein animales, hinter der Wirbelsäule, das uns mit der Außenwelt in Verbindung setzt, und ein vegetatives, vor der Wirbelsäule, das uns Zustände unsers Innern zum Bewußtsein bringt. Von besonderem Interesse wird es für Sie sein, wenn ich ihnen sage, daß in dem männlichen Körper das animale, in dem weiblichen das vegetative Nervensystem das Uebergewicht hat. Das Heraustreten des Mannes in die Öffentlichkeit einerseits, und das leicht erregbare Mitgefühl der Weibes andererseits finden also in der Verschiedenheit des Nervenbaues ihre natürliche Grundlage.

Wenn schon der um 400 v. Chr. lebende Philosoph Protagoras den Menschen als das Maß aller Dinge bezeichnet, so hat Goethe ganz gewiß Recht, wenn er sagt: „Alle Naturgeschichte beruht auf Vergleichung". Und wenn Oken diese beiden Aussprüche in den einen zusammenfaßt: „Der Mensch ist das Maß und der Messer der Schöpfung" — so werden wir uns der Verpflichtung nicht entschlagen können, einen kleinen Seitenblick auf das Nervensystem der Tiere zu thun. Bei den Wirbeltieren finden wir beide Nervensysteme, wie bei dem Menschen, jedoch so, daß wir in Beziehung auf die Gehirnmasse als die entschieden Bevorzugten erscheinen. Denn während bei dem neugeborenen Kinde das Gehirn 1/25 des gesamten Körpergewichts ausmacht, beträgt es bei dem Affen nur 1/50 desselben. Mag der Affe uns äußerlich noch so ähnlich sein, seiner Hirnverrichtung nach ist er jedenfalls nur ein halber Mensch; wobei wir es allerdings nicht in Abrede stellen wollen, daß es so manchen Menschen giebt, der in der That nur als

ein halber Affe erscheinen mag. Wenden wir unsern Blick nun weiter abwärts von den Säugetieren zu den Vögeln, und von diesen zu den Amphibien und den Fischen, so bemerken wir, daß die Gehirnmasse nach und nach immer geringer und gleichzeitig auch weicher wird, so daß unsere Fische eigentlich alle an Gehirnerweichung leiden. Der Schluß auf die allmälig abnehmende Intelligenz der Tiere liegt nahe. Was nun aber die wirbellosen Tiere, das ganze Heer der Insekten und Würmer betrifft, so sind diese nur mit einem vegetativen Nervensystem versehen. Sie haben weder Gehirn noch Rückenmark, sondern lauter Ganglienmasse, doch so, daß bei den vollkommneren Insekten, wie bei den Käfern, wenigstens drei Nervenknoten durch Kopf, Brust und Hinterleib verteilt sind. Vielleicht ist diese Andeutung im Stande, die weich gestimmten Seelen der Damen über manche Grausamkeit in der Natur zu beruhigen. Beobachten wir z. B. wie ein Sperling mit einer Raupe umgeht, ehe er sie ihrer letzten Ruhestätte zuführt. Es wird derselben zwar an dem Gefühl des Schmerzes nicht fehlen; bei dem mangelnden Gehirn aber kann von einem klaren Bewußtsein desselben wohl nicht die Rede sein. Wenden wir also den Tieren immerhin unsere Teilnahme zu, seien wir in dieser Beziehung aber nicht allzu sentimental; „wir sind eben viel mehr denn sie".

Soviel über den Bau unseres Nervensystems; beschäftigen wir uns nun mit seinen Verrichtungen. Wir unterscheiden ihrer drei: Empfinden, Vorstellen und Erregen. Einige Beispiele werden die Sache klar machen.

Angenommen, wir bedienen uns bei der Befestigung eines Kleidungsstückes einer Nadel und dringen dabei bis auf die Haut, so werden wir sogleich einen stechenden Schmerz empfinden; es ist ein ungewohnter Reiz, der auf das Ende eines Nerven ausgeübt wird. Hieraus erklären sich auch die Schmerzempfindungen in bereits amputirten Körperteilen. Wenn Jemandem der kleine Finger weh thut, den er gar nicht mehr hat, so ist es die Berührung der Luft oder des Blutes mit dem Ende des Nerven, der früher zu ihm hinführte, eine Empfindung, die so lange fortdauert, als die Wunde noch offen ist, und die selbst nach

erfolgter Heilung bei einem Druck auf die Narbe wieder auftreten kann. Das Empfinden ist also eine Nerventhätigkeit.

Vorstellungen bilden sich in dem Gehirn. Angenommen, wir gehen in einem fremden Hause im Dunkeln die Treppe hinauf. Haben wir acht bis neun Stufen betreten, so fühlen wir mit den Füßen, ob wir auf einem Absatz angelangt sind; und haben wir die ganze Treppe erstiegen, so suchen wir mit der Hand oder dem Fuß nach einer Thür, nach der Strohdecke, nach der Schuhbürste, nach dem Klingelzug, und bekommen alsbald eine ziemlich klare Vorstellung, wie es auf dem Flure aussieht. Die Nervenenden an Fuß und Hand haben zunächst freilich nur eine Empfindung, aber wie auf dem Wege einer elektrischen Drahtleitung erstatten sie Bericht an das Gehirn, dessen in Erregung gesetzte Teile mit andern nicht angeregten in Spannung geraten, ein Zustand, den wir als Vorstellung zu bezeichnen pflegen. Erstaunlich bleibt dabei die Schärfe der Vorstellungen, denn wir wissen z. B. nicht bloß, daß wir einen Klingelzug ergriffen haben, wir wissen auch, ob er von Holz oder Porzellan, ob es ein metallener Ring oder ein Knopf ist; oder ob wir vor einer elektrischen Drahtleitung stehen, deren Knopf wir nicht zu ziehen, sondern zu drücken haben, und zwar wissen wir das alles im Kopfe. So mannigfaltig also sind die Künste, auf die sich unser Nervensystem versteht. Demnach ist eine Vorstellung nichts anderes als eine Gehirnthätigkeit.

Sind die Vorstellungen nun dazu bestimmt, in dem Gehirn zu bleiben? Nein! Gestatten Sie mir, daß ich Sie im Geist an ein Bild führe, welches vor mehreren Jahren ein allgemein bekannter Anziehungspunkt unserer Kunstausstellung war. Es führt uns in eine Bauernstube. An einem in der Nähe des Fensters stehenden Tische erblicken wir ein allerliebstes junges Mädchen. Der helle Sonnenschein, der durch die blank polierten Scheiben blickt, der mit frischgestreutem Sande bedeckte Fußboden, die musterhafte Ordnung in dem ganzen Zimmer und der ausgesucht saubere Anzug des jungen Mädchens — alles sagt uns: Es ist Sonntag! Vor ihr auf dem Tische liegt ein Briefbogen, das Tintenfaß steht nicht weit davon, die Überschrift ist

bereits gemacht, aber der Anfang ist noch nicht gefunden. Die linke Hand auf den Schoß gelegt, die Feder in der auf der Tischkante ruhenden Rechten, sitzt sie, behaglich zurückgelehnt, mit zur Decke gewendetem Blick, den ein holdseliges Lächeln umspielt. Die Decke ist es natürlich nicht, die sie interessiert; sie sieht sie auch gar nicht, sondern ganz andere Anschauungen und Vorstellungen erfüllen ihre Seele, denen sie gern Ausdruck geben möchte. Wird ihr das gelingen? Ohne Zweifel, wenn sie nur verständig genug ist, von der Anschauung dessen auszugehen, was sie zunächst umgiebt. Gelingt es dem Sonnenschein da draußen, ihr nur ein paar Worte in die Feder zu diktieren, so wird der Sonnenschein in ihrem Herzen alsbald seinen Abglanz in dem Gehirn finden und von da auf die Armnerven und vermittelst dieser auf die Muskeln der Finger wirken, so daß die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Papier getreulich wiedergeben, wovon Kopf und Herz erfüllt sind. Erregungen als Frucht voraufgegangener Vorstellungen gehen jederzeit von innen nach außen; und hiermit hätten wir die dritte Art der Verrichtungen unseres Nervensystems angedeutet.

In ihrer Gesamtheit sind diese Verrichtungen also nichts anderes, als ein fortdauerndes Wechselspiel zwischen der Außenwelt und unserm Innern. Beobachten wir uns nur selbst bei irgend einer Beschäftigung. Gesetzt, Sie haben Ihr Pianino geöffnet und eine Sonate auf das Pult gelegt. Ihr Auge blickt auf die Vorzeichnung und der Sehnerv berichtet an das Gehirn: fis, cis, gis. Augenblicklich wissen Sie, das Stück geht aus A-dur. Sie sehen die ersten Akkorde an; eine Vorstellung von der Art ihres Erklingens ist erweckt, die Arme einer anmutigen Zauberin setzen sich in Bewegung, die Finger spreizen sich, und das Wechselspiel zwischen dem Notenblatt und den in Schwingung gesetzten Saiten beginnt. Oder denken Sie an das, was in diesem Augenblick zwischen uns vorgeht! Ich als der Vortragende habe dies und jenes gelesen, eins und das andere durchdacht; meine Seele ist davon erfüllt, und gleichzeitig regt sich das Verlangen, es Ihnen mitzuteilen, die Vorstellungen, die ich mir gebildet, zu Ihrem Eigentum zu machen. Alsbald beginnt auch



die Arbeit: Zunge und Lippen setzen sich in Bewegung; der Hauch meines Atems erzeugt die Luftwellen mit allen ihren Modifikationen; die Schwingungen gelangen unmerklich an das Trommelfell Ihres Ohres, der Gehörnerv übermittelt das Dargebotene an Ihr Hirn, und ein geheimnisvolles Band ist geknüpft, das zwei Vorstellungswelten aneinander kettet, die sich als Spontaneität meinerseits und als Rezeptivität Ihrerseits in überraschender Weise kundgeben.

So ist also unser Nervensystem den ganzen Tag in Bewegung. Spannung zwischen Nervenenden und Gehirn, selbständige Hirnspannungen und Rückwirkung der letzteren auf die Muskeln, hierin besteht unser gesamtes Arbeiten, seien es nun mechanische Thätigkeiten, die wir vollziehen, oder seien es irgend welche Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst. So sieht es mit uns aus, wenn wir gesund sind; wie aber in Krankheitsfällen? Treten irgendwo Störungen ein; unterläßt es der Verdauungsapparat, uns in regelrechter Weise zu ernähren; ist unterdrückte Hautthätigkeit Veranlassung zur Stockung der in dem Körper zirkulierenden Säfte geworden; oder hat Aufenthalt in dumpfiger Luft den Lungen nicht die ihnen unentbehrliche Menge von Sauerstoff zugeführt: so beginnt das sonst so geduldig ausharrende Nervensystem eine Thätigkeit, die uns in einen unbehaglichen Zustand versetzt. Spannungen zwischen den Knoten und Geflechten fangen an, sich bemerklich zu machen, setzen sich fort bis zu den vorderen Nebensträngen des Rückenmarks und erstatten alsbald Bericht an das Gehirn, wo ein Bewußtsein von der Art des Schmerzes entsteht, den wir innerlich empfinden. Über solchen Schmerz sollten wir eigentlich nicht murren; wir sollten ihn vielmehr als eine Wohlthat betrachten. Ist er doch wesentlich nichts anderes als eine freundliche Erinnerung der Natur, die uns darauf aufmerksam macht, daß wir neben den der Außenwelt zugewendeten Beschäftigungen auch an uns selbst denken sollen. Dafür also zu sorgen, daß animales und vegetatives Nervensystem nicht in ein gespanntes Verhältnis zu einander geraten, das versteht man unter Rücksichtnahme auf seine Gesundheit.

Wie wir vorher, als von dem Bau des Nervensystems die Rede war, einen kleinen Seitenblick auf das der Tiere gethan haben, so werden wir wohl nun auch die Frage stellen müssen: Wie mag es mit dem Seelenleben der Tiere aussehen? Fragen wir sie selbst. Sie sagen es uns durch die Art ihres Verhaltens. Gestatten Sie mir auch hier Anführung einiger Beispiele aus meiner Erfahrung.

Zur Kräftigung meiner Gesundheit befand ich mich einst auf dem Lande, wo ich Wohnung bei einem Müller genommen hatte. Es war beschlossen worden, am Nachmittag um drei Uhr auszufahren, und pünklich, wie ich es gewohnt bin, war ich mit dem Glockenschlage da. Als man mir aus dem Fenster zurief, die Damen würden gleich kommen, so nahm ich vorläufig Notiz von den Pferden, deren eins ein schlimmes Auge hatte. Eine Eitermasse in dem inneren Augenwinkel schien es auf empfindliche Weise zu belästigen; die Aufforderung zu einer Hülfsleistung lag also nahe. Ich trat seitswärts zu einem Fliederstrauch, löste ein Blatt ab, reinigte es von Staub, wickelte es mir um den Zeigefinger und trat zu dem Pferde heran. Meinem Ergreifen seines Nasenrückens setzte es allerdings Widerstand entgegen; aber mein Entschluß war einmal gefaßt, das Fliederblatt wurde genötigt, seine Schuldigkeit zu thun. Da das Auge noch nicht völlig rein war, so nahm ich jetzt ein zweites Blatt und verfuhr damit auf dieselbe Weise. Das Pferd hatte alles genau beobachtet, und als ich jetzt mich ihm nahte, neigte es mir seinen Kopf ganz von selbst entgegen; es gab mir zu verstehen, ich hatte ihm wohlgethan.

Ein anderes Bild. Eines Nachmittags nach Hause gekommen, als die Kaffeezeit vorüber war, mußte ich nachexerzieren, und zwar in ziemlich verdrießlicher Stimmung, wie sie das Amtsleben wohl gelegentlich mit sich bringt. Am Fenster hing das Bauer mit dem Kanarienvogel, dem der helle Sonnenschein die heitersten Melodieen entlockte. Ich aber, mit meinem Ärger beschäftigt, sah und hörte nicht, unterließ es auch, ihm wie sonst ein Stückchen von Milch durchzogener Semmelkrume zwischen die Messingstäbe zu stecken. Er sah mich an, rief zu verschiedenen

Malen, erst freundlich bittend, dann immer dringender, aber vergeblich. Ich dachte: Ruf du nur! heut ist Fasttag für dich; es giebt nichts. Aber mein Kanarienvogel war schlauer als ich ahnte. Als er bemerkte, daß sein Rufen wirkungslos war, ergriff er den oberen Knopf seines Futternäpfchens mit dem Schnabel und rüttelte damit gegen die Stäbe, bis ich aufmerksam wurde. Daß nun aller Groll vorüber war, daß ich ihm jetzt schleunigst brachte, wonach er verlangte, und sein Ruf des Dankes jetzt viel freundlicher klang als vorher, Sie werden es gewiß nicht bezweifeln und werden mir Recht geben, wenn ich behaupte: auch ein Kanarienvogel weiß sich zu helfen.

Folgen Sie mir jetzt nach dem zoologischen Garten und machen wir Halt vor dem Löwenkäfig, in dem wir die Löwin mit drei wenige Wochen alten Jungen erblicken. Kinder verlangen nach Spielzeug; den kleinen Löwen hatte man in richtiger Erwägung ihrer Bedürfnisse eine hölzerne Kugel in den Käfig gelegt, mit der sie sich belustigten wie eine Katze mit dem zur Erde gefallenen Knäuel ihrer Gebieterin. Aber nur zwei der Jungen hatten an diesem Spiel ihre Freude, das dritte ging mit gesenktem Kopfe an der Wand des Käfigs auf und nieder, augenscheinlich mit sich selbst beschäftigt, ohne irgend welches Interesse für seine Umgebung. Als die Alte diesem Treiben eine Weile zugesehen, erhob sie sich, faßte den kleinen Melancholiker mit ihren Zähnen bei dem Genick, trug ihn zu seinen Geschwistern und zeigte ihm vermittelst der Tatze, welche Unterhaltung er sich durch die Kugel bereiten könne. Verlorene Liebesmüh! Ein paar matt ausgeführte Bewegungen mit der einen Vorderpfote, und die Kugel wurde den Geschwistern überlassen wie vorher; der Gang an der Holzwand war das, was er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte. Aber auch die Mutter schien geneigt, ihren Willen durchzusetzen und noch dazu mit dem nötigen Nachdruck. Sie erhob sich noch einmal, erfaßte den unfolgsamen Kleinen bei dem Schwanz, zog ihn zur sichtbaren Ergötzung aller Zuschauer durch die Arena bis an die Kugel, versetzte ihm einige leichte Schläge mit der Tatze und glaubte nun, ihren Zweck erreicht zu haben. Vergebliche Hoff-

nung! Die Scene blieb dieselbe. Nunmehr legte die Alte sich nieder und ihr sinnender Blick sagte uns deutlich: Kindererziehung ist keine leichte Arbeit; eine vernünftige Pädagogik verlangt auch Berücksichtigung der Individualität.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen jetzt noch eine vierte Beobachtung mitteile, die mich von allem, was mir auf dem Gebiete des Tierlebens je begegnet ist, am lebhaftesten interessiert hat. Es war an einem heißen Sommertage; ich hatte den ganzen Nachmittag gearbeitet und ging, erst als die Sonne sich senkte, in mein Hinterzimmer, um mich zu einem kurzen Spaziergange bereit zu machen. Ein Blick aus dem Fenster erinnerte mich daran, daß es Sonntag war, denn alles lag still und öde um mich her, auch sämtliche Dienstboten waren ausgeflogen. Die Hühner meines Hauswirtes waren das einzige, was ich auf dem Hofe erblickte, doch nur noch wenige Minuten, so schickten auch sie sich an, sich zur Ruhe zu begeben. Eine nach der andern flog die Leiter hinauf und verschwand hinter der kleinen, offen stehenden Thür. Der Hahn ging aufmerksam hin und her, beobachtete jede einzelne und ließ seine Blicke über den ganzen Hof schweifen. Endlich hatte jede ihr Ruheplätzchen gefunden. Nur eine einzige stand noch still und schweigsam auf dem nahe der Leiter befindlichen Hauklotz und schien den andern nicht folgen zu wollen. Der großen Hitze ungeachtet hatte sie Kopf und Hals zwischen die Schultern gezogen; ihre Flügel hingen schlaff herab, und Kamm und Kehllappen verrieten durch ihre bleiche Farbe, daß das Tier krank war. Der Hahn sah sie mit bedenklichen Blicken an, wartete ein Weilchen, scharrte dann im Sande und rief mit seinem bekannten Lockton, als ob er etwas Leckeres gefunden hätte. Aber alles umsonst, die Patientin rührte sich nicht. Nun flog er selbst zu ihr hinauf und wieder herunter, als wollte er ihr den Weg zeigen; und als auch das nicht half, pickte er zu wiederholten Malen mit dem Schnabel auf ihre Schulter, bis sie sich endlich dem Rande des Blockes näherte. Jetzt flog er ihr voran, und bald darauf war auch sie unten angekommen. Das erste Stadium des Weges war also erreicht, aber wie war sie zu dem Bodenraum

emporzubringen? Der Hahn ging jetzt so lange zwischen dem Hauklotz und dem Fuß der Leiter hin und her, bis sie sich entschloß, ihm zu folgen; zum Auffliegen jedoch schienen ihr die Kräfte zu fehlen. Nun flog er kühn über sie hinweg bis auf die Mitte der Leiter, und rief und lockte so lange, bis sie ein paar Sprossen emporgekommen war. Dann flog er hinunter auf den Boden und folgte ihr, endlich wieder über sie hinweg bis auf die Platte, an welche die Leiter sich anlehnte, und wartete hier geduldig, bis sie auch diese Stelle erreicht hatte. Jetzt trat er wahrhaft höflich bei Seite, ließ sie zur Thür hineingehen und folgte ihr, augenscheinlich befriedigt, sein Ziel erreicht zu haben. Eben wollte ich mich vom Fenster zurückziehen, da trat mein sorgsamer Hahn wieder heraus und ließ dreimal ein kräftiges Kickeriki erschallen; es schien ihm Bedürfnis, der Freude seines Herzens Luft zu machen. Mehrere Jahrzehnte sind seitdem verflossen, und jener Hahn ist längst zu seinen Vätern versammelt; aber das, was er Gutes gethan, soll ihm unvergessen bleiben, und ich denke, niemand braucht sich zu schämen, von ihm zu lernen.

Weiterer Beispiele bedarf es wohl nicht, um zu beweisen, daß auch die Tiere eine Seele haben, und wer wäre nicht geneigt, auch auf diese Beobachtungen Schillers treffendes Distichon anzuwenden:

„Willst du dich selber erkenneu, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz".

Das interessante Wechselspiel der Gegensätze zwischen Nervenenden und Gehirn ist ein stetiges Auf- und Niederwallen wie Ebbe und Flut auf dem Spiegel des Ozeans. Sein Gegenteil ist der Schlaf, in den übrigens nur die animalen Systeme verfallen. Die vegetativen Verrichtungen, Verdauung, Herzschlag und Atmung, nehmen auch bei der Nacht ihren Fortgang, da die betreffenden Organe in naher Beziehung zu dem Kreislauf des Blutes stehen. Der bekannte Wechsel zwischen Wachen und Schlafen ist aber nicht bei allen Geschöpfen derselbe. Am schärfsten finden wir ihn ausgeprägt bei den vollkommensten Wesen; je tiefer die Stufe, auf welcher die Tiere stehen, desto

weniger ist von einem festen Schlaf etwas zu bemerken. Mutige Pferde stampfen die ganze Nacht; Hunde erwachen bei dem geringsten Geräusch; und unsere Goldfische halten wenigstens unausgesetzt die Augen offen.

Wie aber geht der Wechsel zwischen Wachen und Schlafen vor sich? Von Beobachten kann hier natürlich keine Rede sein, da uns niemand am Morgen zu sagen vermag, wie er am vorigen Abend eingeschlafen ist. Und doch möchten wir gern wissen, wie sich unser Nervensystem hierbei verhält. Jedenfalls geht alles mit natürlichen Dingen zu. Durch die unausgesetzte Einwirkung des Lichtes auf den Sehnerven, des Schalles auf den Gehörnerven strömt nach und nach so viel Blut zur Rindensubstanz des Gehirns, daß schließlich aller Gegensatz zwischen angeregten und in Ruhe befindlichen Teilen erlischt, oder, wie wir es in der Sprache des gemeinen Lebens auszudrücken pflegen, eine Anspannung nicht mehr möglich ist, weil wir uns eben abgespannt fühlen. In diesem Zustande legen wir uns nieder und bringen uns vorläufig in eine möglichst bequeme Lage. Mit dem Erschlaffen der Muskeln erlischt zunächst das Bewußtsein von der Existenz unserer Gliedmaßen. Aber auch die Thätigkeit der Sinne läßt nach. Die Augenlider schließen sich, wir sehen nicht mehr; das Trommelfell und die Muskeln der Gehörknöchelchen erlahmen, die Schallerscheinungen werden immer matter und matter. Gleichwohl bleiben unsere Sinne auch im Schlafe die Wächter unseres Daseins, wenn auch in beschränktem Maße. Ein Lichtschein, der an unserm Auge vorübergeht, ein Ruf bei unserm Namen, sie können uns selbst aus tiefem Schlafe aufwecken. Ja sogar das Aufhören einer Bewegung kann die Ruhe eines Schlummernden unterbrechen. Müller wachen auf, wenn die Mühle stehen bleibt; der auf dem Bock eingeschlafene Postillon wird munter, wenn die Pferde auf der Station gewohnheitsmäßig anhalten; Eisenbahnreisende erwachen, sobald der Zug nicht mehr in Bewegung ist. Daß für normale Verhältnisse der Schlaf vor Mitternacht der beste ist, wird so leicht von niemand bestritten werden, der seine Erfahrung zu Rate zieht; die Zeit, wo eine Stelle der Erdoberfläche der Sonne





gerade abgewandt ist, sollte die Bewohner derselben stets in tiefem Schlummer finden, die Annäherung an das Tageslicht sie mahnen, sich von ihrem Lager zu erheben. Sieben bis acht Stunden Schlaf sind für Erwachsene ein richtiges Maß; jüngere Kinder bedürfen allerdings mehr.

Sind die Gegensätze zwischen Nervenenden und Gehirn erloschen, so bleiben doch immer noch selbständige Hirnspannungen übrig, die das Wechselspiel der Tagesarbeit fortsetzen, allerdings in einem beschränkten Raume, der indessen Spielraum genug für eine gewisse Art von Thätigkeit übrig läßt, denn „eng ist die Welt und das Gehirn ist weit, leicht bei einander wohnen die Gedanken“. Diese selbständigen Hirnspannungen sind die Grundlagen für unsere Träume, für Sie, meine Damen, jedenfalls ein besonders interessantes Kapitel. Lassen Sie uns, um in dies wunderliche Gebiet von Erscheinungen einige Ordnung zu bringen, zwei Hauptarten derselben unterscheiden, solche, die wir an uns selbst wahrnehmen, und andere, die uns in Beziehung zur Außenwelt setzen, also subjektive und objektive Traumerscheinungen.

Zu den *subjektiven Traumerscheinungen* gehört zunächst das bekannte *Fallen im Schlaf*, über das sich selbstverständlich schon viele Leute den Kopf zerbrochen haben. Denken wir aber näher darüber nach, so werden wir uns erinnern, daß es gewöhnlich eintritt, wenn wir uns mit der Empfindung großer Hinfälligkeit niedergelegt haben. Mit dem Aufhören des Bewußtseins von dem Zusammenhange zwischen Gehirn und Nervenenden verlieren wir natürlich das Gefühl der Sicherheit; wird aber durch die erhöhte Blutzirkulation die Kette zwischen sensibelen und motorischen Nerven geschlossen und das Bewußtsein wiederhergestellt, so ist es natürlich, daß wir, wie bei einem elektrischen Schlage, einen Ruck bekommen, der uns natürlich um so mehr auffallen muß, als er uns gewöhnlich im besten Schlafe überrascht. — Verwandt hiermit ist eine andere Erscheinung, das Gefühl einer auffallenden *Kraftlosigkeit*. Wir beobachten uns bisweilen in einem Zustande, als hätten wir Bleigewichte an den Füßen, so daß wir keinen Schritt vorwärts thun können,

so gern wir auch möchten. Es ist dies wohl nichts anderes als eine Wirkung der Lage, zufolge deren ein ungewohnter Druck auf einen der Bewegungsnerven ausgeübt worden ist. Machen wir doch ähnliche Erfahrungen auch im wachen Zustande, wenn wir durch angespanntes Denken verhindert worden sind, auf die Stellung unserer Füße zu achten. Tritt dann in der geistigen Arbeit ein Pause ein, und nehmen wir vielleicht Veranlassung, uns von unserm Sitze zu erheben, so wird es nicht selten vorkommen, daß ein Druck, welchen unser Oberschenkel durch die Stuhlkante erfahren hat, einen lähmenden Schmerz hervorruft, so daß wir gleich einem Gichtbrüchigen einherschreiten, bis das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt ist. — Im Gegensatz zu den beiden ebengenannten Traumerscheinungen lassen Sie mich nun noch des Fliegens gedenken, das zu den anmutigsten Erfahrungen des jugendlichen Alters gehört. Haben wir uns mit dem Gefühl körperlicher Müdigkeit, gleichzeitig jedoch in innerlich gehobener Stimmung niedergelegt, so ist es jedenfalls außer Frage, daß wir uns dem Schlummer mit einem gewissen Behagen überlassen. Wie manches Mal erblicken wir uns dann im Zimmer, oder in einem uns bekannten Hofraume, nicht mit den Füßen auf dem Boden wandelnd, sondern frei emporschwebend, aufsteigend zu immer höheren Regionen, so daß wir über uns selbst in Verwunderung geraten, eine Seelenthätigkeit, die sich auch im wachen Zustande noch fortsetzt. Woher diese Erscheinung? Haben wir uns frisch und gesund, aber mit dem wohlthuenden Verlangen nach Ruhe niedergelegt, so ist es selbstverständlich, daß zunächst alle peripherischen Organe ihre Bewegungen einstellen, und daß die Vorstellungen von irgend welchem Anreiz zu willkürlicher Thätigkeit nach und nach immer schwächer werden, bis uns schließlich nur noch der Flügelschlag unserer Lungen zum Bewußtsein kommt. Wenn wir uns nun mittels dieser Schwingen zu höheren Regionen erheben, so ist es natürlich, daß die dem Gehirn übermittelte Anschauung die momentan in sich selbst zurückgezogene Seele mit gerechtem Erstaunen erfüllen muß.



Gehen wir nunmehr zu den objektiven Traumerscheinungen über. Beobachten wir zunächst die Tiere, so

wissen wir recht gut, daß auch diese träumen; Kanarienvögel singen, Hunde bellen und knurren im Schlaf. Sie müssen also Traumerscheinungen haben, welche ihre Stimmwerkzeuge in Bewegung setzen. Daß auch Kinder träumen, ist allgemein bekannt. Welche Mutter hätte nicht ihr Kind mit innigstem Wohlbehagen im Schlafe lächeln sehen; welche hätte nicht mit bangem Herzen hingehorcht, wenn es etwa anfing zu weinen. Auch dem Kinde schweben also während des Schlafes Erinnerungen dessen vor, was ihm im wachen Zustande begegnet ist. Demnach sind Träume nichts anderes als Reminiscenzen aus der Wirklichkeit, was wir schon daraus schließen können, daß wir nie von einem dunklen Raume träumen. Wollen wir die Träume erklären, so haben wir sie teils aus physiologischen, teils aus psychologischen Gesetzen abzuleiten; jedenfalls sind sie uns nicht von außen her gesendet, sondern unsere eigene Arbeit, aber freilich eine Nachtarbeit und darum stets von geringerem Werte als das, was wir mit hellem Bewußtsein zu Tage fördern.

Auch die objektiven Träume sind verschiedener Art und zwar meistens Visionen oder Gesichtserscheinungen, die uns auch vorschweben, wenn wir am hellen Tage träumen. Angenommen, wir haben eine anziehende Lektüre bis zu einem besonders anregenden Punkte fortgesetzt; wie oft begegnet es uns da nicht, daß wir das Buch herabsinken lassen, mit offenem Auge auf einen vor uns befindlichen Gegenstand hinstarren, denselben aber gar nicht sehen, sondern zuschauen, wie die in dem Buche geschilderten Gestalten an unserm inneren Auge vorüberziehen. Es sind eben Hirngespinnste, die wir im Fluge zu Stande bringen, mögen die Fäden auch nur ganz locker zusammenhalten und beim ersten Lichtstrahl, der in das Auge und somit auch in die Seele fällt, wieder auseinanderflattern.

Neben den Visionen haben wir aber auch Gehörerscheinungen. Ich führe ein Beispiel aus meiner Erfahrung an. Als es mit meinem Vater nach lange dauerndem Leiden zu Ende ging, wollte er in seinem Krankenzimmer nicht bleiben. Er verlangte nach meinem Schlafzimmer gebracht zu werden was auch bald geschah, eine Umwandlung, die der fast achtzig-

jährige Mann mit dem frohen Ausruf begrüßte: Hier ist es schön; hier habe ich doch Luft und Licht. Acht Tage später erfolgte die lang ersehnte Auflösung. Nachdem die Bestattung vollzogen, das Sterbezimmer gelüftet und gereinigt war, suchte ich meine gewohnte Schlafstätte wieder auf, es war genau dieselbe, an welcher mein Vater gestorben war. Ich gebe zu, daß ich am ersten Abende mich nicht mit derselben Seelenruhe niederlegte, wie in früheren Tagen; da ich aber durchaus nicht abergläubisch bin, so unterdrückte ich die unbehagliche Stimmung und versuchte, mich wie sonst dem Schlummer zu überlassen. Indessen war es nur ein Halbschlummer, aus dem ich bald wieder aufschreckte, indem ich mich deutlich bei meinem Vornamen rufen hörte. Es war die Stimme meines Vaters mit demselben Klange, wie ich sie oft vernommen, als er noch am Leben war. Mich aufrichten und in dem Zimmer umsehen, in welchem die Leiche drei Tage gestanden, war das Werk eines Augenblicks; gleichzeitig aber war ich bemüht, mir die Erscheinung zu erklären, was mir auch durchaus nicht schwer wurde. Da ich nämlich vor dem Einschlafen lebhaft an meinen Vater gedacht und mir so manche Vorgänge aus unsern gegenseitigen Beziehungen vergegenwärtigt hatte, so mußte das Gehirn mit diesen Anschauungen erfüllt sein. Strömte nun infolge erhöhter Wärme das Blut von dem großen nach dem kleinen Gehirn und von diesem an den Gehörnerv heran, so mußte derselbe in Schwingungen versetzt werden, und zwar jetzt von innen her in dieselben, in welche er früher von außen her versetzt worden war; kein Wunder also, daß ich unter den obwaltenden Umständen die Stimme meines Vaters vernahm, nur daß sie mir nichts Neues, nichts von seinem veränderten Aufenthalte sagte.

Bedenklicher freilich erscheinen nun die ängstlichen Träume, deren sich fast jeder mit einer Art von spöttischem Lächeln erinnern wird. Nicht selten erblicken wir uns nämlich in einem unvollständigen Anzuge und zwar zu einer Zeit, wo wir genötigt sind, vor Personen zu erscheinen, denen wir eine gewisse Achtung schulden und vor denen wir uns in mangelhafter Kleidung nicht zeigen dürfen. Was ist solcher Traum anders, als eine Ver-

knüpfung des Zustandes, in welchem wir uns vor dem Niederlegen gesehen, mit den Beziehungen, zu welchen wir durch unsere Berufsthätigkeit genötigt sind, ein rascher Übergang von einer Vorstellung zur andern, die wir im bewußten Zustande deutlich auseinander halten, im bewußtlosen dagegen mit einander vermengen, ein Vorgang, der uns an das bekannte Wort Napoleons I. erinnert: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas“.

Ängstliche Träume entstehen besonders auch dann, wenn wir mit überladenem Magen zu Bett gegangen sind. Hat sich infolge solcher Ausschreitung Luft in dem Gallendarm oder im Magen angesammelt, von wo aus sie einen Reiz auf das benachbarte Zwerchfell ausübt, so ist es selbstverständlich, daß die sehr sensibelen Nerven desselben die Reizung zu dem oberen Rückenmark und dem Gehirn fortsetzen und auch hier Spannungen hervorrufen, wie sie in wachem Zustande bei unangenehmen und widerwärtigen Vorfällen aufgetreten sind, und an die wir dann im Traum erinnert werden.

Die meiste Not indessen bereiten uns die verworrenen oder wunderlichen Träume, weil wir einen Zustand nicht zu fassen vermögen, in dem alle Logik aufhört. Und doch lassen sich auch solche Trugbilder in ihre Elemente auflösen, wenn wir nur Kraft genug besitzen, uns voraufgegangene Erinnerungen wieder vor die Seele zu führen. Ein Beispiel wird die Sache klar machen. Nach einer Fußwanderung durch die nördlichen Abhänge des Riesengebirges legte ich mich am Abend nieder, und, wie dies auf einer Reise gar nichts Seltenes ist, mehr mit meiner Heimat und mit meinem Studirzimmer beschäftigt, als mit dem, was der abgelaufene Tag mir gebracht hatte. Da träumt mir nun, ich sei an einem schönen Sommermorgen recht früh aufgestanden. Ich verlasse mein Schlafzimmer, gehe nach vorn, öffne die Fenster meines im vierten Stock belegenen Arbeitszimmers und blicke hinab auf die Straße. Alles ist noch öde und leer; nur die Straßenkehrer biegen plötzlich um die Ecke und beginnen ihr Reinigungswerk. Aber wie wunderlich sind sie heut angezogen? Statt der grauen Kittel haben sie Röcke an, die aus lauter viereckigen Lappen zusammengesetzt sind, die

noch dazu in den mannigfachsten Farben erscheinen, teils gelb und violett, oder grün und rötlich, teils aber auch in bogenförmig umsäumten Stücken, die noch dazu nicht auf einer Stelle festsitzen, sondern sich in langsam dahinziehender Bewegung befinden. Wie kommt unser Polizeipräsident nur zu einer so seltsamen Uniformirung dieser Mannschaften? Indem ich diesem Gedanken nachhänge, erwache ich, richte mich aber auch sogleich auf, um die seltsame Phantasmagorie beim Schopfe zu fassen und nicht eher wieder loszulassen, als bis ich ihren Zusammenhang entdeckt, das Rätsel ihres wunderlichen Daseins gelöst habe. Die Sache war einfacher, als ich dachte. Mit einigen Reisegefährten auf den Gräbersteinen zwischen der Kirche Wang und der Annakapelle stehend, hatte ich Tags zuvor auf die reichen Fluren Schlesiens hingeblickt, die im hellsten Sonnenschein zu unsern Füßen lagen. Die regelmäßig abgeteilten, in verschiedenen Farben sich darstellenden Frucht- und Ackerfelder waren der Gegenstand unserer Unterhaltung, die in malerischer Zerstreuung darüber hinziehenden Wolkenschatten eine Erscheinung gewesen, die meine Blicke ganz besonders gefesselt hatte. Mit diesem so leicht wiederherzustellenden Bilde und gleichzeitig mit dem Gedanken an meine hochgelegene Wohnung in der Heimat hatte ich mich niedergelegt; war es also zu verwundern, wenn die beiden Anschauungen mit einander vermengt, die Form der verschiedenfarbigen Getreidefelder und die der bewegten Wolkenschatten auf die Kittel der Straßenkehrer übertragen wurde? Achten wir nur recht sorgfältig auf das, was wir erlebt, auf die Anschauungen, die wir in uns aufgenommen haben; die Erklärung unserer Traumerscheinungen wird uns nur selten unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten.

Gleichwohl ist die Frage nach der Bedeutung dieses oder jenes Traumes, und die Neigung, Träume auszulegen, so alt wie das Menschengeschlecht. Die Bibel sagt: Träume kommen von Gott, und der Glaube wie der Aberglaube pflichten ihr bei; übrigens wohl nicht ohne Grund, denn wer ein Leben in Gott führt dem wird das göttliche Wesen auch im Traume nicht fern sein. Der Arzt dagegen, bei dem wir uns über schwere Träume



beklagen, sagt uns vielleicht: Träume kommen aus dem Magen! Und zwar hat er vollkommen recht, wenn sein Patient ein Freund von reichlichen Abendmahlzeiten und aufregenden Getränken ist. So wird es denn zweifellos auch hier heißen: „Prophete rechts, Prophete links; das Weltkind in der Mitten!“* Und dieses Weltkind ist denn kein anderer als der Naturforscher, der uns sagt: Träume sind naturgemäße Erscheinungen, zu deren Deutung wir keiner Traumbücher bedürfen, die uns gewöhnlich ebenso im Stich lassen, wie die alten Frauen, die nichts Gescheidtes gelernt haben, sich aber für viel klüger halten, als die „einfältigen Gelehrten“, die mit ihrer Weisheit freilich oft keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Wer das will, der muß schon etwas von der Natur eines Faust besitzen. Was aber ist denn nun des Pudels Kern? Jedenfalls nichts anderes als die Regulierung der Traumerscheinungen durch den Verstand.

Beobachten wir unser Inneres im wachen Zustande, so werden wir zwei Kräfte der Seele entdecken, die uns in unausgesetzter Thätigkeit erhalten: die Einbildungskraft, vermöge welcher wir aufgenommene Anschauungen nach Willkür hervorrufen, und das Kombinationsvermögen, vermöge dessen wir einzelne Anschauungen mit einander verknüpfen, ein Vorgang, den wir wohl auch als Assoziation der Ideeen zu bezeichnen pflegen. Diese besonders in müßigen Stunden sich vollziehende Arbeit ist nichts anderes als eine Art Dichtung, durch welche die Phantasie sich bisweilen Bilder schafft, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. So weilt die fromme Empfindung am Throne des Schöpfers, der seine Boten herabsendet zu den der Hülfe bedürftigen Menschen, gleichwie der Adler aus den Wolken zur Erde herniederschwebt, und Engelgestalten mit Flügeln stellen sich dem Geistesauge dar, obwohl das leibliche Auge dergleichen nie gesehen hat. Oder wir erinnern uns der Gestalt eines Pferdes, denken aber gleichzeitig daran, wie sich ein Vogel mit seinen Schwingen in die Luft erhebt. Alsbald werden dem Pferde die Flügel angedichtet und der Pagasus ist

* Vgl. Goethe Bd. 2, S. 236. Diné zu Koblenz im Sommer 1774.

fertig, um den begeisterten Sänger zu den Höhen des Parnasses emporzutragen.

Nun denn, wird es uns im wachen Zustande nicht schwer, oft die seltsamsten Dinge miteinander zu verknüpfen und, wie man zu sagen pflegt, von dem Hundertsten auf das Tausendste zu kommen, so wird dies im Traume wohl noch leichter möglich sein. Phantasie und Kombinationsvermögen gleichen dann zwei Lehrjungen, die, nachdem der Meister die Werkstatt verlassen, in derselben zurückgeblieben sind, um daselbst allerlei Thorheiten zu treiben. Dieser Meister aber ist kein anderer als unser Verstand. Kehrt derselbe mit dem Erwachen zurück, so hört natürlich aller Unfug auf, und die Assoziation der Vorstellungen räumt der logisch geordneten Geistesthätigkeit die ihr gebührende Stelle ein.

Außer den verworrenen Träumen giebt es nun auch beängstigende Traumerscheinungen, die bei verschiedenen Menschen ein ganz verschiedenes Gepräge zeigen und gleichwohl einer und derselben Quelle entstammen. In Marienbad, wo ich mich einst zur Kur aufhielt, hatte sich eines Tages nach Tische ein kleiner Kreis aus Männern der verschiedensten Stände gebildet. Um uns des streng verpönten Mittagsschlafes zu erwehren, wurde eine Unterhaltung angeknüpft, die uns bald auf das Gebiet der Träume führte und in der besonders die peinlichen Zustände zur Besprechung gelangten, die ja einem jeden aus seiner Erfahrung bekannt sind. Kaum hatte ich mitgeteilt, wie ich bisweilen bereit sei, zur Schule zu gehen, wie ich alles in Ordnung habe, aber ein Buch, das ich notwendig brauche, durchaus nicht finden kann und darüber in einen Zustand unglaublicher Angst gerate — als ein Prediger das Wort ergriff und sagte: Ganz eben so geht es mir. Ich befinde mich bisweilen in der Sacristei, in der Kirche wird bereits der letzte Vers gesungen; ich soll vor den Altar treten, um die Liturgie abzuhalten, ich suche meine Agende und kann, und kann sie nicht finden, bis ich endlich in Hast und Beklemmung erwache, froh, daß das Ganze nur ein Traum gewesen. Nun, meine Herren, fuhr ein alter Major fort, Sie werden mir zutrauen, daß ich

nicht feige bin, aber im Traum wünsche ich mir manchmal, ich wäre, wo der Pfeffer wächst, um nur nicht genötigt zu sein, vor die Front meiner Soldaten hinzutreten. Es geschieht nämlich gar nicht selten, daß ich zum Appell muß. Ich bin vollständig angezogen, der Degen ist angelegt, die Schärpe umgebunden, ich suche Helm und Handschuhe und kann sie nirgend finden. Die Zeit drängt, ich stehe wie auf Kohlen, bis ich endlich erwache und meinem Gott danke, daß ich noch im Bett liege. Wer merkt hier nicht deutlich, daß diese so verschieden sich darstellenden Traumgebilde völlig übereinstimmende Wirkungen einer und derselben Ursache sind, die wir jedoch nicht außer uns, sondern in uns selbst zu suchen haben. Unsere Traumerscheinungen sind nichts anderes als der Spiegel unseres eigenen Daseins, oft freilich ein sehr trüber Spiegel, der einer sorgfältigen Reinigung bedarf.

Welcher Wert ist demnach unsern Träumen beizulegen? Jedenfalls ist derselbe sehr zweifelhaft. Haben wir lebhaft geträumt, so fühlen wir uns in der Regel matt und angegriffen; sind dem Erwachen nur einige, mehr oder weniger gleichgültige Traumerscheinungen vorangegangen, so fühlen wir uns frisch und gekräftigt. Bei unschuldigen Kindern werden wir auf dem schlummernden Antlitz nicht selten ein Lächeln bemerken, das den halb geöffneten Mund umspielt; edle Naturen pflegen angenehme, verworfene Menschen wilde Träume zu haben; bis zu einem gewissen Grade wird man den Menschen also auch für seine Träume verantwortlich machen können. Jedenfalls hat das Sprüchwort: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“ eine Bedeutung, die jedem eine ernste Mahnung sein sollte.

Der tiefe Schlaf ist von Träumen frei und soll es sein. Gehen wir abends auseinander, so vernehmen wir daher allerseits Wünsche, wie: „wohl zu schlafen“; „angenehme Ruh“; oder höchstens: „Lassen Sie sich recht was Süßes träumen!“ Klagt uns dagegen jemand, daß er fast die ganze Nacht kein Auge zugethan, oder daß er lauter verworrenes Zeug geträumt habe: so werden wir sogleich zum innigsten Mitleid bewegt und sprechen ihm unser aufrichtiges Bedauern aus.

Der Schlaf ist aber auch eine der größten Wohlthaten, deren wir uns erfreuen. Wenn am späten Abend die Körperwärme sinkt, wenn Athem und Pulsschlag langsamer werden: dann ist es natürlich, daß das animale und mit ihm das geistige Leben zur Ruhe gelangt. Um so reger wird dafür das vegetative, das Stoff- und Bildungsleben, welches unter bedeutender Erhöhung der Hautthätigkeit für hinlänglichen Ersatz verloren gegangener Kräfte sorgt. Mit der erhöhten Blutzirkulation erfolgt dann in dem Gehirn die Anregung einzelner Punkte, die selbständigen Hirnspannungen beginnen mit Traumerscheinungen; vermöge der Einwirkung auf die motorischen Nerven setzen sich die Schwingungen fort bis zu den Muskeln, die Glieder geraten in Bewegung, die Augenlider öffnen sich, das Ohr fängt wieder an zu hören, mit einem Wort: wir erwachen. Alle Verrichtungen unseres Körpers haben einen neuen Aufschwung gewonnen, neue Lebenskraft durchströmt die Glieder, wir fühlen uns wie neugeboren.

Mit dem wiedergeschenkten Leben beginnt dann natürlich auch die neue Thätigkeit, die uns jedenfalls bedeutungsvoller sein wird als die entzückendsten Träume. Und sollte sich jemand mit der abgenutzten Redensart uns nahen: Das ganze Leben, es ist nur ein Traum, so werden wir ihm wohl keine bessere Antwort geben können, als:

Scheint dir das Leben ein Traum? Wer wollt' es im Ernste behaupten;
Dem allein kommt es so vor, der nie vom Schlafe erwacht.

L. Rudolph.

VI.

Rezensionen.

1) Dr. O. Ritter, die Hauptregeln der englischen Formenlehre und Syntax. Berlin, Simion. 1883. 2. verbesserte Auflage. 74 S. 60 Pf.

Der durch sein englisches Lesebuch für Töchterschulen, sowie

durch seine Anleitung zur Abfassung von englischen Briefen mit zahlreichen englischen Mustern und deutschen Übungen rühmlichst bekannte Verfasser hat jetzt herausgegeben „Die Hauptregeln der englischen Formenlehre und Syntax", und zwar hat das kleine Buch, in dem auf 71 Seiten und in 374 Paragraphen (von diesen sind 92 der Formenlehre gewidmet) die wichtigsten Regeln kurz und knapp aufgestellt werden, innerhalb eines halben Jahres schon die zweite Auflage erlebt, die nicht ohne Verbesserungen im Vergleich zu der ersten in die Welt hinausgegangen ist.

Der Verf. erklärt selber in dem kurzen Vorwort, daß für die Formenlehre eine Elementargrammatik als voraus- oder nebenhergehend anzunehmen ist, daß aber der syntaktische Teil auch als selbständige Grammatik gebraucht werden kann. Ref. ist damit völlig einverstanden; denn wenn auch die gegebenen Regeln nebst ihren Beispielen für die oberen Klassen eines Realgymnasiums vielleicht nicht ganz ausreichen mögen, so ist das doch unbedingt der Fall bei denjenigen Schulen, welche entweder bei geringer Stundenzahl der Grammatik nicht viel Zeit widmen können und ihr Hauptgewicht auf die Lektüre legen, oder auch wie die öffentlichen und privaten Töchterschulen um der für Grammatik im allgemeinen weniger empfänglichen weiblichen Köpfe willen die Lektüre zur Hauptsache machen müssen. Allerdings hält es Ref. für wünschenswert, wenn auch für die genannten Schulen besondere, an die in dem betreffenden Paragraphen aufgestellte Regel sich anschließende Übersetzungsstücke dem Buche angefügt werden, und der Verf. stellt auch einen solchen Zuwachs in Aussicht, doch würden auch die in Bandows, Gesenius' oder J. Schmidts Grammatik gegebenen Beispiele sehr gut neben dem Buche benutzt werden können. Es kommt noch hinzu, daß die Bezeichnungen für die Aussprache nach dem Walkerschen System gewählt sind, weil dieses aus dem gebräuchlichsten Thiemeschen Wörterbuche den meisten Schülern und Schülerinnen bekannt ist. Nach allem trägt Ref. kein Bedenken, das kleine Buch auf das angelegentlichste zu empfehlen, um so weniger als derselbe seit dem Erscheinen sich desselben beim

Unterricht bedient und so dasselbe als äußerst praktisch selber erkannt hat.

Es sollen noch einige Bemerkungen folgen, die dem Ref. beim Gebrauch aus irgend einem Grunde aufgefallen sind. In § 76 vermisse ich bei den Hilfs- und phraseologischen Verben das Wort „lassen", um so mehr, als auch § 315 nur die eine Ausdrucksform durch to have und to get erwähnt ist. Eine Übersicht über die verschiedenen Übersetzungsformen wie bei J. Schmidt, Elementarbuch § 25. 2. A. 6. ist außerordentlich wertvoll und wünschenswert. — § 116 möchte noch die eine Redensart: to keep a thing *a* secret from hinzugefügt werden können, weil sie in den betreffenden Sätzen bei Gesenius in Anwendung kommt. — Warum § 159 der 1. Auflage, welcher lautete: „In folgenden Verbindungen steht one und ones auch ohne ein vorhergegangenes Substantiv: the fair one, die Schöne; the great ones of the earth, die Großen auf der Welt; the little ones, die Kleinen; the young ones, die Jungen als Teil; aber the young, die Jungen als Ganzes" in der zweiten Auflage fortgefallen ist, ist nicht einzusehen, im Gegenteil nur zu bedauern, da manche der genannten Redensarten nicht zu entbehren sind für die einfachsten Übersetzungsstücke. Haben sie vielleicht zu § 212 gesetzt werden sollen und sind dann aus Versehen weggelassen? Sehr hübsch und sehr zweckmäßig ist in § 226 ff. das Adverb behandelt. — Dasselbe gilt im allgemeinen auch von den Präpositionen, doch bedauert Ref., daß die bei den meisten angewendete Teilung und Klassifizierung mit Zahlen nicht auf alle angewendet ist. Raum würde kaum mehr gebraucht sein, und doch kann für Lernende aller Art nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, daß aus der ersten räumlichen Grundbedeutung die übrigen verschiedenen Bedeutungen sich herleiten lassen, wenn auch mehr oder minder einfach. Ref. würde daher wie bei about u. a. auch § 255 geteilt haben: behind, 1. räumlich: a eigentlich: Shut the door behind you. b. uneigentlich (vom Range): I am much behind him. 2. zeitlich: I am behind my time. Das Gleiche gilt von §§ 256 und 259. — § 260. 3. vermißt Ref. by and by, über kurz

oder lang, auch 260. 4. by degrees, allmählich, und noch mehr 260. 5. die ausdrückliche Hervorhebung bei praised by everybody," daß by beim Passiv das deutsche „von" ausdrückt. — Es sind kleine Ausstellungen, welche Ref. gemacht hat, und die den Wert des Buches nicht vermindern. Hoffen wir, daß die in Aussicht gestellten Übersetzungsstücke bald erscheinen — um so mehr wird dann Ref. gewiß sein, daß jeder Lehrer des Büchleins gern und mit Erfolg sich bedienen wird, weil in kurzer, übersichtlicher Form das Allerbeste und Allerwesentlichste aus der englischen Formenlehre und Syntax auf wenigen Blättern geboten wird.

Berlin. Dr. A. Zernial.

2. Karl Weise. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreißig Gesängen; mit einem Vorworte von Fr. v. Bodenstedt. Wittenberg. Herrosé. 1883. 133 S.

Von dem Volksdichter K. Weise, über dessen „Weihnachtserlebnisse einer Handwerkerfamilie" wir bereits im vorigen Hefte dieser Blätter berichtet haben, liegt hier ein neues, umfangreicheres Werkchen vor. Wer die von uns besprochene, anziehende Erzählung gelesen, wird den Verfasser lieb gewonnen haben und gewiß geneigt sein, Weiteres von ihm kennen zu lernen. Sein unbedingtes Gottvertrauen, sein unermüdlicher Fleiß, seine unbesiegbare Willenskraft müssen ihm in allen Kreisen innige Teilnahme erwerben, um so mehr, als die vielen trüben Tage seines Lebens nur durch wenige Freudentage erhellt worden sind. K. Weise ist ein Volksdichter, dessen Bedeutung durchaus nicht unterschätzt werden darf, da selbst ein Mann wie Friedrich von Bodenstedt, dem wir so manche sinn- und gemütvolle Dichtung verdanken, mit einem anerkennenden Vorworte für ihn in die Schranken tritt. Bodenstedt bezeichnet die Arbeit, mit welcher der Verfasser zum ersten Male das Gebiet der erzählenden Dichtung betritt, als eine Festschrift, insofern ihr Erscheinen mit dem siebzigjährigen Geburtstage des Autors zusammentrifft, ein Fall, der gewiß zu den seltenen gehört.

Was nun die Dichtung selbst angeht, die wir hier als recht geeignete Lektüre für unsere reifere Jugend empfehlen wollen, so verdankt dieselbe ihre ersten Keime den Knabenjahren des Verfassers, dessen Vater ihm oft mit Begeisterung von seinen zwanzig Kriegsjahren, der Zeit von 1795—1815 erzählte. Zum Verständnis der geschichtlichen Grundlage, auf welcher sich die Dichtung bewegt, sei es uns verstattet, an Folgendes zu erinnern.

Preußen, welchem Napoleon I. im Jahre 1803 Hannover als eine Art Danaergeschenk zuerteilt hatte, sollte dies nach einigen Jahren wieder herausgeben, wozu es sich aber nicht verstehen wollte, sondern im Oktober 1806 Frankreich den Krieg erklärte. In diesem verunglückten Feldzuge, an welchem auch der Vater unseres Dichters teilnahm, wurde am 14. Oktober die verhängnisvolle Schlacht bei Auerstädt geschlagen, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig verwundet ward, ohne wiederhergestellt zu werden. Er starb am 10. November 1806 zu Ottensen bei Altona. Nachdem Weises Vater in Frankreich eine dreijährige Gefangenschaft überstanden, kehrte er zurück, um nunmehr in preußische Dienste zu treten, denen er bis zu Ende der großen Völkerschlacht bei Leipzig treu blieb. Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm, des gefallenen Herzogs Sohn, obwohl aus Braunschweig verbannt, es nicht unterlassen können, seine Heimat in dieser oder jener Verkleidung und unter angenommenem Namen zu besuchen. Die Erzählung dieser mit dem Zauber der Romantik ausgeschmückten Besuche bildet den Glanzpunkt der Dichtung. Das aber, was der bei den kriegerischen Ereignissen jener Zeit lebhaft beteiligt gewesene Vater seinem Sohne erzählt, die Schilderung des Herzogs und seiner schwarzen Scharen, die den Knaben ganz besonders fesselten; die Heldenthaten, welcher dieser dann andern Knaben und auch Erwachsenen wieder erzählte — das alles bildet den Inhalt der ergreifenden Dichtung, die menschlicher Berechnung nach wohl als der Schwanengesang des Dichters zu betrachten sein dürfte.



Das schwer heimgesuchte Ländchen sollte aber noch einen zweiten schmerzlichen Verlust erleiden. Auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der nach dem Jahre 1813 die Regierung

wieder angetreten, sollte ein Opfer der Befreiungskriege werden. In der Schlacht bei Quatrebras, wo Marschall Ney, der mit Napoleon in Paris eingezogen war, zurückgedrängt wurde, fiel Braunschweigs Herzog am 15. Juni 1815. Auch dieser Trauerpost hat der Dichter ergreifende Worte geliehen. Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus und warme Vaterlandsliebe eines schlichten Unterthanen also sind es, denen wir die Erhaltung dieser Episode aus unserm vaterländischen Drama zu verdanken haben.

Jetzt nur noch einige Worte über die Dichtung selbst. Das in achtzeiligen Stanzen geschriebene Vorwort, welches zunächst an unsere letzten Kämpfe gegen Napoleon III. erinnert, enthält gleichzeitig eine Mahnung, der Helden nicht zu vergessen, die im Kampfe gegen Napoleon I. ihr Blut vergossen haben. Dieser „Weihe", wie der Verfasser sein Vorwort betitelt, folgen dann dreißig Gesänge in verschiedenen Strophenformen, die aber doch zusammen ein Ganzes bilden. Klassische Vollendung wird man von den Versen eines dilettierenden Handwerksmannes nicht erwarten. Es kommt so manche Stelle vor, die vor dem strengen Richterstuhl unserer poetischen Formenlehre nicht bestehen könnte; aber es sind liebliche, wahrhaft zu Herzen gehende Naturklänge, welche uns zeigen, daß der Sinn für Poesie in unserm Volke bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. Besonders wird die Dichtung in jenen Gegenden Deutschlands Beifall finden, wo die Thaten der Befreiungskriege sich noch als Tradition im Munde des Volkes erhalten haben; aber auch in weiteren Kreisen werden die anmutigen Reime eine willkommene Aufnahme finden und so manches jugendliche Herz im Hinblick auf sein Vaterland zu dem Ausruf begeistern: „Treue Liebe bis zum Grabe schwör' ich dir mit Herz und Hand".

L. Rudolph.

3) Volksschulkunde von Hermann Mehliß. II. Teil: Die Erziehung in der Volksschule. 1,40 Mark. Hannover, Karl Meyer. 1883. 8 und 108 S.

Der Inhalt dieses Teils, welcher eine umgearbeitete Auflage des „Vollständigen und ausführlichen Lehrplans" ist, zerfällt in

Disziplin und Gemüts- und Charakterbildung. Das Buch ist mit jener Wärme und Überzeugungstreue geschrieben, die den Verfasser überall kennzeichnet. Trotz der nicht zu großen Ausdehnung behandelt es seinen Gegenstand gründlich und gibt eine Menge von Winken, Fingerzeigen und Ratschlägen, die wohl zu beherzigen sind. Der religiöse Standpunkt des Verf. ist der eifrig orthodoxe; so verwirft er Darwin, Vogt „mit seiner Theorie über die Abstammung des Menschen vom Affen" (hat Vogt nicht behauptet! Rec.), Simultanschulen u. dgl. und dringt auf christliche Unterweisung durch die christliche Persönlichkeit des Lehrers. P. D.

4) Deutsche Jugendbibliothek, begründet von Ferdinand Schmidt. Kreuznach, Voigtländer. Jeder Band 75 Pf.

Uns liegt von den schon erschienenen 59 Bänden dieser bekannten nach allen Richtungen hin mustergültigen und empfehlenswerten Sammlung Nr. 27 „Schiller" in 7. Auflage vor. Das Werkchen, im besten Sinne ein Jugendbuch, empfiehlt sich durch den Inhalt, welcher die Lebensgeschichte unseres großen Dichters darstellt, aufs beste. Die Ausstattung (mit 4 Illustrationen) ist eine vorzügliche. A. L.

5) Ferdinand Schmidts Nacht und Morgen, eine Erzählung aus den Jahren 1812 und 1813. 124 S. — Bilder aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. und Luisens (1800 bis 1809). 114 S. — Ein verlorener Sohn. Eine Erzählung aus der Zeit König Friedrich Wilhelms II. 126 S. Düsseldorff, Bagel. Jedes Bändchen 1 Mark.

Schmidts eifrige Schriftstellerthätigkeit für die Jugend und das Volk ermattet nicht, und was er neues bringt, ist stets gut. Er weiß auf historischem Hintergrunde fesselnde Bilder vorzuführen, welche eine durchaus gesunde geistige Speise bieten. Nach dieser Richtung hin begrüßen wir die drei vorliegenden neuen Schriften für die Jugend mit dankbarer Anerkennung.

A. L.



X 6) Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. Von K. Dorenwell. I. Teil. 12 und 160 S. Hannover, Karl Meyer. 2,40 M. 1883.

Das Buch gibt ein stufenmäßig geordnetes Material für den Unterricht in den deutschen Stilübungen und zeigt an einzelnen Beispielen das methodische Verfahren. Bei den meisten Arbeiten ist der Plan in kurzen Zügen beigefügt. Der Inhalt setzt sich aus Fabeln, Sagen des klassischen Altertums, deutschen Helden- und Volkssagen, Erzählungen aus der Geschichte, Anekdoten, Umwandlungen von Poesie in Prosa, Beschreibungen, Briefmustern u. a. zusammen. Die zwei in dem ersten Teile behandelten Stufen sind für die Sexta und die Quinta höherer Lehranstalten bestimmt. Ein zweiter Teil für Quarta und Tertia soll folgen. Das Material (für Sexta 125, für Quinta 143 Aufsätze) ist reichhaltig und gut gewählt, die Stufenfolge ist gewahrt und die Andeutungen über die Methodik recht gut. Somit empfiehlt sich das Werk (fast sämtliche Aufsätze sind außerdem schon erprobt) nach jeder Richtung. A. L.

7) Rechenpraktik oder das abgekürzte Rechnen zum Gebrauche in Schulen und im Geschäftsverkehr von W. Fr. Landmesser. 2. Aufl. Weinheim, Ackermann. 8. u. 156 S. 1,60 Mk. 1883.

Das Werk widmet sich der Angabe von allen möglichen Erleichterungen und Abkürzungen von Rechnungen der Schule und des Lebens. Obgleich jedem bekannt, der sich eingehender mit der Sache beschäftigte, ist doch die Zusammenstellung derselben eine recht dankenswerte. Worin wir nicht mit dem Verfasser übereinstimmen, ist einerseits die Behauptung, daß Umrechnungen des Reichsgeldes in ehemaliges preußisches oder süddeutsches und umgekehrt noch immer nötig sei, — man kann getrost diese Rechnung fallen lassen; andererseits der Umstand, daß der Erleichterung zu Liebe bisweilen die Richtigkeit geopfert worden ist. So wird z. B. S. 100 gerechnet: Wieviel be-

tragen die Zinsen von 468 Mk. zu 4% in 214 Tagen? $\frac{468 \cdot 214}{9000} = \frac{100252}{9000}$, und davon 52 gestrichen und gerechnet $\frac{1002}{90} = 11{,}13$ Mk, statt daß unter Beibehaltung der 52 die Antwort: 11,14 Mk. resultiert. — Ganz eigentümlich berührt (S. 100): Wieviel betragen die Zinsen von 8000 Mk. zu $4\frac{1}{2}$% in 363 Tagen? $\frac{8000 \cdot 363}{8000} = 363$ Mk. So ergiebt ja das Kapital in **363** Tagen **363** Mk., während es bekanntlich in einem Jahre oder **365** Tagen erst **360** Mk. Zinsen giebt. Man muß die Fiktion, daß das Jahr aus 360 Tagen bestehe, der Bequemlichkeit und Erleichterung zu Liebe nicht auf Fälle ausdehnen wollen, wo man bei einer Zahl Tagen, die nahe an 360 grenzt, oder gar zwischen 360 und 365 liegt, Zinsen bestimmen will, sonst ist das Resultat fast oder ganz Unsinn. Ferner konnten die „Vexieraufgaben" am Schlusse des Buches, als eines wissenschaftlichen Werks unwürdig, wegbleiben.

M. M.

Berichtigung.

Im vorigen Hefte ist leider ein sehr entstellender Druckfehler übersehen worden:

Seite 187, Zeile 4 v. o. ist anstatt „Frieden" — „Feinden" zu lesen. —

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung“ in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft IV.
(Juli — August.)



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

I.

Gotthilf Salzmann und der Philanthropinismus.

Randzeichnungen zu einem Säkular-Jubiläum*

von

Gotthold Kreyenberg.

I.

Thüringen! Welchem Deutschen schlüge nicht das Herz bei diesem Namen höher! Ist doch der vom Himmel offenbar begünstigte Landstrich nach Lage und Leben so recht das Herz selber von Deutschland! Prächtige Fluren stoßen an tannendurchduftete mächtige Wälder, in denen sich Geist und Herz gesund baden können. Geht dem Gebirge auch eine wilde und stolze Romantik ab, wie lieblich, wie anmutig schmiegen sich Berg und Thal aneinander! So ist Thüringen denn namentlich seit den letzten dreißig Jahren ein Mekka für Sommerpilger, ein in der That viel besuchtes Land, durchstreift nicht nur, wie ehedem, von Touristen, die am mehr oder minder leichten Stabe wandern und ihrer Mekkafahrt die Form des Halbmonds geben. Sie beginnen bei Weimar oder Jena oder Groß-Heringen und enden bei Eisenach. Es geht natürlich auch vice versa. Hauptsächlich wird Thüringen jetzt auch von Sommerfrischlern besucht, welche dem Qualm und Lärm der

* Vor hundert Jahren, 1784, gründete Gotthilf Salzmann sein „Schnepfenthal".

Großstädte auf einige Wochen entfliehen wollen. Wir glauben mit der Behauptung nicht zu irren, daß der Begriff der eigentlichen Sommerfrische, welche regelmäßig abzuhalten gegenwärtig beinahe zum bon ton gehört, im Thüringer Wald entstanden ist. Die Berliner und andere großstädtische Familien nahmen mit Kind und Kegel von Wald und Wiesen Besitz. Sie brachten in die Waldeinsamkeit nur zu viel Leben. Ein sehr beliebter Aufenthaltsort bis auf den heutigen Tag für Berliner und Nicht-Berliner ist Friedrichroda. Wenn die Etymologie besagt — obschon man bei derartigen Ableitungen leicht irren kann — daß zur Niederlassung der Menschen der Wald hier hat ausgerodet werden müssen, so ist doch gerade dieser Ort von den heil kräftigsten Nadelholz- und Laubwaldungen, hauptsächlich der ersteren Art, umstanden. Welcher „gebildete" Sommerfrischler kennt nicht die herrlichen Wege nach der Tanzbuche und dem so primitiven und doch so anziehenden Holzhause, der Jägersruhe? Wer hätte sich auf den abwechslungsreichen Spaziergängen nicht auch einmal die Zickzackpfade des „Gottlob" hinaufgewagt, um droben beglückt den Berg noch einmal zu taufen? Wer gedenkt nicht des Spieß-, des Heubergs, oder wer wandelte, wenn auch nur im Geiste, nicht gern noch einmal vorbei an der Ruhe von Friedrich Perthes in die schattigen Gänge des Tabarzer Weges, wo das Schießhaus winkt. Wen schreckte solch' ein „Ungeheurer Grund", wie ihn jenes liebliche Zauberland birgt?

Der auf diesen und ähnlichen Waldpfaden alljährlich Wandelnden waren am Ende recht viele geworden. Das in seinen Lebensgewohnheiten genügsame Thüringen wußte sich nichtsdestoweniger seinen Ruf der Einfachheit zu bewahren. Mit der Schweiz und dem Rhein verglichen, sind Luxus und Komfort dort sehr bescheiden geblieben. In einem Punkte aber ist es wesentlich anders geworden. Hoffen wir, nicht auch zum Nachteil von Land und Leuten. Die Verkehrswege sind nicht nur bedeutend vermehrt, sondern auch den Ansprüchen der Dampfepoche und unserer elektrisch fühlenden Zeit gemäß ordentlich [illegible]ßartig umgestaltet.

Von Fröttstedt, einer Nebenstation der Thüringer Haupt-

linie zwischen Eisenach und Gotha, zweigte sich früher eine gemütlich betriebene Pferdebahnstrecke nach Waltershausen ab. Der Humor hatte diese Bahn „Wurstbahn“ genannt, nach der blühenden und schmackhaften Industrie des genannten Städtchens, welches neben den sogar in der Poesie gefeierten Produkten noch manche andere schätzenswerte Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringt.

Wer ehedem den Zug der genannten Hauptbahn verließ, der mußte förmlich stürzen, um sich in dem altmodischen Vehikel einen Platz zu erobern. Heutzutage dampft der Tourist elegant noch weiter als bis nach Waltershausen. Die Lokomotive hat sich den Eintritt in das stille Waldesdunkel zu verschaffen gewußt. Sie überläßt den Reisenden erst dicht vor Friedrichroda, unfern von Reinhardsbrunn, seinem Schicksal. Reinhardsbrunn, die Schwester Friedrichrodas, glänzt wie eine goldgefaßte echte Perle im Thüringer Waldschmuck, als eine Stätte, welche, die historische Bedeutung abgerechnet, in bezug auf Vornehmheit und Schönheit der weltberühmten Wartburg kaum etwas nachgiebt.

Die alte Garde der Wanderer aber, welche nach dem Seume'schen Worte verfährt: „Es würde besser gehen, wenn man mehr ginge“, verschmäht auch heute natürlich noch, von dem Dampfroß einen so sybaritischen Gebrauch zu machen. Sie würde sich höchstens durch die nur den Anblick auf die Thüringer Vorberge gewährende, sonst monotone und baumlose Ebene bis nach Waltershausen tragen lassen. Dort indes möchten diese Landfahrer wieder rüstig zum Wanderstabe greifen und zunächst etwa dem Tenneberger Schlosse über dem Städtchen selber einen, wenn auch nur flüchtigen Besuch abstatten, um dort oben eine prachtvolle Aussicht zu genießen. Darauf schlängelt sich einer der Wege durch ein Waldthal und an mäßigen Vorhöhen entlang über einen Bergeskamm bis zu der gastlich winkenden, aus üppigem Grün lugenden „Klostermühle“. Nun ist es nicht weit mehr bis zum Gasthofe und dann bis zum Sommerschlosse Reinhardsbrunn. Dieses, eine alte Benediktiner-Abtei, hat es verstanden, das ursprüngliche Gewand sehr geschmackvoll

umzuformen. Überhaupt ist aus der Nonne eine Art Modeschönheit geworden. Mannigfache Reize bot nicht minder der kunstvoll angelegte und mit seltenen Baumexemplaren gezierte Park. Wie leicht vorauszusehen war, hat das Gros des Publikums die Liberalität des hohen Eigentümers mißverstanden. So wurden später dem Eintritt Schranken gesetzt. Dafür hat aber neuerdings die Municifenz des Herzogs den Gasthof von Reinhardsbrunn, der ebenfalls Herzogliches Eigentum ist, umbauen und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend einrichten lassen. Vielleicht zu Ehren unseres Säkular-Jubiläums. In den stattlichen Räumen und unter den gegenüberliegenden ehrwürdigen Bäumen nämlich bewillkommneten sich am Abend des 3. Juni 1884 die Festgäste, welche erschienen waren, um das hundertjährige Bestehen einer weltberühmten Erziehungsstätte zu feiern. Denn in der Nähe all' dieser Sommerfrischen, der Waldeseinsamkeit und fürstlichen Pracht liegt, still und abgeschieden, ein Idyll im Idylle, die Lehr- und Erziehungsanstalt Schnepfenthal, übrigens auf einem kürzeren Pfade zu erreichen, als der Fußweg war, auf welchem wir den Leser geführt haben. Wir zählen diesen aber zu den Festgästen und wollen ihn also zuerst nach Reinhardsbrunn zum Willkommen und sicher in das Festquartier nach Friedrichroda bringen. Am Morgen des Festes selber mag er sich dem Strome der übrigen Gäste getrost anvertrauen. Dieser zieht nördlich, als wollte er wieder aus den Bergen scheiden, zunächst bis an das Dorf Rödichen. Dort sind die Gräber der Schnepfenthaler, dort ruht auch, mitten unter den anderen, der im Leben nie müde Gotthilf Salzmann. Schon sichtbar, am Nordhange des Thüringer Waldes, mit dem Blicke in die Ebene von Gotha und Erfurt, ragt, durch wehende Fahnen geziert, der Gebäudekomplex der Anstalt empor. Das Türmchen blickt stolz ob seines Jubiläums. Es thut an solchen Ehrentagen keine Schulmeisterdienste. Die Laubgewinde um die Häuser sind frisch und grün. Überall, wo es paßt und nicht paßt, prangt das Wahrzeichen Schnepfenthals, der von der aufgehenden Sonne ver-

goldete Spaten. Hier werden denn auch die Lehren in Geist und Herz tief eingegraben.

In der That kann man sich keine geeignetere Lage für eine Knaben-Erziehungsanstalt als die dortige denken. Dies wußte selbstverständlich in erster Linie der Stifter zu schätzen. Das Glück war ihm hold gewesen. Salzmann hatte den Platz gar nicht selbst ausgesucht, sondern die Auswahl eines geeigneten Ortes dem erfahreneren Freunde, Hofgärtner Wehmeyer in Gotha, übertragen. Wem Gotha bekannt ist, dem sollte auch dieser Name nicht fremd sein. Der Träger desselben hat die prächtigen und ausgedehnten Garten- und Parkanlagen um das Schloß Friedenstein geschaffen.

Über die günstige Lage Schnepfenthals aber sagt Salzmann: „Wenn ich die Freiheit gehabt hätte, ganz Deutschland zu durchreisen und mir den Platz zu wählen, der mir am besten gefiele, so zweifle ich, ob ich einen schicklicheren, als Schnepfenthal, hätte finden können. Es liegt nicht so nahe bei der Stadt, daß ich zu besorgen hätte, dieselbe möchte etwa zu starken Einfluß auf meine Anstalt haben möchte, aber es ist auch nicht so weit davon entfernt, daß ich nicht öftern Umgang mit den rechtschaffensten, aufgeklärtesten und kultiviertesten Personen haben könnte. Es ist nahe genug bei einem Dorfe, um alle ersten Bedürfnisse des menschlichen Lebens im Überflusse zu haben, und fern genug, um Vertraulichkeit meiner Zöglinge mit den Kindern der Landleute zu verhüten. Die Gegend ist so schön, daß sie gewiß mit vielen Schweizerischen wetteifern kann. Berg und Thal, Wald und Wiesen und Teiche sind da in der mannigfaltigsten Abwechslung. Ich kann in derselben nie wandeln, ohne zur Fröhlichkeit und Thätigkeit gestimmt zurückzukommen, und schwerlich wird ein Fremder sie besuchen, ohne durch sie bezaubert zu sein. *Die Natur zu studieren sind gewiß wenig Plätze geschickter als Schnepfenthal.*“

Wer, der die glückliche Beschaffenheit aus eigener Anschauung kennt, wird diesem Urteil nicht beipflichten? Die Erleichterung des Verkehrs in der Gegenwart hat die stille Lage des Instituts noch lange nicht zu einer geräuschvollen gemacht. Nach

wie vor bietet die unmittelbare Nähe des Thüringer Waldes, den man buchstäblich vor der Thür hat, zu botanischen Exkursionen und stärkenden Ausflügen prächtige Gelegenheit. Wenn nun einerseits durch die Ruhe und Abgeschiedenheit der goldene Spaten unbehindert in Geist und Herz dringen kann, so wird die geistige Beschäftigung wegen des, einen steten Wechsel mit sich führenden und immer anregenden, Naturlebens niemals in Einseitigkeit und Stubenhockerei ausarten. Davon legen die hundertjährigen Erfolge Schnepfenthals das untrüglichste Zeugnis ab. Den alten Traditionen, namentlich in Hinsicht einer gesunden Erziehung, wird man hier niemals untreu werden.

II.

Nachdem das frohe Geläute des „lieblichen Festes" in diesem Jahre kaum verklungen war, kündeten Thüringer Jubelglocken die Feier einer anderen Geistesbefruchtung an. Das Säkular-Jubiläum von Schnepfenthal wurde in einer überaus würdigen, ja glänzenden Weise begangen. Es ist hier nicht der Ort, auf die in der Zeitungspresse ausführlich gebrachten Einzelheiten einzugehen. Nur bemerken wollen wir, daß unser schlichter Festeskranz noch nicht zu spät kommt. Das ganze Jubelfest — es soll das aber durchaus kein Vorwurf sein — war gewissermaßen ein post festum.

Der eigentliche Jubeltag mußte doch derjenige Tag sein, welchen der Begründer des Instituts, Christian Gotthilf Salzmann, selber als Stiftungstag der Anstalt ansah. Dies war aber der 7. März 1784. Wie es nach den Aufzeichnungen aus Schnepfenthal hinlänglich bekannt ist, speiste Salzmanns Familie am 29. Februar* 1784 zum letzten Male im Philanthropin zu Dessau. An demselben Tage bewegte sich der schwerbeladene Reisewagen aus der Stadt, welcher sie langsam der neuen Heimat entgegenführte. Über

* Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt [Schn]epfenthal. Schnepfenthal 1884, S. 72.

Halle, Leipzig, Naumburg und Erfurt ging die Reise. Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Gotha fuhren sie von da am 7. März den Thüringer Bergen zu, an deren Fuße ihr zukünftiger Wohnort lag. Der Tag neigte sich schon, als die Reisegesellschaft endlich, nach mühseliger Fahrt, das Dorf Rödichen erreichte, an welches sich Schnepfenthal anschließt. Nun ging's die steile Straße hinunter, an der Mühle vorbei, hinein in ein Thor. Aller Augen blickten in gespannter Erwartung nach dem Hause, vor welchem das Gefährt stillhielt. „Das ist unser neues Haus", riefen die Kinder und beeilten sich, die Kutschenschläge zu öffnen. Die Pächter der beiden zum Gute gehörigen Mühlen mit ihren Familien boten freundlichen Willkomm und halfen bereitwillig die Koffer abpacken, während die Ankömmlinge eifrig mit verzeihlicher Neugier die teilweise ganz stattlichen Räume des Hauses musterten.

Die rechte Jubiläumsblume war also nicht die Zentifolie des Juni, sondern wäre das freilich viel bescheidenere Märzveilchen gewesen.

Jedoch auch gerade der Juni ist für Schnepfenthals Geschichte ein recht bedeutsamer Monat. Gleich am 1. Juni im Jahre 1744 wurde der Stifter des Instituts geboren. Dieser Tag ist nicht nur bei Lebzeiten Salzmanns, wo er stets ein Familienfest im wahren Sinne des Wortes bedeutete, sondern auch später als hoher Ehrentag gefeiert worden. Ferner gebührt dem 18. Juni ein Merkstein. An diesem Tage fand die feierliche Grundsteinlegung des Institutsgebäudes durch Gotthilf Salzmann statt. Endlich traf zu Anfang Juni der erste Zögling in Schnepfenthal ein, der später als Geograph hochberühmte Karl Ritter. Mit dem Eintritt Ritters und seines Erziehers Guts Muths beginnt die eigentliche Thätigkeit Schnepfenthals als Lehrinstitut. Dies war aber erst Anfang Juni 1785. Deshalb reicht die gegenwärtige Jubelperiode, wenn man will, vom März 1884 bis zum Juni 1885.

Gleich das erste Jahr im Kreislaufe des Schnepfenthaler Wirkens war eine vollwichtige Zeit, ein Jahr zwar noch der Vorbereitung, jedoch gerade deswegen der Mühen und Kämpfe.

Und Kriegsjahre werden bekanntlich erst recht gezählt, ja, doppelt gerechnet. Dieses Jahr zu betrachten, ist um so interessanter, als es uns über die Ideen und Pläne des Stifters bedeutsame Aufschlüsse giebt. Wir sehen auf Grund seiner eigenen charakteristischen Schilderungen schon den ganzen Salzmann vor uns, wie er fühlt, denkt und schafft.

Mit welchen lebhaften Farben weiß er gleich eine Scene des ersten Abends im neuen Hause auszumalen. „Die Kleinen gähnten“, plaudert er in seinen „Nachrichten aus Schnepfenthal“ pag. 15, „und sehnten sich nach der Ruhe, und die Größeren — versanken in Traurigkeit. Geheimer Kummer, ängstliche Sorgen, die man nicht gern öffentlich beschreibt, beunruhigten ihre Herzen. Auf allen unsern Gesichtern war die Traurigkeit sichtbar. Da ich nun immer lieber fröhliche als traurige Gesichter sehe, so konnte ich den Anblick nicht länger aushalten, sondern stand auf und trat kummervoll an das Fenster. Gott! welch' herrlichen Anblick hatte ich da! Der volle Mond ging in seiner ganzen Pracht gerade über dem Wäldchen auf, das zu unserem Gut gehört. Freudig rief ich aus: O meine Geliebten, sehet diesen Anblick! Alles sprang auf, schlug in die Hände und freute sich. Die Kleinen vergaßen ihren Schlaf und die Erwachsenen ihren Kummer. Der Anblick war auch gar zu schön; der ganze Wald war erleuchtet und sah aus, als ob er im Feuer stünde. Ich hatte dabei noch ganz besondere Gedanken, wendete mich zu meinen Lieben, faßte so viele Hände und Händchen zusammen, als ich fassen konnte, und sagte:

„Schau über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! Wer spricht: bis hierher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch Dein Helfer und Berater?
Ewig Dein Vater?“

Lasset uns Mut fassen, meine Lieben! Der Gott, der diesen schönen Mond geschaffen hat, kann alles möglich machen. Er wird mit uns sein, er wird uns schützen und segnen, wenn wir immer rechtschaffen handeln und der Tugend treu bleiben. Dies verursachte eine allgemeine Rührung, und manche wehmütige Thräne entfloß den Augen, die den Mond ansahen.“

Was veranschaulicht dieser Zug?

Ist die geschilderte Stimmung ein Ausfluß jener übertriebenen Sentimentalität der Geister aus dem vorigen Jahrhundert oder wirklich ein Ergebnis und Ausdruck ungeschminkter Frömmigkeit, felsenfesten Gottvertrauens?

Offenbar das letztere. Salzmann war eine tiefangelegte, religiöse Natur. Zwar wird dem Philanthropinismus im allgemeinen bis auf den heutigen Tag zum Vorwurf gemacht, und vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß er geholfen habe, jenen religiösen Indifferentismus in Deutschland groß zu ziehen, an dem nicht selten gerade Personen unserer gebildeten Kreise kranken. Der Philanthropinismus indes in seiner gereiften und geläuterten Gestalt, wie ihn speziell ein Salzmann vertrat, trägt daran keinerlei Schuld. Im Gegenteil! Salzmanns zahlreiche religiöse Schriften: seine „Schnepfenthaler Gottesverehrungen", sein Buch: „Über die Erlösung der Menschen vom Elend durch Jesum" wie schon vorher seine „Erfurter Predigten", dann in erster Linie sein „Himmel auf Erden" erweisen ihn als einen zwar nicht auf den toten Buchstaben schwörenden, aber durchaus frommen, das praktische Christentum pflegenden Mann. Eindringlich mahnt er zwar, den Himmel auf Erden vor allem in einer treuen Erfüllung der irdischen Pflichten zu suchen. Für unerläßlich hält er dabei aber eine lebendige Erkenntnis Gottes und einen unerschütterlichen Glauben an ihn.

Mit solchem Rüstzeug kam er bereits nach Schnepfenthal. Wo und wie hatte er es gewonnen? Wie und wann hatten sich diese geistigen Waffen im Kampfe seines Lebens schon bewährt?

Um dies zu ergründen, möchten wir versuchen, auf diesen Blättern zu zeigen, wie Salzmann allmählich zu dem Manne des Salzes wurde, das er später in seiner Anstalt ausstreute und welches für viele Deutsche und Ausländer das Salz des Lebens geworden ist. Während er in Schnepfenthal seine Risse zeichnet, wollen wir in sein Leben zurückblicken, wo das Kind des Mannes Vater ist. Nicht geringen Einfluß gerade auf

Gotthilf Salzmann hatte die geistige Atmosphäre seines Elternhauses.

III.

Gotthilf Salzmanns Vater, ein Thüringer Pfarrer, gehörte nicht etwa der rationalistischen Schule an, sondern huldigte einer streng orthodoxen Richtung. Der Feuereifer, welcher den Ahnherrn der Familie, einen Mönch, ursprünglich aus dem Elsaß, später in einem Thüringer Kloster, getrieben hatte, zur Zeit der Reformation die Kutte abzulegen und für die reine Lehre einzutreten, beseelte auch den gläubigen Diakonus an der Bonifaziuskirche in Sömmerda. Dies ist das durch Nikolaus von Dreyses Zündnadelgewehr in unserer kriegerischen Welt vielgenannte Städtchen im Kreise Weißensee des Regierungsbezirks Erfurt. Bevor es solche Bedeutung als Fabrikstadt erlangte, war es ein in jeder Beziehung armer Ort. Selbst die Schönheit der Umgebung fehlte, welche in Thüringen selten versagt ist. Auch geistige Anregung gab es dort wenig. Salzmanns Vater hatte, dem Beispiele des Vikar von Wakefield folgend, bald nach seiner Einsetzung als Pfarrer eine Lebensgefährtin gesucht und bei seiner Wahl sich weniger durch ein glänzendes Äußere, als von Eigenschaften, die innern Wert verleihen, bestimmen lassen. Neben großen wirtschaftlichen Tugenden besaß die Mutter viel Intelligenz. Gewissenhaft unterrichtete sie den Knaben in den ersten Lehrgegenständen und zeigte dabei ein ungewöhnliches pädagogisches Geschick. Die moralisierenden Verschen des Nürnberger ABC buches ließ sie ihren Gotthilf nicht nur buchstabieren und auswendig lernen, sondern wendete sie treffend bei jeder sich bietenden Gelegenheit an. Die Großmutter, welche im elterlichen Hause gepflegt wurde, war eine beredte Märchenerzählerin. So haben wir auf der mütterlichen Seite den Quell zu suchen, aus dem Gotthilf Salzmanns Lust zum Fabulieren und seine Neigung zum Moralisieren stammen.

Vom Vater hatte er des Lebens ernste Führung und den praktischen Sinn. Der würdige Pfarrherr muß eine strenge,

dem kindlichen Gemüt mehr Furcht als Vertrauen einflößende Persönlichkeit gewesen sein. Salzmann, der doch sonst stets in warmen Farben malt, spricht offen aus, daß er zu seinem Vater anfangs den heißen kindlichen Zug nicht gefühlt habe. Der Vater sparte aber auch nach damaligem Brauche die Schläge nicht. Keineswegs unmöglich ist, daß Salzmann gerade in der Erinnerung an ein nicht ganz kleines Maß solcher Züchtigungen für das spätere eigene Erziehungssystem empfindliche Strafen dieser Art ganz ausschloß. Dankbar bis in das späteste Alter war er indes seinem zum Teil auch geistigen Vater für den anregenden Unterricht. Hier dachte dieser viel humaner, indem er dem Knaben das Lernen so leicht wie möglich machte. Jedenfalls ist auch dieser Umstand für Salzmanns spätere Wirksamkeit von Einfluß gewesen. Die Methode betraf den lateinischen Unterricht. „Erst benannte mein Vater“, berichtet Gotthilf Salzmann, „die sichtbaren Gegenstände, welche in der Nähe waren (Kunstprodukte, welche die Römer nicht hatten, ausgenommen) lateinisch; dann schritt er zu den Deklinationen und von diesen zu den Konjungationen und las dabei mit mir die leichtesten Stücke aus dem Orbis pictus (von A. Comenius) und Langens Colloquia. Ich muß ihm nachrühmen, daß er mir alles so angenehm zu machen wußte, daß ich das Latein mit eben dem Vergnügen und der Leichtigkeit lernte, wie die Verschen aus dem Nürnberger ABCbuche.“

Schon hier mag bemerkt werden, daß der Philanthropinismus seine eigentlichen Unterrichtsmethoden zum großen Teil nicht Rousseau, wie gewöhnlich angenommen wird, der aber gar kein Methodiker war, sondern weit mehr Amos Comenius verdankt.

Die Glaubensdoktrin des Pfarrers von Sömmerda war mit aufrichtiger Frömmigkeit gepaart. So gelang es ihm im Laufe der Zeit doch, den Weg zum Herzen seines Kindes zu finden. Das geschah namentlich auf den Spaziergängen in Gottes freier Natur. Salzmann erzählt: „Wenn mein Vater mit mir spazieren ging, unterhielt er mich immer mit seiner Lebensgeschichte, machte mich auf die unleugbaren Spuren der göttlichen Vorsehung, die darinnen sichtbar waren, aufmerksam

und sagte dann, daß dieser Gott, der ihn so väterlich geleitet habe, auch mein Vater sei und für mich sorgen werde, wenn er einst nicht mehr da sei. Dann ermahnte er mich, immer auf Gottes Wegen zu gehen, auf ihn mein Vertrauen zu setzen und mich fleißig mit ihm im Gebet zu unterhalten. Da nun bei diesem Unterricht nichts von Gottes Zorn und Ungnade, ewiger Verdammnis und blutiger Versöhnung vorkam, so hörte ich ihn gerne, er machte tiefen Eindruck auf mich. Ich bekam eine herzliche Liebe zu dem liebevollen himmlischen Vater, und in mein Herz wurde das Samenkorn zu einem Vertrauen auf ihn gelegt, das mit dem Fortgange der Jahre sich entwickelte, emporwuchs und nun zu einem herrlichen Baume geworden ist, in dessen Schatten ich in meinem Alter ruhe und an dessen Früchten ich mich erquicke und stärke. Meine ganze Wirksamkeit, meine Ruhe und Zufriedenheit habe ich diesem lebendigen Vertrauen zu Gott zu danken, das mein guter Vater zu mir begründete. Gott vergelte es ihm in Ewigkeit!"

Aber noch auf andere Weise suchte der Vater in religiöser Hinsicht seinen Knaben zu leiten. Dieser mußte in einem „biblischen Kalenderlein" notieren, wie viel Kapitel aus dem alten und wie viel aus dem neuen Testament er zu lesen hatte. Das Kalenderlein wurde reich bedacht. Gotthilf las im Laufe des Jahres die ganze Bibel durch, ja, das neue Testament sogar zweimal. Dabei lernte er eine große Anzahl Bibelstellen, vor allen ganze Psalmen, so treu und fest auswendig, daß er sie für sein ganzes Leben behielt. Salzmann schreibt noch in seinem siebenundsechzigsten Jahre: „Wenn ich oft, von Unmut niedergedrückt, am Rande der Verzweiflung wandelte, gab mir ein Spruch aus den Psalmen neues Leben, neuen Mut. Noch jetzt dienen mir diese Sprüche zur Erquickung."

So thaten die Moral der Mutter und die positive, dabei nicht unpädagogische Weise des Vaters ihre Schuldigkeit. Wenig aber war Gotthilf von dem Religionsunterrichte in der Elementarschule erbaut, noch weniger von demjenigen des Lyceums zu

Langensalza, auf das er gesandt wurde, weil es bereits der Vater besucht hatte. Hier legte er zwar für die Sprachen und sonstigen Wissenschaften einen tüchtigen Grund. Auch lernte er in der Gymnasialstadt G. G. Ausfeld kennen, den späteren Genossen seines Erziehungswerkes, auf dessen Nachkommen das Institut bekanntlich übergegangen ist. Die Unterweisung in der Religion jedoch war dort so wenig anregend, daß unser Salzmann vor derartigem Schablonismus einen heiligen Respekt für alle Zeit bekam. Sein tiefes Gemüt fühlte sich von einer solchen Behandlung abgestoßen. Religion, meint er in seinen Aufzeichnungen, wurde da eigentlich gar nicht gelehrt, denn: „das Auswendiglernen des Katechismus und des Spruchbuches, ohne alle Erklärung, kann doch wohl nicht Religionsunterricht heißen?"

Wo aber Gott zu suchen und, vornehmlich mit dem empfänglichen Herzen der Jugend, zu erkennen sei, das offenbarte sich ihm wie mit Zauberschlag in der lieblichen Umgebung der Universitätsstadt Jena. Nicht die sicherlich auch anmutigen Spaziergänge nach Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz, und wie die Stätten überschäumender Studentenlust alle heißen, zogen ihn dort an. Sein zurückhaltendes, ja schüchternes Wesen hielt ihn von der lärmenden Fröhlichkeit des akademischen Treibens fern. Darum suchte er die Einsamkeit in der Natur. Unfern Jena, in der Nähe des landwirtschaftlichen Versuchsfeldes der Universität, liegt ein stilles Thal, romantisch zwar, keineswegs aber wild romantisch, dennoch das „rauhe" Thal genannt. Noch als Greis pflegte Salzmann gern zu erzählen, daß in dieser quellen- und schattenreichen Einsamkeit seine „Wiedergeburt" begonnen habe. „Die innige Freude, welche ich bei meinen einsamen Spaziergängen durch das Rauhthal an dem Aufmerken auf die mich umgebenden Naturgegenstände, an der genaueren Betrachtung und Beobachtung derselben finden lernte, war mir bis dahin noch unbekannt gewesen. Ich sah die Schöpfung und ihren Urheber in einem neuen Lichte." Fest prägte sich ihm damals schon die Überzeugung ein, die für sein ganzes erziehliches Wirken maßgebend blieb und vor allem seinem Religionsunterricht die eigentümliche Richtung gab, daß Gott weniger aus

dem Buchstaben als aus der Herrlichkeit seiner Werke erkannt werden müsse. Hier ruht der Keim zu der spätern Schnepfenthaler Lebensregel, daß die sittliche und auch geistige Entwicklung zu führen sei: **„Vom Sichtbaren zum Unsichtbaren“!**

IV.

Sein Leben und Streben suchte Salzmann von da an sich nach diesem Grundsatze zurechtzulegen. Durch die Führungen seines Schicksals wurde er auch immer mehr darin bestärkt, daß er auf richtigem Wege sei. Ein guter Prüfstein war gleich seine erste Lebensstellung. Wohl mehr dem Beispiele des Vaters, als einer ausgesprochenen Neigung folgend, hatte er sich der theologischen Laufbahn gewidmet. Bald wurde er in Rohrborn, einem Dörfchen bei Erfurt, zum Seelsorger erwählt. „Die Einwohner des Ortes“, so erzählt er in seinen „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“, „waren sonst in sehr guten Umständen gewesen, hatten sogar vielen Weinbau gehabt, daß man ihren Ort nur klein Frankenland nannte. Als ich aber zu ihnen kam, waren sie ganz verarmt. Alles, was sie mit ihrer Feldarbeit und Spinnerei erwarben, reichte kaum aus, die Interessen, die herrschaftlichen Abgaben zu bezahlen und sich die allernotwendigste Kleidung und Lebensmittel zu verschaffen. Daher wurden ihre Häuser immer baufälliger und ihre Äcker immer unfruchtbarer. Mein Haus war nicht viel besser als die ihrigen; die ganze Wand, die sonst meinen Hof umschlossen hatte, war umgefallen, so daß ich, ohne eine Thür öffnen zu dürfen, von meinem Hofe sogleich auf den Kirchhof und von da auf das Feld kommen konnte. Meine Einnahme, wenn ich sie hoch anschlug, bestand in hundert Thalern, und auch für diese konnte ich nicht einmal das Notwendigste haben, indem es da an gutem Biere und Brot fehlte. Wenn ich reiste, so geschah es immer zu Fuße, und äußerst selten geschah es, daß ich eins von den Pferden annahm, das mir die gutherzigen Einwohner anboten. Was meint ihr nun wohl, wie es mir da gefallen hat? — Im Anfange wollte es mir gar nicht gefallen.

Da ich immer in der Stadt gelebt hatte, so war ich so verwöhnt, daß ich mich für sehr unglücklich hielt, weil ich die meisten Bequemlichkeiten des Stadtlebens entbehren mußte und sehnte mich deswegen nach dem Augenblicke, da ich wieder abgerufen würde. Aber bald wachte die Vernunft bei mir auf. Bist du, dachte ich, nicht ein Thor, daß du mit deinem Zustande unzufrieden bist? Du bist ja gesund, hast Haus und Hof und Garten und Acker, hast um dich herum die schöne freie Natur und die schönste Gelegenheit, den hiesigen Einwohnern nützlich zu sein: und von diesem Augenblicke an überlegte ich, wie ich es anfangen wollte, um an diesem einsamen Orte ein recht vergnügtes Leben lebenslang zu führen. Ich ging mit den Einwohnern weit freundlicher um, besuchte sie in ihren Häusern, erkundigte mich nach ihren Kindern und ihrer Wirtschaft, tröstete sie, wann sie betrübt waren, und freute mich mit ihnen, wann sie Freude hatten. Ich bearbeitete meinen Garten selbst, der sehr verwildert war, besuchte meine Äcker und lernte bei verständigen Leuten, wie man sie verbessern müsse. Meine Schafe fütterte ich selbst und schaffte mir Tauben und Bienen an. Ich kostete die Quelle, die in diesem Dorfe war, fand sie ganz außerordentlich gut und gewöhnte mich, sie zu trinken. Ich besuchte die benachbarten Prediger und schloß mit ihnen Freundschaft. Auf einmal veränderte sich alles um mich. Hört nur, was für ein vornehmer Herr ich auf einmal aus einem betrübten und bekümmerten Pfarrer wurde. Ging ich durch das Dorf, so stand alles vor mir auf, grüßte mich freundlich und drückte mir wohl freundschaftlich die Hand. Kam ich auf das Feld, so nickten mir allenthalben die Ähren zu, die auf meinen Äckern wuchsen, als wenn sie sich über meine Gegenwart freuten."

Aus dieser Schilderung ergiebt sich mancherlei. Die Verhältnisse, unter denen er in Rohrborn lebte, waren keine rosigen, sondern vielfach mit Dornen durchwunden. Er fand viel zu bessern, aber trotz seiner Jugend und mangelnder Lebenserfahrung griff er die Besserung frisch und fröhlich an, indem er zunächst an sich selber arbeitete. Durch Gewöhnung und Beispiel wirkte er erfolgreich im Sinne seines praktischen Christentums. Nicht

nur das eigene Herz, sondern auch die Herzen in seiner Gemeinde leitete er vom „Sichtbaren zum Unsichtbaren". Ein weites Feld bot sich ihm, es urbar zu machen oder verwahrloste Zustände mit der Zeit zu heben. In dieser Arbeit fühlte er sich bald glücklich. Die in Rohrborn verlebten vier Jahre zählte er immer zu den schönsten seines Lebens. Höchst wahrscheinlich ist auch, daß er hier schon, angeregt durch die Lektüre der Basedow'schen Schriften, die Idee faßte, sich später ganz der Erziehung zu widmen. Basedow's epochemachende „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt" erschien im ersten Jahre seines Rohrborner Aufenthalts. Hier auch fand der junge Pfarrer in Sophie Schnell, der ältesten Tochter eines Amtsbruders aus dem benachbarten Schloß-Vippach, eine gleichstrebende, energische Lebensgefährtin, die spätere Anstaltsmutter. So glücklich dieser Bund von vornherein sich gestaltete, es sollte das Gold desselben im Feuer der Trübsal noch mehr geläutert werden. Der Tod von Salzmanns Vater, von Sophiens Eltern, eine eigene schwere Krankheit Salzmanns warfen dunkle Schatten in den hellen Sonnenschein der jungen Ehe. Zwei jüngere Schwestern der Frau, noch Kinder von zwölf und sieben Jahren, wurden zur Erziehung in das Pfarrhaus aufgenommen, wo es schon dürftig genug herging. Dennoch gewann Salzmann seiner Stellung von Jahr zu Jahr schönere Seiten ab. Als sich ihm 1772 eine einträglichere Pfarre an der Andreaskirche in Erfurt bot, bedurfte es der ganzen Überredungskunst seiner Gattin, bevor er sich zur Annahme entschloß. Mit schwerem Herzen riß er sich endlich aus dem ihm lieb gewordenen Wirkungskreise los.

Auch in Erfurt hatte er Zeiten des Ungemachs zu durchleben. Dieses betraf indes weniger seine Familie als die Allgemeinheit. In Folge des siebenjährigen Krieges war die Stadt arg mitgenommen. Mißernten in der Umgegend kamen hinzu. So waren Not und Elend, Hunger und bösartige Krankheit noch vor ihm in die alte Hauptstadt Thüringens eingezogen. Kräftig und umsichtig half Salzmann auch hier, wo er konnte. Und in solcher Arbeit erkannte er, welche Art der Religion die beste

sei, nicht die vieler Worte, sondern die der That. „Sein klarer Blick“, sagt sein Biograph, „sein praktischer Verstand und die Erfahrungen, welche er schon in Rohrborn gemacht hatte, zeigten ihm die ganze Unfruchtbarkeit der dogmatischen Lehr- und Predigtweise, und an dem geringen Erfolg, welchen das geistliche Wirken seiner orthodoxen Amtsgenossen bei den trostlosen Zuständen in Erfurt hatte, mußte er ihrer Haltlosigkeit immer aufs neue inne werden“.

Wie im Rauhthale seine Wiedergeburt begonnen hatte, so schuf er sich in den Mühen seines Amtes, predigend, lehrend, helfend, tröstend, überall thatkräftig eingreifend, vollends um. So bildet sich neben der ungeheuchelten Frömmigkeit eine neue Eigenschaft aus, welche ihm später so sehr zu statten kommt, die Werkthätigkeit, verbunden überhaupt mit einer praktischen Richtung seines Denkens und Schaffens. Stets neue Blüten sproffen an diesem urwüchsigen Menschenbaume hervor. Und gerade das praktische Wirken trug ihm eine wichtige Lebenserfahrung ein. Immer klarer sah er ein, was er später in den Worten aussprach: „Die vorzüglichste Ursache von dem vielen Jammer und Elend in der Welt ist in der fehlerhaften Erziehung der Menschen zu suchen.“

Zwar hatte Salzmann schon in Erfurt Fühlung mit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen. Zu seinen amtlichen Obliegenheiten gehörte die Aufsicht über die Schulen seiner Gemeinde. An der Knabenschule wirkte einer seiner Brüder als Rektor, außerdem ein verständiger Lehrer. Beide gingen gern auf seine Verbesserungsvorschläge ein. Jedoch blickte Salzmann schon damals viel weiter und erwog Reformen an Haupt und Gliedern. Hätte er diese für eine ihm unterstellte, und doch nicht eigene Schule durchführen wollen, so würde das, wie er selber gesteht, zu einer Menge Streitigkeiten Veranlassung gegeben haben. Darum verzichtete er zunächst auf eine praktische Durchführung seiner bereits seit Rohrborn gehegten Ideen. Um ihnen indes in anderer Weise eine sichtbare Gestalt zu geben, griff er zur Feder.

Er beschrieb, was er kannte, das Kinder- und Familienleben, und wo er's packte, da war es interessant. So entstand

sein erstes Buch. Es sind die „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“. Der Dichter und Jugendschriftsteller Christian Felix Weiße, bekannt nicht nur als Herausgeber des Kinderfreunds, sondern noch mehr als intimer Jugendfreund Lessings, nahm sich des jungen Talentes an und verschaffte ihm einen Verleger. Das erste Bändchen, dem, weil es beifällig aufgenommen wurde, eine ganze Reihe anderer folgte, erschien 1778 bei Siegfried Leberecht Crusius in Leipzig. Es waren mit vielem Takt und Geschick verfaßte Jugendschriften in der dem Nützlichkeitsprinzip huldigenden Manier eines Weiße und später Campe, vielleicht etwas weniger nützlich und dafür unterhaltender.

Unter den übrigen Erfurter Veröffentlichungen sind zwei besonders hervorzuheben, weil sie eine Art Programm Salzmanns enthalten, wenn auch zunächst nur in den allgemeinsten Umrissen. Beide Bücher erschienen im Jahre 1780. Das eine ist das vielgenannte „Krebsbüchlein, Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder“. Der Titel wurde in den folgenden Auflagen etwas geändert. Das in Erfurt bei G. A. Keyser erschienene Werkchen ist weniger nach der Abschreckungstheorie verfaßt, als daß es auf dem Wege der Ironie durch kleine Erzählungen wirken will. In der Vorrede aber ist es dem Verfasser bitterer Ernst, und er spricht die Wahrheit in vielleicht zu derben Worten aus. „Wir leben“, heißt es da, „in einem gemäßigten Himmelsstriche, und viele von uns sind, seit etlichen Jahren, so empfindlich geworden, daß sie der Floh dauert, dessen Wonneleben sie abkürzen müssen. Gleichwohl hat doch auch bei uns das Vorurteil eine gewisse Gattung der Menschen zur völligen Unterjochung verdammt und ihren Beherrschern eine unumschränkte Freiheit, sie nach eigener Willkür zu behandeln, zugestanden. So wie die ersten Christen alles Unglück, das sich im römischen Reiche ereignete, entgelten mußten, so müssen auch diese gemeiniglich allen Verdruß empfinden, der in den Häusern ihrer Vorgesetzten entsteht, ohne daß sie sich verantworten dürfen. Sie werden oft in Gesellschaften zur Beschimpfung aufgestellt

und haben keine Erlaubnis, deswegen zu klagen; man hauet sie mit Ruten, oft ohne daß sie etwas verwirkt haben; oft martert man sie mit langsamen Qualen zu Tode, und die mehrsten ihrer empfindsamen Mitbürger hören ihr Geschrei und sehen sie peinigen, ohne hierin etwas Unbilliges zu finden. Diese unter dem Drucke seufzende Menschenart sind die Kinder, und ihre Unterdrücker die Eltern. Die Mißhandlungen, die sie in den mehrsten Häusern ausstehen müssen, sind bis zum Bejammern groß; und gleichwohl sind die mehrsten unserer Zeitgenossen schon so an den Anblick gewöhnt, daß sie das unschuldigste Kind können peitschen sehen und sein Jammergeschrei anhören, dem Sarge eines anderen, das durch väterliches und mütterliches Vorurteil hingerichtet wurde, folgen, ohne dabei an Ungerechtigkeit zu denken. — Und dies ist ganz gewiß. Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrenteils bei dem Vater oder der Mutter, oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dies hart und ist doch wahr."

Salzmann hält demnach dafür, daß die Erziehung von Grund aus verbessert werden müsse. Dazu ist vor allem nötig, wovon später auch ein Pestalozzi ausging, daß die Eltern besser erzogen sein müssen.

Aber nicht nur negativ, sondern auch positiv wollte er seine Grundsätze über Erziehung darlegen und da vornehmlich die seinem Herzen am nächsten liegende Frage in das rechte Licht stellen. So schrieb er das Buch: „Über die besten Mittel, Kindern Religion beizubringen"; ebenfalls verlegt bei S. L. Crusius.

Man ist heutzutage über die Erteilung des Religionsunterrichts mit Recht abweichender Ansicht. In allen pädagogischen Kreisen wird man jedoch immer wieder mit hohem Interesse die von Salzmann ausgesprochenen und, was mehr ist, wirklich durchgeführten Ideen nach dieser Richtung nicht nur lesen, sondern, soweit es etwa erforderlich ist, auch beherzigen. „Die Religion", sagt er, „muß nach meinem Erachten durchaus nicht so vorgetragen werden, wie sie durch Schriften von der jüdischen

Nation auf uns gekommen ist. Man muß der frühen Jugend nur Begriffe von Recht und Unrecht, Schicklich und Unschicklich, Anstand und Sittsamkeit beizubringen suchen. Religion ist Sache des Herzens für Erwachsene, nie aber des bloßen Verstandes für Kinder. Wird sie als Wissenschaft vorgetragen, dann bleibt das Herz kalt und leer, und es wird ein bloßes Gedächtniswerk. Ebenso lernt der Staar sprechen. Der Mensch lasse sein eigenes Leben — er sei Vater, Mutter oder Lehrer — so gut und musterhaft sein, wie man wünscht, daß unsere Schüler und Kinder werden sollen und mögen, so werden sie das zur Richtschnur des ihrigen nehmen. In allen Kindern liegt der Nachahmungstrieb. Tugend kann ebenso, wie das Laster, zur Gewohnheit werden. Werden Kinder zum Rechtthun und zur Tugend gewöhnt, so werden sie auch nicht anders, als ihr gemäß, handeln."

Diese von ebensoviel Freimut wie feiner Beobachtungsgabe zeugenden Ansichten machten großes Aufsehen. Sie erregten namentlich Ärgernis bei den Erfurter Amtsbrüdern. Von anderer Seite, sogar an hoher Stelle, wurde dem kühnen Verfasser zwar Beifall gespendet. Indes seine Verhältnisse in Erfurt, wo offene Angriffe und versteckte Nadelstiche nicht ausblieben, gestalteten sich auf die Länge der Zeit dadurch recht wenig erfreulich. Als nun, gerade in Folge seines Buches, ein Ruf als Lehrer der christlichen Religion und Mitdirektor am berühmten Philanthropin zu Dessau an ihn erging, glaubte er darin einen Wink von oben zu sehen. Er entzog sich nicht länger einer Wirksamkeit, für die ihn die Natur nun einmal geschaffen hatte.. So wurde er auch äußerlich ein Philanthrop, der es innerlich durch seine ganze Entwicklung, und ein reinerer und festerer als die bisherigen Chorführer, schon lange war.

V.

Man sagt immer, und einer spricht es dem andern mehr oder minder gedankenlos nach, daß der deutsche Philanthropinis-

muß ganz auf den Ideen Jean Jacques Rousseaus beruhe. Das ist wahr und doch wieder nicht wahr.

Die neuen, weltbewegenden Ideen des achtzehnten Jahrhunderts gingen allerdings von Frankreich und England aus. Beide Länder sind von Mischvölkern bewohnt. Die verschiedenen Elemente derselben sind leichter in Bewegung zu setzen und sogar in Gährung zu bringen, als diejenigen eines einheitlich gestalteten, naturgemäß aus sich selber erwachsenen Volkes, wie die Deutschen es sind. So gingen Fermente von John Locke und Jean Jacques Rousseau aus.

Die Anregungen des ersteren waren durchaus friedlicher Natur. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß Locke den höchsten Zweck der Erziehung darin erblickt, eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe zu schaffen, nach dem seither vielgehörten Worte zu handeln: Mens sana in corpore sano, wenn er dann viel freie Luft, viele Leibesübungen und nicht zu wenig Schlaf empfiehlt, möglichst wenige oder gar keine Arzneien, nicht zu warme und nicht zu enge Kleidung, Kopf und Füße kalt, wenn wir endlich seine Abhärtungstheorieen vernehmen, — finden wir alles dieses nicht fast buchstäblich in den Philanthropinen wieder?

Ferner ist John Locke, wie kein anderer, der Pädagog der Nützlichkeit. In erster Linie sollen die Kinder das Brauchbare lernen und wissen, den praktischen Verstand will er ausgebildet haben.

Die praktische, stets das Nützlichkeilsprinzip betonende Richtung des Philanthropinismus stammt demnach offenbar ebenfalls nicht aus Frankreich, denn sie ist eine zu charakteristische Beigabe John Bull's.

Vielleicht wäre aber der Philanthropinismus in Deutschland ohne den mächtigen Anstoß des „Emil“ und seines Autors gar nicht oder wenigstens nicht damals entstanden.

War die Wirkung der Rousseau'schen Schriften überhaupt doch so gewaltig, daß sie, andere Faktoren gebührend in Rechnung gezogen, zu der großen politischen Revolution geführt hat. Mit dieser war eine Erklärung der Menschenrechte verbunden. Und eine solche Erklärung und Verkündigung gab es in Deutsch-

land nicht minder, wenn auch durchaus keine revolutionärer Art. Sie hat glücklicherweise keine blutigen Spuren im Gefolge, ganz im Gegenteil: Segen, Aufklärung, Humanität bezeichnen den Pfad der durch sie hervorgerufenen Umwälzung. Die Erklärung der Menschenrechte, welche wir hier meinen, geschah durch die Gründung des Philanthropins zu Dessau schon 1774, durch die Stiftung ähnlicher Anstalten zu Marschlins in Graubünden, zu Heidesheim in der Pfalz, zu Trittow bei Hamburg, sowie an vielen anderen Orten, und zwei Lustra später als zu Dessau, durch die Errichtung der Jubelanstalt Schnepfenthal im Jahre 1784.

Mit Recht kann man dem Philanthropinismus eine solche Bedeutung beilegen. Seit Luther und den durch ihn bewirkten Um- und Neugestaltungen auf erziehlichem Gebiete giebt es wohl wenig pädagogische Reformen, die so große und nachhaltige Wirkungen hervorgebracht haben, wie der Philanthropinismus. Luthers Reformen waren bedeutsamer und gewaltiger für die ganze Nation, jener gestaltete die Bildung und Denkweise mehr des Bürgertums und der höheren Gesellschaftsschichten um.

Der Name des neuen Erziehungsevangeliums besagte und besagt, daß eine Erziehung des Menschen als solchen, eine Entfaltung schöner und reiner Menschlichkeit das Ziel frei und freundlich denkender Erzieher sein solle. Die Abrichtung ad hoc oder gar die Kastenerziehung wurden gebrandmarkt, die reine Berufserziehung angeklagt. Dem werdenden Menschen sollte um keinen Preis das Recht, sich nach seinen Anlagen und Neigungen zu einer harmonischen und möglichst vollkommenen Persönlichkeit zu entwickeln, verkümmert werden. Eine solche Freiheit der Ausgestaltung auf Grund einer verständnisvollen und milden Schulung lehrte nun zwar der „Emil“ und stellte sie in einem unübertrefflichen Bilde dar. Indes vieles, was bei Rousseau als Wunder wie neu angestaunt wird, ist garnicht neu! Der Grundgedanke des Philanthropinismus, daß ein Kind naturgemäß und also vernünftig erzogen werden müsse, stammt durchaus nicht erst von J. J. Rousseau, sondern bereits von

Amos Comenius. Die neue Doktrin steht, zum mindesten was die methodischen Fragen anlangt, viel weniger im „Emil" des Genfer Philosophen als in der Didactica magna des Schulpropheten Comenius. Dieser sagt schon dort ausdrücklich, daß die Lehrer und Erzieher naturgemäß verfahren, daß sie den Unterricht leicht und angenehm machen, daß die Schulen selber Werkstätten der Humanität sein sollen. Aber diese Ideen, welche in Deutschland damals erst in den Köpfen weniger herbergten, fanden, als und wie sie ein Rousseau aussprach, die weiteste Verbreitung. Gewiß ist „Emil" das Werk eines Genies. Es enthält eine Fülle originellster Anregungen. Indes was hätte die praktische Pädagogik mit Phantasiebildern und Paradoxen angefangen, ohne die umgestaltende Arbeit eines Basedow? Er hat die sporadische Darstellung von im Schoße der Zeit schlummernden Erziehungsideen erst in ein System gebracht. Er hat die Spreu vom Weizen gesondert, die Goldkörner aus Schutt und Trümmern hervorgesucht. Denn wie viel des Unmöglichen, ja Widersinnigen findet sich gerade im „Emil!" Um das Verdienst der deutschen Pädagogik einzusehen, muß man einmal den „Emil" mit Basedows „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" vergleichen. Beide nehmen bei aller Verschiedenheit einen universellen Standpunkt ein. Aber welcher Fortschritt und welche Reife bei Basedow, dem geschulten Pädagogen, gegenüber den Deklamationen des genialen Naturkindes! Und Basedows Methodenbuch, wie sein ganzes „Elementarwerk", sind doch immer noch mit einem Weinstocke zu vergleichen, den die Schere der nachkommenden Pädagogen, zunächst eines Salzmann, beschneiden mußte, damit die pädagogische Ernte goldene Trauben und Firnewein seien.

Darin besteht nämlich noch ein weitverbreiteter Irrtum, daß viele den ganzen Philanthropinismus mit den Bestrebungen eines Basedow, Wolke, ja, eines Bahrdt identifizieren und das Wirken Salzmanns nur als eine Art Anhängsel betrachten. Man pflegt überhaupt mehr die Fehler und Lächerlichkeiten des neuen Systems hervorzuheben und die großen und nachhaltigen Folgen höchstens nebenher zu erwähnen. Das falsche, auch

durchaus oberflächliche Urteil wird dadurch erzeugt, daß einzelne komische Vorkommnisse als wichtig und wesentlich in den Vordergrund gestellt und daraus die Züge zu einem Totalbild zusammengestellt werden, welches der Wirklichkeit wenig oder garnicht entspricht. So fügt man vielfach dem Philanthropinismus Unrecht zu. Man vergißt, daß bei der guten Absicht desselben, an Stelle der verbrauchten Methode auf einmal lauter neue und naturgemäße zu setzen, auch manches übereilte und unrichtige Vorgehen mit unterläuft, das man eher entschuldigen als schmähen sollte. Die von ihrem neuen Glauben erfüllten Propheten braucht man nicht gleich mit Steinen zu werfen, weil sie sich hier und da einmal ungewöhnlich geberden und etwas laut in die Posaune stoßen.

Übrigens hat Gotthilf Salzmann das nie gethan! Darum sollte man den Philanthropinismus besser in zwei Entwicklungsstufen einteilen, in die Periode Dessau-Marschlins-Heidesheim und in die Schnepfenthaler Periode, und man sollte bei der letzteren eingehender verweilen. Gegenwärtig macht man es gerade umgekehrt.

Sicher ist, daß mit unserm Salzmann ein ganz neuer Geist auch in Dessau einzog. Die Einfachheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens, sein bescheidenes und doch thatkräftiges Auftreten, vor allem aber seine aus dem Herzen sprießende Frömmigkeit sind auch noch für jenes Institut von unberechenbarem Segen gewesen. Den Religionsunterricht, für welchen er hauptsächlich berufen war, gestaltete er nach seinen Grundsätzen um. Er hob ihn auf eine ihm gebührende hohe Stufe. Als Liturg des Instituts suchte er eine tiefere Gemütsrichtung in dasselbe zu verpflanzen. Nicht ohne schöne Erfolge, die um so anerkennenswerter sind, als seine Thätigkeit in Dessau eine nur kurze war.

Karl von Raumer, der berühmte Pädagog und einflußreiche Schriftsteller, urteilt über das Philanthropin in Dessau, daß dort an Stelle des christlichen erneuernden Glaubens ein eigenes flaches, unerquickliches und absurdes Machwerk geschaffen worden sei. Nachdem wir auf diesen Blättern ausführlicher, als gewöhnlich in Kompendien der Fall ist, den Ent-

wicklungsgang Salzmanns namentlich nach der religiösen Seite dargelegt haben, möchte dieses Urteil, wenigstens was Salzmanns Thätigkeit und besonders seine religiöse Einwirkung in Dessau anbetrifft, doch wohl als nicht ganz zutreffend bezeichnet werden können.

Aus unserer Darstellung geht ferner hervor, daß Gotthilf Salzmanns religiöse Stellung eine ganz andere war, als die der übrigen Philanthropinisten, zum Beispiel eines Basedow oder gar eines Cynikers, wie Bahrdt.

Nun ist auch glaublich und erklärlich, was vor allen Dingen thatsächlich ist, daß Salzmann als Philanthropinist von den Ideen Rousseaus am wenigsten beeinflußt wurde. Schon in seiner Jugend hatte, wie wir gezeigt haben, Comenius für ihn eine Rolle gespielt und dessen Methode auf ihn eingewirkt. So hängt ohne allen Zweifel der Philanthropinismus in seiner geläuterten Gestalt mit einem Rousseau nur noch sehr lose zusammen.

Gotthilf Salzmann war allerdings bereits in Erfurt von philanthropinistischen Ideen angehaucht, aber er ging ziemlich seine eigenen Wege. Es steht fest, daß er vor seiner Berufung nach Dessau weder mit den Leitern des Philanthropins, noch anderen bei demselben beteiligten Persönlichkeiten in Verbindung stand. „Dazumal war in Dessau", sagt er selbst, „auch nicht eine Person, die ich persönlich gekannt oder mit der ich Briefe gewechselt hätte. Ich war völlig überzeugt, daß ich den Ruf dorthin, mit meinem Wissen, auch nicht auf die entfernteste Art veranlaßt hätte."

Wie sehr er aber auf eigenen Füßen stand, geht aus folgendem Urteil über das Philanthropin hervor, das er um jene Zeit fällte:

„Je mehr ich das Innerste dieser Erziehungsanstalt durchschaute, desto mehr wurde ich überzeugt, daß der Plan, der hier zu Grunde lag, zwar sehr gut wäre, **aber garnicht der, den ich seither bei mir getragen hatte.**"

VI.

Als Liturg und Mitdirektor würde Salzmann vielleicht den Einfluß besessen haben, das Dessauer Institut in seinem Geiste umzugestalten. Indes die dortigen Verhältnisse waren äußerlich und innerlich zu zerfahren, die Streitigkeiten zwischen den übrigen Leitern der Anstalt so unerquicklicher Natur und andere Zumutungen so wenig nach seinem Geschmack, daß er an einen derartigen Reformversuch, dessen Unersprießlichkeit er von vornherein einsehen mochte, wohl garnicht gedacht hat. Er betrachtete, trotzdem er in seinem Zweige schon als Meister schuf, die Jahre des Dessauer Wirkens doch mehr noch als Lehr- und Wanderjahre. Dennoch äußert er: „Die Verbindung mit dem Dessauischen Institut war mir außerordentlich wichtig. Ich kam auf einen Platz, wo selbstdenkende Erzieher schon seit einigen Jahren, mit fast unumschränkter Freiheit, gearbeitet hatten und noch arbeiteten, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, zu beurteilen, was in der Erziehungskunst ausführbar oder nicht ausführbar, warum dieser Plan gelungen und ein anderer gescheitert, wodurch diese Anstalt soweit gekommen und aus was für Ursachen sie nicht noch weiter gekommen sei. Deswegen werde ich mich lebenslang als den Schuldner dieser vortrefflichen Anstalt betrachten und es nie vergessen, daß alles, was ich etwa noch in der Welt zustandebringe, würde unterblieben sein, wenn die dirigierenden Glieder dieser Anstalt mich nicht zu sich eingeladen und mir nicht erlaubt hätten, ihre Arbeiten zu beobachten und an denselben teilzunehmen."

Wie bescheiden, milde und dankbar!

Er hatte ja doch zumeist gesehen und sich's zur Lehre genommen, wie man es nicht machen dürfe. Aber der gute Kern in der Umhüllung war ihm keineswegs entgangen, und seine Begeisterung war durchaus nicht abgekühlt. Deshalb sehnte er sich je länger desto mehr nach einer friedlichen und glücklichen Lösung des Dessauer Verhältnisses. Hier war doch der Bankerott nahe! „Der traurige Streit mußte das ganze Institut zerrütten und umstoßen."

Sein Streben ging nun dahin, in einem neuen und ganz selbständigen Unternehmen, unbeeinflußt von störenden Elementen, die gesammelten Erfahrungen zu verwerten.

So warf er die Würfel, um ein Institut nach seinen Ideen zu gründen.

Salzmann hatte durch seine Schriftstellerei etwas erübrigt. Jedoch diese Mittel reichten zur Ausführung eines derartigen Vorhabens bei weitem nicht hin. Wie nun Basedow einen edlen Fürsten fand, Leopold Franz von Dessau, der die Fonds zur Errichtung des Philanthropins hergab, so sollte auch Salzmann einen hochsinnigen, für solche ideale Bestrebungen begeisterten Mäcen in der Person des Herzogs von Gotha und Altenburg, Ernst des II., finden. Wenn die Geschichte der Pädagogik einen Ernst den Frommen nennt, den Urheber des „Schulmethodus", so muß sie nicht minder Ernsts des II. rühmend Erwähnung thun, der sich eifrig der Pflege von Kunst und Wissenschaft widmete, erste Größen, wie Goethe, Herder, Wieland, gern an seinem Hofe sah, seine Museen bereicherte, sein Hoftheater würdig ausstattete, aber auch der Schulen nicht vergaß. Im eigenen Hofhalte und für seine Person haushälterisch, hatte er für große und gute Zwecke stets Geld übrig.

Mit diesem Fürsten wurde Salzmann durch seinen Landsmann und Freund Rudolf Zacharias Becker bekannt, der in Dessau lebte und mit seiner Feder für das System der Philanthropen eintrat, von den ewigen Zwistigkeiten an dem Philanthropin selber aber endlich auch angewidert war. Durch Beckers Vermittlung durfte sich Salzmann dem Herzog persönlich vorstellen. Der so schlichte und doch so feurige Mann machte auf den Fürsten den besten Eindruck. Schon vorher hatte Salzmann einen von Becker durchgesehenen und durch einige Zusätze vermehrten Plan vorgelegt, in welchem sich zum ersten Male die Grundsätze und Ziele seiner Pädagogik im Zusammenhange dargestellt finden. Das Original dieses für die Geschichte des Philanthropinismus so wichtigen Erziehungsdokumentes befindet sich im Haus- und Staatsarchiv zu Gotha. Vollständig

abgedruckt und mit den Becker'schen Zusätzen versehen, enthält es die Schnepfenthaler Festschrift, S. 65.

Der Fürst zeigte denn auch ein fürstliches Entgegenkommen. Er wollte, wie er ausdrücklich sagte, einem so großen Endzwecke alle mögliche Unterstützung angedeihen lassen. Zunächst bot er eins der herzoglichen Lustschlösser an, damit darin ein Institut errichtet würde. Als Salzmann auf dieses großmütige Anerbieten aus mehreren Gründen nicht einging, entzog der einsichtsvolle Herrscher ihm deswegen seine Gunst nicht, sondern bestimmte die schöne Summe von viertausend Thalern als Zuschuß zu dem Kaufgelde für ein Grundstück, das dem Stifter geeigneter erscheinen möchte. Schnepfenthal wurde, natürlich noch nicht mit den passenden Baulichkeiten versehen, blos ein schlichtes Thüringer Landgut, bereits im Jahre 1783 erworben. Und bald darauf stattete der Herzog die Anstalt mit den wertvollsten Privilegien aus. Eins der merkwürdigsten, das zugleich zeigt, welch' großes Vertrauen der Fürst in Salzmanns Persönlichkeit und den religiös-sittlichen Charakter des ganzen Unternehmens setzte, war die Zusicherung einer Ausnahmestellung, wie sie in der Geschichte der Pädagogik kaum wieder vorkommt. „Was die kirchliche Verfassung der Gesellschaft betrifft," heißt es in der betreffenden Urkunde vom 26. August 1784, Absatz IX, „so bleibet zwar das Gut Schnepfenthal nebst den dazu gehörigen beiden Mühlen und alle demjenigen, was die Gesellschaft etwa noch in der Folge dazu bauen wird, in Zukunft sowie seither bis auf andere Verordnung in das Dorf Rödichen eingepfarret und werden von dem jedesmaligen Diacono zu Friedrichroda, als Pfarrer zu Rödichen, alle actus parochiales, als Taufen, Trauungen, Begräbnisse, confirmationes catechumenorum und dergleichen, in Ansehung sämtlicher zu Schnepfenthal wohnhafter Personen, sie mögen zum Institut gehören oder nicht, ferner verrichtet. Jedoch soll der Gesellschaft verstattet sein, in ihrem Wohnsitze einen nach ihrer eigenen Liturgie anzustellenden christlichen und vernünftigen Privatgottesdienst zu halten, ohne diesfalls von den vorhandenen Kirchenverordnungen und den zur Aufsicht über den öffentlichen Gottesdienst bestellten Personen abzuhängen."

So hatten glückliche Umstände, ein weiser Herzog, vor allem aber eigene Tüchtigkeit und Thatkraft unserm Salzmann eine Stätte bereitet, auf welcher er unabhängig, unterstützt nur von günstigen äußeren Umständen, seine reichen Erfahruugen und sein Erziehungsideal verwirklichen konnte.

VII.

Ein solcher Erzieher von Gottes Gnaden, wie Gotthilf Salzmann war, der also schon vor seiner Übersiedelung nach Dessau philanthropinistischen, wenn auch eigenen Grundsätzen huldigte, der in Dessau beobachtete und erwog, wird, wie kein anderer, die Mängel und Vorzüge des bestehenden Philanthropinismus scharf erkannt haben.

Das war zunächst mit den Mängeln der Fall. Als eine recht dunkle Schattenseite war ihm zu Dessau die Vielregiererei erschienen. Weil die dortige Schöpfung so bald der einheitlichen Leitung entbehren mußte, war sie dem Untergange geweiht. Ferner vermißte er in seinem besonderen Berufe als Liturg und Religionslehrer daselbst die religiöse Vertiefung. Das ganze Treiben war zu seicht. Beide Übelstände konnten erfolgreich beseitigt werden, wenn das neue Institut unter die Leitung eines Erziehers kam, der eine Art Patriarch war, sodaß die Zöglinge sich soviel wie möglich als Glieder einer Gemeinde oder Familie fühlten. Und dazu waren einfache ländliche Verhältnisse, war eine Art idyllischer Umgebung notwendig.

Mit der Gründung Schnepfenthals durch Gotthilf Salzmann tritt denn der Philanthropinismus in eine neue Ära, die wir die **patriarchalische** nennen möchten.

Dieser patriarchalische Charakter leuchtet in Schnepfenthal von vornherein und noch mehr für die Folge überall durch. Er ist für die Entwicklung, das Bestehen und die Blüte der Anstalt von größter Bedeutung gewesen. Zwar haben die Patriarchen von Schnepfenthal stets sanft ihr Szepter geschwungen, aber das einheitliche, theokratische Regiment hat nie gefehlt. Allen ein Vorbild war hierbei wieder unser Salzmann, der bis zu

seinem Tode am 31. Oktober 1811 die Zügel in den kräftigen Händen hielt. Dann erhielt die Leitung sein leiblicher und geistiger Sohn **Karl Salzmann**.

Patriarchalisch war auch das Verhältnis dieser Oberleitung zu den zahlreichen Mitarbeitern. Unter ihnen waren pädagogische und wissenschaftliche Kapazitäten, ein Guts Muths, ein Johann Matthäus Bechstein, ein Bernhard Blasche, ein Lenz, ein August Röse u. a. Alle mußten sich aber dem höheren Zwecke unterzuordnen, und dieser weisen Einsicht verdankt die Anstalt, daß sie Sturm und Wetter, daß sie manche Fährlichkeit siegreich bestanden hat und nach jedem scheinbaren Niedergange immer herrlicher wieder emporgeblüht ist.

Von patriarchalischem Geiste eingegeben, war ferner das weitschichtige Programm, mit welchem Gotthilf Salzmann 1784 vor das Publikum trat. Es macht einen Teil der größeren Schrift aus: „Noch etwas über die Erziehung nebst Ankündigung einer Erziehungsanstalt“ (gedruckt 1784 in der Druckerei der Erziehungsanstalt Schnepfenthal) und enthält das Detail des Erziehungs- und Unterrichtsplans. Wer ihn liest, hat die Empfindung, als ob ein Vater für seine Kinder oder höchstens noch für die Kinder befreundeter Familien die täglichen Beschäftigungen ordnet, so väterlich und natürlich klingt alles.

Und patriarchalisch endlich war auch das Verhältnis der Zöglinge zu den Lehrern. Die Schüler sollten in diesen ihre väterlichen Freunde erblicken, die sie mit sanfter Hand leiteten. Hier ist manchmal ein wunder Fleck der Privatinstitute. Es ist klar, daß ein tüchtiger Lehrer in den meisten Fällen der öffentlichen Wirksamkeit den Vorzug geben wird. Schon zu Gotthilf Salzmanns Zeiten war es nicht viel anders. Dennoch hat Schnepfenthal an achtungswerten Lehrkräften nie Mangel gehabt.

Wohl aber fehlte es im Anfange überhaupt an Zöglingen, obschon doch Salzmann kein Neuling im Erziehungsfache war, im Gegenteil ihm der beste Ruf vorauf ging, er hohe Gönner hatte und die gegebenen Verhältnisse kaum etwas zu wünschen übrig ließen. Seine Zöglinge waren im ersten Jahre und so-

gar über dasselbe hinaus nur seine Kinder und Pflegekinder. Als Mitarbeiter waltete ein Kandidat. „Das ganze Werk hatte ich angefangen“, schreibt er, „um hier Kindern eine gute Erziehung geben zu können, und noch hatte kein einziger Vater das Vertrauen zu mir, mir sein Kind zu übergeben.“ Um da einen Anfang zu haben, beschloß er nun bekanntlich, einen befähigten Knaben unentgeltlich aufzunehmen. Durch die Zeitungen hörte er von einer verwitweten Frau Dr. Ritter in Quedlinburg. Nachdem er sich sorgfältig erkundigt hatte, wählte er deren Sohn Karl. War es Glück oder hauptsächlich der scharfe Blick des Erziehers, welcher ihn eine so ausgezeichnete Wahl treffen ließ? Jedenfalls ist es kein schlechtes Zeugnis für den Salzmann'schen Philanthropinismus, daß gleich der erste Schüler derartig gut einschlug und ein solches Licht der Wissenschaft wurde. Ein weiterer Segen aus dieser guten That erwuchs der Anstalt dadurch, daß der frühere Erzieher Karl Ritters und seiner Brüder, der Pädagog Guts Muths, als Lehrer in das Institut eintrat.

Von ganz ungewöhnlicher Bedeutung nicht nur für Schnepfenthal, sondern für die weitesten Kreise ist die Thätigkeit dieses „ersten Turnlehrers“ gewesen. Schnepfenthal wurde durch ihn die Wiege einer systematischen körperlichen Ausbildung. In dieser Beziehung zeigt sich der Einfluß jener Thüringer Erziehungsstätte bis in die neueste Zeit. Führen die Jugendspiele, deren Pflege das preußische Kultusministerium mit Recht warm empfiehlt, nicht auf Guts Muths zurück? Indes glaube man ja nicht, daß dieser Philanthropinist einer einseitigen körperlichen Ausbildung, einem auf Kunststücke und Schaustellungen abzielenden Verfahren das Wort geredet hätte! Das Gegenteil war der Fall. „Du sollst dich nicht zur Schau stellen“, hieß ein erster Grundsatz bei seinen Übungen. Alle rohen Kraftäußerungen waren ihm verhaßt. „Mutwillig mit seiner Leibeskraft jemandem zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Rosses“. Man solle, das war vor allem seine Meinung, Maß halten ebenfalls in der Arbeit des Leibes! Sein Mut- und Kraftgefühl halte der Mensch

in Demut unter der Zucht des Geistes. Der geistigen Ausbildung solle man nicht die Zeit stehlen für die leibliche!

So kann schon das alte Schnepfenthal gerade für die Gegenwart alle diejenigen zurechtweisen, welche, beeinflußt von den Mode gewordenen Lamentationen, daß fast allerorten in den Schulen Überbürdung vorhanden sei, sich irre machen lassen. Es mag ja nicht überall alles so sein, wie es sein soll. Indes man braucht, und davor warnt selbst ein Turner wie Guts Muths, nun auch nicht gleich in das andere Extrem zu verfallen und die geistigen Beschäftigungen in zweite Linie zu stellen oder gar zu vernachlässigen! Die Schnepfenthaler Grundsätze sind jetzt hundert Jahre alt und wurden im Feuer erprobt. Möchten dies doch solche schwachen Gemüter, seien es Eltern oder Ärzte, recht beherzigen, welche in unsern Tagen am liebsten jede Anstrengung geistiger Art vom Schüler fern halten wollen; denn, vielleicht unbewußt, reden gerade sie einer Verweichlichung der Jugend das Wort, die unser Volk erst recht zu Grunde richten würde! — —

Guts Muths, vielseitig gebildet, mit weitem Blick, war einer der treuesten Gehilfen Salzmanns. Eine selten harmonische Natur, hat er wesentlich dazu beigetragen, daß Salzmann seinen Hauptzweck erreichen konnte, nicht etwa nur die Köpfe der Kinder mit Wissensstoff anzufüllen, sondern in erster Linie gesunde und frohe Menschen zu erziehen, „sie dadurch in sich selbst glücklich zu machen und zu befähigen, behufs Förderung des Wohles ihrer Mitmenschen kräftig mitzuwirken“.

Und welcher namhafte Fortschritt in der philanthropinischen Praxis durch Guts Muths! Auch schon ein Basedow und selbst ein Bahrdt, letzterer in seinen guten Stunden, denn im übrigen war er ein Schwindler und frivoler Kunde, stellten als Mittelpunkt des Systems hin, fröhliche Menschen zu erziehen. Auch sie sahen das Heil in einem „gesunden, festen, starken, gelenksamen und gegen die äußeren Eindrücke verwahrten Körper“, während der Jugend erworben, daß später der Mann mit Gleichmut die Schwere des Daseins ertrage und das ermüdende Einerlei der Tage. Aber ihnen fehlte das System, welches wir erst

Guts Muths verdanken, und so blieb, was sie wollten, mehr oder weniger doch nur schöne Phrase.

VIII.

Während Guts Muths in solcher Art den Leiter der Anstalt wesentlich und wirksam ergänzte, streute dieser in seine Zöglinge, deren Zahl sich rasch erheblich vermehrte, die Saat des geläuterten Philanthropinismus zunächst nach der Seite des Herzens.

Seinen Lebenserfahrungen entsprechend, sollte von kleinen Kindern der förmliche dogmatische Religionsunterricht ferngehalten werden. Nicht als ob er die Wirkung dieses Lehrzweiges an und für sich irgendwie abschwächen wollte. Das Gegenteil hatte er im Auge; denn warm tritt gerade er auch in Schnepfenthal für eine sorgsame Pflege religiöser Anschauungen ein. Wie er meinte, daß die Familie das Gebet verehren, einen Hausgottesdienst abhalten, durch Beispiel noch mehr als durch die bloße Lehre wirken solle, so handhabte er es dort auch. Was er in seinem Werke „von den besten Mitteln, Kindern Religion beizubringen“ in Erfurt theoretisch aufgestellt hatte, das führte er nicht nur zu Dessau, sondern erst recht in Schnepfenthal praktisch durch.

Als tüchtiger Methodiker und, indem er den Unterricht selbst in der Hand behält, knüpft er an zwei Lehr- oder eigentlich Unterhaltungsbücher moralisierender Tendenz an, in denen ein Familienleben geschildert wird, dessen einzelne Bilder wohl geeignet sind, die im Kinde ruhenden sittlichen Kräfte zu wecken. Ein Großvater und ein Hauslehrer, der, wenn auch sonst wenig Ähnlichkeit vorhanden ist, an den Mentor des „Emil“ erinnert, greifen geschickt ein. Wenn er nun in einem dritten, ebenfalls von ihm verfaßten Lehrbuche, „Unterricht in der christlichen Religion“, eine Geschichte der Offenbarung gibt, welche die Erkenntnis Gottes aus seinen Werken und aus seinem Wirken anbahnen soll, so fällt dabei auf, daß das alte Testament gar zu stiefmütterlich behandelt wird. Aber Salzmann war nun ein-

mal kein Anhänger der alttestamentlichen Auffassung, kein Freund des strengen Gesetzes, sondern, was ihn ja auch im allgemeinen als Pädagogen charakterisiert, die Liebe war ihm des Gesetzes Erfüllung. So erklärt er sich, ob, des obigen bewußt oder nicht, gegen die Lehrweise des alten Testaments. Daher verwirft er auch die biblischen Geschichten der bezüglichen Zeit.

Freilich machte er sich nicht klar, daß er dadurch seinem eigentlichen Lebensgrundsatze: „Vom Sichtbaren zum Unsichtbaren" untreu wurde; denn hauptsächlich in den biblischen Geschichten des alten Testaments zeigt sich das Regiment, die weise Führung Gottes so recht „sichtbar", und die dort großartig auftretenden, scharf gezeichneten Gestalten, welche nie ihren Eindruck auf das Kindesgemüt verfehlen, leiten hinüber zum Heilsplane des „Unsichtbaren".

Trotzdem muß man anerkennen, daß Salzmann auch bei seiner Art zu lehren die reichsten Früchte eingeerntet hat. Aber nicht jeder Lehrer ist ein Salzmann. So hat eine spätere Leitung der Anstalt wohl daran gethan, im Religionsunterrichte sich mehr dem auch anderswo gebräuchlichen Verfahren anzuschließen und von den Ehrenfrieds und Gottschalks auf Nimmerwiedersehen Abschied zu nehmen. In der Geschichte des Religionsunterrichts jedoch ist den durchaus lauteren Versuchen Salzmanns eine ehrenvolle Stelle für alle Zeiten gesichert.

Außer der Bildung des Herzens ließ Gotthilf Salzmann sich diejenige des Verstandes bei seinen Zöglingen ebenso angelegen sein; erstrebte er doch vor allem eine harmonische Erziehung derselben. In der Natur der Sache lag, daß der Schwerpunkt nicht in der altgewohnten Behandlung der klassischen Sprachen ruhen konnte. Wie Professor Niethammer später in einer epochemachenden Schrift besonders schon auseinandergesetzt hat, trat der Philanthropinismus in entschiedenen Gegensatz zum Humanismus, dessen oberster Grundsatz bis auf den heutigen Tag ist, daß eine tiefere Bildung die klassischen Sprachen nicht wohl entbehren kann. Diese wurden bei Salzmann nun nicht gerade vernachlässigt, aber man trieb sie à la Comenius und Basedow, wenn auch die Kunststücke

des letzteren wegblieben. Und doch ist auch diese gewiß weniger philologenfreundliche Behandlung insofern von Einfluß gewesen, als sie den Philologen selber die Augen geöffnet und jene verständige Richtung der Philologie begünstigt hat, welche selber über die Humaniora humaner denkt und die Schüler nicht beständig mit leeren Worten quält, an denen sie herumklaubt, sondern sie dafür mehr in den Geist des Altertums einführt.

Um so eifriger ließ Salzmann, der unentwegt das Nützlichkeitsprinzip der Philanthropisten vertrat, die modernen Sprachen betreiben, und zwar nach neuer, naturgemäßer Methode. Er sorgte auch für den Zuzug tüchtiger Lehrer, vielfach gebildeter wirklicher Ausländer. Die ausgezeichnete Pflege der neueren Sprachen hat nicht zum geringsten Teile beigetragen, dem Institute Freunde und Gönner in den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen zu verschaffen. Fürsten und viele Edelleute haben mit reichen Bürgerlichen ihre Ausbildung in Schnepfenthal empfangen.

Dessenungeachtet lag die Stärke Schnepfenthals nicht in diesen Lehrfächern, sondern stets bei denjenigen, welche die Ausbildung und Übung der Sinne erfordern. Die Anleitung zum eigenen Beobachten und Schließen wurde, unterstützt durch die unübertreffliche Umgebung, dort so erfolgreich betrieben, daß Salzmanns Schnepfenthal selbst für unsere höheren Schulen der Gegenwart ein leider hier und da noch unerreichtes Muster abgeben kann. Unsere jungen Leute, durch die vielen Brillen oder gar Kneifer erst recht kurzsichtig geworden, haben, wie öffentlich im Landtage des größten preußischen Staates von hoher Stelle bemerkt worden ist, das Sehen nach außen auch mit dem *geistigen* Auge so gut wie verlernt.

Nun ist aber, und das kann nicht genug wiederholt werden, nach einem klassischen Worte Alexander von Humboldts die Natur in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Alls, für die denkende Betrachtung eine Einheit in der Vielheit, eine Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, ein Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als eines lebendigen Ganzen. Was Humboldt im „Kosmos" aussprach, das ahnte

bereits Salzmann. So war einer seiner eigenartigen und nicht letzten Zwecke, die ihm anvertrauten Zöglinge von Anfang an mit der sie umgebenden Sinnenwelt bekannt zu machen und zu beschäftigen. Es wurden oft Exkursionen gemacht, Sammlungen von Steinen, Fossilien, Pflanzen, Käfern, Schmetterlingen u. s. w. angelegt. Auch hier kann man unter Umständen gewiß des Guten zu viel thun. Das Verdienst Salzmanns besteht aber darin, nach dieser Richtung Bahn gebrochen zu haben.

Zog er auf solche Art und Weise die Treue im Kleinen groß, weckte er nicht nur die Selbstthätigkeit, sondern auch die Anhänglichkeit an das Selbstgeschaffene, pflegte er die Liebe zur Heimat und begründete eine vaterländische Gesinnung, so verstand er es ebenso meisterhaft, von der Gegenwart zur Vergangenheit, von der Natur zur Geschichte zurückzuleiten. Bald nach der Gründung der Anstalt kam er auf den guten Gedanken, zur bleibenden Erinnerung an jedes bedeutendere Ereignis in der Institutsgeschichte einen Baum zu pflanzen. Bei der Feier des zehnjährigen Bestehens der Anstalt ließ er das die Zöglinge mit je einem Obstbaum thun. Dies geschah später durch jeden neu eintretenden Brauch. So hatte er bald eine lebendige, eine wachsende, sprossende, blühende Geschichte, eine Geschichte in grünen Denkmälern.

Mancher andere Brauch, der aber zumeist nicht von ihm neu erfunden war, sondern mehr als ein altes Dessauer Inventarstück angesehen werden muß, das er vielleicht nur aus Pietät belassen hatte, soll hier nur vorübergehend gestreift werden.

Wer hätte nicht von den Fleißmarken, den gelben Nägeln auf der schwarzen Meritentafel, den Ordenskreuzen mit dem Symbolum von Schnepfenthal, dem Grabscheit, und den bedeutungsvollen drei Buchstaben D. D. H. (Denken, Dulden, Handeln), endlich den Ordensfesten mit ihrem jungritterlichen Anstrich gehört? Aus dem Rittertum wurde später eine Art Militarismus, und eine militärische Verfassung ist für ein Erziehungsinstitut gar nicht so vom Übel. Man lernt aber diese

Seite des Salzmann'schen Systems besser verstehen, wenn man bedenkt, daß der Philanthropinismus eben an die Stelle der Erziehung, die nicht ohne Rute und Rohrstock auszukommen vermochte, ein milderes Verfahren setzen wollte. Ganz der Anregung und des Sporns kann ja wohl keine Erziehung entraten. So ließ Salzmann zwar nicht die Kopfnüsse, Ohrfeigen und Handschmisse sowie dergleichen Notabenes mit Bibel, Katechismus und Grammatik, notieren, wie es weiland auch ein Jubelkollege, der Schwabe Häuberle, gethan hatte, sondern er zählte die Lobstriche, jedenfalls eine humanere Manier. Nun soll gewiß nicht der Ehrgeiz angestachelt, es sollen keine Eifersüchteleien hervorgerufen werden. Das war aber bei Salzmann auch wirklich weniger zu befürchten, da die Verfassung seiner Anstalt eben eine patriarchalische war und sich überall das ausgleichende, versöhnliche Regiment eines „Vater", oder, wie man sich noch würdiger ausdrücken könnte, eines „Patriarchen" Salzmann geltend machte.

Aus diesem Grunde mögen auch andere Arten von Strafen zu entschuldigen sein, die sonst etwas bedenklicher Art wären. Wir meinen die Geldstrafen für Unordnung, Unfleiß u. dergl. Indes Salzmanns Zöglinge waren, in der ersten Zeit wenigstens, förmliche Geschäftsleute. Sie trieben Handel mit Büchern und Schreibmaterialen, sie besorgten Lebensmittel für die Anstalt, sie hatten, natürlich unter Aufsicht der Lehrer, allerhand einträgliche Nebenbeschäftigungen. Dabei verdienten sie wirklich gewisse Geldbeträge, konnten also auch kleine Verluste erleiden. Wurde durch solche versuchte Geschäftsthätigkeit den Kindern nicht eine zu realistische Denkart eingeimpft? Wir wollen dies dahingestellt sein lassen. Zunächst waren es wohl nicht solche Bedenken, sondern die Unmöglichkeit, überall gewissenhaft Verlust und Gewinn abzuwägen, welche jenem Betriebe im Laufe der Zeit ein Ende bereitete. Immerhin waren die Knaben außer den Lehr- und Arbeitsstunden in passender Weise beschäftigt, und dies ist in einem Internat von höchster Wichtigkeit. Nebenbei wurden sie durch solche Beschäftigungen doch für das praktische Leben vorbereitet.

Woran aber unser gegenwärtiger Unterricht der Knaben offenbar noch Mangel leidet, das ist die Anleitung und Gelegenheit gerade zu derartigen praktischen Arbeiten. Auch in dieser Hinsicht dürfen wir auf Schnepfenthal als auf eine bahnbrechende Anstalt zurückblicken.

IX.

Von dem Handarbeitsunterrichte für Knaben haben wir früher wiederholt und ausführlich gesprochen. Die Erkenntnis von der Richtigkeit wenigstens der Grundideen, aus denen die Handfertigkeitsbestrebungen erwachsen, faßt überall immer tiefer und fester Wurzel. Mehr vom erziehlichen als vom sozialen und ökonomischen Standpunkte wird ihr Wert anerkannt. So war es schon bei den Philanthropinisten.

Der Gedanke, daß die Begriffe von den Dingen, welche man, auf dem Wege der Fertigkeit, durch sich selbst erlangt, viel deutlicher und bestimmter auftreten, als diejenigen, welche man erst durch die Unterweisung anderer gewinnt, findet sich bei Rousseau, aber auch schon bei früheren englischen und deutschen Pädagogen. Der Verstand des Kindes muß dazu angeleitet werden, Beziehungen zu entdecken, Ideen zu verknüpfen, das Vorhandene neu zu erfinden. In dieser Absicht verfaßte Joachim Campe nach dem Muster des Daniel Defoe sein Evangelium der praktischen Beschäftigung, den „Robinson“. In demselben Geiste hatte Basedow im Philanthropin zwei Stunden täglich für praktische Arbeiten angesetzt. Wie dieser meinte, daß namentlich die vornehmeren Stände, weil sie in der Jugend schlechterdings zu keiner Handarbeit angehalten werden, in reiferen Jahren sich mit nichts zu beschäftigen wissen, als mit Lesen und Schreiben und, wenn sie dessen müde sind, auf allerlei thörichten und schädlichen Zeitvertreib verfallen, so ist auch Salzmann in seinem berühmten „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung“, dem Gegenstück zum „Krebsbüchlein“, bereits ein „Handfertigkeitler“. Mit Recht betont er, daß der Erzieher gewonnenes Spiel habe, sobald es ihm gelungen sei,

seine Zöglinge dahin zu bringen, daß sie sich, nach beendeten Lehrstunden, mit ihren Händen beschäftigen.

Diese Erfahrung Salzmanns sollten sich namentlich unsere höheren Schulen für die männliche Jugend nicht entgehen lassen. Ganz im Einklange damit steht folgender Ausspruch des preußischen Kultusministers, des Herrn von Goßler, in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 7. Februar 1884: „In der Thätigkeit auf dem Gebiete der Handfertigkeit liegt vielleicht einst die Reaktion gegen die überwiegend einseitige geistige Ausbildung der Gymnasiasten."

Es ist schade, daß die Schnepfenthaler Festschrift die Verdienste des Reformators auf diesem speziellen Gebiete, des Bernhard Blasche, nicht durch einen besonderen Aufsatz geehrt hat. Sie berichtet über ihn nur in einer Anmerkung. Blasche hatte ursprünglich Theologie in Jena studiert. Wegen übermäßiger Anstrengung war ihm geistige Thätigkeit eine Zeit lang gänzlich untersagt worden. Da beschäftigte er sich mit Kunsthandarbeiten und brachte es in diesen zu großer Vollendung. In dergleichen Fertigkeiten unterrichtete er dann die Schnepfenthaler Zöglinge und schied erst 1810 aus der Anstalt, um seinen Wohnsitz nach dem nahen Waltershausen zu verlegen, wo er mit dem Titel eines Schwarzburgischen Edukationsrates in schriftstellernder Muße den Rest seines Lebens zubrachte. Die Schüler erlernten unter seiner Leitung Papp-, Holz- und andere handwerksmäßige Arbeiten ungefähr so, wie die nordischen Apostel des Handfertigkeitsunterrichts Anleitung dazu geben; nur that Blasche es schon viel systematischer. Wer noch immer glaubt, daß die Handfertigkeit als etwas ganz Außerordentliches, Nagelneues und Reformatorisches aus Dänemark oder Schweden zu uns gekommen sei, der lese nur Bernhard Blasches meist schon aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Werke: den „Papparbeiter", die „Werkstätte der Kinder", den „technologischen Jugendfreund", den „Papierformer" u. a. Er wird sich dann überzeugen können, daß die ganze nordische Bewegung in den damaligen Bestrebungen des Philanthropinismus, nament-

lich unter der Ägide eines Gotthilf Salzmann, ein nicht zu unterschätzendes Vorbild hat.

X.

Salzmanns Anstalt war vielumfassend, für damalige Verhältnisse mit einem großen geistigen Luxus, sonst freilich ausgesucht einfach eingerichtet. Die geistige Speisekarte sieht sich allerdings etwas lang und bunt an. Dies ist echt philanthropinistisch. Neben den alten Sprachen werden die neueren, neben Geschichte und Geographie wird sogar Astronomie, dann werden Naturkunde und Naturgeschichte, Religion und Moral, Mathematik, bürgerliches und kaufmännisches Rechnen, Schönschreiben, Freihand- und Liniearzeichnen, Musik, darauf aber nicht bloß Buchhaltung, sondern auch Tanzen, Reiten, Fechten, endlich technische Handarbeiten gelehrt. Und dennoch war bei Salzmann Einheit in der Vielheit. Aus mehreren gewichtigen Gründen. Über ein Dutzend Lehrer hatte eine verhältnismäßig beschränkte Anzahl Pfleglinge zu unterrichten. Unter Gotthilf Salzmann belief sich die höchste Zahl auf einundsechszig. Die durch kein Reglement eingezwängte Anstalt ließ eine Erziehung zu, wie sie der Individualität jedes einzelnen Knaben angemessen war. Jeder konnte die Richtung einschlagen, für welche er vorzugsweise befähigt war. So war in der That eine „philanthropische“ Erziehung, ein eben solcher Unterricht möglich. Weil der Geist der Jugend nicht nach einem und demselben Schema, wie man zuweilen sagt, in einer Tretmühle, bearbeitet wurde, weil, zu Gotthilf Salzmanns schönen Zeiten wenigstens, kein folgenschweres Examen in gewisser Ferne gespensterhaft lauerte, auf das hin mehr oder minder „gedrillt“ werden mußte, konnten die einzelnen Gaben und Talente sich frei und freudig entfalten. So sind im Laufe des Jahrhunderts aus Schnepfenthal bedeutende Männer hervorgegangen, weniger hervorragend vielleicht durch stupende Gelehrsamkeit als dadurch, daß sie charaktervolle, ganze, an Leib und Seele gesunde Menschen geworden waren.

Und am Ende aller Enden, was hilft alles großmächtige Wissen ohne die nötige sittliche Stärke? Der Kopf ist voll,

das Herz ist meist leer geblieben. Dies wollte Schnepfenthal anders haben, denn Gotthilf Salzmann war ein Erzieher solchen Schlages, der freilich nur alle Jubeljahre vorkommt. Wie er über den Mustererzieher und die Mustererziehung dachte, das lehrt seine „Anrede an Hermann" in dem „Ameisenbüchlein", zeigt dieses überhaupt. Es ist die Krone seiner Erziehungsschriften, sein pädagogisches Meisterstück, es erläutert am besten ihn und sein ganzes Werk.

Ziehen wir zum Schluß die Summe unserer Erörterungen, so hat Salzmanns geläuterter Philanthropinismus mit seinen verbessernden Methoden, seine „patriarchalische" Auffassung der Erziehung und auch, soweit möglich, des Unterrichts unendlich viel Gutes gewirkt, mehr, als man auf den ersten Blick meint. Nicht minder in bezug auf anscheinend heterogene Verhältnisse. Durch die Einwirkung des Philanthropinismus wurde mit der Rohheit auch die Unsauberkeit aus den Schulstuben gefegt. Die Schulzimmer und Schulhäuser gestalteten sich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich zu gesunden und würdigen Stätten frischer, frommer und darum frommender Arbeit um. Der Lehrerstand selber gewann an Bedeutung und Ansehen. Seine Mitarbeit im Kulturleben wurde seitdem nicht mehr übersehen. Gerade der Philanthropinismus lehrte durch eine freiere Auffassung des ganzen Lehrberufs, daß der Pädagog mit seinem Pfunde an erster Stelle zwar in der Schule, dann aber auch, je nach seinen Gaben, für die größere Menschheit wuchern solle.

Und auch das hat redlich Gotthilf Salzmann gethan, wie namentlich seine schriftstellerische Thätigkeit zeigt. Diese diente nicht nur dazu, der Pädagogik als gesondertem Fache eine geachtete Stelle anzuweisen. Außer diesem vielleicht auch noch nicht ganz genügend gewürdigten Verdienste hat Salzmann aber ebenso als Lehrer des Volkes, als Sendbote für seine Thüringer, unermüdlich gewirkt. Er verfaßte zahlreiche vortreffliche, übrigens in ganz Deutschland gern gelesene Volksschriften, die er einzeln und periodisch erscheinen ließ, manchmal in seiner Darstellung vielleicht etwas zu breit und behaglich, immer aber kernhaft in der

Gesinnung. Und seine Jugendschriften, wie ein „Joseph Schwarzmantel" u. a., sind auch heute noch nicht veraltet. Heinrich von Treitschke spricht in seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" ganz gelegentlich auch einmal von Gotthilf Salzmann und giebt ihm das Epitheton des „guten" Salzmann. Gewiß ganz „gut" gemeint. Sollte aber ein Mann, der einen so großen Reichtum besaß, daß selbst noch die Gegenwart von seinem geistigen Kapital zehrt, sollte er, der freilich nur ein bescheidener, sehr bescheidener Pädagog war, nicht doch vielleicht eine höhere Bezeichnung verdienen, als bloß die eines bonhomme?

II.

Auguste Comte und seine Freundin Clotilde de Vaux.*

Von

Dr. Hugo Göring.

Das Leben großer Männer hat schon oft den tiefgreifendsten Einfluß durch den Anteil verständnisvoller Frauen erfahren. Goethes Schaffen ist in keiner Lebensperiode von den Frauen und Mädchen zu trennen, die ihn durch Anmut, Geist und Gemüt zu fesseln vermochten. Wer kennt nicht das ideale Element in dem Leben Schellings, wer wüßte nicht, welchen Reichtum erhabener Empfindungen Schleiermacher aus dem Verkehre mit geistvollen Zeitgenossinnen geschöpft hat! Was Fanny Lewald einem Adolf Stahr bot, was die pflichttreue und reichbegabte Marie Susanne Kübler dem braven Kämpfer Johannes Scherr,

* Photographien nach lithographischen Bildern von Auguste Comte und Clotilde de Vaux finden unsere Leser in der Buchhandlung von Erneste Leroux, rue Bonaparte und in der Librairie positiviste in Paris.

was dem Dichter Kinkel seine Gattin Johanna galt, das hat sich dem modernen Bewußtsein längst als ideale Thatsache eingeprägt. Das großartigste Beispiel der Ehe eines wissenschaftlichen Denkers mit einer geistvollen Frau bietet uns John Stuart Mills Lebensbund mit seiner genialen Gattin, die mit dem berühmten englischen Nationalökonomen und Philosophen nicht nur alle geistigen Interessen verständnisvoll teilte, sondern auch selbständig mit größter Klarheit und Schärfe ihre eigenen Gedanken aussprach und ihrem Gatten zu späterer litterarischer Verwertung überließ. Bildet ja der schöne Bericht Mills über dieses geistig harmonische Zusammenleben eins der erhabensten Dokumente, welches man in seiner Selbstbiographie mit wahrem Vergnügen als eine feinsinnige Dichtung aus dem wirklichen Leben liest.

Die zarteste Blüte reiner Weiblichkeit, sittlicher Würde und intellektueller Größe entfaltete aber die Frau, welche eine so erhabene Rolle in dem Leben des französischen Philosophen Auguste Comte gespielt hat: es ist die poetisch begabte und philosophisch beanlagte Freundin des Begründers der „positiven Philosophie", Clotilde de Vaux. Ohne sie läßt sich die letzte Ausbildung der Humanitätsreligion nicht denken, die das für die Menschheit so warm empfindende Herz Comtes geschaffen hat. In mehr als einer Beziehung drängt sich ihr gegenüber die Parallele mit jenen Frauencharakteren auf, in deren zartem Gemüte einst die rein menschliche Blüte der ersten Christenlehre sich entfalten konnte. Ist es ja eine für die innere Kraft der neuen Lehre Comtes jedenfalls nicht ungünstig sprechende Thatsache, daß dieselbe gerade von Frauen zuerst mit Begeisterung begrüßt und mit der Wärme natürlicher Überzeugung verbreitet worden ist. Gleichzeitig mit Comte entwarf die geniale Sophie Germain* die Grundzüge einer einheitlichen Weltauffassung, welche die „ewigen, ehernen und großen Gesetze", nach denen wir „unseres Daseins Kreise vollenden", nicht nur in der Sphäre des physi-

* Vor Kurzem hat H. Stupuy die philosophischen Schriften von Sophie Germain herausgegeben (Paris, P. Ritti). Zugleich habe ich für eine deutsche Ausgabe gesorgt, die unter dem Titel „Sophie Germain als Philosophin" erscheint.

schen, sondern auch des intellektuellen, moralischen und ästhetischen Lebens mit exakter Schärfe bewiesen. So wenig diese geistvolle Originaldenkerin bekannt geworden ist, so groß ist die Popularität der Schriftstellerin Harriet Martineau, die eine sehr geschickte Bearbeitung des Comte'schen „Cours de philosophie positive" für das englische Publikum herausgegeben hat.*

Durch ihre persönlichen Eigenschaften, durch die ganze Idealität ihres Wesens sollte Clotilde de Vaux unmittelbar auf die Gestaltung der Comte'schen Gedanken, mithin auf das Schicksal des ganzen Positivismus den größten Einfluß ausüben. Könnte uns irgend etwas in dieser Richtung mit dem lebhaftesten Interesse erfüllen, so wäre es eine genaue Kunde von dem individuellen Leben dieser Frau. Leider stehen uns aber über dieselbe so wenig biographische Notizen zu Gebote, daß wir uns mit dem begnügen müssen, was uns die Historiker der Philosophie beiläufig im Anschluß an Auguste Comte über eine Frau mitteilen, die einen ebenso hohen Rang in der Geschichte der Philosophie wie der Cultur einnimmt. Wollen wir uns den Wert klar machen, den sie für die innere Entwicklung Comtes gewonnen hat, so müssen wir einen Blick auf das Leben dieses charaktervollen Kämpfers werfen, dessen Individualität groß und reich, dessen Schicksal tragisch war.

Geboren zu Montpellier am 19. Januar 1798 wuchs Auguste Comte unter dem Einfluß eines politisch und kirchlich autoritären Familiengeistes auf, der alles Andere als den Begründer eines wissenschaftlichen Kriticismus hätte bilden können. Schon früh aber entwickelte sich in dem geistig lebhaften Knaben das Streben nach Selbständigkeit im Denken und Wollen. Trotz der Schwächlichkeit seines Körpers bewältigte er schon von seinem neunten Jahre in drei Jahren den Kursus des heimatlichen Lyceums und erhielt darnach auf Antrag seines Direktors die Erlaubnis, das mathematische Studium in Paris zu be-

---

* Harriet Martineau Autobiography. London, Smith Elder & Co. 1876. Ihr Auszug aus Comtes philosophischem Hauptwerke erschien 1853 als „Positive Philosophy".

ginnen. In seinem sechzehnten Jahre errang er bereits den ersten Platz in der „Ecole polytechnique“, den er jedoch den Statuten der Anstalt gemäß erst in seinem siebzehnten Jahre einnehmen durfte. Das Vierteljahr füllte er mit der Vertretung eines seiner älteren Lehrer und mit der Erteilung eines Kursus der Mathematik aus, an welchem nicht nur seine früheren Mitschüler, sondern sogar einige seiner Lehrer teilnahmen.

Wie auf der Schule, so erwarb er sich auch auf dem Polytechnikum die Bewunderung seiner Mitschüler und Lehrer. Alle Anzeichen vereinigten sich, ihm eine glänzende Laufbahn in Aussicht zu stellen. Leider wurde er das Opfer eines Disziplinarfalles. An der Spitze einiger Mitschüler hatte er eine Adresse an einen Lehrer geschickt, der einige jüngere Studierende verletzt hatte. Der junge Comte wurde relegiert. Recht charakteristisch für die unerschrockene und freimütige Energie, mit der er schon damals auftrat, ist der Wortlaut jenes verhängnisvollen Schriftstückes: „Mein Herr! Obgleich es uns sehr peinlich ist, gegen einen ehemaligen Zögling der Anstalt eine solche Maßregel zu ergreifen, so erwarten wir doch von Ihnen, daß Sie den Fuß nicht wieder über die Schwelle der Schule setzen“.

Nach einem kurzen Aufenthalte im Elternhause, der wohl manche unerquickliche Scene herbeigeführt haben mag, kehrte der junge Mann nach Paris zurück und fristete durch Privatunterricht in der Mathematik höchst kümmerlich sein Lebeu. Einen gewissen Anhaltepunkt fand er an St. Simon, ohne sich jedoch auf die Dauer an ihn gefesselt zu fühlen, da sich die vollkommene Verschiedenheit beider Naturen bald herausstellte. Mit seinem „Plan der zur Organisation der Gesellschaft nötigen Arbeiten“ trennte er sich von seinem Meister, ohne von diesem den Beifall erhalten zu haben, den ihm Alexander v. Humboldt und Guizot in reichem Maße spendeten. Einige Jahre später brach er öffentlich mit St. Simon.

Für die Gestaltung seines Privatlebens wurde das Jahr 1825 von Bedeutung, in welchem er sich mit Caroline Massin verheiratete. Zum Entsetzen seiner Angehörigen, die erst nach langer Weigerung ihre Einwilligung zu der Heirat

gegeben hatten, zog Comte die civile Trauung der kirchlichen vor, weil diese seiner ganzen Lebensauffassung widersprach. Die junge Frau war nach einem Briefe Comtes un Vallat 22 Jahre alt und hatte keine andere Mitgift als „ihr gutes Herz, ihre Anmut, einen durchaus nicht gewöhnlichen Geist, ihre Liebenswürdigkeit, ihr glückliches Temperament und ihre guten Sitten“. Leider gestaltete sich diese Verbindung zu einer sehr unglücklichen Ehe. Nach dem Urteile eines unbefangenen Kenners, dessen Blick nicht durch die intellektuell verwirrende persönliche Neigung getrübt war, erscheint die junge Ehefrau als eine geschäftsmäßig nüchterne Natur, die von echter Liebe zu ihrem Manne und von wohlwollendem Verständnis für seine spezifisch wissenschaftliche Individualität „zu weit entfernt war, um alle eitlen Wünsche nach einseitiger Herrschaft im Keime zu ersticken“. Comte selbst deutet es später klar an, wie wenig ihn die neue Form des Lebens befriedigte, wenn er an einen Freund schreibt: „Du glaubst, ich sei glücklich: in gewisser Beziehung bin ich es, soweit es meine Anlage und meine Vergangenheit gestattet, in anderer Richtung aber wünsche ich nicht einmal meinem ärgsten Feinde ein ähnliches Glück“.* Die Einnahmen, von denen das Ehepaar leben mußte, waren sehr gering: sie bestanden in dem Ertrage mathematischer Privatstunden, die Comte damals nur dem General Lamoricière erteilte. Man hoffte dann, durch Pensionäre die dürftige Existenz zu verbessern und vertauschte deshalb die bescheidene Wohnung in der Rue de l’Oratoire mit einem besseren Logis in der Rue de l’Arcade: allein diese Hoffnung schlug fehl. Der einzige Pensionär, den man hatte,

* Gegenüber den verläumderischen Aussagen jenes Weibes über Comte’s Leben und Charakter, durch deren gerichtliche Verwendung zu einer tölpelhaften Klage sich höchstens ein weiberunkundiger Advokat ohne Namen ein wenig bloßstellen konnte, entwirft der Mathematiker und Naturforscher André Poëy in dem Werke „M. Littré et A. Comte“ (Paris, Germer Baillière et Cie., 1879) ein würdiges Bild von dem Manne, dessen Leben ein fortgesetzter harter Kampf war und dessen Charakter sich anders entwickeln mußte als der eines Krämers, der besser für Caroline Massin gepaßt haben möchte.

mußte entlassen werden, und man zog wieder in eine bescheidene Wohnung, 13, Rue Montmartre. Literarische Arbeiten wurden seitdem die einzige dürftige Erwerbsquelle.

Unausgesetzt hatte bis dahin Comte an einem großen philosophischen Systeme gearbeitet, in dessen Durchführung er sein Lebensziel erblickte. Im April 1826 war er so weit damit gediehen, um es in zusammenhängender Darstellung einem auserwählten Kreis wissenschaftlich bedeutender Männer zur Beurteilung vorlegen zu können. In seiner Wohnung wollte er es in 72 Vorträgen entwickeln und lud zu diesem Zwecke die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft ein, die sich damals in Paris aufhielten: Humboldt, Poinsot, de Blainville, Montebello, Carnot, d'Eichthal, Cerclet, Allier und Mongéry. Man erwartete Bedeutendes von ihm. Leider aber kam der unermüdlich thätige Mann nicht weiter als bis zum dritten Vortrag. Geistige Überanstrengung, immerwährende häusliche Konflikte und die drückenden Nahrungssorgen hatten mit der Zeit einen so nachhaltigen Einfluß auf sein ganzes Geistesleben ausgeübt, daß er dem furchtbaren Verhängnis einer Geisteskrankheit verfiel. Schon lange vorher hatte er sich fortwährend in gereizter Stimmung befunden, die sich oft bis zu leidenschaftlicher Heftigkeit steigerte. Vom 24. April 1827 an traten deutliche Spuren der psychischen Erkrankung hervor. Die Überführung des Patienten, der sich in fortwährenden Exaltationszuständen befand, in Esquirols Irrenanstalt hatte keinen günstigen Erfolg. Sobald die Mutter des Unglücklichen von dem Schicksal ihres Sohnes hörte, kam sie nach Paris und pflegte ihn so lange, bis er aus der Anstalt entlassen werden konnte. An dem Tage, an welchem er das Krankenhaus verließ, brachte man ihn durch List dazu, nachträglich in die kirchliche Trauung einzuwilligen, da seine Eltern in seinem Leiden eine Strafe Gottes für seinen Unglauben erblickten. Ein taktloser Geistlicher hielt bei dem kirchlichen Akte eine endlos lange Predigt, die den schon aufgeregten Kranken so reizte, daß er die Worte des Predigers mit kritischen Glossen begleitete.

Die mütterliche Pflege wirkte so günstig auf den Patienten,

daß man ihn nach einigen Wochen wieder seiner Frau allein überlassen konnte. Nur in vorübergehenden Augenblicken der Aufregung trat er, wie seine Frau berichtet, gewaltthätig auf, suchte mehrmals während des Essens sein Messer in den Tisch zu stoßen, um Walter Scotts Bergschotten nachzuahmen, oder er verlangte nach Art der homerischen Helden „ein saftiges Schwein". Abgesehen von einem Selbstmordversuche, der glücklicherweise verhindert wurde, war Auguste Comte nach sechs Wochen wieder vollkommen hergestellt. Gegenüber boshaften Wendungen, welche die Gegner Comtes unter Berufung auf dessen Geisteskrankheit gegen das geniale System des schöpferischen Denkers brauchten, verweise ich auf den Ausspruch des trefflichen George Henry Lewes über unsern Philosophen: „Die Liste berühmter Geisteskranken ist lang. Lucretius, Mahomet, Loyola, Peter der Große, Haller, Newton, Tasso, Swift, Cowper, Donizetti treten uns sogleich als die Namen von Männern ins Bewußtsein, deren vorübergehende Geistesverdüsterung keineswegs den Glanz ihrer Leistungen verdunkelt. Diesen müssen wir den Namen Auguste Comtes hinzufügen; und wenn Newton einst an einer Erkrankung des Gehirns litt, ohne dadurch unsere Verehrung für die „Prinzipien" und die „Optik" zu verlieren, so mag auch Comte daran gelitten haben, ohne seine Ansprüche auf unsere Verehrung für seine „Philosophie positive" zu verlieren. Die beste Antwort auf jene unwürdige Verdächtigung sind die Werke des Mannes selbst. Wenn diese das Ergebnis der Geisteskrankheit sind, so könnte man nur wünschen, daß Geisteskrankheit mitunter epidemisch aufträte." Uns Deutschen liegt das Beispiel Ludwig Feuerbachs nahe, der nach Aufgebot der höchsten geistigen Energie, nach dem Mißerfolge seiner Bemühungen, als Universitätsdozent aufzutreten, endlich nach aufreibenden Sorgen um die materielle Existenz dem Schicksal einer schweren, ja unheilbaren Geisteskrankheit verfiel. Noch bekannter sind die Fälle psychischer Erkrankung in den Kreisen der Künstler, besonders Musiker, der Forscher und Gelehrten: und die Gegenwart ist reich an Beweisen für die gesetzmäßige Erscheinung, daß ein so fein geartetes Organ

wie das Gehirn erkranken muß wie die Lunge oder das Herz, wenn es andauernd übermüdet, überanstrengt und überreizt wird. Und die gefährlichsten Reize für das Gehirn sind außer anstrengender Denkarbeit die aufregenden Gemütsbewegungen, verzehrende Sorgen, nagender Ärger und vergiftende Erbitterung. Für Comte waren die Bedingungen der Genesung um so ungünstiger, als die Heilmethode noch sehr primitiv war und trotz der neu erwachten bessern Einsicht in die physiologische Natur der Geisteskrankheit immer noch moralisierend wirken wollte, während der heutige Irrenarzt den durch seine Krankheit für alle Verkehrtheiten seines früheren Traumlebens genügend Bestraften in den Zustand angemessener Geistesruhe bringt und deshalb zunächst einer Umgebung entzieht, die ihn durch Vorwürfe über eine nicht mehr zu ändernde Vergangenheit taktlos aufregt und mitleidlos deprimiert.

Comte selbst sagt über jene traurige Episode seines Lebens: „Nachdem die Medicin mich endlich glücklich für unheilbar erklärt hatte, triumphierte die innere Kraft meiner Organisation in Verbindung mit der liebevollen häuslichen Pflege in einigen Wochen zu Anfang des kommenden Winters über die Krankheit und vor Allem über das Heilverfahren. Schon achtzehn Monate darnach war ich soweit hergestellt, daß ich im August 1828 bei der Beurteilung des berühmten Werkes von Broussais über das Irresein die Erfahrungen in philosophischem Sinne benutzen konnte, die mir in jener traurigen Zeit so teuer zu stehen gekommen waren.“

In demselben Jahre setzte er die durch seine Krankheit unterbrochenen Vorträge in seiner neuen Wohnung 159 Rue St. Jacques fort. Zu den wenigen Zuhörern gehörten Fourier, Broussais, de Blainville, Poinsot und Montgéry.

Außer kleineren Arbeiten beschäftigte ihn während der nächsten zwölf Jahre die Veröffentlichung seines großen, grundlegenden Werkes, des „Cours de philosophie positive.“*

* Mit Vergnügen weise ich auf den ersten Versuch hin, das Studium der Comteschen Philosophie nach dem Originalwerke in Deutsch-

Man muß die biographischen Berichte selbst lesen, die Littré* und Lewes** geben, wenn man sich eine Vorstellung von der Mühe, der energischen Ausdauer und der uneigennützigen, entsagenden Hingebung machen will, die Comte diesem Werke, seiner eigentlichen Lebensaufgabe, in der genannten Zeit gewidmet hat. „Von Allem, was ihn hätte zerstreuen können", sagt Littré, „hielt er sich konsequent fern. Sein ganzes Denken konzentrierte er auf die große Arbeit. In der Geschichte der Männer, die ihr Leben großen Ideen gewidmet haben, kenne ich nichts Erhabeneres als diese zwölf Jahre." Von demselben Gewährsmann erfahren wir, wie Comte arbeitete. Zuerst durchdachte er den ganzen Gegenstand, ohne ein Wort niederzuschreiben. Von der Gesamtauffassung ging er zu den größeren Abteilungen, von diesen auf das Einzelne über. Sobald er dieses alles im Geiste durchgearbeitet hatte, betrachtete er den Band als abgeschlossen. Erst dann setzte er sich zum Schreiben nieder. Dabei

---

land zu verbreiten. Dieses Verdienst hat sich der vielseitig thätige Verfasser der epochemachenden Schrift „Der tierische Wille" Dr. G. H. Schneider durch Herausgabe der Einleitungsbogen des großen Werkes von Comte in deutscher Übersetzung erworben. („A. Comtes Einleitung in die positive Philosophie." Leipzig, Fues' Verlag 1880). Umfassender ist das Unternehmen des durch seine „Philosophische Bibliothek" rühmlich bekannten J. H. von Kirchmann, der soeben „Die positive Philosophie von Auguste Comte im Auszuge von Jules Rig" (2 Bände, Heidelberg. Verlag von G. Weiß 1884) übersetzt hat. In Frankreich hat sich André Poëy durch Herausgabe einer „Bibliothèque positiviste" das Verdienst einer objektiven quellenmäßigen Popularisierung der in dem großen Werke Comtes enthaltenen Lehren erworben. Der erste Band entwirft die allgemeinen Grundzüge des Systems unter dem Titel: „Le Positivisme". Der zweite bekämpft unter dem Titel: „M. Littré et Auguste Comte" die Entstellungen des Systems durch Männer, die in Frankreich als Koryphäen der positiven Philosophie gelten (Verlag von Germer Baillière in Paris 1876 und 1879).

* Emile Littré: Auguste Comte et le positivisme. Paris 1862.

** Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte von George Henry Lewes. Autorisierte deutsche Ausgabe. II. Band. Berlin, R. Oppenheim. 1876. S. 698 bis 811.

entging ihm kein einziger Gedanke, den er einmal gefunden hatte, ja alles trat ihm wieder mit derselben Lebendigkeit und in derselben Ordnung entgegen, in der er es gedacht hatte. Die Ausarbeitung selbst ging ihm sehr leicht von statten. Ganz dasselbe wird von unserm deutschen Philosophen Immanuel Kant erzählt.*

So lange Comte an seinem großen Werke arbeitete, las er grundsätzlich keine philosophische Schrift. Dies war insofern auch nicht nötig, als er durch ein so treues Gedächtnis unterstützt wurde, daß ihm jederzeit der ungeheuere Reichtum dessen zu Gebote stand, was er früher gelesen hatte. Dadurch gewann sein Denken und seine Darstellung den Zug von Originalität, durch den man bei der Lektüre seiner Werke stets gefesselt wird.

Eine Anstellung an der „Ecole polytechnique“ verbesserte seine äußere Lage und gestattete ihm, seiner lebhaften Neigung für Musik durch den regelmäßigen Besuch der italienischen Oper Rechnung zu tragen. Dabei soll er selbst eine schöne Stimme gehabt und manche Lieder mit wahrer Meisterschaft und ergreifendem Feuer gesungen haben. Aber sein ästhetischer Sinn beschränkte sich nicht nur auf die Musik, sondern erstreckte sich auch, wie er an Vallat schreibt, auf Malerei und Poesie, für die er schon früher eine nicht gewöhnliche Begabung und Vorliebe gezeigt hatte.

Das Jahr 1842 wurde für Comte dadurch sehr wichtig, daß es sein großes Werk zum Abschlusse brachte und den genialen Mann von der drückenden Fessel der unglücklichen Ehe befreite. Differenz der Lebensanschauungen, täglich sich erneuernder Zank über häusliche Angelegenheiten, also theoretische wie praktische Disharmonie, hatten eine solche Erbitterung in ihm und seiner Frau hervorgerufen, daß es keinen andern Ausweg gab als gerichtliche Trennung.

Man begreift, daß Comte die Trennung von seiner Frau als einen positiven Lebensgewinn betrachten mußte, wenn man

---

* Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Aufl. 1883. München, Fr. Bassermann. III. Band, S. 114.

die leidenschaftliche Rücksichtslosigkeit ins Auge faßt, mit der jene aufzutreten imstande war. Ja, die Roheit, mit der das Weib das Andenken des toten Comte zu beschimpfen wagte, wirft ein unzweideutiges Licht auf die artigen Eigenschaften, die Madame Comte in der Ehe entwickelt haben mag. Unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes griff die würdige Witwe das Testament Comtes an, veranlaßte dessen Biographen durch ihre excentrischen Anklagen gegen den Verstorbenen so über diesen zu schreiben, daß ein ihrer würdiger Advokat nachzuweisen suchte, Comte sei ein Atheist, ein Narr und ein Wüstling gewesen und verdiene, daß seine Werke vernichtet würden. Das Urteil der Nachwelt ist dadurch nicht irre geführt worden; der Name Comtes wird stets glänzen, während man von einer Caroline Massin und ihrem Advokaten nur deshalb etwas hört, weil jene eine Zeit lang Madame Auguste Comte hieß! Wenn man rühmend hervorhebt, daß sie den kranken Comte mit umsichtiger Fürsorge gepflegt habe, so dürfte man entgegnen, daß sich dies in einer solchen Lage als elementarste Pflichterfüllung ganz von selbst verstand. Sollte sie sittlich so feige sein, den Hilflosen sich selbst zu überlassen, d. h. preiszugeben? Es wird erzählt, daß sie durch rasche Entschlossenheit einst den Kranken von Lebensgefahr gerettet habe, als er sich in einem Augenblicke melancholischen Lebensüberdrusses in einen Teich stürzen wollte. Würde in ähnlicher Lage nicht auch jeder Mensch von gesunden sittlichen Grundsätzen jeden ihm völlig fremden Nebenmenschen zu retten suchen?

Wieder vergingen drei unglückliche Jahre, während welcher Comte wie früher ohne Stellung war und wohl oder übel die Privatwohlthätigkeit einiger seiner Verehrer in England in Anspruch nehmen mußte. Da trat das Ereignis ein, welches seinem Leben neuen Glanz verlieh: die Bekanntschaft mit Madame Clotilde de Vaux. Wie einst St. Simon den jungen Comte zum Positivismus geführt hatte, so sollte der gereifte Denker durch jene edel weibliche Erscheinung den Einfluß erfahren, den eine ideale Liebe auf das ganze Sein und Denken auszuüben vermag. Diese Neigung riß ihn geradezu in eine solche

Schwärmerei, zu einer Art religiöser Gestaltung seiner Ideen fort, wie sie seine Anhänger früher bei ihm nicht für möglich gehalten hatten.

Clotilde de Vaux war gerichtlich von ihrem Manne getrennt, aber nicht geschieden. Dieser hatte ein Verbrechen begangen, für welches er zu Galeerenstrafe auf Lebenszeit verurteilt worden war. So war sie zwar moralisch frei, jedoch durch ein unnatürliches Gesetz an einen Menschen gebunden, dessen Nichtswürdigkeit ihren Namen schändete. Auch Comte war gerichtlich von seiner Frau getrennt, da ihn diese freiwillig verlassen hatte, aber nicht geschieden; also war auch er moralisch frei, aber gesetzlich gebunden. Dieser Umstand machte eine Heirath Comtes mit Clotilde de Vaux unmöglich. Dafür verband Beide die treueste Freundschaft. Es ist zu bedauern, daß Lewes, der aus dem Munde Comtes selbst die begeisterte Schilderung jenes idealen Zusammenlebens vernommen hat, so gut wie nichts über dasselbe in seiner ausführlichen Biographie des Philosophen erzählt. Ich muß mich darauf beschränken, die kurze Bemerkung anzuführen, mit der er jene Poesie eines Lebens berührt: „Jeder, der Comte während der kurzen Zeit seines Glückes gekannt hat, wird sich der mystischen Begeisterung erinnern, mit welcher er von ihr sprach, ebenso der unwiderstehlichen Ausbrüche seiner Gemütsbewegung, die ihn antrieben, zu jeder Zeit und vor allen Bekannten von ihr zu sprechen. In den ersten Tagen seiner Liebe machte ich seine Bekanntschaft und bei unserer ersten Unterredung sprach er von ihr mit einer Ausführlichkeit, die mich sehr interessierte. Als ich ihn das nächste Mal sah, erging er sich ebenso sehr in seiner Trauer über ihren unersetzlichen Verlust; die Thränen rollten ihm über die Wangen, als er ihre mannigfaltigen Vorzüge aufzählte. Sein Glück hatte nur ein Jahr gedauert.

Ihr Tod vertiefte nur seine Neigung. Die Freundin mußte sich für ihn verklären. In ihrer subjektiven Unsterblichkeit wurde sie etwas wirklich Gegenwärtiges für seine mystische Liebe. Während ihres Lebens hatte sie einen glücklichen Einfluß auf ihn ausgeübt, seine sittliche Natur geläutert und zuerst dem

in ihm schlummernden tiefen Gemütsbedürfnis Befriedigung gewährt. So weihte sie ihn in jene Geheimnisse des Herzens ein, deren Enthüllung für die folgende Darstellung seiner Philosophie unerläßlich war. Ihr Tod verstärkte noch diesen Einfluß, indem er ihn von allen persönlichen und äußern Elementen reinigte.

Comtes übriges Leben war ein unaufhörlicher Lobgesang auf Clotildes Andenken. Jede Woche besuchte er ihr Grab, jeden Tag betete er zu ihr und rief ihren fortgesetzten Beistand an. Seine veröffentlichten Anrufungen und Lobsprüche mögen den Spott frivoler Zeitgenossen herausfordern, — starke Überzeugungen und aufopfernde Leidenschaften geben sich oft der Lächerlichkeit preis, — aber die Nachwelt wird in ihnen eine ernste Lehre finden und einsehen, daß diese moderne Beatrice eine bedeutende Rolle in der Religion der Humanität spielte. Ein Philosoph, der mächtig auf die Gemütsstimmung anderer wirken will, muß selbst an dieser Stimmung teilgenommen haben, und die Ausarbeitung eines Systems konnte in den Teilen, welche die Gemütsbewegung betreffen, nur durch einen Denker geleistet werden, dessen Gemüt selbst tief bewegt worden war. Diese Weihe erlangte Comte durch Clotilde de Vaux."

Am schönsten spricht sich die edle Gesinnung und hohe Begeisterung Comtes in den Worten aus, mit welchen er sein großes Werk, das „Système de politique positive", der verstorbenen Freundin widmet. Sie datieren vom Sonntag, dem 4. Oktober 1846 und lauten: „Dem heiligen Andenken an meine ewige Freundin, Frau Clotilde de Vaux (geb. Marie), die im Beginne ihres zweiunddreißigsten Jahres am 5. April 1846 vor meinen Augen starb!

Dank, Schmerz und Ergebung.

Edles, zartes Opfer! Die dauernde Reinheit unserer Liebe gestattet mir heute, dieses traurige Wort meiner Huldigung zu veröffentlichen und kein Moment der erhabenen Seelenharmonie zu verschweigen, welche uns noch in den letzten Wochen verbunden hat. Unser bitteres Verhängnis mußte uns wenigstens die volle Überzeugung lassen, daß eine gerechte Prüfung unseres

Verhältnisses unsern Anspruch auf die warme Verehrung edler Gemüter bedeutend erhöht. Wenn die Welt bei einer gewissenhaften Beurteilung meines Privatlebens nach dieser richtigen Sittlichkeitsbürgschaft forscht, die sie in erster Linie von dem wahren Philosophen fordern muß, so würde einfach schon unsere ganze Korrespondenz genügen, die unangetastete Reinheit eines idealen Bundes zu erweisen, die unser beider Herzen Ehre macht. Dieses tadellose Verhalten ist schon durch die hohe Genugthuung würdig belohnt, daß ich an dieser Stelle meine tiefinnersten Gefühle mit der ganzen Lauterkeit aussprechen kann, die immer der Ausdruck aller meiner Gedanken gewesen ist."

In demselben Werke (Politique positive Bd. I.) teilt Comte zwei kleine Dichtungen von Clotilde de Vaux mit: eine Novelle „Lucie" und eine Kanzone „Les pensées d'une fleur". Beide kennzeichnen das innerste Wesen der Verfasserin. Die Novelle nimmt ein wichtiges gesellschaftliches Problem als Motiv der künstlerischen Darstellung und läßt die Lebenserfahrung und echt humanitäre Gesinnung der Verfasserin im besten Lichte erscheinen. In unverkennbarer Anknüpfung an ihr eigenes Schicksal schildert Clotilde de Vaux darin die Leiden einer jungen Frau, die in Folge des schweren Verbrechens, welches ihr Mann, der Sohn angesehener Eltern, begangen hat, von diesem gerichtlich getrennt, aber nicht geschieden ward. Nach wenigen Monaten der Ehe geht die durch seltene Schönheit, durch hervorragende Bildung und edle Gesinnung ausgezeichnete Frau, dazu eine Waise, in ihrem 20. Jahre einer hoffnungslosen Zukunft entgegen. Um jede Erleichterung ihrer Lage sich selbst zu verdanken, ergreift sie einen ihrer Bildung entsprechenden Beruf. Ja, sie findet noch Mittel und Wege, die Armut anderer zu mildern. Doch zwei Jahre angestrengter Arbeit als Lehrerin unter dem Drucke ihres nagenden Kummers genügen, um ihre Gesundheit zu untergraben. Um sich zu kräftigen, folgt sie der Einladung einer befreundeten Familie auf das Land. Ein junger Mann von edlem Charakter und freier Geistesrichtung wird von der Anmut ihres Wesens, von ihrem Geiste und Gemüte so gefesselt, daß er tiefe Neigung zu ihr gewinnt. Aber das Gesetz

steht als unüberwindliche Schranke vor seiner Liebe. Er will alles daransetzen, das Opfer der gesellschaftlichen Härte zu retten, ohne jedoch das Pflichtbewußtsein und die Ehre der geliebten Frau zu verletzen. Der neue Konflikt, in den Lucie auch durch ihre Liebe gerät, erschüttert sie aufs Tiefste. Sie erkrankt an den Folgen der Gemütsbewegungen und wird bei ihrem zarten Organismus in eine gefährliche Krisis geworfen. Die Kunde davon drängt ihren Freund Moritz zur Energie: er ist bereit, gegen den widernatürlichen Zwang des Gesetzes aufzutreten, der die Scheidung der hochherzigen Frau von einem elenden Verbrecher verbietet und sie dadurch um ihr Lebensglück und ihren wahren Beruf als Gattin und Mutter betrügt. Die Nachricht von der Gefangennahme des Verbrechers, an den Lucie noch gefesselt ist, scheint dem Antrage, den Moritz an das Abgeordnetenhaus stellen will, günstig zu sein: sein Gesuch empfiehlt „Scheidung auf Grund einer entehrenden Strafe“. Aber es scheitert an der Gleichgiltigkeit einer Gesellschaft, welche die Heuchelei des Ehebundes zuläßt, um das theoretische Prinzip der Ehe durchzusetzen. Lucie entsagt in hoher Selbstverleugnung wie eine Heldin ihrem Liebesglücke, um die starre Ordnung der Sitte und des Gesetzes nicht zu verletzen, aber sie erliegt ihrem Gram und stirbt unter den Augen ihres würdigen Arztes. Der Mann ihrer Liebe kämpft seine Verzweiflung über den unersetzlichen Verlust nicht durch: an dem Sterbebette der teuren Frau erschießt er sich, ehe ihn der Arzt zur Vernunft und Ruhe bringen und seinem verhängnisvollen Vorhaben entgegentreten kann. „Wer die interessante, unglückliche Frau gekannt hat, deren Verlust ich beklage“, so schreibt in der Novelle der Arzt an einen Freund, „wird die verhängnisvolle Leidenschaft begreifen, die sie einflößte. Es war eine jener fein organisierten Individualitäten, bei denen Verstand und Gemüt vollkommen miteinander harmonieren. Keine Frau empfand tiefer als sie die Größe ihrer Aufgabe: sie wäre eine vorzügliche Gattin und Mutter geworden. Als sie in meinen Armen verschied und dies in einem Alter, in welchem das Leben seinen Höhepunkt erreicht,

erkannte ich die Ohnmacht des Menschen, das wieder gut zu machen, was er verschuldet hat."

Dies der Inhalt der Novelle, die für Frankreich noch ebenso zeitgemäß ist wie damals, als sie geschrieben wurde. Denn noch heute krankt das soziale Leben des französischen Volkes an jenem Gesetzeszwange, dem sich charakterlose Naturen durch die Lüge des Ehebruches entziehen und der nach dem Mißlingen eines mäßigen Reformversuches noch jetzt zum Ruin des Familienlebens und einer gesunden Sittlichkeit beiträgt.

Das kleine lyrische Gedicht von Clotilde de Vaux, die Kanzone „Gedanken einer Blume"* hat denselben Vorzug einer reinen Form und eines edlen Gedankenschwunges wie die Novelle. Man möchte fast glauben, es sei ein Lobgesang auf das stille Glück einer reinen Liebe:

Gedanken einer Blume.

Kanzone.

Dank, gütig Schicksal, Dir! Zur Liebe schufst Du mich!
Laß Mächt'ge Deiner Macht wild trotzend widerstehen,
Zu Deines Altars Fuß den Sturm sie niederwehen:
　　Den Duft, den Morgen habe ich!
Ich bin vom Herrn des Alls die erste Augenweide,
Mir gilt sein Flammenkuß, sein Glanz ist mein Geschmeide,
Mir schickt das Morgenrot den schwesterlichen Gruß,
Mich labt des Zephyrs Hauch mit sanftbeschwingtem Kuß,
Mich netzt der Tropfen Thau, der an dem Kelche schwellt,
Mein ist der Strahl, der keck des Abgrunds Rand erhellt,
Und mein das Schauspiel auch, wenn aus der Nacht hervor
Das Weltall leuchtend tritt durch des Erwachens Thor!
Nie soll der grimme Frost mein Leben welken machen,
An treuer Mutterbrust will ich mich betten weich,
Mich hütet die Natur, ihr Füllhorn macht mich reich,
An ihrem Liebesmahl darf selig ich erwachen!

---

* Diese deutsche Übersetzung der „Pensées d'une fleur", die sich in Wortlaut und Metrum genau an das französische Original anschließt, verdanke ich der freundlichen Bemühung der Dichterin Frau Mathilde Wesendonck in Dresden (1877), Verfasserin von „Edith, ein Trauerspiel" (Stuttgart 1875), „Gudrun, ein Drama" (Zürich 1876), „Odysseus, ein Drama" (Dresden 1878) u. A.

Ich habe oft die Schönheit selbst geschmückt,
Ich Reine darf am reinen Busen glänzen,
Die Freude windet mich zu Kränzen,
Fortuna fühlt durch mich sich mehr beglückt!
Wenn auf mir sich leise wieget
Liebbeseelt die Nachtigall,
Rings von ihrer Töne Schall
Klingt die Flur, die schweigend lieget,
Thut Liebe ihr Geheimnis kund,
Ich schütze gern ihr süßes Flehen:
Des Glückes Weihe zu begehen,
Bin ich verschwiegner Herzen Mund.
O sanftes Loos! Wenn Seufzer je und Weinen
Auf andere Bahnen lenkten das Geschick,
Dann die Verlassne in dem Kleid, dem reinen,
Zum Schoß der ewigen Liebe kehrt zurück!
So laß mir die Tücken
Der Stürme fern sein,
Die Blume allein
Mag die Feste Dir schmücken!

Wenn auch die Gemütsrichtung, welche Auguste Comte einschlug, die verstandesmäßige Schärfe des Systems in gewisser Beziehung schädigte, welches er in der „Politique positive“ entwarf, so hat man doch kein Recht, wie Littré, einer der ersten Anhänger Comtes, das ganze Werk als das Produkt einer zweiten, überdies gar nicht konstatierten Geisteskrankheit zu verwerfen. Einem solchen Verfahren gebührt nur die vernichtende Kritik des unparteiischen, pietätvollen und scharfsinnigen Historikers Lewes: „Das Erzeugnis eines durch Krankheit zerrissenen Geistes in diesem Werke zu erblicken, ist eine größere Verirrung als irgend eine, die sich in diesem Werke findet. Die Schärfe des Geistes und der tiefsittliche Ton in jedem Kapitel läßt sich nur mißverstehen, wenn man die Kraft eines Denkers nach den unmittelbar praktisch brauchbaren Wahrheiten beurteilt, die er uns bietet, eine Kritik, die von den Gedanken eines Plato, Descartes, Spinoza und Hegel nur klägliche Trümmer übrig lassen würde. — Ernste Denker halten es für keine Zeitverschwendung, die „Republik“ und die „Gesetze“ Platos zu studieren. Wenn sie sich mit ähnlicher Gesinnung an das „Système

de politique positive" wendeten, so würden sie einem Geiste, der größer ist als der platonische, einer höheren und reineren Sittlichkeit und einer unvergleichlich größeren Menge wertvoller Winke begegnen."

In seinen letzten Lebensjahren gewann Comte immer mehr die Überzeugung, daß er eine apostolische Mission und die Würde eines Hohenpriesters habe, auf den man unbedingt hören müsse. Den Freunden galt diese Meinung als wohlbegründeter Anspruch, den Gegnern wurde sie zum Anlaß liebloser Verhöhnung des Mannes, dem man eine verzeihliche Schwäche leicht nachsehen durfte. Denn „Hunderte waren ebenso eitel, ebenso anmaßend, ebenso despotisch gesinnt, aber nicht so streng asketisch, nicht so streng sittlich, nicht so hingebend an hohe Ideale und nicht so glänzend begabt wie Comte", — kann man mit Lewes darauf entgegnen.

Über die äußern Lebensgewohnheiten, die Comte in jener Zeit hatte, berichtet uns einer seiner treuesten Anhänger, Dr. Robinet. Nach dessen Mitteilungen stand der Philosoph um 5 Uhr morgens auf, betete und arbeitete dann bis 7 Uhr abends ununterbrochen. Täglich las er ein Kapitel aus der „Imitatio Christi", einen Gesang von Dante und Verse aus Homer. Da seine Mittel nicht mehr ausreichten, ihm einen Platz in der Oper zu verschaffen, so mußte er in der Poesie seine Erholung suchen. An zwei Vormittagsstunden empfing er Besuche, besonders von Arbeitern, die seine Anhänger waren. Jeden Mittwoch Nachmittag besuchte er das Grab von Clotilde de Vaux. Um 10 Uhr nachts ging er nach einem abermaligen Gebete zu Bett. Seine Mahlzeiten waren sehr einfach: sein Frühstück bestand aus bloßer Milch, sein Mittagessen aus kärglicher Kost. Statt des Desserts aß er täglich noch ein Stück trockenes Brot, wobei er an die zahllosen Armen dachte, die sich für ihre Arbeit nicht einmal dieses Nahrungsmittel verschaffen könnten.

Im Alter von sechzig Jahren, also elf Jahre und fünf Monate nach dem Tode seiner Freundin, am 5. September 1857 starb der geistvolle Mann, der sich bis an sein Lebensende ein wahrhaft kindlich reines Wesen bewahrt hatte.

Lucie. Novelle von Clotilde de Vaux*.

Vor einigen Jahren versetzte ein mit außergewöhnlichen Umständen verknüpftes Verbrechen die kleine Stadt N. in Aufregung.

Ein junger Mann aus angesehener Familie war unter einem schrecklichen Verdachte verschwunden; man beschuldigte ihn, seinen Kompagnon, einen Bankier, ermordet und um bedeutende Wechsel bestohlen zu haben. Dieses doppelte Verbrechen schrieb man seiner verhängnisvollen Leidenschaft für das Spiel zu. Der Angeklagte verließ nach einigen Monaten der Verheiratung eine Frau, die sich ebenso durch seltene Schönheit wie durch die hervorragendsten Eigenschaften des Geistes und Charakters auszeichnete. So ging diese mit zwanzig Jahren, noch dazu eine Waise, der Vereinsamung, dem Elend und einer hoffnungslosen Zukunft entgegen.

Die Gesetze gestatteten ihr nicht die Scheidung, sondern nur die Trennung, die sich ja in diesem Falle ganz von selbst verstand. Die Familie ihres Mannes gewährte ihr notdürftig Obdach und Kleidung. Da man sie allgemein bewunderte, wurden ihr von allen Seiten bedeutende Unterstützungen zu teil.

Zum Glück war sie eine jener edeln Frauen, die das Unglück leichter ertragen als eine entehrende Handlung. Bei ihrem klaren Verstande erkannte sie ohne Selbsttäuschung ihre Situation: sie begriff, daß sie das Interesse der Männer nur durch ihre Schönheit erregen würde; sie sah die Gefahren voraus, welche das zarte Mitgefühl verdeckt, und wollte deshalb nur sich selbst jede Milderung ihres Schicksals verdanken. Kaum hatte die junge Frau diesen kühnen Entschluß gefaßt, als sie schon zur Ausführung schritt. Da sie hervorragende Fähigkeiten besaß, begab sie sich nach Paris, um sie zu verwerten. Nach einigen Prüfungen wurde sie als Lehrerin in dem Stifte Abaye-aux-Bois angestellt, wo sie ein ehrenvolles Unterkommen fand.

Mittlerweile verfolgte die Justiz ihren Weg; überall suchte

---

* Die Grundlage dieser Übersetzung hat Frau Sophie Brömme in Rathen bei Dresden (1877) zu liefern die Gefälligkeit gehabt.

sie mit unermüdlicher Thätigkeit die Spur des Flüchtlings. Schon hatten sich die erbitterten Gläubiger in den Besitz der unglücklichen Frau geteilt, deren Kleidungsstücke, Schmucksachen und sogar Schätze aus ihrer Jugendzeit unter dem Hammer verkauft worden waren. Sie flößte so viel Teilnahme ein, daß mehrere Personen einige Gegenstände kauften und sie ihr zurückschickten.

Ein junges Mädchen wollte ein Medaillon haben, welches das Portrait der Heldin enthielt; und der Pfarrer des Ortes kaufte ihr Hochzeitskleid, um damit den Altar der Jungfrau zu schmücken.

Die Unglückliche wurde durch diese einzelnen Handlungen tief gerührt. In ihrem Herzen war edler Stolz mit tiefem Zartgefühl vereint: die Beweise von Teilnahme, die sie von allen Seiten erfuhr, richteten sie auf. Da die Erinnerung an ihre erste Liebe ihr jetzt Entsetzen einflößte, so betrachtete sie ihre Fessel nur als eine Schranke, die sie auch freiwillig zwischen sich und die Männerwelt würde gezogen haben. Das schreckliche und gefahrvolle Moment ihrer Situation entzog sich auf diese Weise ihren Blicken, und sie fügte sich ohne Widerstand dem ungerechten Zwange der Gesetze.

Ein unauslöschliches Gefühl, eine zarte und heilige Freundschaft von ihren Kinderjahren her bewahrte anfangs dieses edle Gemüt vor dem bittern Schmerze der Vereinsamung. Die Philosophie, die sich in selbstsüchtigen Seelen dürftig und dürr gestaltet, entfaltete ihre erhabene Macht in dem Herzen der jungen Frau. Trotz ihrer Armut fand sie Mittel und Wege, Andern Wohlthaten zu erweisen. Sie ging selten in die Kirche, wo man so häufig dem Leichtsinn und der Eitelkeit begegnet; dagegen traf man sie vielfach in der ärmlichen Dachstube, in welcher sich das Unglück gleich der Schande so oft verbergen muß.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß irgend ein Ereignis etwas an dieser neuen unglücklichen Lage der Armen änderte. Die Zeit, die einen großen Schmerz nur noch steigerte, hatte nach und nach den gesunden Organismus der Verwaisten untergraben.

Ihrem Heldenmut, ihren fortwährenden Anstrengungen, auf der rauhen Bahn zu bleiben, die sie gewählt hatte, folgte eine verhängnisvolle Abspannung. Dreizehn Briefe, die zufällig in meine Hände gekommen sind, werden besser als meine eigenen Worte die Leiden dieses gebrochenen Herzens schildern. Es sei mir gestattet, sie mitzuteilen und in dieser Form meine Erzählung zum Abschluß zu bringen.

(Schluß folgt.)

III.

Diesterweg in Frankreich.

Von

Eduard Langenberg.

(Erster Artikel.)

> Tröstlich
> Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
> Der als großes Muster vor uns steht.
>
> Goethe.

Dies Wort Goethes trat mir sofort vor die Seele, als ein hiesiger Freund zu Anfang des Sommers von seiner Reise nach Frankreich mir eine Zeitung mitbrachte, betitelt: Le Petit Journal, Paris, Lundi 14. Avril 1884.

Unter der Überschrift: „Un ennemi à consulter“ fand sich in dem Journal ein pädagogischer Leitartikel, unterschrieben Thomas Grimm. Ich habe denselben übersetzt und übergebe ihn nicht ohne freudige Bewegung den Lesern der „Rheinischen Blätter“. Das Werk von M. Goy, auf welches sich der Leitartikel bezieht, habe ich mir sofort von Paris kommen lassen und werde in einem der nächsten Hefte ein größeres Referat geben.

Ich enthalte mich jedes Urteils über den „ennemi à consulter“ und über die aus dem Werke von M. Goy herausgenommenen Sätze und hoffe durch die Mitteilung den Freunden und Verehrern Diesterwegs eine Freude zu bereiten und ihnen dann und wann ein Lächeln entlockt zu haben. Jedenfalls ist

es ein Zeichen der Zeit, daß man in Frankreich auf deutsche Pädagogen die Aufmerksamkeit lenken zu müssen für notwendig hält, wenn sie auch noch als Feinde bezeichnet werden. Das Werk von M. Goy giebt davon ein beredtes Zeugnis.

Will man das Schlußwort des Leitartikels „C'est le maître d'école allemand, qui nous a vaincus“ oder das Wort von 1866: „Der preußische Schulmeister hat in Königgrätz gesiegt“ als eine Sage betrachten, so hat daneben das Sprichwort: „An der Sage ist eine Sache“ auch ein Recht zu existieren.

Es will mich fast bedünken, als ob das Wort des Herrn L. Rudolph in Berlin am Schlusse seiner Biographie Diesterwegs (Wegweiser) den Franzosen besonders imponiert hat. Es ist das Schlußwort: „Auf Diesterweg zurückgehen heißt vorwärts gehen“.

Ich sage dazu ein Wort, welches mir Diesterweg in meiner Jugend oft zugerufen hat: Glückauf!

Un ennemi à consulter.

Die Ereignisse der Gegenwart haben mich in letzter Zeit mehrere Male zur Besprechung des Unterrichts und der Lehrer veranlaßt; es ist das ja eine brennende Tagesfrage; zahlreiche Briefe, Broschüren und Bücher kommen mir darüber zu Händen.

Wir sind nicht gewohnt, Polemik zu treiben, aber alle entsprechenden Schriftstücke, welche unsere Leser uns zusenden, werden sorgfältig untersucht und geordnet.

Von besonderem Interesse war mir dieses Mal die französische Uebersetzung eines deutschen Werkes:

„Ausgewählte Schriften von Adolf Diesterweg, übersetzt von M. Goy, Direktor der Normalschule (d. i. Lehrerseminars) in Toulouse. 1. Bd. in 18. Hachette, Verleger.“

Diesterweg ist ein in Deutschland berühmter Pädagoge; er wird als Begründer einer verbesserten Unterrichtsmethode, sowie als Urheber des Systems betrachtet, welches das deutsche Volk umgewandelt und ihm den ersten Rang in Europa verschafft hat.

Mit der Schule haben die Deutschen den Anfang gemacht; mit der Regierung, welche sie zu einer großen Familie vereinigte, sind sie weitergeschritten.

Wir ahmen ihnen heute nach, in der Hoffnung, Frankreich werde einen genialen Mann erhalten, der imstande sei, von neuem den Angelpunkt der Welt zu verändern.

* * *

Sehen wir, was der deutsche Vorläufer der neuen Pädagogik gethan hat:

A. Diesterweg, Direktor des Lehrerseminars in Berlin, kämpfte daselbst von 1832 bis 1847 den guten Kampf gegen den gewöhnlichen Schlendrian und gegen die reaktionären Vorurteile, und als er, selbst von der Regierung verlassen, in dem Kampfe unterlag, zog er sich mit der Ehre eines Kriegshelden zurück, indem er in Herz und Geist seiner Schüler sowie des Publikums (an das er sich in seiner Zeitschrift, den Rheinischen Blättern, in seinen Jahrbüchern und in zahlreichen Broschüren wandte) Belehrungen hinterließ, von denen wir wohl sagen möchten, daß Deutschland sie nur allzugut benutzt hat, da es ja auf unsere Kosten geschehen ist.

Was Diesterweg auszeichnet, sagt M. Goy in seiner trefflichen Einleitung, ist nicht die Originalität der Ideen; seine Grundsätze sind die Pestalozzis und Rousseaus: der Natur folgen, sie entwickeln und befruchten, oder, nach Diesterwegs Ausdrucksweise, den Menschen im Menschen bilden.

Was er im höchsten Grade besitzt, das ist die pädagogische Kunst, das große Prinzip der modernen Erziehung in Anwendung zu bringen, nämlich: den Geist zu entwickeln, anzuregen, anzuspornen. Er besaß eine merkwürdige Gabe zu unterrichten, den Geist der kleinen, wie auch größerer Kinder zu fesseln, sie zu interessieren, in der ihnen verständlichen Sprache zu reden, besonders aber sie zu fragen. Er ist es, welcher sehr richtig bemerkt hat, daß die große Kunst des Lehrers nicht darin bestehe, zu sprechen, sondern zum Sprechen zu veranlassen.

Nichts ist interessanter, als zu sehen, wie Diesterweg z. B.

anstatt den Schülern die verschiedenen Sätze über die Kongruenz der Dreiecke zu beweisen, es versteht, dieselben von ihnen finden zu lassen.

* * *

In Sachen der Pädagogik und Erziehung ist das System soviel wert, als der Mensch wert ist.

Indessen muß man anerkennen, daß Diesterweg ganz treffende Grundsätze als Richtschnur giebt.

Hier nur einige Beispiele:

Der mechanische Unterricht ist geisttötend.

Sich allein an das Gedächtnis wenden, heißt den Menschen dressieren, nicht ihn unterrichten, heißt, ihn zu dem Standpunkt des Tieres erniedrigen.

Das Gedächtnis ist das niedrigste Vermögen des menschlichen Geistes.

Man soll nie etwas auswendig lernen, ohne es zu begreifen, oder ehe man es begriffen hat.

Die Bildung besteht nicht darin, viel zu wissen, sondern eine Sache gut zu wissen.

Die Bildung des Geistes gleicht einer Reise; nicht das Ankommen ist angenehm und heilsam, sondern das Wandern.

Unterrichten heißt nicht sowohl säen, als vielmehr befruchten.

Die beste Erziehungsweise ist nicht diejenige, welche die geschicktesten Zöglinge bildet, sondern diejenige, welche die Liebe zu tüchtiger Bildung und zum unausgesetzten Fortschreiten erzeugt.

Der Mensch, welcher kein Ideal hat, welcher nicht für eine Idee lebt, wird niemals imstande sein, sich über die Plattheit des Lebens emporzuschwingen, noch weniger andere zu etwas Höherem zu erheben.

* * *

Aus den angeführten Sätzen läßt sich abnehmen, was ein Mann, der ein eben so tüchtiger Praktiker als Theoretiker war, mit solchen Grundsätzen zu leisten vermochte.

Alle Kapitel der Ausgewählten Schriften, welche im allgemeinen eine Wiedergabe der von Diesterweg während 40 Jahren in seiner Zeitschrift veröffentlichten Artikel sind, entwickeln ausschließlich jene Ideen unter Ueberschriften, die genugsam die verschiedenartigen Punkte des gewaltigen Gebietes des Unterrichts und der Erziehung andeuten, auf welche der Verfasser seine Aufmerksamkeit gerichtet, und über die er größtenteils endgültige Lösungen gegegeben hat.

Eins der Kapitel, welches uns am meisten angesprochen hat, ist die Parteilosigkeit der Schule in bezug auf den religiösen Standpunkt.

Es ist dies der Hauptgegenstand der Zerwürfnis und des Kampfes in Frankreich.

Man sagt uns: „Blicket auf Diesterweg, ahmet Diesterweg nach: er verkündet die absolute Notwendigkeit, die Schule parteilos zu lassen und Gott darin zu ignorieren".*

Weiter verlange ich nichts, aber es wird wenigstens nötig sein, daß man sich nicht alle Mühe gebe, außerhalb der Schule Gott zu leugnen und sich zum Atheismus zu bekennen.

*
* *

Hören wir übrigens Diesterweg selbst:

Die Kinder müssen eine nationale Erziehung erhalten, d. h. erzogen werden gemäß dem Charakter, der jeder Nation eigentümlich und allen ihren Mitgliedern gemeinsam ist.

Darüber ist alle Welt einig, aber dieser nationale Charakter kann über Gebühr betont werden, er kann den Charakter des Menschen in einem Grade verwischen oder umgestalten, daß er den Bürger seine Angehörigkeit zur Menschenfamilie vergessen läßt und ihm Gleichgültigkeit oder Verachtung für alles einflößt, was seinem Lande fremd ist.

Was würde aus ihm werden, wenn er aus seinem Vaterlande verbannt, oder aus irgend einem andern Grunde genötigt

* Hier hat der französische Berichterstatter Diesterweg nicht verstanden; nicht dem Atheismus, sondern nur der Konfessionslosigkeit des Religionsunterrichts hat Diesterweg das Wort geredet. (Anm. d. Red.)

würde, auf fremdem Boden zu leben? Beweist dieser Gedanke nicht zur Genüge, daß unser menschlicher Charakter immer denjenigen des Bürgers beherrschen, und wie die Erziehung sorgsam darüber wachen soll, daß die Ordnung dieser beiden Gefühle nicht umgestoßen werde?

Und in gleicher Weise sollen die religiösen Gefühle, welche allen gebildeten Menschen gemeinsam sind, einzig und allein den Gegenstand der religiösen Erziehung der Jugend bilden.

Diese Vorschriften sind sehr verständig, aber man wolle bemerken, daß sie in keiner Weise negativ sind.

Heutzutage ist es die Negation, zu welcher man seine Zuflucht nimmt, um die gebildeten Völker zu charakterisieren.

* * *

Gehen wir in der Betrachtung der Grundsätze Diesterwegs noch etwas weiter.

Die verschiedenen Kirchen unterscheiden sich im Kultus und besonders in der Lehre. Welche hat Recht? welche Unrecht? Alle berufen sich auf die Bibel, die sie als Gottes Wort betrachten; aber welche ist die beste Auslegerin der Bibel?

Sie bekämpfen oder verdammen sich gegenseitig, und wenn die modernen Sitten die Rauhheit der Kämpfe auch gemildert haben, so behauptet doch wenigstens jede, allein im Besitze der rettenden Wahrheit zu sein, während sich die andern im Irrtum befänden.

Die eine Kirche erwartet das Heil von Rom, die andere von Genf, die dritte von Wittenberg, die vierte von Herrnhut (geistige Hauptstadt der Mährischen Brüder). Jede, wie groß auch die Zahl ihrer Anhänger sein mag, betrachtet die Majorität der Menschen als ihre Gegner.

Nun aber hat die Erziehung zum Zweck, das, was wesentlich und allen Menschen gemeinsam ist, zu entwickeln und so jeden mit Liebe zur Menschheit zu erfüllen. Sie darf nichts lehren, was dieser Einheit entgegen ist, oder was dieselbe gefährden könnte.

Und zum Schluß sagt Diesterweg:

„Kein konfessioneller Unterricht! Das soll immer das Losungswort des wahren Pädagogen sein.“

Es bleibt selbstverständlich, daß das Kind in seiner Familie den religiösen Unterricht erhält, sei es durch die Eltern, sei es durch den Priester oder den Pastor.

In Deutschland ist in der That das Externat die Regel, während in Frankreich das Internat noch die gewöhnliche Art des Unterrichts ist.

Der deutsche Schulmeister hat uns besiegt; so hat man gesagt.

Leider ja! Aber leset, leset mit Aufmerksamkeit Diesterweg, und Ihr werdet sehen, daß wir seine Grundanschauungen nicht nur übertrieben, sondern auch seltsam entstellt haben.

IV.

Noch einmal das Ausland als Eldorado deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Von

Direktor Dr. Gotthold Kreyenberg.

Es ist eine die patriotischen Herzen wenig freudig stimmende Erscheinung im deutschen Kulturleben, daß ein nicht ganz unbedeutender Bruchteil unserer Nation bis auf den heutigen Tag vor dem Auslande, in doch ziemlich ungerechtfertigter Anbetung desselben, auf den Knieen liegt. Trotz der maßlosen Schmach, die das Ausland in früheren Jahren auf uns gehäuft hat, trotz des reichlich vergossenen Blutes und der bleichen, ernst mahnenden Opfer in heißem Kampfe um unsere Einheit und Selbständigkeit, trotz der beißenden Lauge von Spott und Hohn, die noch in der Gegenwart bei irgend einer sich bietenden Gelegenheit die „galligen“ Hahnen- und andere Federn über uns ausspritzen, bewundert der deutsche Michel oder vielmehr der, welcher sich noch dazu hergiebt, ohne Ausnahme alles, was aus der

Fremde kommt, was das Ausland hat. Wenn wir Deutschen in bester Absicht ein Werk beginnen, so finden sich bei uns gleich Leute genug, die das Unternehmen bekritteln und verkleinern. Wir werden unpraktisch, pedantisch, phantastisch gescholten. Wie ein weises Orakel staunt man aber eine Kundgebung des Auslandes an, oder ein an und für sich gar nicht bedeutendes Werk wie ein achtes Wunderwerk! Alles von daher ist, trotz seiner häufig so äußerst problematischen Natur, sehr praktisch, ja genial, epochemachend, mindestens voller „Chic“. Die plumpen Deutschen, was wollen und können die! Höchstens ehrlich und offen ihre Meinung sagen!

Eine solche Fetischverehrung geht erklärlicherweise hauptsächlich von denjenigen Kreisen aus, die durch unmittelbare oder mittelbare Beziehungen zum Auslande aus demselben Vorteile ziehen oder gern ziehen möchten, oder die aus irgend einem andern Grunde dem Auslande Weihrauch streuen wollen. So etwas ist nun nicht sehr schön und namentlich, weil es gewöhnlich der innern Wahrheit entbehrt, nicht sehr charaktervoll. Solcher Gesinnung hatte unser Volk früher, ganz abgesehen von der beklagenswerten Zerrissenheit des Vaterlandes, nicht zum kleinsten Teile die im ganzen wenig angesehene Stellung unter den anderen Nationen zu verdanken. Wer sich zum Kalbfell erniedrigt, auf dem wird getrommelt, und eine blinde Vorliebe kann die Achtung nicht erhöhen; sie erweckt im Gegenteil Mißtrauen an der Aufrichtigkeit. Jetzt sollte doch ein längst überwundener Standpunkt sein, daß unsere Angehörigen den Fußschemel abgeben müssen für andere, und selbst oder gerade diejenigen nicht, welche schutzlos im fremden Lande sind.

Aber ist es nicht bis auf diese Stunde bei einem gewissen Bruchteil unserer Nation immer noch eine Art Wagnis, gegen das Ausland etwas zu sagen, oder gar zu schreiben? Wie Ulrich von Hutten einst im Dominikanerstreite, so muß auch noch heute wohl ein solcher Kämpfer sprechen: Jacta est alea, der Würfel ist gefallen! Daß das Ausland mancherlei Vorzüge besitzt, wer wollte dies im Ernst bestreiten. Durch längeren Aufenthalt in verschiedenen Kulturländern hat auch Schreiber

dieser Zeilen in erster Linie gerade die Vorzüge dieser Länder und ihrer Bewohner kennen gelernt. Es war ferner gewiß ein günstiger Umstand für ihn, daß er sich dort in einer von den betreffenden Landesbewohnern unabhängigen Stellung befand. Das etwas servil klingende deutsche Sprichwort: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land" existiert bekanntlich z. B. für den Engländer nicht, insofern er seinen Hut gern auf dem Haupte behält. Dies ist das Zeichen eines freien Mannes. Dem Deutschen wird die rücksichtsvollste Höflichkeit schon in der Muttermilch beigemischt. Hat er nun zufällig nicht zu sehr auf die Schwenkung seines Hutes zu achten, so wird er im Auslande etwas freier als gewöhnlich auftreten und hier sein Auge in die Runde schweifen lassen, dann vielleicht auch mehr wahrnehmen und mehr erfahren als andere, deren Leben ein ewiges Rücksichtsnehmen ist.

Bei aller aufrichtigen Wertschätzung des vielen Guten dort entgingen dem Schreiber dieses auch nicht ganz einige Mängel, welche von den unbedingten Lobrednern des Auslandes selbstverständlich wieder als berechtigte Eigentümlichkeiten hingestellt oder gar in Vorzüge verwandelt werden würden. So ist für den Verfasser dieser Seiten der Ausländer ein braver Kamerad, den er wegen vieler vortrefflichen Eigenschaften sehr hoch achtet, aber nicht höher, indes auch wieder nicht niedriger, als den Deutschen. Schon von vorn herein oder an und für sich den Ausländer für einen Halbgott zu halten oder in allen Fällen zu deuteln: „Dies Kind, kein Engel ist so rein", dazu hat der Aufenthalt im Auslande mich nicht bringen können. Tritt also der Fall ein, daß eine deutsche Lehrerin, die in's Ausland geht, um doch eine Art Kulturmission zu erfüllen, dort schlecht behandelt, ausgesogen oder gar in den Abgrund der Schande gestoßen und in den Tod getrieben wird, so ist allerdings des Verfassers erste Frage nicht die: „Hat die betreffende Dame sich auch immer ganz taktvoll benommen, stets genau die Gesetze der dortigen Etiquette befolgt?" — — sondern er pflegt die Sache ohne Umschweife mit dem richtigen Namen zu benennen und versucht, ihr zu steuern.

Leider ist nämlich kein Jota davon abzudividieren, daß „Nachtseiten, tiefe, schwarze Nachtseiten des Schicksals“ zu verzeichnen sind, welches Deutschlands Töchter, besonders auch die Lehrerinnen und Erzieherinnen, im Auslande erfahren. Den neuesten Nachrichten zufolge kann Verfasser, so gern er es mit dem stammverwandten Lande auch möchte, gerade England nicht ausnehmen. Es würde einer Schönfärberei oder einem Vertuschen gleichkommen. Er steht der ganzen Sache durchaus objektiv gegenüber. Vorteile genießt er von der Erörterung der Angelegenheit nicht, die überhaupt keine Annehmlichkeiten bietet. Höchstens kann er sich in die Lage bringen, daß er mißverstanden wird. Wenn indes Berufenere an dem Leiden scheinbar kalt und teilnahmlos vorübergehen, so ist es Menschenpflicht, Samariterdienste zu üben. Wer aber einmal die Verhältnisse eingehend bespricht, der darf nicht die Verantwortlichkeit auf sich laden, wider besseres Wissen etwas zu verschweigen oder zu verwischen.

Nichtsdestoweniger wird wohl jeder, der Interesse daran gehabt hat, von des Verfassers Ausführungen in den „Rhein. Blättern“ über „das Ausland als Eldorado deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen“ (1883, Heft 6, 1884, Heft 1) Kenntnis zu nehmen, ihm das Zeugnis nicht verweigern können, daß das Thema in einer Form behandelt wurde, wie sie etwa vor ein weibliches Auditorium gehört. Die Antike liebte die Nacktheit, wir Modernen sind darin züchtiger geworden. In diesem Falle ist das Sensationsbedürfnis des weiblichen Geschlechts doch nicht so ungeheuerlich, um einen Kitzel darin zu suchen, daß mit statistischer Genauigkeit das Unglück und der Fall von Berufsgenossinnen geschildert, daß manches schon längst Begrabene noch seziert wird. Die Hauptinteressenten sind keine Zolas, sondern hochgebildete Lehrerinnen, welche in ihrem schweren, aber herrlichen Berufe auch die große Aufgabe zu erfüllen haben, ihrem Geschlechte jenes Sensationsbedürfnis abzugewöhnen, welches sich namentlich in den großen Städten darin zeigt, daß bei den Skandalprozessen nicht selten die Majorität des Auditoriums

aus weiblichen Wesen, häufig sogar mit sehr feinen Umgangsformen auftretend und äußerst geschmackvoll gekleidet, besteht.

Einen Sensationsartikel habe ich wirklich nicht schreiben wollen und deshalb von dem mir zu Gebote stehenden Material mit voller Absichtlichkeit nur sehr andeutungsweise Gebrauch gemacht. Wer aufmerksam und vorurteilsfrei meine Ausführungen durchlas, wird aber gefunden haben, daß der von mir gesammelte Stoff kein kleiner war. Solche Schilderungen lassen sich nicht künstlich machen, indem man etwa zwei oder drei zufällig vernommene Einzelfälle herausgreift, dieselben generalisiert oder gar a priori etwas konstruiert. Eine überzeugende Darlegung der berührten Verhältnisse ergiebt sich nur auf Grund einer jahrelangen Beobachtung, wenn sich viele Mosaiksteine, hier leider meist dunkelgefärbte, zu einem Totalbilde vereinigen, dessen allgemeine Farbe alsdann gerade nicht heiter spielt.

Ich darf nun sagen, daß ich ein weitreichendes Material nicht nur vorsichtig, sondern auch gründlich benutzt, aber von den reinsten Motiven dabei geleitet, kein anderes Interesse dabei im Auge gehabt habe, als das Wohl des Lehrerinnenstandes, und zwar in der freundlichen Absicht, von Deutschlands Töchtern offenbare Gefahren abzuwenden.

Da aber, wie ich später erwähnen werde, in wenn auch nur einem speziellen Falle die Gründlichkeit meiner Untersuchungen beanstandet wird, so sehe ich mich freilich genötigt, zu erläutern, inwiefern gerade mir ein recht reiches Material zu Gebote stand.

Bereits vor dreizehn Jahren schrieb ich ein Buch, welches namentlich auch die weibliche Erziehung im Auslande behandelt. Es war dies eine Frucht ausgedehnten Aufenthalts (in einzelnen Ländern bis zu zwei Jahren) und längerer Reisen in England, Frankreich, Belgien, der Schweiz und in Italien. Auch in letzterem Lande weilte ich beispielsweise ein halbes Jahr. Nachdem 1872 die erste Versammlung deutscher Mädchenschulpädagogen in Weimar zusammengetreten und 1873 auf Veranlassung des preußischen Unterrichtsministeriums über die Reorganisation des mittleren und höheren Mädchenschulwesens Beratung ge-

pflogen war, erschienen 1874 die neuen Lehrerinnen-Prüfungs-Bestimmungen. Diese gaben wohl nur den äußeren Anstoß, daß nun auch die sogenannte Lehrerinnenfrage als eine bald lichterloh brennende Frage auftauchte. Einige Mädchenschulpädagogen hatten ihr schon früher gebührende Beachtung geschenkt. Nicht bloß in Fachzeitschriften, sondern auch in Journalen, wie „Über Land und Meer“, „Daheim“, „Salon“ u. e. a. bin auch ich für die Interessen der Lehrerinnen und namentlich eine geachtete Stellung derselben als einer nicht der letzten eingetreten, ohne auf das Nasenrümpfen einiger Kollegen etwas zu geben. Ebenso haben diese Rheinischen Blätter bereits vor mehreren Jahren eine längere Arbeit über die Lehrerinnenfrage von mir gebracht. Und da, trotz aller sonstigen Vorzüge, gerade auch die Lehrerinnen nicht bloß von Luft und Sonnenschein leben können, so rechne ich es mir als einen besonders glücklichen Einfall an, daß ich wohl ziemlich der erste war, welcher, — nämlich schon auf dem Frauentage zu Eisenach im Jahre 1872, — als noch kein anderer daran dachte, die Idee eines allgemeinen deutschen Pensionsfonds für Lehrerinnen und Erzieherinnen anregte. Um diesen Gedanken zu verwirklichen, verfaßte ich bald darauf einen Aufruf an die deutsche Frauenwelt, der in einer sehr großen Zahl von deutschen Zeitungen abgedruckt und welcher auch ins Englische übersetzt wurde. Eine solche fortgesetzte Thätigkeit trug mir aus der Lehrerinnenwelt erklärlicherweise keine ganz kleine Zahl von Briefen ein, die ich stets eingehend beantwortet habe. Sie kamen nie von unverschämten, häufig aber sehr verschämten Briefschreiberinnen. Schon damals also schien es vielen deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen im Auslande nicht so ganz nach Wunsch zu gehen; sie wollten an den Wohlthaten der neuen Altersversorgungsanstalten und Stiftungen partizipieren und erzählten zur Begründung der Gesuche ihre Geschicke des langen und breiten; vielleicht romanhaft ausgeschmückt? O nein! Allerdings hätte mancher Romanschriftsteller mich um meinen Stoff beneiden können. Ich half mit Wort und That, soviel ich nach meinen schwachen Kräften konnte; denn gewöhnlich trugen diese Anschreiben so sehr den

Stempel rührender Wahrheit an der Stirn, daß jeder sonst auch nur kalt mit dem Kopf kritisierende Beurteiler hier doch seines Herzens nicht hätte entraten können.

Schon damals würde ich einen Aufsatz haben schreiben können mit der Pointe, daß das Ausland nichts weniger als ein Eden für die deutschen Lehrerinnen sei. Aber ich dachte an die vielen schriftstellernden Frauen, welche ja die nächsten dazu waren. Ich wollte ferner nichts übereilen, vielleicht war die Sache denn doch nicht so schlimm! So habe ich gewartet und gewartet, länger als Horaz mit seinem nonumque prematur in annum. Denn die neun Jahre waren längst verflossen, und ich hatte noch immer nichts darüber geschrieben.

Ich hätte vielleicht auch weiter geschwiegen, denn eigentlich, was ging es mich an? Wir hätten die Sache totgeschwiegen, und das wäre einigen Lehrerinnen, hauptsächlich in England, die es dort zufällig gut getroffen haben, wohl ganz erwünscht gewesen. Übrigens vermute ich das bloß; eine leise Andeutung darüber enthält nur ein Brief an mich neueren Datums. Aber da las ich in der letzten Zeit immer häufiger in den Zeitungen — ich führe als Beispiele nur die Kölnische Zeitung und das Berliner Tageblatt als solche an, die zu den verbreitetsten gehören, — daß die Mißstände frech und in wahrhaft erschreckender Art ihr Haupt erhoben. Da waren Berichte, Notizen und Annoncen, die auf einen schamlosen Menschenhandel hindeuteten und klar durchblicken ließen, daß vorzugsweise deutsche Lehrerinnen davon betroffen würden. Die Thatsache dieses unerhörten Mädchenschachers, ferner die gewissenlose Ausbeutung unschuldiger, vertrauensseliger Erzieherinnen durch Agenten, die nicht bloß Schwindler, sondern die gewohnheitsmäßige Blutsauger sind, sogar vor Verbrechen nicht zurückbeben, waren und sind offenkundig. Ich sagte mir: Sollte selbst jetzt nicht eine der hochgeachteten, in einflußreichen Stellungen wirkenden Lehrerinnen ihren Kolleginnen im Auslande, und wäre es auch zunächst nur mit Worten, zu Hilfe eilen? Vielleicht war sie doch auch einmal im Auslande, wir können es beinahe als gewiß annehmen, und hat das Brot der Fremde geschmeckt. Längst im sichern

Port, verfolgt sie von ihrem Sessel aus die Nachrichten derselben Zeitungen so gut wie ich. Sollte keiner Frau in Deutschland das Elend ihrer Mitschwestern so weit zu Herzen gehen, daß sie dafür ohne Scheu das Wort nimmt? Reden und Raten ist doch sonst bei vielen eine starke Seite. Selbst solche Heldinnen der Feder, die manchmal das Blaue vom Himmel herunterschreiben möchten, hielten ihre Federn wohl für zu vornehm, um diese Sache anzuregen. Nur eine nicht, welche viele der übrigen Federheldinnen allerdings um Hauptеslänge überragt. Aber bei ihr traten andere Hindernisse ein. So habe ich es denn gewagt und habe den Stein ins Rollen gebracht.

Daß ich es that, reut mich nicht; auch nicht, wie ich es that. Ich habe die Angelegenheit zart behandelt, weil es das Ansehen des Lehrerinnenstandes hätte schädigen können, wenn ich die schmutzige Wäsche vor dem Publikum noch mehr en détail hätte waschen lassen. Ich nannte meine Korrespondentinnen nicht, noch gab ich ihre Berichte wörtlich wieder. Zu beidem hatte ich durchaus kein Recht. Wohl aber habe ich die vorhandenen Papiere noch einmal einer Revision unterworfen und an einem schönen Frühlingsmorgen gezählt, daß ich ungefähr doppelt so viel vertrauenswürdige Gewährsleute besitze, als erforderlich ist, um den Anspruch erheben zu dürfen, daß ich meine Sache „gründlich" behandelt. Daneben genoß ich das erquickende Bewußtsein, mich nicht an letzter Stelle auf die Beobachtungen stützen zu können, welche ich „persönlich" gemacht habe, und zwar in mehreren Kulturländern.

Die Zahl der Briefe hat sich infolge der durch die „Rheinischen Blätter" veröffentlichten Erörterungen noch vermehrt, wenn auch nicht erheblich. Die meisten sind voll freudigen Dankes, daß die hochwichtige Angelegenheit hier endlich zur Sprache gebracht worden ist. Nur ein schon erwähnter Brief, an dem allerdings zwei Damen geschrieben haben, hat unwesentliche Momente auszusetzen. Ebenso scheint es mit einer öffentlichen, durch meinen Aufsatz veranlaßten Kundgebung zu sein, die ich eine zustimmende Entgegnung oder eine entgegnende

Zustimmung nennen möchte. Damit habe ich sie wohl in kürzester Form charakterisiert.

Es ist von ganz außerordentlicher Bedeutung, daß eine so namhafte Schriftstellerin, wie Fräulein **Mathilde Lammers** aus Bremen, der Sache die gebührende Beachtung schenkt und im ganzen und großen die von mir gerügten Übelstände anerkennt. Diese Dame, welche mit Fräulein Ida Janson den in Bremen befindlichen Jansonschen Bildungsanstalten vorsteht, nämlich einer höheren Töchterschule und einem Lehrerinnenseminar mit Gouvernanten-Institut sowie Fortbildungsanstalt für erwachsene Töchter, und segensreich wirkt, redigiert auch mit vielem Geschicke und großer Sachkenntnis die gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift „Nordwest" (geschäftliche Vertretung und Druck des Blattes: C. W. Roussel, Langenstraße 90/91, Bremen). Sie vertritt dann noch in Deutschland den Verein deutscher Lehrerinnen zu London, welchen ich aus voller Überzeugung empfohlen habe und deutschen, nach England pilgernden Lehrerinnen und Erzieherinnen ferner auf das angelegentlichste empfehle. Sehr maßvoll erklärt Fräulein Mathilde Lammers in ihrem Artikel „Deutsche Lehrerinnen im Auslande" (Rheinische Blätter, Jahrgang 1884, Heft 2), daß ihr Zeugnis in der Angelegenheit, betreffend das von mir angezweifelte Eldorado, nicht den Anspruch erhebt, die absolute Wahrheit zu sein, aber doch aus einer nicht bloß flüchtigen Kenntnis der berührten Verhältnisse hervorgegangen sei.

Zunächst liefert der Umstand, daß die zahlreichen Schülerinnen von Fräulein Mathilde Lammers zu einem nicht unbedeutenden Teile ausgewandert sind, und zwar in die verschiedensten Länder der Erde, einen schlagenden Beweis mehr für meine Behauptung, nach welcher es kaum eine Gegend in der Welt giebt, wohin nicht die deutschen Lehrerinnen Entdeckungsreisen machten, sodaß man sie auch nicht ganz mit Unrecht die weiblichen Pioniere der Civilisation nennen kann. Kein Weg ist ihnen zu lang oder mühsam, kein Meer zu tief und rauschend, kein Wüstensand zu heiß, kein Polarstrich zu eisig. Aber Entdeckungsreisen sind bekanntlich stets mit Gefahren verknüpft.

Bei dem weiten Umblick, den die geschätzte Dame auf ihrem Vorposten in der Seestadt und als Redaktrice haben kann und wird, hätten die aufmerksamen Leser gewiß mit besonderem Danke gelauscht, wären von ihr die Lehrerinnenverhältnisse, namentlich in Amerika, vorzugsweise die Ausbeutung durch gewissenlose Agenten und die dort drohenden Gefahren, einer Beleuchtung unterzogen worden. Zwanzig ihrer Schülerinnen haben sich nach Amerika gewendet. Leider läßt sie bei der Aufzählung der Länder, vor denen sie, fast mit denselben Worten wie ich, die Lehrerinnen als getreue Eckartin warnt, Amerika ganz fort. Wahrscheinlich ist indes diese Weglassung eine nur zufällige und keine beabsichtigte, eine kleine Lücke, und es wäre aus dem bloßen Schweigen doch eher auf eine Übereinstimmung ihrer Erfahrungen mit den meinigen als das Gegenteil zu schließen; denn es ist nicht gerade anzunehmen, daß die Verbindung über Bremen nach Amerika eine solche ist, um die Benutzung dieses Weges den Lehrerinnen in den betreffenden Fällen unter allen Umständen anzuraten.

Die Verfasserin weiß sonst so scharf und kühl zu beobachten und versteht mit Thatsachen so wohl zu rechnen, daß sie sicherlich nicht verkennt, wie einer durch Beobachtungen im Lande selber gewonnenen Ansicht doch weit höherer Wert beizulegen ist, als mancher anderen. Zwar war auch ich nicht in allen den Ländern, deren Verhältnisse ich berühre, aber jedenfalls in einer ausreichenden Anzahl. Die Verfasserin hielt sich nur in England und Frankreich auf. Und nun ist sehr bemerkenswert und spricht auch gewiß nicht gegen die Richtigkeit der von meiner Seite gemachten Ausstellungen, daß über Frankreich, in welchem Lande Fräulein Lammers längere Zeit eine Wirksamkeit als Lehrerin ausübte, unsere Urteile übereinstimmen; nicht ganz so in betreff Englands, wo die Verfasserin nur vorübergehend verweilte.

Allerdings ist genau die Hälfte von Fräulein Lammers' Schülerinnen gerade nach England gegangen, ihre Hauptverbindungen als Seminarvorsteherin scheinen demnach mit England zu bestehen und waren so rege, daß Fräulein Lammers

bereitwillig die Vertretung des angeführten verdienstvollen deutsch-englischen Lehrerinnenvereins übernommen hat. Sind dies aber Momente, die so ohne weiteres für die Objektivität der Anschauungen sprechen? Oder sind sie vielleicht unter Umständen gerade einer objektiven Beurteilung hinderlich?

Ich bitte die aufrichtigst geschätzte Dame, mir nicht zu zürnen, wenn ich wage, aus einem Schreiben, das zu Anfang dieses Monats bei mir eintraf, die übrigens in verbindlichster Form dort ausgedrückte Meinung hier mitzuteilen, daß die Vorsteherin eines Privatseminars nicht gern zugeben werde, wie heutzutage der Zudrang zum Lehrerinnenberuf, namentlich von seiten minder befähigter Mädchen, weniger etwas mit einer Kulturfrage zu thun habe, als einfach oft eine krankhafte Sucht sei; ferner, daß eine solche Vorsteherin ihr Feld, auf dem später die Mehrzahl fertig gemachter Gouvernanten Aussicht hat, lohnende Beschäftigung zu finden, möglichst rein von Flecken halten möchte, und daß endlich die offiziöse Vertreterin von England auch für England sprechen müsse.

Ich selbst bin weit entfernt, eine Ansicht zu teilen, daß die geschätzte Verfasserin eigentlich selbst Partei sei und nicht ganz über den Verhältnissen stehe, nicht ganz unbefangen urteile. Worin ich meinerseits mit Fräulein Lammers nicht übereinstimme, nachdem sie mir die hohe Ehre erwiesen hat, in allen für mich wesentlichen Punkten meinen Auffassungen beizutreten, das sind ein paar Einzelheiten.

Die Ausbeutung der Lehrerinnen im Auslande bestreitet die Verfasserin keineswegs. Sie scheint ihr aber nicht so arg bedenklich, weil eine Art Ausbeutung ebenfalls im Vaterlande vorkomme. Nun, Schande und Tod giebt es bei uns doch noch nicht, und jedenfalls wäre das noch lange kein Grund, die Ausbeutung im Auslande als unbedenklich hinzustellen! Das eine ist genau so bedenklich wie das andere! Allzeit, so lange ich in Sachen der weiblichen Bildung und der Lehrerinnen die Feder führe, habe ich gegen die Ausnutzung schutzloser Lehrerinnen gerade auch im Vaterlande gekämpft und muß leider sagen, daß die bedrängte Lage der Lehrerinnen am meisten von

einzelnen gewinnsüchtigen Pensionats- und Institutsvorstehern und Vorsteherinnen ausgebeutet wird. Es ist mir diesseits aber noch nicht ein einziger Fall vorgekommen, wie er im Auslande leider nicht zu den Seltenheiten gehört, daß, was auch Fräulein Lammers, diesmal selbst von England, nicht bestreitet, dort Stellen „zur äußersten Not, ja, zum Hungertode" führen!

Selbst angesichts dieser Thatsache soll nun doch das Gesamturteil, welches ich bei meiner Betrachtung betreffend England über die Behandlung unserer Landsmänninnen „mit ein paar Strichen" gezeichnet habe, — nun, wenn es nur ein paar Striche sind, ist es ja nicht so schlimm, — „irrig sein und nicht aus persönlicher, gründlicher Kenntnis der Verhältnisse hervorgegangen".

Dies ist nicht richtig; denn, wenn auch bekanntlich irren menschlich ist, auf Anschauungen, geschöpft im Lande selber und Quellen, die doppelt so zahlreich sind, wie diejenigen der Verfasserin, sind meine Ausführungen doch auf alle Fälle zurückzuführen.

Aber ich irre mich vielleicht, trotz persönlicher und möglichst gründlicher Beobachtung. Gibt es vielleicht gar keine schlechte Behandlung der deutschen Mädchen von seiten der englischen Arbeitgeber? Freilich gibt es die, denn diese üble Behandlung bestreitet Fräulein Lammers selber keineswegs. Sie sagt nur: Wie man's treibt, so geht's. Die Lehrerinnen seien in den meisten Fällen selber daran schuld, wenn sie eine schlechte Behandlung zu erfahren hätten.

Ich habe nirgends bestritten, daß einige deutsche Mädchen, welche nach England kommen und die zum ersten Mal in die wide, wide world treten, sich weniger gewandt benehmen als eine in allen Gangarten der hohen Schule einexerzierte englische Lady. Ich sehe aber keinen Grund ein, warum eine englische Familie ein unerfahrenes Mädchen wegen eines solchen Mangels an Gewandtheit und selbst, wenn ihre Manieren zu wünschen übrig lassen sollten, was doch nur Ausnahme und nicht die Regel ist, — unwürdig zu behandeln ein Recht hätte. Und dürfen wir in der That die armen Wesen,

welche ohnehin unter dem Drucke ihrer abhängigen Stellung leiden, durch derartige Beschuldigungen noch mehr zu Boden drücken? Sind wirklich alle solche und ähnliche Ein- und Vorwürfe im ganzen und großen gerechtfertigt?

Wenn ich ferner behauptet habe, die englischen Geld- und Pfeffersäcke sehen scheel auf die arme Deutsche, welche sich, so ganz gegen englisches High life, ihr Stückchen Brot selber verdienen muß, so sind eben Geld- und Pfeffersäcke keine gentlemen.

Auch ich habe in England sehr viel Liebenswürdigkeit in den Familien angetroffen, auch mir sind sehr viele gentlemen dort begegnet. Man sieht vielfach auf die junge Deutsche auch nicht hochmütig herab, sondern es ist mehr ein Gefühl der Kälte und Zurückhaltung, beinahe des Neides, daß die deutschen Mädchen in der Regel gebildeter und feiner, oft auch energischer sind, als gleichalterige englische Misses, und darum war mein Ausdruck „scheel sehen" richtig gewählt. Nach meinen Erfahrungen widerfährt den deutschen Lehrerinnen die üble Behandlung in den vom englischen Krämergeist beeinflußten Kreisen, die zwar nicht selbst ein High life führen, wohl aber das High life kopieren und bei denen, wie mir noch neuerdings eine in England seit vielen Jahren lebende Deutsche schrieb, nicht minder als ausgemacht gilt, daß kein weibliches Wesen, welches sich sein Brot selbst verdient, eine Lady ist!! Welch' eine Borniertheit und dabei welche Arroganz! Und dazu sollte man schweigen?

Auch hier kann der Umstand, daß es ebenfalls in Deutschland Vorurteile und albernen Stolz gibt, kein mildernder sein. Wenn übrigens mit Lehrerinnen nur der zehnte Teil dessen in Deutschland passiert wäre, was sich im Auslande ereignet hat, so hätte man von autoritativer Seite her schon Remedur eintreten lassen. Ein viel zu wenig hervorgehobener Übelstand ist aber, daß in England das Gesetz die Lehrerinnen so wenig schützt. Und das wissen die Engländer, leider aber auch dort lebende ansässige Deutsche nur zu gut!

Noch ein Wort möchte ich über die Beobachtung der Förmlichkeiten sagen. Das Kriterium für eine gebildete Dame ist natürlich in der ganzen Welt, daß sie die Formen des Anstands

mühelos beherrscht. Aber müssen sich denn wirklich unsere deutschen Damen, im allgemeinen gesprochen, hinter den englischen in dieser Beziehung verstecken? Weiter, Anstand und gutes Betragen decken sich doch. Ein feines Haus, in dem alle Förmlichkeiten bis auf den Jpunkt beobachtet werden, birgt in England aber nicht selten Sprößlinge, die sich wohl bei Tische formell benehmen können, im schoolroom indes so ungezogen sind, daß eine deutsche Erzieherin die Hölle auf Erden hat. Der Grund solches Betragens liegt allermeistens nicht in dem Charakter und Verhalten der Lehrerin, sondern in der englischen Art. Davon können die tüchtigsten deutschen Mädchen, fein und hochgebildet, die in England waren und sind, ein Liedchen singen!

Warum soll ich jedoch noch viele Worte machen? Meine hochgeehrte Mitkämpferin weiß ja selbst am besten, daß auch England kein Eldorado für Lehrerinnen ist; denn wäre alles dort in schönster Ordnung, wozu überhaupt jener große Apparat von Verein, der doch erst zu Schutz und Trutz der deutschen Lehrerinnen gegründet ist und den Fräulein Lammers nach wie vor zu vertreten gedenkt? Ja, damit erwirbt sie sich ein Verdienst, welches ihr in der That nicht hoch genug angerechnet werden kann und dem auch die Ehrenkronen, je länger desto reicher, nicht fehlen werden — gerade von seiten derjenigen Erzieherinnen drüben, um die wir uns alle mühen und sorgen.

Vorläufig sind die Zustände in jenem gerühmten Staate Dänemark aber noch sehr faul! Zum Beweise möge auch hier der Aufruf abgedruckt werden, welcher mit der Bitte um Veröffentlichung vor einiger Zeit bei mir einlief. Derselbe ist viel später verfaßt als mein Aufsatz, und die Phantasie der Leser braucht nun erst recht keine „Sprünge" mehr zu machen, gerade für England nicht!

„Church house. Church Street. Spitalfields.

„London E., den 26. März 1884.

Geehrter Herr Redakteur!

„Im Interesse deutscher junger Mädchen, die nach England auszuwandern vorhaben, möchte ich Sie er-

„suchen, durch Ihr wertes Blatt deutsche Pastoren und Lehrer
„auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die deutsche Mäd=
„chen von den **fast ausnahmslos schändlichen und gewissen=
„losen Stellungs=Vermittlungs=Agenten** in London zu ge=
„wärtigen haben. Die Herren Pastoren möchte ich aber
„um christlicher Barmherzigkeit willen ersuchen, die Eltern und
„Freunde solcher Mädchen auf das abscheuliche Treiben dieser
„Agenten hinzuweisen. Die Londoner Seelenverkäufer sind
„meistens Deutsche und haben ihre Agenten, die durch
„Annoncieren u. s. w. die Mädchen anlocken, in den meisten
„größeren Städten Deutschlands. Die Mädchen werden durch
„Versprechen freier Überfahrt und sofortiger Unterbringung in
„England geködert. In London angelangt, werden sie von einem
„eigens dazu angestellten Manne — einem Spießgesellen des
„Agenten, — der ihnen 5 Mk. dafür abverlangt, nach einem
„der Häuser des Agenten gebracht. Hier sind sie nun ganz in
„seiner Macht. Für Essen und Logis werden ihnen unerhörte
„Preise angeschrieben. Sie werden wie Sklavinnen behandelt
„und oft zu 6—10 in eine kleine Stube zusammengepfercht.
„Eine Woche um die andere vergeht und die versprochene Stelle
„findet sich nicht. Die Rechnung steigt indes immer höher an;
„ihr kleiner Geldvorrat erschöpft sich — und so gehen allmählich
„ihre Kleider und Effekten in die Hände des Agenten über.
„Nun findet sich endlich die Stelle, ist aber gewöhnlich ganz
„unpassend; denn die Herrschaft muß dem Agenten eine gewisse
„Summe für seine Mühe zahlen, und es ist sein Vorteil, mög=
„lichst vielen Herrschaften diese Kommission abzunehmen. Hoch=
„gebildeten Gouvernanten werden Stellen als Köchinnen, Scheuer=
„mägde und Stubenmägde angeboten. Natürlich werden sie bald
„wieder als untauglich entlassen und kommen zum Agenten zu=
„rück, der so eine Kommission nach der andern verdient und
„bei dem sie immer tiefer in Schulden geraten. Unterdessen
„wird alles aufgeboten, um die hübscheren unter den Mädchen
„zu bewegen, sich der Prostitution zu ergeben. Entweder wird
„ihnen frei herausgesagt, daß sie auf diese Weise sich einen
„leichten und reichlichen Unterhalt verdienen können, oder herab=

„gekommene Deutsche, Werkzeuge der Agenten, sprechen sie auf „der Straße an und locken sie in ein schlechtes Haus. So ge- „raten sie tiefer und tiefer, bis endlich ein verzweiflungsvoller „Sprung von London Bridge einem kurzen Lebensschauerdrama „ein Ende macht.

„**Leider gibt es in England kein Gesetz,** die Mädchen aus „ihrer elenden Lage zu befreien. Nach dem Kontrakt können sie „von dem Agenten nicht loskommen, außer durch Rückzahlung „des Überfahrtsgeldes und dessen, was sie ihm sonst schuldig „sind. Englische Menschenfreunde thun, was sie nur können, „aber noch mehr können deutsche Christen thun, wenn sie nach „Kräften deutsche Mädchen vor den Krallen dieser Seelenhändler „bewahren. Junge Mädchen, die in London keinen kräftigen „Anhalt haben, sollten sich überhaupt nicht mit Agenten einlassen. „Ein zeitweiliges treffliches und billiges Unterkommen finden sie „in der „Heimat für deutsche Mädchen", unter der Leitung von „Miß Seebo, Gordon House, Endsleigh Gardens, NW.

„Rev. Charles L. Marwu, P. Judés Kirche, Whitechpel.

„Rev. Ronald Bayne, Greenwich.

„Rev. Bernhard Schleicher, Spitalfields."

Ich kann hier nicht schließen, ohne der Mitstreiterin oder Vorkämpferin auch noch dafür aufrichtigen Dank abgestattet zu haben, daß sie meine Idee, eine Verbindung sämtlicher für das Wohl der Lehrerinnen arbeitender Vereine anzustreben, damit ein großer Verband die Verbesserung des Loses auch der Lehrerinnen im Auslande in die Hand nimmt, so sympathisch begrüßt. Vor allen Dingen müssen dann aber sämtliche Kreise einsehen, daß die Notstände vorhanden sind.

Deshalb sollten die Warnungstafeln lieber niedriger gehängt und nicht etwa überpinselt werden; denn so verdienst- und kunstvoll auch eine Schönmalerei an und für sich ist, in diesem Falle macht sie die deutliche Schrift der gutgemeinten Warnungen nur unleserlich.

V.

Dr. Karl Kehrbachs „Monumenta Germaniae paedagogica“

von

Dr. Hugo Göring (Berka a. d. Werra).

Die Forderung des „Nonum prematur in annum“ hat Kehrbach erfüllt, um etwas Hervorragendes zu leisten, ja er hat mehr als ein Jahrzehnt bei stiller, selbstlos geführter Arbeit ausgeharrt, um eine Bewegung hervorzurufen, die kein geringeres Ziel hat als die Erhebung der Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte zur Wissenschaft. Was für die Geschichtsforschung mit seinem Riesenwerke der „Monumenta Germaniae historica“ Pertz geschaffen hat, das hat für die historische Pädagogik Kehrbach mit dem in großem Stile und mit weitem Blicke angelegten Unternehmen der „Monumenta Germaniae paedagogica“ im Auge. Die Arbeit daran dürfte jetzt wohl im Vordergrunde der pädagogischen Gelehrteninteressen stehen. Der Umsicht und dem rastlosen Eifer des Herausgebers ist es gelungen, gegen 120 Mitarbeiter für das imposante Werk zu gewinnen, darunter hervorragende Männer wie Bartsch in Heidelberg, Dittes in Wien, von Giesebrecht und von Prantl in München, Heinze, Zarncke und Masius in Leipzig, Eucken und Stoy in Jena, Holtzmann in Straßburg, Kehr in Erfurt, von Sallwürck in Karlsruhe, Fritz Schultze in Dresden, Sander in Breslau, Willmann in Prag und Jürgen Bona Meyer in Bonn. In dem rührigen Weimar allein beteiligen sich Dr. Baltzer, Archivrat Dr. Burckhardt und Dr. O. Franke daran.

Nicht mühsame Reisen, nicht die eifrigste Korrespondenz, nicht die unmittelbare Agitation durch Vorträge und litterarische Wirksamkeit für sein Vorhaben konnten dem Begründer des Werkes das Vertrauen solcher Männer und der Gelehrtenwelt im allgemeinen sichern, zumal da die in diesen Kreisen und besonders unter Philologen übliche Geringschätzung der Pädagogik leicht auf den Sammler pädagogischer Monumente aus der Vergangenheit hätte übergehen können. Kehrbach mußte sich zuvor das

Ansehen eines tüchtigen Gelehrten erwerben, ehe er mit dem Anspruch auf die Aufmerksamkeit bewährter Repräsentanten der Wissenschaft auftreten konnte. Und das hat er gethan. Seine durch scharfes philosophisches Verständnis und philologische Gewissenhaftigkeit in der Textkritik ausgezeichneten und in der „gelehrten" Presse rühmlich anerkannten Ausgaben, ja man kann rückhaltlos sagen: Musterausgaben von Kant, Fichte und Herbart haben ihm Rang und Ehre gebracht.

Rastlos drang er zu neuen größern Aufgaben vor: und nach jahrzehntlangem ehrlichem Ringen um den Preis der Orientierung in dem Chaos der pädagogischen Originallitteratur seit dem frühen Mittelalter war er schon im vorigen Jahre im Stande, einen Plan der „M. G. p." einem engeren Kreise von Sachkennern vorzulegen und nach Verwertung mancher Winke vor Kurzem in neuer Redaktion zu verbreiten. Darnach wollen die „Monumenta Germaniae paedagogica" die gesamte Entwickelung des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen litterarischen Manifestationen ohne Bevorzugung einer besonderen Schulgattung, eines besonderen Zeitraumes oder einer besonderen Konfession, überhaupt ohne jeden Parteistandpunkt vorführen. Sie greifen bis in das frühe Mittelalter zurück und wollen von da aus versuchen, Jahrhundert für Jahrhundert bis zur Gegenwart zu verzeichnen, was die Menschen in den weiten Schichten aller Stände, die überhaupt einen Unterricht und eine Erziehung genossen, wirklich an Kenntnissen und an Bildung besessen haben. So werden sie die Bausteine zu einer Geschichte des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens in den Ländern deutscher Zunge und zwar von frühester Zeit an liefern. Zu diesen gehören Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, die Ostseeprovinzen und für einen großen Zeitraum Holland.

Das ist ein Unternehmen, dessen richtige Ausführung eine neue Epoche der pädagogischen Historik zu inaugurieren vermag. Daß eine umfassende und gründliche Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens erst dann denkbar ist, wenn das weithin zerstreute Hilfsmaterial zusammengesucht, gesichtet und zugänglich

gemacht wird, darüber streitet man heute nicht mehr. Vor sechs Jahren spezialisierte Friedrich Koldewey eine Reihe von „Desiderien, die Abfassung der Spezialschulgeschichten, insbesondere die Begründung eine Topographie und Statistik der Schulbücher betreffend“ und charakterisierte den Stand der Historik der Pädagogik mit den zutreffenden Worten: „Bei einem Blicke auf die größeren Werke, in denen in zusammenfassender Weise die Geschichte der Pädagogik behandelt wird, kann es dem Kundigen nicht entgehen, daß bei allem Fleiß, aller Umsicht und aller Gründlichkeit noch viel daran fehlt, daß dieselben dem Leser ein vollständiges, in dem Detail richtiges und anschauliches Bild der pädagogischen Zustände in früheren Zeiten und der Entwicklung des Schulwesens gewähren. Nur zu oft finden sich dehnbare, unbestimmte, in's Blaue hinein sich ergehende Ausdrücke statt auf solider Grundlage ruhender, faßbarer Urteile; selbst die besseren Werke sind von schiefen Auffassungen und irrigen Schlußfolgerungen nicht frei, und nur zu oft pflanzen diese Mängel wie eine erbliche Krankheit von einem Werke in das andere sich fort.“ (Jahrbücher f. Philol. u. Päd. II. Abt. 1878. H. 11). Wünsche und Klagen dieser Art werden nicht mehr auftreten, wenn die „Mon. Germ. paed.“ eine That sind.

Dieselben zerfallen in vier Abteilungen: Schulordnungen, Schulbücher, pädagogische Miscellaneen und zusammenfassende Darstellungen. 1) Zu den ersteren gehören kirchliche, staatliche, gemeindliche und interne Schulgesetze, Visitationsprotokolle, Ordenskonstitutionen, Bestallungsbriefe, Synodal- und Besoldungsakten, Eidesformeln u. dgl. Von diesem für die Spezial-Schulgeschichte wichtigen Material, welches als toter Schatz in Kirchen-, Ordens- Staats- und Schularchiven vergraben liegt, ist noch wenig publiziert. Jeder Band von Schulordnungen soll eine historische, bibliographische und textkritische Einleitung, ebenso Erläuterungen, ein möglichst vollständiges Litteraturverzeichnis, endlich ein Namen- und Sachregister haben. In dieser Abteilung übernimmt Gymnasialdirektor Dr. Koldewey in Holzminden die Schulordnung des Herzogtums Braunschweig, Prof. Dr. Teutsch in Hermannstadt die Schul-

ordnungen Siebenbürgens, Exc. Prof. Dr. Teichmüller in Dorpat die Schulordnungen der Ostseeprovinzen, Dr. Kehrbach das Visitationsbüchlein von Melanchthon, Pater Pachtler (S. J.) in Blyenbeek die Ratio studiorum der Jesuiten.

2) Die Schulbücher sollen nach den Originaldrucken oder Handschriften redigiert, mit einer fachwissenschaftlichen, pädagogischen, textkritischen und bibliographischen Einleitung, sowie mit einem Namen- und Sachregister versehen sein. In einem Anhang des „Planes" stellt Kehrbach eine Liste von Schulbüchern auf, die zur Zeit des Humanismus im engeren Sinne, d. h. von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Schulen Deutschlands gebraucht worden sind (S. 19–45). Von Schulbüchern veröffentlicht Prof. Dr. Kawerau in Magdeburg die katechetischen Schriften des Agricola, Dr. D. Reichling in Heiligenstadt das Doktrinal des Alexander Gallus, Prof. Dr. J. Huemer in Wien das Scholarium fundamentum des Remigius in Auxerre, Gymnasialdirektor Prof. Dr. Uhlig in Heidelberg in Verbindung mit Dr. Galland in Straßburg die griechischen Grammatiken der „Neugriechen" (Chrysoloras, Theodorus Gaza, Laskaris); Prof. Dr. v. Prantl in München wird die Logik behandeln, wobei noch nicht entschieden, ob in zusammenfassender Darstellung oder in Einzeleditionen z. B. der Summula des Petrus Hispanus, die einige Jahrhunderte lang die Schulen Deutschlands beherrschte. Auf dem Gebiete der Rhetorik hat A. Goldmann in Wien die „Briefsteller-Litteratur im Mittelalter" mit den ergänzenden Arbeiten von Maaßen, Rockinger und Wattenbach versprochen. Prof. Dr. S. Günther in Ansbach gibt die Geometrie von A. Dürer heraus.

3) Unter den „pädagogischen Miscellaneen" versteht Kehrbach Abhandlungen zur Pädagogik, pädagogische Theorien, pädagogische Gutachten, Selbstbiographien, Schulreden, Tischzuchten, Akten über Erziehung und Unterricht einzelner Personen wie Fürsten, u. A., Dichtungen mit Beziehung auf Erziehung und Unterricht, Briefwechsel unter Schulmännern, Schulkomödien. (Dazu schlägt Prof. Dr. Eucken in Jena noch die

Rubrik vor: Zusammenstellung der Urteile bedeutender Zeitgenossen über Erziehung und Unterricht). Die Komödien der Jesuitenschulen sollen separat erscheinen, die Schulakte, Schul- und Kinderfeste in einer zusammenfassenden Darstellung berücksichtigt werden. Die Editionsbestimmungen für diese und die folgende Rubrik sind ganz oder teilweise dieselben wie bei den ersten beiden, unter allen Umständen aber: möglichst vollständige Angabe der Litteratur und das doppelte Register.

Hinsichtlich der Akten über Fürstenerziehung läßt Kehrbach dem Sachsen-Ernestinischen Hause den Vorrang und legt damit als Weimaraner (geb. in Neustadt a. d. Orla) ein schönes Zeugnis für seine pietätvolle Gesinnung gegen das angestammte Herrscherhaus ab. Unter dem Titel „Fürstenerziehung in den Sachsen-Ernestinischen Häusern" wird nämlich Archivrat Dr. Burkhardt in Weimar eine Sammlung von äußerst interessanten, bisher nicht herausgegebenen Schriftstücken veröffentlichen, die sich auf die Erziehung und den Unterricht der Prinzen des Sachsen-Ernestinischen Hauses beziehen und mit den die Erziehung Karl Augusts (glorreichen Andenkens) betreffenden Dokumenten abschließen. Diese Publikation wird das Vorbild für analoge, auf die Fürstenhäuser der Hohenzollern, Wittelsbacher, Habsburger u. A. bezügliche Arbeiten sein.

Die Edition charakteristischer Schulkomödien hat Dr. O. Franke in Weimar, die ausgewählten Schulkomödien der Jesuiten P. Pachtler (S. J.) in Blyenbeek übernommen.

4) „Zusammenfassende Darstellungen" treten da ein, wo es sich um eine zweckmäßige Entlastung der ersten drei Abteilungen und um eine Reihe pädagogischer Erscheinungen handelt, die nicht mehr als hervorragende Typen der historischen Pädagogik gelten können. So werden „Monographieen" neben den „Gesamtausgaben pädagogischer Schriften" unter dieser Rubrik stehen. Die bis jetzt festgestellten Aufgaben sind: „Pädagogik der Kirchenväter" von Prof. K. Werner in Wien, „Erasmus von Rotterdam und seine Bedeutung für Erziehung und Unterricht" von Prof. Dr. A. Horawitz in Wien, „Melanchthons Bed. f. E. u. U." von Prof. Dr. Hartfelder in Heidelberg, „Die

Pädagogik der böhmischen Brüder" von Dr. Joseph Müller unter Beihilfe von Prof. Dr. theol. Goll in Prag, „Der geographische Unterricht im 16. Jahrhundert" von Dr. Botsch in Gera, „Geschichte des Philanthropismus" vom Unterzeichneten.

Da Kehrbachs litterarisches Unternehmen das erste ist, an welchem sich alle Konfessionen in segensreicher Friedensarbeit beteiligen können, so ist es ihm gelungen, die werkthätige Teilnahme der Ordenskongregationen zu gewinnen, die ihre Bibliotheken und Archive zur Verfügung gestellt haben. Auch die Benutzung der Archive von Wien (v. Arneth), Berlin (v. Sybel) und Weimar (Burkhardt) ist gestattet worden. Endlich will P. Denifle (O. P.), Archivar des päpstlichen Stuhles in Rom, dafür sorgen, daß über die bei der Anfertigung von Regesten im vatikanischen Archive aufgefundenen, die „Monumenta" betreffenden Materialien bezügliche Angaben an Dr. Kehrbach gelangen sollen.

Das Kehrbach'sche Unternehmen wird einen eminent nationalen Wert gewinnen: und hat es die Liebe zum deutschen Vaterland hervorgerufen, hat diese seinem Begründer den rühmenswerten Mut eingeflößt, jahrelang, ohne alle Unterstützung, die von Regierungen und Akademieen oft weit untergeordneteren Arbeiten gewährt wird, große Opfer auf das Werk zu häufen, so ist es Pflicht aller Patrioten, zum Gedeihen des Ganzen beizutragen. Zunächst hat der Herausgeber der „Monumenta" eine wirksame, in vollem Sinne patriotische Stütze an dem ebenso intelligenten wie energischen Verleger Rudolf Hofmann (Firma: A. Hofmann & Co., Berlin W., Kronenstraße 17), dessen Name bei Bücherkennern einen guten Klang hat: „mit wahrer Begeisterung hat er sich des Unternehmens angenommen", — so schreibt Kehrbach, — „für welches er von Tag zu Tag ein größeres sachliches Interesse bezeugt. Ohne seine Munificenz würde das umfangreiche Unternehmen bis jetzt nicht jene Förderung haben erfahren können, welche nötig ist, um einen möglichst großen wissenschaftlichen Gewinn in Aussicht zu stellen". — Die weitere Unterstützung muß in der regen Teilnahme der Gelehrten liegen, die durch direkte und

indirekte Mitarbeit an den „Mon." auch die Interessen ihrer Spezialwissenschaft fördern, d. h. die Interessen der Kulturgeschichte, der politischen Geschichte, die Geschichte der einzelnen Fachwissenschaften, ja selbst ferner stehender Disziplinen wie des Kirchenrechtes, der Bibliographie, der Geschichte der Typographie und des Buchhandels, der Bibliothek- und Archivkunde. Indirekt können Hunderte und wieder Hunderte dadurch zum Gedeihen des Unternehmens beitragen, daß sie jede, wenn auch noch so kurze, die „Mon." berührende Notiz dem Chefredakteur Kehrbach (Berlin W., Tiergartenstraße 20) oder der Verlagshandlung schicken: und welche Materialien für die „Mon." von Wert sein können, darüber gibt der „Plan der Mon. G. p." genügende Auskunft; diesen aber darf sich jeder Interessent direkt von dem freundlichen Verfasser desselben ausbitten. Auch Redaktionen von Zeitschriften, Bibliothekare, Archivare, Antiquare und Bücherkundige jeder Art können die Nachforschung nach Büchern und Handschriften erleichtern. Insbesondere bittet Kehrbach noch um Separatabzüge von Aufsätzen, die sich auf Fragen der „Mon." beziehen (Publikationen der deutschen Geschichtsvereine ꝛc.): nach ihrer Benutzung sollen sie der pädagogischen Zentralbibliothek Deutschlands, der Comeniusbibliothek in Leipzig, überwiesen werden.

Endlich noch einige Worte, mit denen Prof. Dr. Adalbert Horawitz seine warmherzige Empfehlung der „Mon." in der „Allgem. Zeitung" (München 1884, Beilage Nr. 110) schließt: „Dem Ansuchen des Herausgebers, der, man kann wohl sagen, sein ganzes Dasein mit hingebender Begeisterung in den Dienst der Sache gestellt, fühle ich mich gedrungen, noch einige Worte hinzuzufügen. Auch sie enthalten eine Bitte: die, das großartige Nationalunternehmen in der Weise zu unterstützen, die eines großen Volkes würdig ist. Es soll keine höhere Schule, keine Bibliothek geben, in der die „Monumenta" fehlen, die bemittelten Kreise Deutschlands sollen das Werk für ihre Büchersammlungen ankaufen. Denn es ist eine nationale Sache nicht bloß, es ist auch ein kostbarer

Besitz unseres Volkes, auf den stolz zu sein wir alles Recht haben!

„Als ich Kehrbachs „Plan" und damit die erwünschte Nachricht erhielt, daß das Projekt realisiert, sein Gelingen gesichert sei, war ich gerade bei der Lektüre eines herrlichen Werkes „Bildungswesen" des Wiener Universitätsprofessors Lorenz v. Stein. Aus diesem entzückenden, nicht genug zu empfehlenden Buche wird man wie aus wenigen „die Wichtigkeit und bahnbrechende Bedeutung des Kehrbach'schen Projekts" erkennen. In hinreißender Wärme schildert Stein als das Höchste, was der deutsche Geist geschaffen: die Entwicklung seines Bildungswesens, in dem die kernige Gesundheit und ideale Richtung des deutschen Volkes auf das großartigste in die Erscheinung treten. Aber auch in seiner geistvollen Darstellung erkennt man, — er selbst wie jeder wahre Gelehrte hat den Mut, seine partielle Unkenntnis zu gestehen, — wie sehr der Mangel an Stoff genauere Darstellung und tiefere Einsicht unmöglich macht. Nun wohlan, die „Monumenta Germaniae paedagogica" unternehmen es, die Lücken auszufüllen, die mächtigen Fundamente für den stolzen Prachtbau des deutschen Erziehungswerks zu legen. Die Nation aber sehe dabei nicht müssig zu, sondern arbeite mit, helfe und fördere!"

Dazu ein letzter Wunsch: wer nicht direkt und nicht indirekt an dem Werke mitarbeitet, der wecke in Anderen die Begeisterung durch Worte wie die von Horawitz, von denen dasselbe gilt was von den „Monumenta" —: „Sanctus amor patriae dat animum!"

VI.
Rezensionen.

1) Rückert, Fr., Gedichte, Auswahl in 8⁰. 21. Auflage. Frankfurt a. M. 1884, J. D. Sauerländer. 5 Mark.

Ein Buch, das in der 21. Auflage erscheint, bedarf keiner Empfehlung mehr, auch wenn es nicht Gedichte Rückerts, des Er-

gründers und Verkünders der leisesten Seelensprache enthält. Diese noch von der Hand des Verfassers revidierte Auswahl zeichnet sich in der vorliegenden Auflage vor den früheren durch verschiedene Punkte aus, die an dieser Stelle erwähnt werden dürften. Abgesehen davon, daß sie durch eine Reihe von Dichtungen vermehrt wurde, die bisher in selten gewordenen Ausgaben Rückert'scher Werke und in Zeitschriften zerstreut waren oder dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters entstammen, erscheint sie zum erstenmale in neuer Orthographie, wodurch ihre pädagogische Verwendbarkeit eine bedeutende Erweiterung erfuhr. Vorzüglich dürfte sich das Buch, dessen Preis mit dieser neuen Auflage von 6 auf 5 Mk. ermäßigt wurde, als Prämienbuch empfehlen. K.

2) Musikalische Studienköpfe von La Mara. 5., resp. 4. umgearbeitete Auflage. Erster bis Dritter Band. Leipzig, Schmidt & Günther.

Zu den vorzüglichsten Darstellern des Lebens und Wirkens großer Musiker gehört La Mara. Er versteht es, auf Grund tüchtiger eigener Studien, gewissenhafter Benutzung von Vorarbeiten und liebevollen Eingehens in seinen Gegenstand aus seinen Aufsätzen kleine Musterstücke zu machen. Wir haben sie allen wahren Kunstfreunden unter unsern Lesern dringend zu empfehlen. Selbstverständlich kommen mitunter kräftige Widerlegungen anderer Ansichten vor, aber das erhöht den Wert dieser Kabinetsstückchen. Die neuen Auflagen bringen außerdem zeitgemäße Ergänzungen und Vertiefungen, so daß das Werk völlig auf der Höhe der Zeit steht. Der erste Band führt uns 7 Romantiker vor: Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Liszt und Wagner; der zweite 5 fremdländische Meister: Cherubini, Spontini, Rossini, Boieldieu und Berlioz: der dritte 7 Meister der neuesten Zeit: Moscheles, David, Henselt, Franz, Rubinstein, Brahms und Tausig. Eine höchst dankenswerte Zugabe ist endlich ein vollständiges Verzeichnis der Werke jedes „Studienkopfes".

3) Thieme-Wessely, Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Hamburg, Händcke & Lehmkuhl. 1883. I. Teil 480 S. II. Teil 404 S.

Das English-German und German-English Hand- and School-Dictionary by F. W. Thieme fehlt im Buchhandel, dafür tritt das neue Werk ein. Das größere Wörterbuch Thiemes enthält 777 und 574 S. Der Auszug in seiner neuen Bearbeitung, welchen wir mit lebhafter Freude begrüßen, enthält im allgemeinen, wenn auch kürzer gefaßt, dasselbe, wie das ausführliche Wörterbuch, fügt aber eine Anzahl Wörter hinzu, welche letzteres gar nicht kennt, so z. B. auf der ersten S. 18. Daß dies nicht ohne Weglassung von wenigen oft vorkommenden Wörtern geschehen konnte, liegt auf der Hand, doch sind viele Raumersparungen auch durch Zusammenziehungen nahe verwandter Wörter in eine Rubrik vorgekommen. Eine Probe, welche wir anstellten, ergab, daß von zwei Seiten aus einem wissenschaftlichen und einem belletristischen Werke nur ein Wort vermißt wurde. Es reicht demnach das Handwörterbuch für die Ansprüche des gewöhnlichen Studiums reichlich aus. Dasselbe ist mit Geschick und Umsicht gearbeitet und empfiehlt sich dadurch aufs beste. X.

4) 1. Katechesen und Entwürfe für den Religionsunterricht in Unterklassen von Johannes Messerschmidt. I. Heft. Meißen, Schlimpert. 88. S. 1884.

2. Skizzen zur unterrichtlichen Behandlung des kleinen Katechismus Dr. Luthers von Schulrat A. Grüllich. Meißen, Schlimpert. I. Heft. 64 S. 1884.

Nr. 1 ist ein anspruchsloses Werk, welches dem Lehrer als Hilfsmittel bei der Vorbereitnng dienen will. Das Heft enthält die Lehre vom Wesen, den Eigenschaften und Werken Gottes und Pflichten gegen Gott, das zweite wird den Schluß der Pflichten bringen. Die Anleitung ist für das Kindergemüt berechnet und wird beim Unterrichte von gutem Nutzen sein. — Nr. 2 gibt vorzügliche Anregungen. Es wird in 4—5 Heften erscheinen: das erste bespricht das zweite Hauptstück zum Teil.

Mit sicherem Takt hat der Verfasser es verstanden, das Wichtige nach allen Richtungen hin hervorzuheben und fruchtbar zu machen. Das Büchlein wird sicher weite Verbreitung finden.

L.

5) Rechenbuch für Lehrerseminare. Von A. Genau. I. Teil. Leitfaden. 10 und 165 S. II. Teil. Aufgabensammlung. 6 und 210 S. Zusammen 3,20 Mk. Gotha, Thienemann. 1883.

Die Arbeit ist eine wohl zu empfehlende. Der erste Kursus umfaßt die Zahl, die vier Spezies, die Dezimalen, Brüche, Verhältnisse, Kettenbrüche, Prozent-, Gesellschafts- und Mischungsrechnung, das zweite positive und negative Zahlen, Proportionen und Gleichungen des 1. Grades, Potenzen, Wurzeln, der dritte Gleichungen des 2. Grades, Logarithmen, Progressionen. Es ist das gleich dem Maße des für den Seminarunterricht Vorgeschriebenen. Die Anleitung des Leitfadens ist völlig genügend, die Aufgabensammlung entspricht dem Bedürfnisse aufs beste.

M. M.

6) Begleitwort zu dem Liederbuch für die Volksschule, herausgegeben von praktischen Schulmännern des Kreises Essen. Essen, Bädeker. 1,50 Mk.

Dies Werk enthält eine Methodik des Gesangunterrichts nach Ziffern und nach Noten. Es ist ein durch und durch gelungenes Buch; es bietet ein reiches, gut geordnetes Material und belehrt gründlich und geschickt, wie dasselbe durchzuarbeiten ist. Nach strengem Durchnehmen des vorgeschriebenen Ganges wird selten noch etwas an einem tüchtigen Gesange fehlen. Die zu dem Begleitworte gehörenden 24 Wandtafeln zur Galin-Paris-Chevé'schen Ziffernmethode von W. Stennes" enthalten die wichtigsten Übungen bis zum Umfang einer zweioktavigen Skala und Modulationen, Übungen der Rhythmik und Dynamik u. dgl. Der Preis für die schön gedruckten Tafeln ist 8 Mk.

G.

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Wichard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung“ in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft V.
(September — Oktober.)



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

I.

Die Frage der Überbürdung der Schüler höherer Schulen, insbesondere derjenigen der Realschulen.

Von Julius W. Merz in Bockenheim.*

Einleitung.

Erziehung und Unterricht. Gliederung der Schulen. Gebäude, Klassen und Utensilien. Frequenz der Schulen und Klassen.

An die Spitze einer jeden Erörterung über Fragen aus dem Gebiete des Schulwesens gehören, als Zielpunkt seines ganzen Daseinszweckes und als unverrückbare Grundlage aller Bestrebungen, die beiden Sätze: „Ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe!“ und „Nicht der Schule, sondern dem Leben!“

Der erste Grundsatz, von Juvenal ausgesprochen, ist schon von Alters her ein unbestrittener, und unverständlich ist es wohl allen Verständigen, daß es Leute geben kann, welche die doppelte Aufgabe einer jeden guten Schule verkennen, nämlich zugleich den Geist und den Leib zu pflegen und zu bilden — Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung in leiblichen und geistigen Dingen anzustreben — durch Gesundheit beider dauerndes Lebensglück bei ihren Zöglingen und Schülern zu begründen. Und eben Zögling und Schüler muß jeder ihrer Anvertrauten und Schutzbefohlenen zugleich sein; nur so kann die Schule dem

* Anm. der Redaktion. Obwohl wir dem Verf. nicht in allen Beziehungen beipflichten können, so haben wir, da die Überbürdungsfrage in unsern Blättern noch nicht ausführlich behandelt worden ist, der nachstehenden eingehenden Arbeit die Aufnahme doch nicht versagen wollen.

zweiten Grundsatz, der ebenso alt und unbestritten ist, gerecht werden. Lehr-, resp. Lernschule und Erziehungsschule muß sie selbst zugleich sein. Erziehung und Lehre, resp. Unterricht müssen sich durchbringen — wenn die Arbeit der Schule nicht halbe Arbeit bleiben soll — wenn die Menschen, die sie bildet, nicht halbe Menschen werden sollen. Oder hat nicht vielleicht schon jeder urteilsfähige Beobachter der Menschen die Erfahrung gemacht, daß es deren giebt, die gleichsam ihrer anderen Hälfte entbehren, manchmal in glücklichem Unbewußtsein und beneidenswerter Unbefangenheit, manchmal in unglücklichem Bewußtsein und bemitleidenswerter, weil ewiger Befangenheit, suchend nach ihrer anderen Hälfte, nach der Ergänzung ihres Wesens. Ganze Menschen wollen wir bilden, zum ganzen Menschen aber gehören Unterricht und Erziehung. Was helfen dem Einen alle Kenntnisse, alle kleinen und großen Ein-mal-eins der Wissenschaften, wenn er nicht gelernt hat — leben zu können — die Kunst des Lebens — gute Lebensart und Sitte? Was helfen dem andern alle Formen eines verfeinerten Lebens — wenn diese Formen leer sind — wenn seine Seele arm — wenn sein Geist flach ist? Glückseligkeit auf Erden kann nur aus dem Ganzen geschöpft werden, aber dann aus dem Vollen.

Einst hat es auf Erden ein Land gegeben, voll harmonischen Lebens, wenn auch diese Harmonie der Disharmonie entsprossen, dem Streit, als dem Vater der Dinge. Dies herrliche Land war Hellas, Griechenland. Und dem harmonischen Leben dort entsprang die harmonische Schule, das Gymnasium, im alten, griechischen Sinne. Das war eine Schule für Geist und Leib — schöne Bildung beider war Ziel ihres Strebens. Dort lehrte man die Jugend nicht nur die vaterländischen Götter ehren, die Heldengesänge singen und sagen, die Lehren der Weisheit und Tugend, sondern auch im Wettstreit jeglicher Leibesübung lehrte man sie um den Siegespreis ringen. Da ward die Seele weit, der Geist reich, der Leib stark.

Die Erde und die Menschheit besaßen doch einmal, was so herrlich ist, ein solches Land und ein solches Volk; sollten ein Land und ein Volk, die man in so vielem jenen vergleicht, unser

deutsches Volk und Land nicht auch darin jenen nachstreben — in Erziehung und Unterricht seiner Jugend, in der Hegung seines kostbarsten Schatzes, der Trägerin seiner Zukunft? Und so wie jede Wahrheit, jede Wissenschaft Gemeingut aller Völker ist, so ist es auch mit den Wahrheiten und der Wissenschaft der Erziehung; ein Volk muß bei dem andern in die Lehre gehen. Und innerhalb eines gegebenen Volkes müssen die allgemeinen und als wahr erkannten Grundsätze allen zu gute kommen: Unterricht und Erziehung müssen auf die ganze Jugend ausgedehnt werden, alle Stände brauchen ganze Menschen, die gesund sind an Leib und Seele. Mag eine Schule darum eine hohe, eine höhere, oder eine niedere, Hochschule, Mittelschule, oder Volksschule sein, die allgemeinen Ziele sind dieselben.

Auf dieser allgemeinen Grundlage haben sich im Gebiete des mittleren Unterrichtes im Laufe der Zeit bei uns zwei besondere Arten von Schulen herausgebildet, das Gymnasium und die Realschule; das Realgymnasium, als Mittelglied zwischen beiden, nähert sich dem ersten immer mehr und ist in den Reichslanden entweder in jenes aufgegangen, oder hat sich in eine eigentliche und reine Realschule umgebildet. Was im übrigen Deutschland wohl nur eine Frage der Zeit sein dürfte, das ist auch bereits von den hervorragendsten Vertretern der Realschule als Befürchtung ausgesprochen worden.

Wie nun das Gymnasium, mit den alten Sprachen, insbesondere für die gelehrten Berufsarten vorzubilden sich zur Aufgabe gemacht hat, so will und soll die Realschule den Berufsarten des praktischen Lebens dienen.

Die leitenden Kreise in Handel und Gewerbe bedürfen, ebenso wie verschiedene Zweige des Verwaltungsdienstes, einer großen Zahl von Leuten, welchen die neueren Sprachen und die exakten Wissenschaften so notwendig sind wie das tägliche Brot, und welchen mit dem Wissen und Können darin eine ebenso gründliche Schulung des Geistes zu gute kommt wie den klassisch gebildeten. Die besten Errungenschaften der neueren Zeit sind Beweis dafür.

Sind die allgemeinen Grundsätze über Unterricht und Erziehung in den verschiedenen Schulen gelegt, so muß dafür gesorgt werden, daß Platz, Luft und Licht vorhanden ist, damit die auf die Jugend verwendete Arbeit eine gedeihliche werden kann. Gebäude, Klassen und Utensilien, sowie die Frequenz der Anstalt sind von großer Bedeutung.

Aus der diese Punkte betreffenden Litteratur ist es besonders eine Arbeit von Varrentrapp „Der heutige Stand der hygieinischen Forderungen an Schulbauten“ im 1. Band der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ S. 465, auf Grund welcher in den meisten deutschen Bundesstaaten einschlägige Bestimmungen getroffen worden sind.

Am meisten wird diejenige Lage des Schulgebäudes empfohlen, welche es gestattet, die Klassen der Hauptsache nach gegen Osten und Westen zu legen, um sowohl die zu grelle Beleuchtung und Erhitzung der Südseite, als auch die ganz sonnenlose und kalte Nordseite zu vermeiden. Die Gänge und Treppen sollen hinreichend geräumig sein, um das Zirkulieren der Schüler zu erleichtern, und um bei schlechtem Wetter und bei dem Mangel einer hinreichend großen Halle den Aufenthalt und die notwendige Bewegung in den Pausen zu gestatten. Es wird überall bestimmt gefordert, daß die Schüler ihre Klasse in den Pausen verlassen und daß dafür gesorgt werde, daß die Luft in den Klassenräumen sich vollständig erneuere. Auch während des Unterrichtes muß für eine genügende Erneuerung der Luft gesorgt werden, um die notwendige Spannkraft und Frische zu erhalten. Die Fenster müssen hinreichend weit und hoch sein, um eine gehörige Lichtmenge einzulassen; sie sollen womöglich auf der linken Seite der Schüler liegen, ausnahmsweise zugleich auf der rechten, nie aber nach vorn oder nach hinten angebracht werden, weil sonst Lehrer oder Schüler ein sehr schädliches, weil blendendes Licht erhalten. Gegen direktes Sonnenlicht sollen dunklere, graue Rollvorhänge angebracht und die Wände in matten einfachen Farben gehalten werden. Künstliche Beleuchtung soll womöglich vermieden

werden, z. B. durch Schluß der betreffenden Stunde um ein Viertel vor 4 Uhr im Winter, jedenfalls aber nur für solche Arbeit resp. Stunden in Anspruch genommen werden, wo Zeichnen und Schreiben gar nicht, und Lesen nur in verschwindendem Maße nötig sind. Dabei sollen die Lampen womöglich Zylinder und innen weißlackierte Schirme haben; ferner in etwa 1 m Abstand von dem Kopfe des Schülers angebracht werden, um die strahlende Wärme zu vermeiden.

Die Utensilien sollen dem Alter des Schülers angemessen sein, damit derselbe auf seinem Platze lesen, schreiben und, während des Vortrages seines Lehrers, sitzen kann, ohne eine widernatürliche Haltung anzunehmen. Da zwischen den Innenrändern der Bänke und Tische eine negative Differenz sein soll, um das Vornüberbeugen zu vermeiden, der Schüler aber bequem und ohne störendes Geräusch aufstehen können und überhaupt oft stehen soll: so wird empfohlen, entweder einsitzige Utensilien zu beschaffen, oder bei zweisitzigen häufiger die Plätze zu wechseln, um die einseitigen Bewegungen beim Aufstehen und Niedersitzen zu paralysieren; drei- oder gar mehrsitzige Utensilien aber werden allgemein verworfen. Die Tischplatte soll leicht geneigt sein.

Was die Frequenz der Anstalt betrifft, so wird in den Verhandlungen sämtlicher Kommissionen, welche sich mit der Überbürdungsfrage der höheren Schulen zu befassen hatten, besonders hervorgehoben, daß eine zu zahlreich besetzte Klasse ein Übel ist, welches allein schon geeignet erscheint, Überbürdung hervorzurufen. Die Arbeit, welche geleistet werden muß, kann dann nicht vorwiegend, oder vielmehr der Hauptsache nach ganz in der Schule geleistet, sondern der häusliche Fleiß muß in ungebührlicher Weise in Anspruch genommen werden; an ein Individualisieren ist gar nicht mehr zu denken. Darum heißt es z. B. im § 11 der „Allgemeinen Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen“, vom 20. Juni 1883:

„Die Schülerzahl darf in den Vorschulklassen die Zahl

„30, in den drei untersten Klassen der höheren Schulen die „Zahl 40, in allen übrigen Klassen die Zahl 30 nicht über„schreiten. Erforderlichen Falles sind in den Klassen von „einjährigem Kursus Parallel-Abteilungen mit getrenntem „Unterricht einzurichten, die Klassen mit zwei Jahreskursen „in solche mit je einem Jahreskursus zu zerlegen."

Hiermit muß wohl jedes besonnene pädagogische Urteil übereinstimmen. Die gegebenen Zahlen sind gewiß nicht zu niedrig gegriffen, eher zu hoch, so daß uns nur zu wünschen übrig bleibt, es möge überall gelingen, Mittel zu finden, um geeigneten Falles die notwendige Abhilfe zu schaffen.

Abhandlung.

Auf der in obiger Einleitung besprochenen allgemeinen Grundlage steigt nun in Gymnasium, Realgymnasium und Realschule das Gebäude des betreffenden Gesamtunterrichtes empor, zusammengesetzt aus den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und technischen Fächern, welche unter sich harmonisch verbunden sein müssen, um eben auch wieder eine harmonische Bildung für Leib und Geist ihrer Schüler zu geben. Daß die Erstrebung dieses Zieles in den verschiedenen Schulen eine Überbürdung der Schüler mit sich gebracht hat im Laufe der Zeit und in ihrer fortschreitenden Entwicklung, daran wird kaum gezweifelt, im Gegenteil wird diese Thatsache allgemein und gerade von den Berufenen zumeist anerkannt. Worin dieselbe nun besteht, oder vielmehr wo sie hervortreten kann, und auf welche Weise sie vermieden werden muß, das zu untersuchen ist die Aufgabe aller Schulmänner, sowohl im allgemeinen an ihrer betreffenden Schule, als im besonderen in ihren bestimmten Fächern. An dieser Stelle ist es die eigentliche oder reine Realschule, d. h. O.-Realschule, Realschule und höhere Bürgerschule ohne Latein, berufen eine wissenschaftliche Bildung als Grundlage für die praktischen Berufsarten zu geben, eine höhere Volksschule zu sein, welche uns beschäftigt und deren Wohlfahrt uns besonders am Herzen liegt.

Als solcher, d. h. als Vorbereitungsschule für den unmittelbaren Eintritt ins Leben für die Söhne des zahlreichen Standes der höheren und mittleren Kreise in Handel, Industrie und Gewerbe, sowie in verschiedenen Zweigen der Verwaltung, gehört ihr, der reinen Realschule, jedenfalls die Zukunft, und die zunehmende Anerkennung und Frequenz sind vollständig geeignet, den auf ihre Entwicklung verwendeten Schweiß zu belohnen.

In folgendem wird nun versucht werden, auf Grund der Erfahrung und an der Hand der bedeutendsten Erzeugnisse der einschlägigen Litteratur die einzelnen Punkte näher zu betrachten, bei welchen eine Überbürdung erkannt und folglich vermieden werden kann.

Besondere Grundlagen sind folgende:

1) „Denkschrift, betreffend die Frage der Überbürdung der Jugend an den höheren Schulen in Preußen; Anlage zu dem 7. Bericht der Kommission für das Unterrichtswesen über Petitionen. Haus der Abgeordneten, 23. April 1883." Abgedruckt im „Pädagogischen Archiv", 25. Jahrgang, Nr. 6, 1883.
2) „Ärztliches Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens. Im Auftrage des Kaiserlichen Statthalters erstattet von einer medizinischen Sachverständigen-Kommission. Straßburg, August 1882". Abgedruckt im „Pädagogischen Archiv" Jahrgang 25, Nr. 2, 1883.
3) „Allgemeine Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen vom 20. Juni 1883". Straßburg i. E., R. Schulz u. Comp.
4) „Verhandlungen der Kommission zur Prüfung der Frage der Überbürdung der Schüler höherer Lehranstalten des Großherzogtums". Darmstadt, Buchhandlung des Staatsverlags. 1883.

Ferner wurden benutzt die Schriften von Hartwig in Düsseldorf, Dr. Frd. Wilh. Fricke, Dr. Aug. Behaghel, Ludwig Graf Pfeil und zahlreiche Artikel in pädagogischen

und anderen Zeitschriften. Für die Vorschule besonders die „Allgemeinen Bestimmungen, betreffend die mit höheren Lehranstalten verbundenen Vorschulen“, vom 23. April 1883, Verfügung des Herrn Unterrichtsministers v. Goßler, abgedruckt im „Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen“, Juni—Juli-Heft. 1883. S. 43.

Außer der letztgenannten Verfügung speziell für die Vorschulen sind die Verhandlungen der Darmstädter Kommission besonders eingehend und stenographisch treu abgedruckt; sie bilden darum für jeden Interessenten eine reiche Fundgrube von Urteilen und Erfahrungen sachverständiger Männer, die ebenso ernst als wohlwollend ihrer hohen Aufgabe gegenübertreten und überall das Beste der Schule sowohl als der Schüler im Auge behalten. Nur ist gerade von der eigentlichen Realschule wenig die Rede, was durch eine besondere Kommission nachgeholt werden soll.

I.

Zahl und Ziel der einzelnen Fächer; ihre allgemeinen und einzelnen Pensen; ihre Reihenfolge resp. Anfang; ihre Anlehnung und Gruppierung.

Als ein allgemeiner Grundsatz für das gesamte höhere Schulwesen verdient folgender Satz wohl an die Spitze dieses Abschnittes unserer Erörterung gestellt zu werden: Um innerhalb der höher gebildeten Schichten der Bevölkerung des Staates eine gewisse Gemeinsamkeit der Weltanschauung und der Lebensführung, ein gewisses Band gegenseitigen Verständnisses zu bewahren, oder sagen wir lieber, zu gewinnen, ist es notwendig, daß das zu erstrebende Bildungsideal jeder einzelnen höheren Schule jeder Kategorie mit einem gewissen allgemeinen Ideal des Bildungsinhaltes unserer Zeit möglichst übereinstimme.

Solches läßt sich auch sehr wohl erreichen, trotzdem in den Gymnasien die alten Sprachen, in der Realschule die neueren vorwiegend gepflegt werden, wenn nur der Sprachunterricht

überhaupt rationell, vernunftgemäß betrieben wird, wenn man das Gewicht auf die Lektüre legt, wenn man den Geist der alten Völker dort und der neueren hier wirken läßt. Dabei ist nicht zu verkennen, daß der Bildungsgehalt der neueren Zeiten und Völker nicht allein auf dem der alten beruht, sondern dessen bestes Teil in sich selbst aufgenommen hat. Außerdem bieten die sonstigen gemeinsamen Fächer in beiden Kategorien von Schulen hinreichend Gelegenheit, nach jenem gemeinsamen Ziele zu streben.

Was nun die Zahl der in den Lehrplan aufgenommenen Fächer betrifft, so ist dieselbe nach den revidierten Lehrplänen für die höheren Schulen Preußens und annähernd in den übrigen Bundesstaaten, im Gymnasium und Realschule die gleiche; freilich dadurch, daß dort drei fremde Sprachen, Latein, Griechisch, Französisch, hier nur zwei, Französisch und Englisch, dagegen dort keine Chemie, hier aber wohl, wenn auch nur in O. I der Realschulen und O. II, U. I und O. I der Oberrealschulen, getrieben werden; daß ferner an dem Gymnasium noch etwa Englisch, Hebräisch und Italienisch fakultativ vorkommen; daß hinwiederum an den Realschulen die exakten Wissenschaften mehr Stunden und größere Pensen aufweisen. Dadurch entsteht eine Verschiebung und Ungleichheit der Belastung. Die Realgymnasien stehen dabei am ungünstigsten, weil sie drei fremde Sprachen und dazu noch die stärkere Betonung der exakten Wissenschaften aufweisen. Was nun aber die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden in den verschiedenen Klassen betrifft, so stehen die Realschulen und Gymnasien annähernd gleich. Es wird allgemein anerkannt, daß aus der Zahl der Fächer weder hier noch dort eine Überbürdung resultiert.

Wenn nun aus der Zahl der Fächer an den höheren Schulen eine eigentliche Ueberbürdung nicht abgeleitet wird, so geschieht dies dagegen ganz ausdrücklich aus deren einzelnen Zielen und Pensen, und zwar in verschiedener Weise für die betreffende Kategorie von Schulen.

In der Denkschrift der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses wird hervorgehoben, daß z. B. an den Gym-

nasien zwar Zahl und Ziele der einzelnen Fächer sich seit etwa 5 Jahrzehnten nicht geändert hätten, aber doch durch die Spezialisierung der Studien und gründlichere Vorbereitung der Lehrer für alle, auch die früher fast dem Zufall preisgegebenen Fächer (z. B. Französisch, Geschichte, selbst Mathematik) eine Überbürdung der Schüler eingetreten sei. Nicht allein dadurch, daß strenger auf Erreichung eines Minimalmaßes der Kenntnisse und Leistungen in allen obligatorischen Lehrgegenständen gesehen wird, wie dies obige Schrift zugesteht, sondern auch dadurch, daß gar leicht und gar oft einzelne Lehrer in ihren Lieblingsfächern übertriebene Ansprüche an die Kraft der Schüler stellen und auf die übrigen Lehrer und Fächer zu wenig Rücksicht nehmen, wie dies besonders die darmstädtischen Verhandlungen zeigen. Dasselbe gilt nun für sämtliche höheren Schulen und wird namentlich von der darmstädtischen Kommission eingehend erörtert und hervorgehoben. Eine Hauptforderung in bezug auf die Durcharbeitung der einzelnen Klassenpensen in jedem einzelnen Fache ist: ruhiger Fortgang des Unterrichts. Viele, namentlich jüngere Lehrer, haben den falschen Ehrgeiz, womöglich noch vor Weihnachten, also im 3. Quartal unseres Schuljahres, das ganze betreffende Pensum durchzuhaben — durchzuarbeiten kann man nicht sagen, höchstens durchzuhasten. Dann aber ist im besten Falle die Wiederholung, diese magna mater studiorum, nur ein notdürftiges Ausflicken. Man schreite langsam vorwärts, mit steter Wiederholung.

Hierzu kommt noch, daß, was gerade durch jene Kommission in Hinsicht auf die Ziele betont wird, im Rechnen und in den mathematischen Fächern sowohl im allgemeinen für den Mittelschulunterricht zu hohe Ziele gesteckt sind, als auch insbesondere die einzelnen Klassenpensen durchaus der jeweiligen Entwickelung des Verständnisses bei den Schülern nicht entsprechen und darum nicht verstanden, nicht verdaut und nicht behalten werden. Wenn nun noch manchmal für die Lösung einer einzigen Aufgabe ein halbes Dutzend verschiedener Methoden angewendet

wird und zwar nicht allein in der Klasse, sondern auch bei häuslichen Aufgaben, wo — all dieser Theorie gegenüber — wo bleibt da die Praxis? Oder hat noch niemand die Klage gehört, daß leidlich gute Schüler später im Geschäft (und wir wollen ja für's Leben lehren!) so durchaus unbeholfen sind, daß sie kaum eine einfache Aufgabe lösen, anderseits oft kaum einen wohlgeordneten und gutstilisierten Brief schreiben können? Eine Methode muß doch die beste sein, d. h. die am schnellsten und sichersten zum Ziele führende — diese übe man tüchtig. Es verschlägt gewiß nichts, wenn man auch andere mögliche Lösungen einmal vorführt; einüben aber sollte man immer nur die einfachste, dann fände man gewiß immer, daß diese am meisten mit denen im praktischen Leben stimmt. Doch das gehört nicht hierher, und wir kommen noch an anderer Stelle darauf zu sprechen.

In den übrigen Fächern wird über eine zu weite Grenzabsteckung nicht geklagt.

In den Sprachen wird sogar vielfach behauptet, daß man, in bezug auf das Können in Verbindung mit dem Wissen, eher noch mehr zu leisten imstande sein würde, wenn man eine bessere, vernunftgemäße Methode befolgte, wovon weiter unten die Rede sein wird. Ebenso in Religion, Geschichte und Geographie, wenn man nicht durch zu viel Gerippe den Unterricht verknöcherte, wenn man mehr lebensvoll, den inneren Gang der Entwicklung, den ursächlichen Zusammenhang der Thatsachen, das Wirken und Ineinandergreifen der Lebensbedingungen darlegend verführe. Ferner, wenn man in bezug auf die Reihenfolge, resp. den Anfang der einzelnen Disziplinen eine verständige Ordnung einhielte, so daß das eine, dadurch daß es wohl begriffen und erfaßt ist, Vorläufer und Vorstufe für das andere wird; daß z. B. in Sprachen zuerst die Muttersprache geübt wird, dann erst eine fremde, und erst, wenn darin ein fester Grund gelegt ist, eine weitere fremde Sprache. Der

Reihenfolge nach also im Gymnasium: Deutsch, Latein, Griechisch; in der Realschule: Deutsch, Französisch, Englisch. Im Gymnasium tritt noch zwischen die Anfänge des Latein und Griechischen derjenige des Französischen. Dies wäre auch nicht schlimm, wenn diese Anfänge sich nicht zu rasch folgten, wenn wenigstens 2 Jahre erst auf eine fremde Sprache verwendet würden, ehe man die andere beginnt.

In allem aber und jedem, was man auch immer betreibt, strebe man zum Ganzen, sowohl innerhalb der Grenzen eines einzelnen Faches, als auch in bezug auf Anlehnung und Gruppierung aller Fächer in ihren gegenseitigen Beziehungen. Darum ist es notwendig, allerdings mit gehöriger Würdigung der Persönlichkeit und wissenschaftlichen Hauptrichtung des Lehrers, eine möglichst große Konzentration des Unterrichtes einzuführen, verwandte Fächer in einer Klasse möglichst in eine Hand zu legen und durch eine oder zwei Klassenstufen auch so zu belassen, wenigstens auf der unteren und mittleren Stufe. Dabei muß das Deutsche in sämtlichen Schulen die Seele des Ganzen sein. Die Sprache, d. h. hier die Muttersprache, ist der Ausdruck der Seele des Menschen, das äußere Gewand der Gedanken: wer klar denkt, der spricht klar, und wer klar spricht, der schreibt auch klar. Umgekehrt, was nicht klar ausgesprochen wird, ist zuvor nicht klar gedacht worden; und zudem ist die Sprache, auch wenn wir nicht laut denken, d. h. reden, doch auch wieder allein nur das Gewand der Gedanken: wir denken in der Sprache, oder, wenn man will, die Sprache denkt in uns, manchmal auch für uns! Die Pflege des Ausdruckes in zusammenhängender, klarer und bestimmter Rede in jedem Fache kommt nicht allein dem Unterricht im Deutschen zu gute, sondern auch dem betreffenden Fache in hervorragender Weise, und vor allem, was wir doch am meisten vor Augen und im Herzen haben wollen — dem Leben!

II.

Zahl der täglichen Unterrichtsstunden, insgesamt und für jedes Fach; ihre Verteilung, resp. Tageszeit und Folge; die Pausen.

Was zuerst die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden betrifft, so ist das in den „Allgemeinen Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen," § 12, Bestimmte so allgemein als Wesentliches anerkannt und mit anderen Ansichten übereinstimmend, daß ich es hier einfach wiedergebe:

„In keiner Klasse darf die Zahl der obligatorischen wissen-„schaftlichen Lehrstunden an einem Tage mehr als sechs be-„tragen.

„In allen Klassen ist der Unterricht auf die Tageszeiten „derartig zu verteilen, daß in der Regel kein Schüler an mehr „als vier Lehrstunden hintereinander teilnimmt; nur aus-„nahmsweise und unter besonderen örtlichen Verhältnissen darf „diese Zahl auf fünf erhöht werden.

„Derjenige Unterricht, welcher starke Anforderungen an „Nachdenken und Gedächtnis stellt, ist so weit als möglich auf „die ersten Stunden des Vormittags zu legen.

„Die Zahl der obligatorischen Lehrstunden darf in der „Woche **höchstens** betragen:

„in der dritten und zweiten Vorschulklasse 21½,
„in der ersten Vorschulklasse 23½,
„in den beiden unteren Klassen der höheren Schulen 27—28,
„in der Quarta und Tertia der Gymnasien sowie in der „vierten, dritten und zweiten Klasse der Realschulen 30,
„in den übrigen Klassen 32—34."

Bei den hier erwähnten Gesamtzahlen der wöchentlichen Lehrstunden sind die für Singen und Turnen eingerechnet. Wie man sieht, stimmen diese Zahlen für die Gymnasial- resp. Realklassen nach oben hin mit denselben Zahlen der neuen preußischen Lehrpläne vom 31. März 1884 überein. In Sexta und Quinta gehen jene unter diese herab, denn in letzteren sind 33 Stunden angesetzt. Dagegen gehen die vom preußischen Unterrichtsminister gegebenen „Allgemeinen Bestimmungen betreffend die mit höheren Lehranstalten verbundenen Vorschulen," vom 23. April

1883, noch weiter und setzen als **Maximum** zulässiger Lehrstunden für die 3. bis 1. Vorschulklasse die Zahlen 18, 20, 22 fest; „nur ist es zulässig, wenn in der mittleren oder der oberen Klasse auf den Turnunterricht 2 Stunden (etwa 4 halbe Stunden) verwendet werden, die Maximalzahl um eine Stunde zu erhöhen.“

Mit den hier und dort angegebenen Minderzahlen läßt sich das jeweilige Klassenpensum auch recht gut erreichen, „**vorausgesetzt, daß der Unterricht intensiv und die Methode anschaulich ist, ohne daß der häusliche Fleiß in ungebührlicher Weise beansprucht wird; die Arbeit muß eben vorzugsweise in der Schule gethan werden, innerhalb der Unterrichtsstunden.**“

Im Französischen z. B. weist der Lehrplan für die Realschulen in Elsaß-Lothringen für alle Klassen 32 Stunden auf, in Preußen 46; dabei heißt es in Abschnitt 3 des § 2 der Ordnung, der Lehraufgaben der höheren Schulen:

> „Vom Beginn des Unterrichts ab wird auf die Gewöhnung von Ohr und Zunge des Schülers zu schneller Auffassung und fertiger Wiedergabe des Französischen Gewicht gelegt; zu diesem Zwecke werden insbesondere auch Sprechübungen gepflegt. Dabei wird vorzugsweise die Anschauungsmethode verwendet, um zunächst den Wortschatz, welcher im Vorstellungskreise des Schülers liegt, einzuprägen.“

Die weiteren Ziele stimmen mit den für die preußischen Realschulen gegebenen ungefähr überein. Nun haben wir beispielsweise für Sexta 8 französische Lehrstunden wöchentlich, dort sind nur 5. Mit 6 würden wir, dies ist meine feste Überzeugung, für das grammatische Pensum vollkommen ausreichen. Will man die 2 weiteren Stunden nicht streichen, so verwende man sie wenigstens auf Lektüre, verbunden mit Sprechübungen, und beginne gleich mit einem Lesebuche, welches in einfacher Weise mustergültige Lesestücke in einem Wörterkreise bietet, der nicht jenseit der Grenzlinie des Verständnisses neun- bis zehnjähriger Knaben liegt. **Die sofortige Einführung in**

die Lektüre regt die Lust zum Lernen an und erweckt die lebhafte Teilnahme der Schüler. Zudem kommt man über das Unzuträgliche einer zweiten grammatischen Lehrstunde in derselben Sprache und an demselben Tage hinweg. Jeder erfahrene Lehrer wird zugestehen, daß diese zweite Stunde ebenso unnütz, als langweilig und darum qualvoll für Lehrer und Schüler ist; ich bin auf ähnliche Urteile in dieser Sache verschiedentlich gestoßen und immer zu meiner lebhaften Freude. Und was die Methode anbelangt, so versuche man es einmal ehrlich mit den neuesten, einfachen Ergebnissen der Lautlehre, resp. Lautphysiologie, als Grundlage für die Aussprache, und man wird sich und seine Schüler auffallend gefördert finden. Von der ersten Einübung der einfachen Sprachlaute an, besonders der tonlosen und tönenden Verschluß- und Hauchlaute, lasse man nie den geringsten Fehler durchgehen und bestimme genau die Art und den Ort der Entstehung des Lautes, und man wird späterhin im Französischen und im Englischen leichte Arbeit hierin haben. Ja, ich glaube, eine solche Behandlung des ersten Unterrichts im Deutschen, von der 3. Vorschulklasse an, wird nicht allein den mündlichen Gebrauch der Sprache erleichtern und fördern, sondern ganz besonders dem schriftlichen Gebrauch zu gute kommen, ich meine nämlich, das wahre Kreuz aller Lehrer des Deutschen erleichtern — die Orthographie. Ich wenigstens habe gefunden, daß wohlartikulierte Aussprache z. B. im Französischen ganz besonders guten Einfluß auf die betreffenden Diktate ausübt; was bei unserm hiesigen Dialekt gewiß wohl zu beachten ist. Zunge und Ohr müssen eben gewöhnt werden.

Was hier beispielsweise von dem französischen Unterricht und besonders von der Aussprache gesagt worden ist, daß nämlich durch eine verbesserte Methode die Ziele der einzelnen Pensen wohl erreicht werden können, und zwar mit wenig häuslicher Arbeit, das läßt sich mutatis mutandis von allen anderen Unterrichtsfächern sagen.

Was nun die Verteilung, resp. Tageszeit und Folge der Lehrstunden betrifft, so sind alle Urteile darin übereinstimmend:

Man verlege diejenigen Stunden, welche an Nachdenken und Gedächtnis die größten Anforderungen stellen, auf den Vormittag, von den sprachlichen aber namentlich die grammatischen, am besten wohl sämtliche, außerdem Rechnen und Mathematik, wohl auch Geschichte und Geographie; dagegen Schreiben, Zeichnen, Gesang und Turnen auf den Nachmittag. Sämtliche ärztlichen Mitglieder der darmstädtischen Kommission haben sich dahin ausgesprochen, alle Lehrstunden, namentlich aber die eigentlichen Lernstunden, seien auf den Vormittag zu verlegen; die Nachmittage sollten dann zu leichteren Übungen und häuslichen Arbeiten verwendet werden, die ihrerseits dann am besten in einer Arbeitsstunde in der Schule angefertigt würden; der Hauptsache nach aber gehöre die zweite Hälfte des Tages den körperlichen Übungen, Turnen, Turnspielen, Turnfahrten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. s. w.

Einen ganz idealen, aber kaum zu erreichenden Zustand ausmalend, hört man bisweilen folgenden Gedanken aussprechen:

Gegenüber dem Umstande, daß die meisten Eltern gegenwärtig teils nicht die Zeit, teils nicht die Lust, oder besser das Geschick haben, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen, daß so in Wahrheit die Schule mehr an der eigentlichen Erziehung mitzuhelfen oder diese hauptsächlich zu übernehmen hätte, sollten Einrichtungen getroffen werden, die es ermöglichen, die Schüler den ganzen Tag, oder doch fast so lange, zu behalten. Dann, meint man, könnten geistige und körperliche Arbeit und Erholung in wohltätiger Weise abwechseln, dann könnte die Schule ihrer hohen Aufgabe, den ganzen Menschen zu bilden, gerecht werden.

Doch das sind weitgesteckte Ziele; ihre Erreichung scheint zur Zeit unmöglich, der Rede sind sie jedenfalls einstweilen wert. Allein vielfach wird als gut und mehr oder weniger erreichbar hingestellt, eine fakultative oder auch obligatorische Arbeitsstunde einzurichten, die den Unterricht unterstützen würde. Der Schüler [illegible] könne durch [illegible] Erklärung [illegible] Aufgaben und [illegible] Kontrolle [illegible] über das Maß der möglichen Leistungen [illegible] der

Schüler und über das Maß der zu stellenden Anforderungen von seiten der Lehrer.

Wenn nun von den eigentlichen Lernstunden durchschnittlich 4, ausnahmsweise 5 auf den Vormittag fallen, so ist zu bedenken, daß im allgemeinen der jugendliche Geist eine 4—5 Stunden andauernde und nur 1—2 mal unterbrochene Anspannung nicht aushält, ohne in eine zeitweilige, später dauernde Abspannung oder gar Erschöpfung zu verfallen; und in der That wird solche Einrichtung von den meisten Ärzten für unstatthaft erklärt und als Grund angegeben für verschiedene Leiden, besonders des Gehirns und des Nervensystems. Darum ist im Großherzogtum Hessen jetzt eine viertelstündige Pause zwischen je zwei Lehrstunden angeordnet. In Elsaß-Lothringen sind 10 Minuten bestimmt zwischen der ersten und zweiten, 15 Minuten zwischen der zweiten und dritten, 20 Minuten zwischen der vierten und fünften; fällt die fünfte Lehrstunde auf die Zeit von 12—1 Uhr, so kann diese Lehrstunde um 12 Uhr 10 Minuten begonnen und um 12 Uhr 50 Minuten geschlossen werden.

Jeder erfahrene Lehrer wird zugestehen, daß bei einer Reihe von 4—5 Lehrstunden nicht die ganze zwischen den bei uns bisher üblichen Glockenzeichen liegende Zeit auf die Minute ausgenützt werden kann; die Nerven von Schülern und Lehrern würden einfach zu Grunde gerichtet werden. Wenn wir aber eine Pause von 10 Minuten zwischen je zwei Lehrstunden als Minimum hätten, mit dem Zeichen der Schelle 5 Minuten vor und 5 Minuten nach dem Glockenschlag; eine Pause von 20 Minuten zwischen der dritten und vierten Stunde, mit dem Zeichen 10 Minuten vor und 10 Minuten nach dem Glockenschlag; eine Pause von ebenfalls 20 Minuten zwischen der vierten und fünften Stunde — wenn dabei alle Schüler das Klassenzimmer verlassen müßten, um sich Bewegung zu machen — wenn man ferner die Luft im Zimmer durch lebhaften Durchzug erneuerte — dann würden die Minuten von einer Pause zur anderen ausgenützt durch frische fröhliche Arbeit, dann würde der Unterricht intensiv werden können, ohne den Nerven von Schülern und Lehrern Schaden zu bringen.

Wenn dabei nun noch eine wohlthätige Aufeinanderfolge der Lernstunden, eine notwendige Abwechselung in bezug auf das verschiedene Maß und die verschiedene Art der Anforderungen in den einzelnen Disziplinen beobachtet wird — dann dürfte wenigstens innerhalb der Schulzeit viel geschehen, um eine Abspannung und geistige Ermüdung zu verhindern, um jene freudige Lust am Lernen zu bewahren, die uns im ersten und noch vielleicht im zweiten Schuljahr aus den Augen der Kleinen entgegenlacht, die den betreffenden Lehrern die Arbeit erleichtert und versüßt, die aber andere Lehrer oft genug je länger desto mehr schwinden sehen. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, der Jugend zum Segen und uns zur Freude, alles zu versuchen, um jene ursprüngliche und natürliche Lust am Lernen zu erhalten?*

III.

Lehrer und Lehrgeschick, dessen Erlernung und Erwerbung durch Übung und Erfahrung; Methode und Lehrbücher, Karten, Atlanten; mündliche und schriftliche Übungen; Druck und Schrift, Zeilen und Rand.

Was den Lehrer und sein Wirken in Unterricht und Erziehung, in Hinsicht auf leibliches und geistiges Gedeihen seiner Schüler anbelangt, so müssen wir ihn sowohl als Mensch, wie als Lehrer betrachten. Dabei sehen wir ab von den naturnotwendigen Verschiedenheiten in der einen und in der anderen Richtung; stellen uns vielmehr nach beiden Richtungen hin ein Ideal auf, das allgemeine Geltung beanspruchen kann und nach dem jeder einzelne im besonderen streben muß. Vor allem muß der Lehrer als Mensch wahr und gut sein, damit der Schüler in ihm ein Vorbild erkenne und zu ihm ein unbedingtes Vertrauen habe; er muß gerecht und unparteiisch sein, damit der Schüler fühle, daß er alles, was er thut, für sich thut, d. h. daß er die rechten Früchte

* Der Verf. sieht sehr schwarz. Auch in den oberen Klassen giebt es Lehrer genug, die an ihren Schülern aufrichtige Freude haben. (D. Red.)

seines Verhaltens auch erntet, daß es dem guten und fleißigen Schüler eben gut geht, daß es dem schlechten und faulen Schüler so geht, wie er es verdient; endlich muß er streng sein ohne Härte, damit er das Herz seiner Schüler sich nicht abwendig mache. Das Gute und das Böse wachsen in dem Herzen der Kinder wie Kraut und Unkraut auf einem Acker — er, der Lehrer, muß, wie ein guter Ackermann oder Gärtner, das eine pflegen und das andere ausrotten. Aber auch, wie Tegnêr sagt, „die Liebe wächst wild in dem Herzen der Kinder", und diese Liebe muß er sich gewinnen und bewahren; diese Liebe kommt ihm entgegen, wenn er sie selbst hat. Kein Mensch ist weniger an seiner rechten Stelle als ein Lehrer, wenn es ihm an Liebe fehlt; wer sie aber hat, der hat auch seine Schüler, und er wird ihnen ein guter Führer sein, dem nur wenige verloren gehen.

Dann sollte jeder Lehrer, wenn er älter ist, Familienvater sein. Nur wer selbst Kinder hat, weiß, wie viel Sorgen und wie viel Hoffnungen auf ihren Häuptern unsichtbar ruhen, wie viel Kummer und wie viel Freude sie ins Elternhaus bringen und nicht zum wenigsten mit aus der Schule, zumal in unserer Zeit, wo anerkanntermaßen die Eltern im allgemeinen die Zukunft ihrer Kinder ausschließlich in die Hand des Lehrers legen müssen. Aber gerade dieser letzte Umstand, der den Beruf so verantwortungsvoll macht, verleiht ihm auch seine Würde; dies Bewußtsein muß den rechten Lehrer stark und stolz machen in allem Niederdrückenden draußen und drinnen, in Schule und Leben. Und nun noch eine uns hier besonders berührende Wahrheit: Wer selbst Kinder hat, der weiß auch, was man ihnen zumuten kann ohne sie zu überbürden.

Was den Lehrer als Lehrer angeht, so muß er dahin streben, nicht allein im allgemeinen mit der besten Bildung seiner Zeit gewaffnet zu sein, sondern auch im besonderen das beste Rüstzeug seiner Wissenschaft zu tragen, immer aber in Hinsicht auf die Zwecke und Ziele seiner Schule und seiner Schüler. Für den Unterricht an den Schulen kommt es sicherlich mehr darauf an, ein guter Lehrer zu sein, als ein großer Gelehrter; dieses ist lobenswert, aber jenes ist notwendig.

Denn für den Lehrer als solchen ist das Wissen und Können in seinen Fächern nicht das einzige, er muß auch verstehen, dies alles wieder den Schülern mitzuteilen und beizubringen, gleichsam wie ein guter Kaufmann seine Waren wieder an den Mann zu bringen. Da dies an den Universitäten nicht geübt wird und werden kann, so ist der Lehrer darauf angewiesen, die guten Vorbilder zu studieren, die ja in reichem Maße vorhanden sind; ferner muß er von älteren und erfahreneren Kollegen lernen, die ihm überall gern dienstbar sein werden; und endlich muß er selbst mit Eifer und Fleiß im praktischen Schulleben Erfahrungen sammeln. Das sind die Sporen, die verdient sein wollen.

Dr. Thum, Direktor der Realschule in Reichenbach i. V., spricht in einem Artikel „zur Frage der praktischen Vorbereitung für das höhere Schulamt", Pädagogisches Archiv Nr. 5, Jahrgang 25 S. 364 ff. seine Ansicht dahin aus, daß er als solche die Einrichtung der Hauslehrer empfiehlt, weil dieser allein der volle Lehrer seiner Schüler sei, daß er allein das Gefühl der vollen Verantwortlichkeit empfinde und kennen lerne; und ferner darum, weil diese Einrichtung wohlthätige Folgen für die Gesellschaft und die Schulen mit sich bringe. Viele Schüler würden der Familie noch 4—5 Jahre lang erhalten, und den Schulen würden so gesunde und gute Elemente zugeführt, womit gleichzeitig eine Entlastung der unteren Klassen verbunden sein würde. Was er darüber sagt, ist lesenswert,* ebenso seine allgemeinen Anforderungen an den Lehrer.

Die Frage, ob es nicht zu empfehlen sei, Kandidaten des höheren Lehramtes auf kürzere oder längere Zeit an ein Volksschullehrerseminar zu weisen, hat das preußische Unterrichtsministerium verneint und wohl mit Recht, denn jene Seminarien sind Fachschulen; Gymnasium und Realschule aber sind Schulen für allgemeine Bildung. Ebenso ist der Gedanke, an den Universitäten Musterschulen zu errichten, kein glücklicher, denn diese würden nur reine Experimentier-Instrumente sein, und zu be-

* Indessen wohl schwerlich durchführbar (D. Red.)

klagen wäre das Schülermaterial, an welchem immer nur herum- experimentiert werden würde.

Bleibt also nur noch das Probejahr, oder wie das preußische Ministerium es beabsichtigt, die beiden Probejahre, resp. ein Jahr kommissarischer Beschäftigung, an deren Ende eine praktische Prüfung der Kandidaten treten sollte. Bei derselben hätte der Kandidat eine Probelektion zu halten und müßte mündlich erweisen, daß er mit den Lehreinrichtungen unserer höheren Schulen überhaupt und speziell mit der Methodik und den Lehrmitteln des von ihm zu vertretenden Unterrichtsgebietes sich genau bekannt gemacht hat. Vorläufig hat man sich entschieden, es beim alten zu belassen, da man den Kandidaten, resp. deren Eltern, weitere Opfer an Zeit und Geld nicht glaubt zumuten zu dürfen.

Auf die Frage: Welche Methode ist für eine gegebene Disziplin die rechte? muß man wohl sagen: diejenige, die am schnellsten zum Ziele führt, die dem Schüler das Wie, das Warum und das Wozu am einfachsten klarlegt, die ihm Lust am Lernen erregt, die ihn der Früchte seiner Arbeit sich erfreuen läßt; und wohl immer wird es eine sein, die das Gefühl der Überbürdung fern hält.

Sollte man mit unseren deutschen Jungen nicht so weit kommen, wie der Araber mit seinem Pferd, wie der Chinese mit seinem Esel? d. h. daß sie auf den leisesten Zuruf gehen!

Damit nun ein angehender Lehrer auch Gelegenheit habe, aus unmittelbarer Anschauung recht viel in bezug auf Methode kennen zu lernen, um das Beste zu behalten, muß eine Anleitung resp. Überwachung der Kandidaten von seiten des Direktors, des Ordinarius der betreffenden Klasse und des betreffenden älteren oder ältesten Fachlehrers stattfinden, was jedenfalls nur durch häufiges und zwar gegenseitiges Hospitieren geschehen kann. Nichts hilft schneller und besser als das Beispiel.

Aber auch die Fassung und Ausführung der Lehrbücher, Karten und Atlanten können zur Überbürdung resp. Ermüdung und Abspannung beitragen, wie umgekehrt durch zweckmäßige

Anlage und Ausführung resp. Ausstattung die Arbeit erleichtern; darauf hat ein Lehrerkollegium fortgesetzt mit Sorgfalt zu achten. Vor allem ist es die Überfüllung mit Stoff, welche die Übersichtlichkeit beeinträchtigt, das Auge verwirrt und das Gedächtnis übermäßig beschwert und somit schwächt. Die Lehrbücher angehend, hat man vor allem das eine festzuhalten, daß der Lehrer eigentlich das Lehrbuch vorstellt und dieses selbst nur dessen Ergänzung sein darf zu kurzen häuslichen Repetitionen. Niemals sollte das Lehrbuch anders gebraucht, niemals ein Abschnitt aufgegeben werden, der nicht schon vorher in der Klasse durchgearbeitet worden ist. In betreff der äußeren Ausstattung ist festzuhalten, daß das Lehrbuch gutes, nicht durchscheinendes, mattes, nicht glänzendes und nicht ganz weißes, sondern ein wenig gelblich abgetöntes Papier habe; daß der Druck hinreichend groß und stark sei, um bei gehörigem Abstand des Auges noch deutlich lesbar zu sein; daß die Zeilen nicht zu lang für das rückwärts gleitende Auge seien und einen gehörigen Abstand unter sich (Spatium) haben; endlich, daß der Rand hinreichend breit sei, um dem hin und hergleitenden Blick eine ruhige Fläche zum Auslaufen und Wenden zu bieten. Ähnliche Forderungen sind an Karten und Atlanten zu stellen. Immer ist festzuhalten, daß das Auge, ebensowohl wie das Ohr, ein Weg zum Gedächtnis ist und daß man das Auge also ebensowenig verwirren und blenden, wie das Ohr betäuben darf; daß nur durch klare und sichere Eindrücke ein klares und sicheres Verständnis, ein lebendiges und treues Gedächtnis geschaffen werden kann. Darum sind auch carierte Hefte und Tafeln für Schreiben, Rechnen und Zeichnen entschieden zu verwerfen.

Was die Schrift, sowohl die Druckschrift als die Schreibschrift, anbelangt, so hat mich speziell ganz besonders gefreut, in den verschiedenen Verhandlungen von Kommissionen in der Überbürdungsfrage sowohl, als auch in Einzelschriften, ein Urteil zu finden, das ich mir schon vor langen Jahren gebildet, und wozu ich durch die eigene Praxis gekommen bin, nämlich: Die sogenannte „deutsche Schrift" d. h. Fraktur verdirbt ebenso die

Hand, wie das Auge;* daher sollte diese Schrift allgemein aufgegeben und nur Antiqua (Rundschrift) gebraucht und gelehrt werden.

Ich erlaube mir, den darauf bezüglichen Wunsch auszusprechen, daß es dem deutschen Schulmeister doch vergönnt sein möchte, durch Abschaffung der Fraktur und Einführung der ausschließlichen Antiqua sich zu einer That aufzuraffen, die ihm unsere Nachwelt danken würde, mit der er seinen dicksten Zopf** selbst amputierte — ehe ihm wieder ein Jurist zeigen muß, wie man in eigener Sache plädiert, defendiert und disponiert, oder ehe ihm ein General-Feldmarschall zeigt, wie man in seinen (?) Laufgräben laufen muß, um dem Feind zu Leibe und dem Siege näher zu kommen.

Gründe für die Rundschrift und gegen die gebrochene Schrift bieten sich auf den ersten Blick in Masse:

1) Seit alten Zeiten ist sogenannte Schönheitslinie eine in rundlichen Übergängen sich bewegende, leicht dahin schweifende und streifende Linie — gewiß kein Zickzack! was aber schön ist, thut dem Auge wohl.***
2) Indem das Auge bei Druck- und Schreibschrift über die Zeilen hin- und zurückgleitet, beim Lesen und Schreiben, muß es so schnell wie der Blitz und in ähnlichen Zickzacklinien dahinfahren; ja während des einfachen Hingleitens, nach rechts bei unserer Schrift, muß das Auge eine Vor- und eine Rückwärtsbewegung bei jedem Buchstabenbild machen, um einen zwar flüchtigen aber doch deutlichen Eindruck zu empfangen und um sich so das Wortbild zusammenzusetzen.
3) Es ist festgestellt, daß keine Nation der Erde so viel Kurz-

* Dr. Sanders, verschiedene süddeutsche Kommissionen, desgl. auch die Redaktion sind anderer Meinung.

** Der Vorzug einer nationalen Schrift, deren charaktervolle Züge wir einem Albrecht Dürer verdanken, ist eine berechtigte Eigentümlichkeit, aber doch kein Zopf. (D. Red.)

*** Lesen heißt nicht Buchstabenformen betrachten, sondern Wortbilder in sich aufnehmen. (D. Red.)

sichtige hat, als die deutsche Nation, und viele Ärzte sprechen sich dahin aus, daß die sogenannte „deutsche“ Schrift die Ursache sei; wo auch sonst sollte sie zu suchen sein? Jedenfalls nicht in der Natur unseres Vaterlandes.

4) Wenn nun das Auge durch die Zickzacklinie verdorben wird, wie viel mehr wird dies nicht die Hand werden? Sie muß, statt in ununterbrochener leichtgerundeter Linie die Federspitze über die Papierfläche hinlaufen zu lassen, beim Schreiben auf und ab, hin und her, vorwärts und rückwärts gleiten.*

5) Aus Erfahrung weiß ich, daß die oft schon bei sehr jungen Jahren ausgebildete, oder doch geläufige Hand von Franzosen, Engländern, Amerikanern, kurz Leuten, die früher nur Rundschrift schrieben, jedesmal total verdorben wird, wenn dieselben anfangen, unsere vorwärtsstürmenden Haarstriche und wieder die retrograden Grundstriche zu üben, die beide unter sich so wenig harmonischen Anschluß haben, wie oft Parteien im Leben, bei denen alles ebenso spitzig und eckig zugeht. Darum steht fest: Unsere Schriftformen erschweren die Erwerbung einer geläufigen Handschrift. (Und doch giebt es so viele jugendliche Kalligraphen! D. Red.)

6) Und wie viel Zeit würde gespart! Wie sehr würde die Jugend entlastet werden. Man bedenke nur das schneller, erreichte Ziel einer guten Handschrift einerseits — und anderseits die doppelte Aufgabe, zwei Schriftarten zu erlernen, wovon noch dazu die eine die andere erschwert und verdirbt. (Schüler und Schülerinnen mit geschickter Hand liefern beide Schriftarten gleich gut! D. Red.)

IV.

Häusliche Aufgaben im allgemeinen für Wochentage, Sonntage, Ferien; im besonderen in den einzelnen Fächern. Strafarbeiten. Probearbeiten.

Bei diesem wichtigsten Kapitel in der Überbürdungsfrage

---

* Diese Hemmung unterstützt das Besinnen: bei unserer Jugend brauchen die Gedanken noch nicht zu fliegen, thun es auch nicht, wenigstens nicht bei ihren Arbeiten.

sehen wir von den beiden hier und da hervorgetretenen extremen Ansichten ab, als sei einerseits kein Grund zur Klage wegen Überbürdung, auch nicht in häuslichen Arbeiten, als sei es anderseits das beste, alle häuslichen Arbeiten überhaupt zu verbieten. Wir halten uns an die mittleren, maßvollen und darum, wie gewöhnlich, richtigeren Urteile.

Dabei gilt nur die Frage: ob eine Überbürdung der Schüler höherer Lehranstalten im allgemeinen durch die Ziele der Fächer, die Methoden, oder auch nur im besonderen durch die häuslichen Arbeiten hervorgetreten sei — als vollständig bejaht und erwiesen. Jeder wohlmeinende Lehrer wird dies zugestehen, und jeder urteilsfähige Vater wird mit schwerem Herzen aber lebhaft beistimmen. Es ist doch als allgemeine Erfahrung ausgesprochen worden, daß ein mittelmäßiger Schüler nicht mehr glatt mitkommen kann, namentlich im Gymnasium und Realgymnasium, wenn ihm nicht Eltern oder Privatlehrer resp. Privatstunden, so zu sagen, unter die Arme greifen. Und das ist ein großes Uebel!

Aufgaben können nicht ganz entbehrt werden, sowohl mündliche Repetitionen und Leseübungen in den Sprachen, als auch schriftliche Übungen in den Sprachen wie im Rechnen und der Mathematik; in letzteren beiden Fächern werden sie freilich sehr angefochten, was vielleicht ein natürliches Reagens gegen allzu häufige Übertreibungen und Maßlosigkeiten ist. Jedenfalls hat man bisher, selbst offiziell, den häuslichen Fleiß überall zu sehr in Rechnung gezogen, so daß es gut ist, wieder einmal die öffentliche Aufmerksamkeit rege zu machen, denn sie ist doch der wirksamste Motor für Reformen; und der Schulmeister mag nun noch zeigen, daß er auch für sich allein vorwärts gehen kann, ohne immer nur getrieben und kommandiert zu werden.

Außer dem schon erwähnten Umstand, daß nämlich häuslicher Fleiß in Anspruch genommen werden muß, allerdings nur in der Form von Wiederholung und zur ausschließlichen Befestigung des in der Klasse vorher durchgenommenen Unterrichtsstoffes, ist noch ein wichtiger erziehlicher Umstand zu erwähnen, der

auch dafür spricht: Der Schüler soll auch ohne Gegenwart eines Lehrers oder anderen Helfers lernen, eine Arbeit zu leisten und darin sein Mögliches zu thun. Gewinnt er hierin über seine sonstigen augenblicklichen Neigungen die Herrschaft, so bildet sich in ihm ein fester Wille und somit der Charakter. Hier aber leuchtet klar hervor, daß nur dann die häusliche Arbeit sittlichen Wert hat, wenn der Schüler imstande ist, dieselbe zu bewältigen und zwar allein. Es dürfte sich wohl empfehlen, für Sommer und Winter bestimmte Stunden für die häuslichen Aufgaben festzusetzen und ihre Einhaltung streng zu überwachen; die Hilfe der Eltern wäre hierzu anzurufen, und die Jungen dürften sich um diese Zeit nicht auf der Straße ꝛc. betreten lassen.

Wenn also irgendwo, so hat ganz besonders hier der Lehrer nötig, Maß zu halten, denn mit dem sittlichen Wert verlieren übertriebene häusliche Aufgaben auch jeden unterrichtlichen Wert; und was soll der Schüler von dem Lehrer denken, von dem er sich sagen muß, daß ihm entweder die Fähigkeit abgeht, oder der gute Wille, ihn zu führen, ohne Überbürdung und mit weiser Schonung seiner Kräfte: Achtung und Liebe werden so nicht gesäet; und wie kann man von den Eltern erwarten, daß sie das Ansehen der Lehrer bei ihren Kindern aufrecht erhalten, wenn sich ihnen nicht die Überzeugung aufdrängt, daß jenen das Wohl ihrer Kinder wirklich am Herzen liegt und daß sie sich nicht durch Überlastung der Kinder die Arbeit erleichtern?

Was das Maß für die verschiedenen Klassen — resp. Altersstufen anbelangt, so hat die darmstädtische Kommission für die im allgemeinen zu beanspruchende Zeit folgende Maximalgrenze festgesetzt:

3.—1. Vorschulklasse: 30—40 Min. pro Tag = 3—4 Stunden pro Woche;
VI & V: 1 Stunde „ „ = 6 „ pro Woche;
IV & IIIb: 2 Stunden „ „ = 12 „ pro Woche;

IIIa, & IIb: 2½ Stunden pro Tag = 15 Stunden pro Woche;
IIa, Ib & Ia: 3 „ „ „ = 18 „ pro Woche;

Die „Allgemeinen Vorschriften“ für Elsaß-Lothringen bestimmen in § 13 des Regulativs als „höchstens“ zu beanspruchende Zeit.

Während der Lebensjahre:	Entsprechend der Klasse:	Häusliche Arbeitsstunden:
7,8	— 3. u. 2. Vorschulklasse	— 6/2
9	— 1. „	— 5—6
10,11	— VI. & V. Realkl. 6. u. 5.	— 8
12,13,14	— IV. & III. „ 4.,3.,2.	— 12
15,16,17,18	— II. & I. „ 1.	— 12—18.

In betreff der Vorschulen giebt das preußische Unterrichtsministerium als Norm:
3. Vorschulklasse: ½ Stunde pro Tag = 3 Stunden p. W.
2. u. 1. „ : 1 „ „ „ = 6 „ „ „.

Für die übrigen Klassenstufen sind allgemeine Bestimmungen noch nicht gegeben, werden aber hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Einstweilen würde es sich empfehlen, für die preußischen höheren Lehranstalten, obige Zahlen von ziemlicher Übereinstimmung in den betreffenden Konferenzen der einzelnen Schulen ebenfalls zu Grunde zu legen.

Überall nun wird es den Ordinarien zur strengen Pflicht gemacht, darüber zu wachen, daß diese Maxima im allgemeinen nicht überschritten werden, und in letzter Instanz ist es wieder den Direktoren anempfohlen, hierüber zu wachen, resp. die Ordinarien anzuweisen und nötigenfalls zu unterstützen. Um diese Überwachung überhaupt möglich und wirksam zu machen, sollen die häuslichen Aufgaben für jeden Tag und für jede einzelne Stunde von dem betreffenden Lehrer eigenhändig in eine besondere Rubrik des Klassenbuches eingetragen werden.

Ferner empfiehlt namentlich die darmstädtische Kommission ein öfteres Besprechen des Direktors, der Ordinarien und der

einzelnen Fachlehrer mit urteilsfähigen Eltern, um festzustellen, ob die für die verschiedenen Arbeiten angesetzte Zeit auch wirklich ausreicht, was man indessen auch von einzelnen zuverlässigen Schülern erfahren kann; ebenso um zu bewirken, daß die Schüler im allgemeinen die günstige Tages- resp. Abendzeit, im Sommer und Winter, auf die häuslichen Aufgaben verwenden. Sehr anempfohlen wird für die unteren und mittleren Klassen eine womöglich allgemeine obligatorische, oder doch wenigstens fakultative aber unentgeltliche Arbeitsstunde, oder Aufsicht; doch anerkannt, daß deren Beschaffung durch Staatsmittel, auf Kosten der Gemeinde oder von Stiftungen nicht überall erreichbar sein würde, jedenfalls auch nicht zu einer weiteren Belastung der Lehrer ohne entsprechende Vergütung gereichen dürfte. Vielleicht, so meint man, könnte man die betreffenden Stunden durch Konzentration des Unterrichts, resp. Kürzung der Klassenpensen und Verminderung der Pflichtzahl der Lehrstunden der betreffenden Lehrer, herausschlagen. Die Schüler der oberen Klassen würden jedenfalls so weit geschult sein, um ohne jede Hilfe und für sich allein arbeiten zu können. Die Arbeitsstunde würde natürlich gewissenhaft benutzt werden müssen, um die Schüler zu selbständiger Arbeit zu bringen.

Jedoch diese Arbeitsstunde ist für uns zur Zeit wohl unerreichbar und also Teil von jenem Ideal, das die Arbeit der Schule dieser auch allein zuweist, und dann ihr die Schüler, gleichwie in einem Internate, für die Zeit des ganzen Tages, mit Ausnahme der Mittagsstunden, resp. Mittagsmahlzeit, aufbürden möchte.

In betreff der Mittagszeit, der Sonntage und der Ferien ist die in den „Allgemeinen Vorschriften für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen,“ § 13, weiter gegebene Anordnung so sehr in Übereinstimmung mit anderseitigen Forderungen, daß es sich empfiehlt, dieselbe hier einfach wiederzugeben. Es heißt dort:

„Vom Vormittag zum Nachmittag desselben Tages dürfen „keine Arbeiten aufgegeben werden. Der Sonntag ist „von Schularbeiten ganz frei zu halten. Für die Dauer „der Pfingst- und Weihnachtsferien dürfen keine Arbeiten

„aufgegeben werden. Für die Dauer der Oster= und „Sommerferien sind Aufgaben in mäßigem Umfange zu= „lässig; den Schülern der oberen Klassenstufe soll während „dieser Ferien Zeit bleiben zu freiwilligen Arbeiten."

Mit diesen Bestimmungen wird sich wohl jeder Lehrer in Übereinstimmung fühlen, der es ernst meint mit dem Wohl der Jugend. Andere Einzelheiten müssen durch Zusammenwirken der Kollegien in allgemeinen und in besonderen Konferenzen, Fachkonferenzen, klargestellt und geregelt werden. Allgemeine Forderung, von vornherein aufzustellen, ist noch, daß Diktate von Lernstoff gar nicht und Kopien von ungenügenden Arbeiten nur in beschränktem Maß vorkommen sollen.

Denn wenn z. B. ein Aufsatz 3—xmal im Konzept und vielleicht ebensovielmal ins sogenannte Reine geschrieben werden muß, und dies kommt vor, oder es wird in ähnlicher Weise mit den fremdsprachlichen Exerzitien verfahren, so ist der Wert solcher Arbeiten vollständig vernichtet und Segen in Unsegen verkehrt. Sollte die naturwissenschaftliche Wahrheit, daß der Muskel nur wächst und sich zweckgemäß weiter entwickelt, der weder zu wenig, noch zu viel geübt wird, der weder durch träge Ruhe erschlafft, noch durch Überbürdung ermattet; sollte eine solche Wahrheit nicht auch Anwendung finden auf das unendlich viel feinere System des Gehirns und der Nerven? Doch das Gebiet, welches hier in Betracht kommt, das Leben und Weben in diesen Drahtleitungen zwischen leiblicher und geistiger Welt, ist ja noch ziemlich dunkel und unbekannt, selbst den Berufensten, als daß man nicht auf seine Kosten sündigen könnte, als daß man es besonders beachten, schonen und pflegen sollte. Was der Mensch nicht kennt, das „estimiert" er nicht.

Und weiter, wenn ein Schüler eine gegebene Aufgabe im gegebenen Augenblick nicht leisten kann, oder wenigstens nicht zur vollen Zufriedenheit löst, so lasse man ihn dasselbe einmal wiederholen. Kann er es noch nicht leisten, so verlange man einfach nicht das Unmögliche — ultra posse nemo obligatur

es kommt für beide Teile kein Gewinn dabei heraus. Und nun gar vielleicht noch den Schüler bestrafen — weil er ein Gegebenes nicht leisten kann — das ist eine Ungerechtigkeit und eine Unklugheit. Natürlich wird hier vorausgesetzt, daß der Lehrer es versteht sich zu überzeugen, ob der Schüler sich auch ehrlich angestrengt hat. Ist der gute Wille vorhanden und weiß der Lehrer, daß er bei einem bestimmten Schüler stärker ist als die Neigung zu Trägheit und zu Genußsucht, dann muß auch der Lehrer wissen, wann es Zeit ist, mit der betreffenden Forderung nachzulassen. Man lasse dann den Schüler für diesmal in Ruhe, vielleicht macht er es das nächstemal besser, wenn nicht und wieder nicht — dann ist der Schüler eben nicht an der Stelle, resp. für seine Klasse nicht reif, wenigstens nicht für die nächst höhere. Natürlich vorausgesetzt wieder, daß die Anforderung dem ganzen jeweiligen Standpunkt der Klasse entspricht. Dies gilt namentlich von den sprachlichen Fächern und insbesondere vom deutschen Aufsatz.

Im Rechnen und den mathematischen Disziplinen gilt das oben Gesagte, daß nämlich in sämtlichen höheren Schulen die Ziele und Pensen zu hoch gesteckt und zu weit gespannt sind, und daß darum vielfach der Unterricht den Jungen über die Köpfe weggeht, d. h., daß sie ein Gegebenes einfach nicht begreifen, nicht verstehen, nicht fassen und darum nicht können? Was darin aber nicht begriffen wird, ist als einfach nicht vorhanden gewesen zu betrachten — eine Lücke im Aufbau!

Wo aber im Aufbau Lücken sind, da wird der ganze Bau unsicher, da baut wenigstens teilweise der Baumeister auf Luft — die mathematischen Disziplinen aber, überhaupt die exacten Wissenschaften bauen mit einem Material, das weder zu ganzen, noch zu halben Luftschlössern taugt.

Jedenfalls ist bei den mathematischen Disziplinen eine solide Fundamentierung die Hauptsache, und dann muß eine ebenso solide Weiterführung der einzelnen Stockwerke folgen. Darum unterrichte man so elementar als möglich, setze bei weiteren Erklärungen immer wieder nichts voraus, oder vielmehr, wiederhole so oft als möglich alle Nebenbeweise, die den Hauptbeweis

stützen, und überzeuge sich, ob die Schüler, selbst die schwächsten, alles verstanden haben. Hier heißt eben verstehen so viel wie können.

Häusliche Aufgaben in diesen Fächern dürfen darum nur auf wohlerklärten und wohlverstandenen Wahrheiten beruhen. Hiernach darf der Lehrer nicht aufgeben, ohne die Aufgabe vorbereitet zu haben, und nicht weiter schreiten, ohne voll begriffen zu sein!

In bezug auf Aufgaben allgemeinen Charakters sind noch zwei Arten zu erwähnen. Es sind das Probearbeiten in der Klasse, welche umfangreiche häusliche Repetitionen erfordern, wie z. B. Extemporalien in Geschichte, Geographie und etwa noch beschreibenden Naturwissenschaften, vielleicht auch in Religion; und dann die leidigen Strafarbeiten.

Was die ersteren betrifft, so läßt sich ein guter Unterricht in den genannten Fächern recht wohl erteilen und ein sicherer Erfolg erzielen, ohne daß dieselben dazu beitragen, das Schreibwerk zu vermehren. Kurze, klare und richtige mündliche Antworten auf eben solche Fragen von seiten der Lehrer, oder auch zusammenhängende Auseinandersetzungen, z. B. über ein gegebenes Land im ganzen, oder über einen Abschnitt aus der Geschichte, oder eine hervorragende Persönlichkeit derselben, alles mündlich, ist wohl vollkommen hinreichend und kostet weniger Zeit und weniger Kraft der Augen. Gegen das zu viele Schreibwerk wird mit Recht häufig geeifert.

Was nun den zweiten Punkt, die Strafarbeiten, anbelangt, so sollte nachgerade hierüber jedes weitere Wort überflüssig sein; die Gründe dagegen sind auch so zahlreich und treffend, daß sie hier und da durchschlagend gewirkt und alle Strafarbeiten einfach beseitigt haben. Zunächst soll jede Arbeit an und für sich nicht eine Strafe sein, sondern, in richtiger und maßvoller Bethätigung geistiger und leiblicher Kraft, eine Lust und ein Segen; dann soll das Schwergewicht in der Hauptsache für jedes Fach in die Schule verlegt werden und da durch häufige Wiederholung und Auffrischung das Gedächtnis in der betreffenden Sache gestärkt werden; ferner soll man einen Schüler, wie oben gesagt,

man [illegible] die [illegible]. Ist er faul und unaufmerksam, so giebt es andere Mittel. Ist er zu schwach, so muß er am Ende [illegible] [illegible]. Schreibwerk aber ist so schon genug vorhanden, und der hohe Prozentsatz der Kurzsichtigen bei uns Deutschen ist wahrlich eine ernste Mahnung. Also darum fort mit allen Strafarbeiten — man kann auch ohne sie auskommen; ich wenigstens habe die Erfahrung seit langen Jahren gemacht und freue mich, [illegible] übereinstimmende Urteile gehört und gelesen zu haben, wie dies thatsächlich der Fall ist. Wenn man die Strafarbeiten endlich aus der Welt schafft, so geht man auch besonders wieder der Gefahr diesbezüglicher Übertreibungen aus dem Wege. Aus eigener und fremder Erinnerung tauchen manchmal noch Schreckbilder solcher Übertreibungen aus längstverklungenen Zeiten auf und werfen verdunkelnde Schatten auf die Namen ihrer Erzeuger, die doch sonst in dem Gedächtnis des an Jahren Vorschreitenden in jenem heiteren Lichte sich malen, das überhaupt den Erinnerungen an die Jugendzeit eigen ist; und der damalige eigene Jammer um die verkümmerte Freiheit wandelt sich in blasses Erbarmen über den wahnbethörten anderen Orbilius. Z. B.: Ein Junge hat ein-, zwei-, drei-, dutzendmal einen Satz, wie — „der Mensch soll Tugend üben und Weisheit lernen" — oder auch ein-, zwei-, dreihundertmal ein Wort, wie — Vergeßlichkeit — zu schreiben gehabt. In welchem Lichte mochten ihm Weisheit und Tugend erscheinen, und wie gut ist es, daß die Jugend so reich ist an Vergeßlichkeit und Vergessen von Unrecht und Thorheit, worüber sie manchmal geseufzt hat! (Schluß folgt.)

II.

Auguste Comte und seine Freundin Clotilde de Vaux.

Von Dr. Hugo Göring.

(Schluß.)

Erster Brief. — Lucie an Frau M.

Meine Teure! Ich schreibe Dir aus Malzéville, wo ich mich einige Monate aufzuhalten gedenke. Zur Stärkung meiner

Lunge bedurfte ich gesunder Luft und Milch. Unsere werten Freunde haben dies als Vorwand benutzt und mir das Anerbieten gemacht, ihre freundliche Einsamkeit mit mir zu teilen. Wie liebe ich diese vortrefflichen Menschen! Könnte ich ihnen doch gleich sein oder ihren inneren Frieden in mein Herz dringen lassen! Dennoch fühle ich mich hier wohler; nichts ist so gesund wie der Anblick einer schönen Natur und dieses arbeitsamen, gleichmäßigen Lebens, welches dem Geiste Ruhe gebietet.

Der General erwartet in nächster Zeit die Ankunft seines Nachbarn, der für den Wohlthäter dieser ganzen Gegend gilt. Es ist ein junger Mann von 26 Jahren, Besitzer eines schönen Vermögens und aufrichtiger Anhänger freisinniger Ideen. Seine Mutter, die er über alles liebt und von der man auch viel Gutes sagt, lebt bei ihm.

Du forderst mich auf, die Blumen zu pflegen und mich weniger mit Musik und Lektüre zu beschäftigen. Ach, meine Liebe, sind das nicht die einzigen Zerstreuungen, die mir noch bleiben? Nachdem ich der Freundschaft meinen schwachen Tribut gezahlt, nachdem ich dem General einige Stellen aus seinen Memoiren vorgelesen, nachdem wir zusammen große und ernste Erinnerungen wachgerufen, oder wenn ich mit unserer Freundin deren kleine innere Sorgen geteilt habe, so erwacht in mir von neuem das Bedürfnis, zu fühlen und zu denken, was die Haupttriebfeder meiner Existenz geworden ist. Giebt es doch selten eine Frau, die wie ich nur das ruhigste und einfachste Leben liebt. Welche noch so glänzenden Vergnügungen hätte ich nicht mit Freuden den Pflichten und dem Glücke der Familie geopfert! Welche Erfolge wären mir nicht wertlos erschienen gegenüber den Liebkosungen meiner Kinder! O, meine Freundin! Es ist das Gefühl des Mutterglückes, welches sich so jung und ungestüm in meinem Herzen erhebt! Ist diese Liebe, die alles andere überlebt, nicht dem Weibe gegeben, um es in seinem Schmerze wieder aufzurichten?

Zweiter Brief. — Moritz an Roger.

Endlich, teuerer Roger, habe ich diese ebenso großherzige wie unglückliche Frau gesehen, deren Du mit Stolz erwähntest.

Sage nicht, ihr Würfel sei gefallen, wenn ich Dir den Eindruck schildere, welchen der Anblick dieser jungen und schönen Märtyrin unserer ungerechten Gesellschaft auf mich gemacht hat. Luciens rührend edles Wesen, ihr Geist, ihre Anmut, alles trägt das Gepräge tiefen Kummers. Man fühlt bei ihrem Anblick, daß sie großmütig sein muß, wenn sie lieben soll, und doch ist sie ja frei vom Standpunkte der Ehre und Vernunft. Welch unbegreiflicher Widersinn der Gesetze kann dieses reine, verehrungswürdige Wesen in der Gesellschaft an einen Verbrecher ketten, den es mit Abscheu von sich stoßen muß!.

Was nennt man gesellschaftlichen Tod? Ist es nur ein Trugbild? Zu welchem Zwecke fesselt die Gesellschaft eine Gattin an einen Mann, der nur noch Bastarde zeugen kann?

Mit welchem Rechte legt sie einem ihrer Glieder die Vereinsamung und den Cölibat auf? Weshalb verurteilt sie es zur Unnatur?

Es kommt mir vor, als stände ich vor Richtern. Roger, mein Blut gerät in Wallung, wenn ich sehe, wie oft die Gleichgültigkeit der Menschen Unglück und Unterdrückung hervorbringt.

Ich habe soeben ein Belvedère mit der Aussicht auf Malzéville herrichten lassen: von da aus erkenne ich mit dem Fernglas genau das hübsche Haus des Generals. Gestern sah ich Lucie am Wasser sitzen; in ihrer Haltung sprach sich Schwermut und Niedergeschlagenheit aus. Es schien mir, als richtete sie ihren Blick oft nach Süden. Als ich sie so in ihrer Anmut und ihrem Schmerze sah, fragte ich mich widerwillig nach dem geheimnisvollen Eindruck, den gewisse Dinge auf unser Herz machen. Wie kommt es, daß so oft ganz gewöhnliche Frauen geistvolle Männer fesseln und der Gegenstand einer wahren Vergötterung werden? Wie kommt es auch, daß Edelmut und Anstand mancher Frauen so oft gegen Selbstsucht und Rohheit anzukämpfen haben? Man muß auf die Lösung dieses Rätsels verzichten.

Da Du eine neue Beschreibung von Oneil wünschest, so kann ich Dir sagen, lieber Roger, daß ich daraus eine der

hübschesten Besitzungen des Departements geschaffen habe. Man erzählte mir dieser Tage von einem Streit, den kürzlich die Bewohner der benachbarten Gemeinde mit einem alten, verarmten Edelmanne hatten und dessen Gegenstand ich gewesen sein soll. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die Entscheidung der Frage, ob man Oneil „Schloß“ nennen und das erste Stück gesegneten Brotes seinem Besitzer verehren sollte. Ich habe den Streit dadurch geschlichtet, daß ich die Messe nicht besuchte und das ganze Land mein Thal nannte.

Dritter Brief. — Moritz an Roger.

Nie, lieber Roger, nie wird eine andere Frau so edle und erhabene Empfindungen in mir erwecken, wie sie der bloße Anblick Luciens in mir hervorruft. Freund, Du hast wahr gesprochen; vergebens stellen Gesetze, öffentliche Meinung und Welt eine dreifache Schranke zwischen uns auf: die Liebe wird uns vereinigen, ich fühle es. Wer kennt besser als Du mein Herz mit seinen Wünschen und seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das Alltagsglück? Ach! vor meiner Begegnung mit Lucie habe ich oft empfunden, wie gefährlich es ist, seine Gefühle zu läutern.

Soeben hat meine Mutter ihren Besuch in Malzéville gemacht. Ich gestehe Dir: ich war begierig zu wissen, welchen Eindruck Lucie auf sie machen würde. Bei unserer Ankunft vor dem Gitter des kleinen Parks sahen wir sie einen Rosenstock veredeln. Sie war weiß gekleidet; ein großer Gartenhut bedeckte leicht ihr Haupt, ein schlichtes grünes Band umschlang ihre feine, schlanke Taille. Man könnte sie das anmutigste Bild der Galatea nennen. Ich war überrascht, keine Spur von Rührung auf dem Gesichte meiner Mutter zu bemerken: Sie, die sonst so wohlwollend und gern bewundert, sie blieb gemessen und kalt während der ganzen Dauer unseres Besuches; die Worte „Pflicht“ und „Ehre“ brauchte sie bei allen ihren Wendungen. Zum ersten Male wurde es mir klar, wie viel Bitterkeit und Unversöhnlichkeit der Gesinnung in der Eifersucht der Frauen untereinander liegt. Mit dem feinen Takt, welchen

die Gewohnheit des Leidens verleiht, ging Lucie unter einem leichten Vorwande noch vor uns weg. Hätte ich doch gewagt, ihr zu folgen, mich zu ihren Füßen zu werfen und die Worte meiner Mutter zu widerrufen!

Roger, dieser Augenblick entscheidet für immer über mein Schicksal. Ich habe eingesehen, daß es nur mir zukommt, dieses zarte Opfer dem Unglück zu entreißen. Mögen die Vorurteile schwinden, die uns entgegenstehen! Ich fühle mich stark dem Mißtrauen und dem Tadel der Neider gegenüber: könnte ich es doch ebenso gegenüber dem Edelmute und der Größe Luciens sein!

Vierter Brief. — Moritz an Roger.

Man möchte Bildung und Aufklärung fast verwünschen, wenn man sieht, wie gering die Anzahl derer ist, die einen klaren Kopf und ein reines Herz haben. Ich kann Dir nicht sagen, wie viel kleinlichen und widerwärtigen Anfeindungen ich Luciens wegen ausgesetzt bin. Dabei ist es das Empörendste, daß doch die äußerliche Ehre auf seiten dieser Moralverdreher bleibt, die sich mit einer Menge von Trugschlüssen aufblähen. Es scheint in der That, als sollten nur schmachvolle Kämpfe mit Erfolg gekrönt werden.

So eben hatte ich mit meiner Mutter eine peinliche Unterredung, welche nur zu sehr meine Auffassung von Selbstverleugnung bestätigt hat. Es ist dies eine herrliche Tugend, die nur leider viel lieber Genüsse sucht, als Opfer bringt. So traf ich vor kurzem in einer Gesellschaft die Gräfin ......, deren Mann im Zuchthause sitzt. Sie war vierundzwanzig Jahr alt, als ihr dies Unglück widerfuhr. Sie zeichnete sich durch hervorragende Anmut und Liebenswürdigkeit aus. Der würdige L..... gewann sie lieb und vereinigte sich mit ihr. Es ist unglaublich, wie viel sie von ihrer eigenen Familie infolge dessen ertragen muß, wie sie mir erzählte. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, da ich die freisinnigen Ansichten ihrer Angehörigen kannte, antwortete sie mir: „Sind Sie noch nicht über die Anfangsgründe der Menschenkenntnis hinaus?

Man gestattet mir wohl Atheistin zu sein, aber nicht auf die Sakramente zu verzichten."

So viel ist gewiß, mein werter Roger, daß diese wunderbare Menschheit ihre Schuld an die Affen noch nicht abgetragen hat, von denen einige Gelehrte ihre direkte Abstammung herleiten.

Fünfter Brief. — Moritz an Lucie.

Was haben Sie gethan, Lucie? Welcher unselige Gedanke hat Sie bestimmt, sich von mir zu entfernen? Vergebens suchte ich mir Ihr Schweigen zu erklären; es drückt mein Herz wie eine schwere Last. Und doch haben Sie noch gestern meinem Leben neuen Wert verliehen. Ihre Seele schien wieder Hoffnung zu schöpfen. Als mir am Ufer des Sees eine geringe Gefahr drohte, eilten Sie mir zu Hilfe, ohne, wie es schien, die Anwesenheit derer zu scheuen, die uns umgaben. Wie schön waren Sie in diesem Augenblicke und wie groß erschienen Sie durch Ihre Selbstverleugnung! Haben Sie denn nicht in allen Blicken die Begeisterung gelesen, deren Gegenstand Sie waren? O Lucie! Man brauchte Sie nur zu schildern, wie Sie sind, um das Herz meiner Mutter zu rühren, — und welches unbegreifliche Geschick trennt uns noch? Aber wären Sie vielleicht doch nicht das engelgleiche Weib, welches ich in Ihnen zu ahnen glaubte? Sollten Sie etwa doch nicht einer edlen Liebe fähig sein? Vielleicht .....? doch wozu alle diese Zweifel? Sie allein können mir die Ruhe wiedergeben, die Sie mir geraubt. Ich erwarte eine Zeile, ein Wort von Ihnen, welches mich über Ihr Vorhaben aufklärt. Denken Sie daran! Ich stehe nicht für mich, wenn Sie fortfahren, mich durch Ihr Schweigen zu beunruhigen. Manuel reitet sofort in größter Eile nach Paris: in zehn Stunden kann ich Ihre Antwort haben.

Sechster Brief. — Moritz an Roger.

Mußte es denn so kommen, Roger? Wenn man sie kennt, wenn man weiß, was dieses edle Herz, dieser hohe Geist in sich

birgt: wie entsetzlich ist es dann, in wenigen Stunden einen solchen Verlust beklagen zu müssen! Möge mein Unglück ewig auf diejenigen zurückfallen, die es verursacht haben! Als ich ihr vorwarf, was ich um sie gelitten, erlag sie fast der Übermacht ihrer inneren Kämpfe und ihrer Liebe. Wie ein Wahnsinniger irre ich nun um das Haus des Generals und bestürme unaufhörlich seine Dienerschaft mit Fragen, erhalte aber nur unbestimmte aufregende Antworten. Zum Glück weiß der Arzt nicht, wer ich bin: dreimal erschüttert er jeden Tag mein Herz durch die Wahrheit. So eben verließ ich ihn, sein Blick war so traurig, er sah so niedergeschlagen aus, daß ich ihn beschwor, mir auch das äußerste Unglück nicht zu verheimlichen. Er versicherte mich, daß sie noch lebe; aber sie geht einer furchtbaren und unvermeidlichen Krisis entgegen.

Nachschrift: Sie ist gerettet! Man muß lieben, wie ich liebe, um den Zauber eines solchen Wortes zu begreifen; ich warf mich dem Arzte zu Füßen; ich bat ihn um seine Freundschaft. Vergebens bewahrt er seine ernste Miene: ich wäre im stande, in seiner Gegenwart Thorheiten zu begehen. Er ist ein bedeutender Mann: er spricht von Lucie mit einer Begeisterung, die der meinigen fast gleichkommt. Eines nur hat mich überrascht: Er beobachtete mich oft mit Erstaunen, — es scheint, als wolle er mir ein Geheimnis anvertrauen. Vergebens habe ich mehrmals versucht, ihn zur Äußerung seiner Gedanken zu bewegen. Immer bricht er unser Gespräch über Lucie mit dem Satze ab: „Die Gesellschaft hat sehr viel schuld.“

Ich habe oft beobachtet, daß Männer dieses Berufes, die durch ihre umfassende Erfahrung in so hohem Grade befähigt sein könnten, gesellschaftliche Reformen zu unterstützen, viel zu vorsichtig und ängstlich sind. In wie bedeutendem Maße könnten die Gesetze verbessert werden durch das bloße Gewicht gewisser Thatsachen der Wissenschaft, die dem Laien ewig verschlossen bleiben! Ich wünschte, daß ein tüchtiger Arzt seine Memoiren veröffentlichte. Das wäre nach meiner Ansicht ein Buch, welches der Menschheit sehr großen Nutzen bringen müßte.

Siebenter Brief. — Moritz an Roger.

Freund, ich habe sie wiedergesehn! Man wagt kaum zu glauben, daß sie noch der Erde angehört, so durchgeistigt und überirdisch erscheint ihre Schönheit.

Sie war damit einverstanden, ihren ersten Spaziergang an meinem Arme zu machen. Ich wunderte mich über die Einfachheit, mit welcher sie mir ihre Leiden schilderte. Wenn ich nicht irre, belebte ein Hoffnungsschimmer ihr Herz: doch ich konnte mir den Sinn vieler ihrer Worte nicht erklären. Als wir im Schatten der Ruinen einer kleinen Kapelle ausruhten, ging ein ländlicher Hochzeitszug an uns vorüber. Es sprach soviel Glück und sorgloser Frohsinn aus den offenen Gesichtern, daß ich mich einer bitteren Bemerkung über unser Schicksal nicht enthalten konnte. Lucie erzitterte bei meinen Worten. „O, mein Freund", — flüsterte sie, — „jene sind nur glücklich, weil ihr Glück niemanden verletzt oder kränkt." Ich sah sie betroffen an: Ihr Gesicht war leicht gerötet, sie legte meine Hand auf ihr Herz, dann sagte sie mit ernster, aber bewegter Stimme: „Moritz, unser Unglück würde uns vergebens antreiben, uns gegen die Gesellschaft aufzulehnen; ihre Gesetze sind groß und würdig wie die Arbeit der Jahrhunderte; es ist großer Herzen unwürdig, die Stürme, die sie selbst in ihrem Innern erschüttern, nach Außen wirksam zu machen." Ich wollte ihr antworten, allein sie deutete mir durch eine Handbewegung an, daß sie sich schwach fühlte. Die Dämmerung brach an. Der würdige Arzt, der schon besorgt war, da er Lucie nicht hereinkommen sah, kam mir entgegen und half mir, sie bis zum Eingange des Parkes von Malzéville zu führen, wo wir uns trennen mußten. Roger, was mich erschreckt, ist weniger das Zusammentreffen der mich umgebenden Hindernisse, als Luciens eigene Größe der Gesinnung! Das sind, ich fühle es, keine leeren Vorurteile, denen eine solche Frau in diesem Maße die heiligsten Wünsche ihres Herzens opfern kann!

Achter Brief. — Lucie an Frau M.

Meine teure Freundin! Ich schöpfe neue Hoffnung, seitdem ich zum Leben zurückgekehrt bin: Moritz ist bereit, mit einer einflußreichen Stimme gegen den widernatürlichen Gesetzeszwang, der uns trennt, aufzutreten. Seine Mutter hat mich an ihr Herz gedrückt; nie werde ich die schönen Empfindungen vergessen, die sich in jenem Augenblicke mit meinen Erinnerungen verbanden! O meine Teure! Die Liebe eines herzensreinen, zartfühlenden Mannes ist eine Empfindung von überwältigender Macht. Wie viel Kraft und Mut brauche ich, um ihr zu widerstehen! Aber Moritzens Interesse und Ruhm liegen mir vielleicht mehr am Herzen als meine eigene Ruhe: auch hebt mich das stolze Bewußtsein, ihn ein edles Unternehmen wagen zu sehen; denn es scheint mir, als hätte ich meine Aufgabe wie eine echte Heldin erfüllt.

Erst gestern hat sich unser Schicksal entschieden. Wir hatten den Abend mit dem würdigen Arzte zugebracht, dessen sittliche Anschauungen ebenso human wie erhaben sind. Kaum hatte er uns verlassen, als Moritz mit Ungestüm meine Hand ergriff, sie an sein Herz drückte und beteuerte, mich der Welt zum Trotze beschützen und nie zugeben zu wollen, daß ich mich von ihm trenne. Ich sammelte meine Kräfte, um gegen seine zarte, aber stürmisch sich äußernde innere Bewegung anzukämpfen. Ich stellte ihm vor, daß die Pflicht ihm gebiete, meine Befreiung von der schmachvollen Fessel zu versuchen, indem er ein gerechtes und vernünftiges Gesetz fordere. Um ihn dazu zu bewegen, bediente ich mich der Argumente, denen sein edles Herz am meisten zugänglich ist. Ich schilderte mit Begeisterung den Segen, welchen die Gesellschaft aus diesem ehrenvollen Unternehmen gewinnen könne. Es wurde mir leicht, ihn für das Schicksal dieser jungen, schwachen, wehrlosen Wesen zu begeistern, welche ein verhaßtes Band zur Verzweiflung treiben kann. Er gab zu, daß die Mißbräuche der Gesetze aus der Gleichgiltigkeit der Menschen hervorgehen, und daß es immer ehrenwert und nützlich sei, gegen die Unterdrückung anzukämpfen.

Dann faßten wir unsere Lage nach allen Richtungen hin ins Auge. Moritz versicherte, daß ein Bund, wie ich ihn mit ihm schließen solle, zum Glücke genüge, und daß er ohne die geringste Reue dieser Welt entsage, welche die wahre Ehre den Vorurteilen opfere, die sie mit dem stolzen Namen der Konvenienz ausstatte. Ich gestand ihm, daß ich mich weder zu erhaben noch zu gering fühle, um der öffentlichen Meinung zu trotzen, und daß es nur angenehm sei, unsere Liebe mit der Achtung ehrenwerter Familien zu umgeben. Er bekämpfte rücksichtsvoll meine Ansichten; der Gedanke an seine Mutter verband sich in seinem Herzen mit allen ihm eigenen edlen Empfindungen. Zuletzt versprach er mir, an die Kammer einen Antrag zu stellen und dem Resultate mit Würde entgegenzusehen.

Ich stürzte dem geliebten Manne zu Füßen und weinte Thränen der Liebe und Dankbarkeit. Die Gewalt, die ich mir angethan, um mich zu beherrschen, hatte meine Kräfte so erschöpft, daß es mir schien, als wolle mein Leben entfliehen. Ich hatte den Wert desselben noch nie so empfunden wie in diesem Augenblicke!

O meine Teure! Du, die Du so ruhig und glücklich an der Seite des Mannes Deiner Wahl lebst, Du wirst alles verstehen, was in meinem armen Herzen vorgeht. Du weißt, wie wenig ich den lächerlichen Ehrgeiz der Frauen teile, die bei der Vorstellung zittern, daß sie niemals Abgeordnete sein können, und welche reiten, um zu beweisen, daß sie im Notfalle ausgezeichnete Dragoneroberste vertreten könnten. Und Du weißt auch, daß ich fähig bin, das Elend wirklicher Unterdrückung zu begreifen. Indem die Gesetze das bescheidene und wahre Glück der Frau schädigen, drängen sie dieselbe aus ihrer Sphäre und lassen sie bisweilen ihre erhabene Bestimmung verkennen. Henriette, welche Freuden gleichen denen der Selbstverleugnung? Ist es nicht unsere schönste Pflicht, den Mann unserer Liebe glücklich zu machen, gut und anspruchslos in der Familie, würdevoll und freundlich gegen andere zu sein? Ist das nicht der Beruf, der uns am besten kleidet? Der Familienkreis kann sich, wie mir scheint, in mancher Beziehung nach dem Vorbilde

der Gesellschaftskreise gestalten: und ist es hier nicht die Frau, welche ihnen Würde verleiht?

Neunter Brief. — Moritz an Roger.

Ein neuer Schmerz hat sie ergriffen: der Unmensch, welcher sie an sich fesselt, ist auf der Grenze verhaftet und in die Strafanstalt von Toulon gebracht worden, wo er seine Verbrechen abbüßen soll.

Dieses Ereignis, welches unserm Angriffe gegen das Gesetz große Bedeutung giebt, scheint dessen ungeachtet Luciens Mut niedergebeugt zu haben. Dieses zartfühlende Geschöpf brach vor Entsetzen über das furchtbare Verhängnis zusammen, an welches die Gesetze es knüpften. Der Name, den sie noch führt, war für sie mit Schimpf und Schande belastet und rief düstere Erinnerungen in ihr wach. Ihre grenzenlose Güte fügte noch das Mitleid zu ihren übrigen Qualen hinzu. Möge dieser grausame Kampf ihre Kräfte nicht vollends erschöpfen! Nein, ich fühle es, es kann nicht in der Absicht der Gesetze liegen, der Sittlichkeit und Vernunft Hohn zu sprechen! Die Gewißheit ist zu augenscheinlich: man wird die Fesseln sprengen, welche das reinste Wesen an einen Sträfling ketten.

Wie ich Lucie kenne, wird sie noch viel leiden; doch haben mich verschiedene Umstände über ihre Gefühle aufgeklärt, deren keines ich der Liebe opfern werde. Diese edle Frau wird als Mutter ebenso sein, wie sie als Geliebte ist. Sie leidet bei dem Gedanken, die Opfer, welche sie selbst bringen würde, ihren Kindern aufzuerlegen. Mögen ihre stillen Tugenden würdig belohnt werden! Ich will meine ganze Kraft und meinen Mut zusammennehmen, um meine Ungeduld zu beherrschen. O Roger, das Leben erlegt uns harte Prüfungen auf!

Ich schicke Dir hiermit eine Abschrift meines Antrages an die Kammer. Er lautet:

„Geehrte Herren Abgeordnete!

Die Gesetze sanctionieren gegenwärtig noch eine Ungerech-

tigkeit, deren Tragweite geradezu erschreckend ist. Erlauben Sie mir, dieselbe durch ein auffallendes Beispiel zu kennzeichnen.

Eine Frau von zweiundzwanzig Jahren, deren Herz rein, deren Ehre makellos ist, bleibt durch die Ehe an einen Sträfling gefesselt.

Fünfzehn Jahre Gefängnis, Schande, Verachtung, kurz alles, was die Tugend vom Laster scheidet, löst thatsächlich dieses verhaßte Bündnis.

Der Mann ist bürgerlich tot, die Frau tritt, nachdem die Gerichte sie für frei erklärt haben, den Besitz ihres Vermögens an, welches sie bereits verwaltet. Sämtliche Rechte bleiben ihr unbestritten, und doch muß sie dem höchsten Glücke entsagen, frei über ihr Herz zu verfügen.

Infolge einer unbegreiflichen Einseitigkeit der Gesetze steht diese Frau ohne Schutz zwischen zwei Abgründen, dem Unglücke und der Unsittlichkeit. Zu welcher Wahl soll man sie bestimmen? Soll sie, um sich mit einem nutzlosen Heldentume zu brüsten, der Liebe und dem Mutterglücke, diesen beiden schönsten und edelsten Vorrechten des Weibes, entsagen? Wenn die Vereinsamung wie ein Todesgesetz auf ihrer Seele lastet und sie antreibt, ein in der Gesellschaft Anstoß erregendes Verhältnis einzugehen, wer wird sie gegen das Mißtrauen der öffentlichen Meinung und gegen alle Gefahren einer zweideutigen Situation verteidigen? Zwischen diesen beiden Klippen droht noch eine dritte, an der jedes schwache und unterdrückte Wesen zu Grunde geht: das ist die Feigheit der Umgebung.

Meine Herrn! Ich ersuche Sie, Ihre Aufmerksamkeit auf diese hochsittliche Frage zu richten und ich beantrage ein Gesetz, welches die Scheidung auf Grund einer entehrenden Strafe zuläßt."

Zehnter Brief. — Moritz an Roger.

Unsere Herzen sind ruhiger; Lucie scheint glücklich darüber zu sein, daß ich Miene mache, mich dieser unseligen Gesellschaft zu unterwerfen. Möge sie die Frucht meiner Geduld ernten!

Vielleicht habe ich eine wirkliche Pflicht erfüllt. Seit einiger Zeit habe ich so viel gelitten, daß ich über vernünftiges Handeln kein klares Urteil mehr habe. Ich bin empört über die gesellschaftlichen Mißbräuche und über die Unterdrückung der persönlichen Freiheit, die mich mit solchem Entsetzen erfüllt, daß ich sie lieber fliehen als bekämpfen möchte. Wahrscheinlich steht Lucie mit ihrem Heldenmute der natürlichen Sittlichkeit viel näher als ich. Wenige Frauen vereinigen soviel Verstandesschärfe mit soviel Gemütsinnigkeit wie sie; sie ist ebenso edel und gesinnungsrein wie klar und geistvoll. Je mehr ich diese zartfühlende Seele kennen lerne, um so mehr steigert sich die Befürchtung in mir, daß ich ihre Liebe nie so werde vergelten können, wie sie es verdient.

Wie langsam rückt der Augenblick heran, der uns vereinigen soll! Ich liebe es, sie in ihren Beschäftigungen mitunter durch mein Eintreten zu überraschen. Sie hat sich diese Arbeiten geschaffen, um, wie sie sagt, die Zeit ihres Wartens zu verkürzen. Gestern fand ich sie bei der Abschrift eines umfangreichen, wertlosen Notenheftes, welches für Schüler bestimmt war. Als ich ihr meine Verwunderung darüber ziemlich unverhohlen aussprach, gestand sie mir schließlich, daß ihr diese Beschäftigung als Erwerbsmittel diene. Ich kann Dir nicht sagen, lieber Roger, welch peinlichen Eindruck diese Entdeckung auf mich gemacht hat. Ist es nicht die wahre Bestimmung der Frau, Haus und Herd treu zu verwalten, dem Manne ein trautes Heim zu schaffen und von ihm dafür alle Existenzmittel zu empfangen, die er durch seine Arbeit erwirbt? Ich sehe es lieber, wenn eine wenig bemittelte Familienmutter die Wäsche ihrer Kinder besorgt, als wenn sie ihr Leben aufreibt, indem sie die Produkte ihres Geistes nach außen hin zur Geltung bringt. Ich nehme natürlicherweise diejenigen Frauen aus, deren ungewöhnlich hohe Begabung über die Alltagsinteressen des Familienkreises hinausreicht. Diese müssen die freie Entwickelung ihrer Individualität in der Gesellschaft finden; denn die Bethätigung der eigenen Kraft ist das wahre Element hervorragender Geister.

Ich wünschte nicht, daß die Frauen nur an ihren Vätern,

Brüdern und Gatten ihren natürlichen Beschützer hätten, sondern daß sie, wenn ihnen diese Stütze fehlen sollte, durch die Regierung den Ersatz dafür fänden. Ich meine damit, daß der Staat Anstalten errichten müßte, in denen er verwaiste Frauen vereinigt und ihre verschiedenartigen Fähigkeiten zu verwerten sucht. Es giebt feine Arbeiten, die sich nur für Frauenhände eignen. Solche müßten in diesen Anstalten verfertigt werden, die den schwachen und vereinsamten Wesen wenigstens einen Schutz gegen Leiden gewähren, von denen sie außerhalb einer solchen Gemeinschaft des Lebens bedroht werden.

Unsere Städte hätten alsdann umfangreiche Bazars, in denen die reiche Frau sich ihren Putz aussuchen könnte. Man würde dann nicht mehr so viele durch aufreibende Arbeit erschöpfte Mädchen sehen, welche oft tagelang umherlaufen müssen, um diese anzubringen. Diese und ähnliche Maßregeln würden schon einigermaßen das richtige Verhältnis zwischen der Kraft und den Pflichten der Frauen herstellen, welche oft in so großem Widerspruche zu einander stehen.

Elfter Brief. — Moritz an Roger.

Wo findet man nur eine Spur von Gemüt in dieser blasierten, mattherzigen und sittlich entwerteten Gesellschaft? „Geld!“ — Das ist der Schlüssel zu ihrem Wörterbuche, dies das Wort, welches man notwendig in seinem ganzen Umfange erfassen muß, um sie zu verstehen. Ich hatte dem Grafen Z . . . unsere gegenwärtige Lage geschildert und von dem Schritte gesprochen, welchen ich der Kammer gegenüber gethan. Er glaubte mir einen Gefallen zu erweisen, indem er mich mit einigen Männern zusammenbrachte, die man geistreich nennt, ohne Zweifel deshalb, weil sie den letzten Rest des Gemütes dem Verstande geopfert hatten. Ich habe nicht geglaubt, daß die Verödung des Herzens einen solchen Grad erreichen könnte. Die allgemeine Unterhaltung dieser Leute gleicht einem Börsengeschäfte. Es ist ein merkwürdiges Ding, wenn es sich um die Bekehrung eines nicht Eingeweihten handelt.

Die gefällige Art, in der mich Graf Z.... in seinen Zirkel einführte, verlieh mir unwillkürlich einige Bedeutung. Dadurch, daß ich veranlaßt wurde, meine Ansichten und Gefühle auszusprechen, richtete sich die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf mich. Sie widerlegte meine philosophische Weltanschauung und meine sittliche Lebensauffassung. Sie beschloß, die Verhandlung abzubrechen, um sich meiner zu entledigen, als einer der bedeutendsten Männer unserer Zeit mich beiseite nahm. „Sie gleichen," sagte er zu mir, „einer Krähe, welche Nüsse abschlägt. Lassen Sie sich nicht irre machen. Sie haben so eben die Männer verletzt, welche Ihnen helfen konnten und wollten. Machen Sie Ihren Fehler schleunigst wieder gut und glauben Sie mir, daß nicht einmal ein Held mit 15000 Livres Jahresrente fähig ist, seinen Weg allein zu gehen." Eine solche Sprache überraschte mich dermaßen, daß ich dieser Autorität volle Freiheit ließ, sich auszusprechen. „Sie haben soeben," fuhr der Mann fort, „die Scheidung beantragt; Sie haben Ihre Argumente durch ein ziemlich überzeugendes Beispiel bekräftigt. Gewiß, Gerechtigkeit und Vernunft sind auf Ihrer Seite. Eine Gesetzesänderung, wie Sie dieselbe verlangen, würde ohne die geringste Schwierigkeit durchgehen und zu einer wahren Wohlthat werden. Und doch könnte man eins gegen hundert wetten, daß Sie die Bestätigung dieses Gesetzes nicht erlangen werden. Dies ist meine Überzeugung," fügte er hinzu, während ich eine schmerzliche Ungeduld niederkämpfte. „Sie sind allein daran schuld, Sie ganz allein. Den Riesen spielen wollen, die Priesterherrschaft leichtsinnig verachten, ihr die schuldige Ehrfurcht verweigern und als einzige Stütze das Lexikon veralteter Wörter ausbeuten, heißt das nicht freiwillig die Rolle des Thoren übernehmen und mit dem Hirschfänger in der Hand auf die Taubenjagd gehen? Sehen Sie, wären Sie nicht jung, so würde man Sie für wahnsinnig halten. Aber diese Schwachheit entschuldigt alles. Ich versichere Sie meiner Fürsprache bei dem Gesandten.... Sie haben Lebensart, eine edle Gestalt: Sie können durch ihn etwas erreichen. Sie lieben eine hervorragende Frau, Sie möchten ihr eine ihrer

würdige Stellung bieten: nun, glauben Sie mir: die Liebe kann sehr gut ohne Ehre bestehen.“

Als mein würdiger Mentor seinen Satz beendet hatte, warf er mir einen bedeutungsvollen Blick zu und entfernte sich. Ich ging, um den Grafen Z...., welcher so hoch über den Männern seiner Neigung steht, die Hand zu drücken; dann kehrte ich mit Erbitterung im Herzen nach Oneil zurück. Roger, ich werde sofort alles aufdecken, was jener Mann mir gesagt hat, und mich überzeugen, ob denn wirklich keine Spur von Gerechtigkeit und Ehre mehr in der gegenwärtigen Gesellschaft zu finden ist. Lucie ist zu rein und zu erhaben, um sich vor ihr beugen zu müssen.

Zwölfter Brief. — Lucie an Moritz.

Moritz, Sie sind groß und edel. Welches Herz wäre würdiger als das Ihrige, Vernunft und Gerechtigkeit zu begreifen? Sie, der beste und der großmütigste aller Männer, dem ich mit Freuden die Ruhe meines ganzen Lebens geopfert hätte, mögen erkennen, wie teuer und heilig mir Ihr Frieden gewesen ist! Wir würden umsonst den Kampf gegen das Schicksal noch länger fortsetzen, mein Geliebter: meine Seele erliegt seinen Schlägen. Als ich mich dem Glücke meiner Liebe zu Ihnen hingab, glaubte ich leider meinerseits Ihrem Leben dadurch einen Reiz zu verleihen. Lassen Sie mich meine letzten Kräfte aus dem großen und trostreichen Gedanken schöpfen, daß Sie den Reichtum Ihrer Liebe und Aufopferung der Gesellschaft widmen werden. Wie oft hat sich Ihr edler Geist beim Anblicke der Leiden der Welt entflammt! O Moritz! jede großherzige Gesinnung gewährt innere Befriedigung. Welche Lebensaufgabe ist größer und erhebender als die eines nützlichen Menschen? Erinnern Sie sich nicht, daß Sie schon oft arme Handwerker um eine Erfindung beneidet haben? Sie, der Sie viel mehr können als jene, wollen Sie müssig bleiben? Teurer, geliebter Freund, Sie müssen leben, um der Welt das Gepräge Ihres edlen Wesens aufzudrücken! Wenn ein Mann wie Sie in der

Gesellschaft sich erhebt, so muß er ihr entweder seinen Tribut an Tugend und Aufklärung entrichten, oder sich zum Schweigen und zur Gleichgültigkeit des Egoisten verurteilen! Ich kenne Ihre Seele, sie ist reich und voll Leidenschaft, stürmisch wie die Wolken eines schönen Himmels: Sie würden Ihr Glück nie in der Vereinsamung finden. Entsagen Sie deshalb nicht den Familienfreuden; Kinder werden Ihrem Leben neuen, großen Reiz verleihen. Es wird Sie glücklich machen, die edlen Keime zur Entfaltung zu bringen, welche sie von Ihnen erben werden. Ihre Herzenswärme wird sich in die jugendlichen Seelen ergießen. Alle werden Sie mit Achtung und Liebe umgeben. O Moritz! ist nicht in diesem einen Worte alle Glückseligkeit des Lebens enthalten?

Letzter Brief. — Dr. L. an Dr. B.

Mein alter Freund, ich bin mit Ihrem Vorhaben, sich Ihrerseits zu pflegen, durchaus einverstanden. Für uns, die wir an das Gute glauben, ist das Bild dieser jämmerlichen Gesellschaft, in der nichts Großes und Edles mehr gedeihen kann, ein schmerzlicher Anblick. Ich war soeben Zeuge eines jener Opfer, die Herz und Vernunft empören. Die unglückliche junge Frau, deren Geschichte ich Ihnen mitgeteilt habe, verschied gestern in meinen Armen; sie war gebrochen durch Schmerzen, deren Schilderung ich Ihnen vorenthalten will. Der Mann ihrer Liebe hat sie nur um einige Augenblicke überlebt: es schien, als hätte er erst seine Verzweiflung durchkämpfen wollen. Morgens suchte ich ihn zur Vernuft und Ruhe zu bringen; er erschoß sich an ihrem Sterbebette, ehe ich seinem verhängnisvollen Vorhaben entgegentreten konnte. Wer die interessante, aber unglückliche Frau gekannt hat, deren Verlust ich beklage, wird die verhängnisvolle Leidenschaft begreifen, die sie einflößte. Es war eine jener fein organisierten Individualitäten, bei denen Verstand und Gemüt vollkommen miteinander harmonieren. Keine Frau empfand tiefer als sie die Größe ihrer Aufgabe. Sie wäre eine vorzügliche Gattin und Mutter geworden. Als

sie in meinen Armen verschied, und dies in einem Alter, in welchem das Leben seinen Höhepunkt erreicht, erkannte ich die Ohnmacht des Menschen, das wieder gut zu machen, was er verschuldet hat.

III.

Wie soll und muß sich naturgemäß der erste Kursus der Geometrie auf der Bürger- und Mittelschule gestalten?

Von

Carl Cassau,
Lehrer der Mittelschule zu Lüneburg.

Motto: Non scholae sed vitae discimus.

„Kein der Geometrie Unkundiger trete hier ein!“ schrieb einst der göttliche Platon über den Eingang zu seiner Akademie. So hoch hielten die Alten diese Wissenschaft, und wenn heute irgend eine Disziplin auf der Bürger- und Mittelschule besondere Beachtung findet, so verdient sie in erster Linie die Geometrie, nicht nur, weil sie so vielfach in den Dienst des täglichen Lebens tritt — wie viele Handwerker haben sie nicht nötig, und welcher Gebildete dürfte ihr fremd bleiben? — sondern auch deshalb, weil sie sich in der Gegenwart zu einer Bedeutung erhoben hat, die über ihre ursprüngliche Stellung zum allgemeinen Wissen weit hinausgeht.

Das fühlte man längst, und darum räumten die allgemeinen Bestimmungen, die eine neue Ära anbahnten und hoffentlich noch lange im preußischen Staate und den Nachbarländern Geltung haben werden, ihr im Schulorganismus den entsprechenden Platz ein, so daß der Unterricht in ihr schon auf der drittobersten Stufe beginnt.

Man hat diesen ersten Unterricht in der Geometrie vielfach mit anderen Namen belegt, die mir jedoch keineswegs gefallen.

So trifft der für den ersten Unterricht in der Geometrie häufig gefundene Ausdruck „geometrische Formenlehre“ nicht zu, denn die Kinder sollen in diesen, der Geometrie gewidmeten Stunden, keineswegs nur Formen lernen, sondern sie sollen im Gegenteil gleich in das innerste Wesen der Wissenschaft einzudringen suchen; auch würde der Ausdruck Formenlehre auf der andern Seite viel zu viel sagen, als umfasse dieser Unterricht alle Formen, was doch thatsächlich nicht der Fall ist, da wir es hier nur mit den Anfangsgründen der ebenen Geometrie, der Planimetrie, zu thun haben, von der noch obendrein trigonometrische Formen ganz ausgeschlossen sind, wie auch nicht eine einzige elementare Formel hier Platz findet, denn die Form ist nicht nur körperliche, sondern überhaupt gestaltende Form, also auch Formel. Ebenso habe ich ganz mit dem andern so oft für diesen Gegenstand verwendeten Namen „geometrischer Anschauungsunterricht“ gebrochen, denn Anschauungsunterricht soll jeder Unterricht, vor allem aber der geometrische sein, nicht nur auf der Unterstufe, sondern in allen Klassen und unter allen Umständen, wenngleich die abstrahierende Thätigkeit, der Denkprozeß mit seinen Vorstellungs- und Kombinationsreihen von Anfang an auch zu ihrem Rechte kommen sollen.

Und nun zur Sache selbst! — Wenn, wie oben schon ausgesprochen ist, der ganze geometrische Unterricht vorwiegend auf Anschauung basieren soll, so darf dieses mit Recht vor allem wohl von dem Anfangs- oder einleitenden Unterricht in dieser Disziplin, also von dem ersten Kursus der Geometrie gelten. Wir haben es da anfänglich nur mit abgegrenzten kleinen Räumen zu thun und zwar nicht mit willkürlich abgegrenzten, sondern mit künstlich erzeugten Räumen, die aber das gesamte, im Anfange zu verwendende Baumaterial zu dem aufzuführenden geometrischen Kunstbau enthalten. Gewöhnlich beschränkt man dasselbe auf die regelmäßigen, sechs platonischen Körper, Tetraëder oder Vierflächner, Hexaëder oder Sechsflächner, Oktaëder oder Achtflächner, Dodekaëder oder Zwölfflächner, Ikosaëder oder Zwanzigflächner und Kugel, wenn man die letztere dazu rechnen will, auch Spitzsäule, Walze und prismatische Körper,

und zeigt auch hier in weiser Beschränkung den Meister. Die archimedischen oder halbregelmäßigen Körper sind überflüssig, lassen sie sich doch auf die regelmäßigen zurückführen.

Vor allem gilt dabei eins: die Unterrichts-Form ist die heuristische, sei es, daß sie sich über manche Gegenstände erotematisch, über andere aber dozierend auslasse. Jedenfalls ist das ganze Verfahren ein suchend-findendes, bald analytisch-zergliedernd, bald synthetisch-zusammensetzend; sowohl der Weg der Induktion vom Besondern zum Allgemeinen wird betreten, als auch derjenige der Deduktion vom Allgemeinen zum Besonderen. — Dem Kinde werden also vor allem keine fertigen Begriffe übermittelt, sondern diese werden im Verlauf des Unterrichtes erst gefunden, gebildet. Hat doch auch Archimedes selbst sein „Heureka — ich hab's gefunden!" erst nach langem Probieren und Sinnen gerufen. Gut ist es dabei, wenn Schwarz auf Weiß ein Lehrbuch oder ein nachgeschriebenes Heft in kurzen, numerierten, präzisen Sätzen die Resultate der gewonnenen Anschauungen zusammenfaßt; es ist für den häuslichen Fleiß unerläßlich. In meiner Praxis habe ich damit stets hübsche Erfolge erzielt.

Man thut wohl, als Vorbereitung zu den Betrachtungen am Hexaëder zuerst einen recht großen Körper in das Bereich der Betrachtungen zu ziehen, ein Haus meinetwegen oder einen Schulschrank. Die Schüler lernen hier die drei Dimensionen des Körpers — die vierte überlassen wir den spintisierenden Philosophen, die die Sprache zum Verbergen ihrer Gedanken erfunden zu haben scheinen! — bald auffassen, müssen sie doch, um den großen Gegenstand ganz zu sehen, den Kopf von unten nach oben oder umgekehrt bewegen, die Augen von rechts nach links wenden und, um die Tiefe zu finden, sich von vorn nach hinten bewegen. Auf den Raum im allgemeinen, den Weltenraum braucht man nur flüchtig einzugehen, Hauptsache bleiben die abgegrenzten körperlichen Räume. — Am Hexaëder tritt zuerst die Zahl der Flächen ins Auge; daher der Name Sechsflächner. Für Fläche wird keine lange Begriffserklärung gegeben; Fläche ist, was flach, d. h. eben, ist. Es ist nötig,

daß man zwei gleiche Hexaëder habe, aus denen später durch Aufbau ein Parallelepipedum herzustellen ist. Dann kommt auch die Form der Fläche zur Besprechung. Es ist ein Vierseit, Viereck; dabei wird auf die Ähnlichkeit aller Flächen, auch darauf hingewiesen, daß sie sich decken. Letzteres wird erwiesen durch Aufeinanderlegen des zusammenklappbaren Netzes, durch abhebbare Platten, durch Zeichnen und Ausschneiden in Karton. Der Begriff kongruent entsteht so von selbst, die Erklärung für den Kubus daneben. Das versetzt uns mit einem Schlage in medias res! — Als Grenzen der Flächen fungieren die Kanten und die (gedachten) Kantenlinien. Die beiden Hauptrichtungen der Geraden — diese wird vorläufig ohne Erklärung eingeführt — senkrecht und wagerecht, werden festgestellt. Hieran schließt sich die Einführung des rechten Winkels. Alles, was am Körper sich zeigt, wird an der Tafel vorgezeichnet, im Hefte nachgezeichnet. Die verschiedenen Lagen der Kanten und Kantenwinkel dürfen nicht vergessen werden; darauf mißt man die Kanten, und die Erklärung der Geraden ergiebt sich auf natürlichem Wege von selbst. Nachdem der rechte Winkel bekannt ist, kann auch der Begriff Rechteck eingeführt werden. Gewisse Kantenpaare laufen parallel; so wird auch das Parallelogramm ein geläufiger Ausdruck. Daß die Flächen des Hexaëders auch Quadrate heißen, ist zu merken, und die Erklärung von Quadrat aus dem Voraufgegangenen fest und unverrückbar festzustellen. Der Körper darf erst dann verlassen werden, wenn alle sich über jedes Verhältnis desselben klar auszusprechen im stande sind.

Am Tetraëder tritt das Dreiseit oder Dreieck auf und die dritte Hauptlage der Geraden als Schräge. Die Kongruenz der Dreiecke wird erwiesen und die Erklärung für Tetraëder gegeben. Die Wagerechte und die Schräge bilden den spitzen Winkel. Die Fläche des Vierflächners hat drei gleiche Seiten, ist ein gleichseitiges Dreieck, alle Winkel sind spitz, es ist ein spitzwinkliges Dreieck. Gleichseitige Vierecke und gleichseitige Dreiecke werden als regelmäßige Figuren eingeführt. Natürlicherweise hat bei jeglichem Körper jede Fläche, jede Kante, jede körperliche Ecke ihren Namen, der allen Schülern geläufig sein

muß. Beim Tetraëder wird der Ausdruck Spitzsäule, Pyramide zuletzt vorkommen. Damit ist der Übergang zum Oktaëder gefunden, welches aus zwei gleichen vierseitigen Spitzsäulen besteht. Nachdem die Flächen benannt, wenden wir uns den Kanten zu und teilen sie in Ober-, Mittel- und Unterkanten. Der Durchschnitt bei den Mittelkanten ist wirklich zu vollziehen, wozu der Körper eingerichtet sein muß. Gewicht ist auf die bald spitzwinklige, bald rechtwinklige Stellung benachbarter und entgegenstehender Ober- und Unterkanten, gleicher Ober- und Unterkanten, benachbarter Mittelkanten und auf die parallele Lage entgegengesetzter Mittelkanten, wie symmetrisch umgekehrt liegender Ober- und Unterkanten zu legen. — Man geht darauf am besten zur Spitzsäule über, die einmal nach der Grundfläche als 3- bis n-seitige, regelmäßige oder unregelmäßige, anderseits aber auch nach den Kanten als gerade oder schiefe bezeichnet wird. An der letzteren Pyramide finden wir das ungleichseitige Dreieck. Neu ist auch das gleichschenkelige Dreieck mit zwei Schenkeln, der Basis und zwei gleichen Winkeln daran. Der Satz, daß gleichen Seiten gleiche Winkel und umgekehrt gegenüber liegen, ergiebt sich durch Induktion und kann verwertet werden. Hierauf kommt das 3- bis n-seitige Prisma zur Betrachtung. Der Begriff Prisma wird festgestellt, die Einteilung in regelmäßige und unregelmäßige, nach Vorgang bei den Pyramiden schon geläufig, wird verfolgt, der Unterschied zwischen Parallelepipedum und Prisma besonders scharf abgegrenzt, denn jedes Parallelepipedum ist ein Prisma, aber nicht jedes Prisma ist ein Parallelepipedum. Das Obiongum tritt neu auf. — An dieses Stück schließe ich immer die Betrachtungen am schiefen Parallelepipedum, wobei der stumpfe Winkel, der Rhombus, das Rhomboïd auftreten. Natürlich geht Anschauen, Erklären, Wiedergeben und Präzisieren, alles mit einander Hand in Hand. — Nun kann das gefundene Material auch systematisch geordnet werden, die Einteilung der Winkel in spitze, rechte, stumpfe, der Dreiecke nach den Seiten in gleichseitige, gleichschenklige und ungleichseitige, nach den Winkeln in spitzwinklige, stumpfwinklige, rechtwinklige erfolgen. — Der Satz, daß ein Dreieck zwei Rechte enthält, kommt ohne

Beweis mit zur Geltung; das rechtwinklige und stumpfwinklige Dreieck wird schärfer ins Auge gefaßt; der Satz von gleichen Winkeln und gleichen Seiten erweitert sich dahin, daß der größten Seite der größte Winkel und umgekehrt gegenüber liegt. Dann folgen die Vierecke, Quadrat und Oblongum, Rhombus und Rhomboïd; alles muß klar und fest in den Köpfen haften. — Ich lasse hierauf gewöhnlich gleich die abgestumpfte gerade und schiefe Pyramide folgen und erhalte so das Parallel- und gemeine Trapez. Das Trapezoïd kommt in der Grundfläche einer unregelmäßigen vierseitigen Pyramide zur Anschauung und Besprechung und dann zur Zeichnung. Es ist darum verkehrt, die schiefen Körper von diesem ersten Unterricht auszuschließen.

Mit dem bisherigen Material dürfte etwa das erste Semester ausgefüllt sein. — Wir hatten es bisher mit lauter geradlinigen Figuren zu thun. — Der zunächst vorgeführte Körper ist der Zylinder oder die Walze; neu ist der Mantel. An der Grundfläche kommt zuerst der Kreis zur Anschauung. Wir teilen ihn in Halbkreise, in Quadranten und Oktanten ein. Es ergeben sich Sehnen, Bogen, Segment, Halbmesser, Durchmesser, Sektor ganz von selbst. Die Entstehung der Peripherie durch Drehung einer Geraden um sich selbst giebt außerdem Anlaß zu näherem Eingehen auf das Wesen des Winkels; die Einteilung des Kreises nach Graden zu Messungen von Winkeln mit dem Transporteur und Konstruktion derselben nach Maß. Der gestreckte und überstumpfe Winkel können gezeichnet werden. — Der schiefe Zylinder bietet das Oval, am gemeinen Kegel betrachten wir den Mantel als Kreissektor, am abgestumpften Kegel finden wir konzentrische Kreise und den Kreisring oder die Armilla. Zu vergessen sind nicht die Ellipse am gemeinen Konus, die Zylinder und Kegelsektoren, an denen manches zu betrachten ist. — Das Dodekaëder giebt Anlaß zur Besprechung über das regelmäßige Fünfeck — das Sechseck hatten wir schon beim Prisma — über das N- Eck überhaupt und die Einschreibung in den Kreis. Das Dodekaëder ist in bezug auf Bezeichnung der Flächen, Kanten, Ecken das schwierigste; zu den bisher gebrauchten Vorder-, Hinter- und Seitenkanten kommen

noch Querkanten. Das Ikosaëder ist dagegen leicht, obwohl es zwanzig Flächen hat. Bei der Lage von Fläche und Kante 2c. kommt an beiden häufig das Symmetrische und Umgekehrt-Symmetrische in Frage. — Den Beschluß macht von allen Körpern die Kugel. Sie soll teilbar sein, so daß eine Kalotte, eine Zone, eine Halbkugel, ein Kugelsektor 2c. zur Anschauung kommen. Zum Schluß des zweiten Semesters kommen Konstruktionsaufgaben vor, wie deren z. B. folgen:

1) Mit Hilfe des Transporteurs Winkel von bestimmter Größe zu zeichnen.
2) Winkel abzuzeichnen.
3) Quadrate, nach einer Seite gegeben, zu konstruieren.
4) Desgleichen Oblongen, wenn zwei Seiten gegeben.
5) Desgleichen Rhomben, von denen eine Seite und ein Winkel gegeben.
6) Desgleichen Rhomboïden, wenn zwei Seiten und ein Winkel gegeben.
7) Quadrate zu konstruieren, von denen die Diagonale gegeben.
8) Rechtwinklige Dreiecke zu konstruieren, wenn beide Katheten gegeben sind.
9) Gegeben ein stumpfer Winkel und die beiden anliegenden Seiten; daraus ein stumpfwinkliges Dreieck zu zeichnen.
10) Aus zwei Dreiecken ein Viereck zu bilden.
11) Ein Dreieck abzuzeichnen.
12) Ein Dreieck zu konstruieren, wenn eine Seite und zwei anliegende Winkel gegeben sind.
13) Ein gleichschenkliges Dreieck aus Basis und Schenkel zu konstruieren.
14) Desgleichen ein solches aus Basis und Höhe.
15) Einen Kreis aus gegebenem Durchmesser zu konstruieren.
16) Einen Halbkreis zur Peripherie zu ergänzen.
17) In einen Kreis von x cm Radius ein N-Eck einzuzeichnen.
18) Zu einem gegebenen Kreise das Zentrum finden.

Hieraus geht zur Genüge hervor, welcher Art dieser Unterricht in der Geometrie sein soll: in erster Linie kein Verbal-,

sondern ein Realunterricht. Zuerst soll dem Schüler immer die Anschauung werden; aus dem Bilde in concreto soll sich die Vorstellung in abstracto bilden und nach dieser der Begriff sich regeln. Man halte deshalb auf die genaueste, präziseste Definition, die weder nach Inhalt, noch nach Umfang des Begriffes abschweifen darf, wiederhole sie öfter, lasse viel zeichnen, in Karton ausschneiden, auch die schriftliche Beantwortung von Examinationsaufgaben ausführen. Wir haben dabei sowohl einen formellen, als auch einen materialen Zweck im Auge. Der formelle Zweck ist Förderung der Erkenntniskräfte im allgemeinen, weshalb ja auch der Unterrichtsgang synthetisch aufbauend eine Folgerung stets aus der andern zieht und das Material Glied um Glied an einander reihend häuft. Der materiale Zweck besteht in Ansammlung derjenigen Kenntnisse, die für einen meistens auf Abstraktion beruhenden Unterricht, sobald er für den Schüler segensreich sein soll, durchaus notwendig sind.

„Als wie Geometrie in ihren Liniennetzen
Den Raum, so fängt sich selbst das Denken in Gesetzen."

So sagte Rückert. — Es kommt dabei weniger auf die Masse, als auf die Gediegenheit des Gelernten an; non multa sed multum! Das Gedächtnis der Schüler ist kein Straußenmagen; man beschränke sich deshalb auf das Wichtigste, halte das aber bis zum Verständnis mit Zähigkeit fest. Es giebt keinen Königsweg zur Mathematik, wie Euklid zum ägyptischen Könige Ptolomais sagte, viel mehr ist die Reise durch die mathematischen Gebiete schwierig; am besten aber reist erfahrungsmäßig derjenige, welcher sich nicht mit zu viel Gepäck belastet. Auf eins aber halte man dessenungeachtet unerbittlich von Anfang an: die Schüler werden von vornherein an die doppelte Terminologie und Nomenklatur gewiesen; das ist keine Überbürdung!

Wird der Unterricht in der Geometrie zuerst so erteilt, so wird er ohne Zweifel befruchtend wirken. Es ist wohl zu beachten, wir lernen für das Leben, nicht für die Schule.

„Da hilft nun weiter kein Bemühn,
Sind's Rosen, nun, sie werden blühn!"

So singt Goethe. Er hat Recht, und damit Gott befohlen, geduldiger Leser!

IV.

Natalie Zahle's Schule in Kopenhagen.

Von

Dr. Hugo Göring (Berka a. d. Werra).

Wer mit pädagogischen Interessen das schöne Dänemark betritt, sollte nicht unterlassen, in der Metropole des Landes, dem nordischen Athen, die Schule von Fräulein Zahle (Nörrevoldgade 7) zu besuchen. Ich kenne keine zweite Institution, die mir in so hohem Grade wie diese durch den Umfang ihres Gebietes, durch die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage und die Musterhaftigkeit im disziplinarischen Takt imponiert hätte. Freilich genügt nicht nur ein einzelner Besuch, sondern man muß ein Studium aus der Beobachtung dieses großartigen Organismus machen und zum mindesten die dänische Sprache verstehen, um dem Unterrichte folgen zu können. Die Schule fesselte mich in so hohem Grade, daß ich vom August bis Dezember 1883 wohl keinen Schultag mit Hospitieren versäumt habe, ja geradezu ein gewisses Unbehagen fühlte, wenn ich nicht wenigstens einer Unterrichtsstunde täglich beiwohnte. Des Studiums würdig waren die Lehrerinnen, die Lehrer und die Schülerinnen auf den verschiedenen Stufen von der Elementarschule bis zur Abteilung der Gymnasial-Abiturientinnen und der Klasse der künftigen Institutsvorsteherinnen; anregend war der Verkehr mit den Direktricen jeder Schulabteilung; am meisten aber fesselten mich die Unterredungen mit der Schöpferin des großes Werkes, Fräulein Natalie Zahle. Wie die englische Königin wird sie selten sichtbar, greift nirgends direkt ein, läßt allem seinen Lauf, beherrscht

aber doch mit durchgreifender Energie ihren komplizierten Staat. Eine Dame von mittelgroßer Statur, geht sie still durch die Räume ihres kolossalen Schulgebäudes, begegnet den Kindern mit freundlichem Lächeln, begrüßt andere mit einem Händedruck und verschwindet in ihrem Sprechzimmer. Es vergeht lange Zeit, ehe man wieder etwas von ihr wahrnimmt. Aber von ihrem Zimmer aus nimmt sie die Berichte der einzelnen Vorsteherinnen und Lehrerinnen entgegen, giebt Rat, trifft Anordnungen und beherrscht unwiderstehlich das Ganze. In ihren Erklärungen ist sie prägnant, bestimmt und logisch scharf. So nachsichtig und liebenswürdig sie gegen aufrichtig strebende und ernste Lehrkräfte und Schülerinnen ist, so entschieden tritt sie gegen jede Halbheit im Wollen auf.

Fräulein Zahle genießt in den herrschenden Kreisen Dänemarks ein bedeutendes Ansehen und übt den mächtigsten Einfluß auf das ganze dänische Mädchenschulwesen aus. Fast alle höheren Mädchenschulen in Kopenhagen ahmen ihr System nach; viele Schulvorsteherinnen sind ihre Schülerinnen. Ein junges Mädchen, welches die Zahlesche Schule verläßt, tritt mit einer tüchtigen allgemeinen Bildung ins Leben; macht sie den Kursus der Privatlehrerinnen durch, so hat sie Anspruch auf Empfehlung als Erzieherin; hat sie die Abteilung für öffentliche Lehrerinnen besucht, so kann sie im Schulunterrichte ihre Existenz finden; tritt sie aus der Klasse der Institutsvorsteherinnen, so hat sie das Recht, eine eigene Schule zu gründen; besteht sie das Abiturientenexamen, so ist ihr der Weg zur Universität geöffnet, auf der sie Medizin, Philosophie, Philologie, Geschichte oder Naturwissenschaft studieren kann. Das alles sind Rechtsbefugnisse, die Fräulein Zahle vom Staate erhalten hat. So spielt sie in der Geschichte des dänischen Schulwesens eine hervorragende Rolle. Erfährt man gar, daß diese bewundernswürdige Frau, wie sie in ihrer gegenwärtigen Bedeutung dasteht, alles aus eigner Kraft geworden ist, so wächst das Interesse an einer solchen Persönlichkeit, und man fragt nach ihrer inneren Entwicklung und nach ihren Lebensschicksalen.

Kurz vor ihrem zehnten Lebensjahre verlor sie ihre Eltern.

Bis dahin war ihre Kindheit sehr glücklich gewesen, wenn ihr auch die ernste Seite des Lebens nicht fern blieb, da ihre Mutter fortwährend kränkelte, die infolge eines Hüftgelenkbruches bis an ihr Ende auf Krücken gehen mußte. Bei dem Tode ihrer Eltern wurde die junge Natalie fast fürs Leben von ihrem einzigen Bruder getrennt. Ein Freund ihres Vaters nahm sich ihrer an. Nach einem zweijährigen Aufenthalt bei ihren Großeltern wurde sie von einem andern Freunde ihres Vaters aufgenommen. Charakteristisch für ihre pädagogische Entwicklung war dabei der Umstand, daß mit jedem Wechsel ihres Aufenthaltes ein Wechsel in der Erziehung eintrat. In ihrem Elternhause bildeten, wie sie selbst sagt, Ernst, Fleiß und Liebe die Grundlage ihrer Erziehung, wobei ihre Eltern den beiden Kindern in jeder Beziehung mit dem besten Beispiele vorangingen. Bei ihren Großeltern wurde sie mit übertriebener Nachsicht behandelt: jeder Regung noch unentwickelter Anlagen wurde Bewunderung gezollt. Im dritten Familienkreise aber erfuhr sie eine außerordentlich strenge Behandlung: man machte große Ansprüche an ihre tägliche Arbeit und übte ein scharfes Urteil über ihre Fehler. Die schroffen Gegensätze in ihrer Erziehung klärten ihre Gedanken über die Frage der Jugenderziehung und Bildung. Sie dachte über das nach, was man an ihr richtig oder verkehrt gemacht hatte: und aus diesen kritischen Erwägungen über ihre eigene Jugend ging die Entscheidung für eine bestimmte Lebensrichtung hervor. Als sie, fünfzehn Jahre alt, ins Leben trat, war sie von pädagogischen Interessen erfüllt und hatte ein bestimmtes Ideal der Erziehung vor Augen. Während ihrer siebenjährigen Thätigkeit als Privatlehrerin wurde es ihr klar, wie viel ihr und ihren Kolleginnen an zureichender Vorbildung für ihren Beruf fehlte. In ihrem lebhaften Eifer, diesem Mangel abzuhelfen, errichtete sie in ihrem vierundzwanzigsten Jahre, nachdem sie das Examen für Schulvorsteherinnen gemacht hatte, eine höhere Unterrichtsanstalt für Lehrerinnen. Um den jungen Mädchen Gelegenheit zu praktischen Unterrichtsübungen zu geben, wollte sie eine kleine Mädchenschule mit ihrer Anstalt verbinden. Eine anschauliche Methode und das lebendige

[illegible] die [illegible] Stimmung [illegible] im Vordergrunde des [illegible] [illegible]lernen, [illegible] eine weniger wichtige Rolle [illegible] mit starken [illegible] die Freude an der [illegible] anzuregen, ohne [illegible] Daher wurden ihre [illegible] im ersten Jahre [illegible] deshalb [illegible] zu übernehmen, [illegible] der Öffentlichkeit schon in [illegible]

[illegible] zum erstenmale der [illegible] Grundsätzen des [illegible] Grundtvig* gegenüber; die äußere Veranlassung bot die Auflösung einer auf Grundtvigs Prinzipien beruhenden Schule, deren Zöglinge zum größten Teil zu Fräulein Zahle übergingen. Mit Erstaunen sah diese, daß sie in wichtigen Punkten mit dem berühmten Propheten des Nordens übereinstimmte, ohne dessen Ansichten früher gekannt zu haben. Sobald sie aber bei mehrjähriger Beobachtung einsah, daß Grundtvig dem freien Willen des Kindes zu viel überließ und jeder einzelnen Kindernatur erlaubte, in ihren feinsten Nüancen hervorzutreten, da kehrte sie zu den alten Grenzen zurück und betonte als erste Forderung der Schule die Pflichterfüllung des Kindes bei seiner täglichen Arbeit und gab dem Urteil des Lehrers, welches sich in der Censur äußert, das volle Gewicht zurück. Wie sie sich aber vor einseitiger Ausführung der Grundtvigschen Gedanken und dadurch vor Übertreibung eines guten Grundsatzes bewahrte, so sicherte sie ihrer Schule ein eigenartiges Gepräge durch einen stets belebenden Unterricht, durch mäßigen Gebrauch der Censur und eine angemessene Modifikation der Jahresprüfungen.

Bald nahm ihre Thätigkeit an Umfang und Einfluß zu.

---

* Über Grundtvig werde ich in einer besonderen Arbeit berichten.

Als die dänische Regierung 1860 Prüfungen für Lehrerinnen anordnete, nahm Fräulein Zahle die Vorbereitung darauf in ihr Lehrprogramm auf. Vorher hatte sie die Kinderschule durch Einrichtung von Fortsetzungsklassen mit vollkommen freiem Unterricht ohne alle Rücksicht auf irgend einen Abschluß oder eine Lebensstellung erweitert. Als das Ministerium auch weibliche Studierende zur Universität zuließ, errichtete Fräulein Zahle eine Gymnasialabteilung. Der Plan der Kinderschule blieb derselbe. „Es ist aber bei weitem nicht meine Meinung", sagt Fräulein Zahle in einer allgemeinen Beurteilung ihrer Schule, „daß das Ideal einer musterhaften Kinder- und Jugendschule erreicht sei. Ohne zu glauben, daß die nächste Zukunft Grundtvigs großen Schulgedanken in seinem ganzen majestätischen Umfange verwirklichen könnte, da dies ganz bedeutende Privatmittel erfordern oder als großartige Staatsanstalt den ursprünglichen Gedanken der persönlichen Freiheit aufheben würde, so bin ich doch von dem fortwährenden Streben belebt, mich diesen Ideen im kleinen zu nähern, um mir selbst darüber klar zu werden, was und wieviel ich davon aufnehmen darf, und inwieweit und mit welchem Verständnis ich sie mit meinen eignen persönlichen Anschauungen dem Bedürfnisse der gegenwärtigen Gesellschaft vereinigen kann. Es läßt sich daher nicht leugnen, daß in meiner Schule eine gewisse ewige Unruhe herrscht, weil wenigstens ich persönlich stets daran arbeite, das Rechte zu finden. Daneben glaube ich aber doch auch sagen zu können, daß für jede einzelne Schülerin eine ruhige Ordnung im Fortschritte besteht, da Versuche, Veränderungen und Verbesserungen auf den Unterricht der Einzelnen niemals störend eingewirkt haben, sondern so langsam eingeführt worden sind, daß jedes Kind von einem festen Gedanken durch die Schule geleitet worden ist."

Das Prinzip der rastlosen Entwicklung und der steten aufmerksamen Selbstkritik nimmt man in jeder Richtung der Zahleschen Schule wahr. Wie ernst es die ebenso gewissenhafte wie geistvolle Leiterin der Schule nimmt, sieht man deutlich aus ihren Worten: „Was Grundtvig will, ist an und für sich richtig, in der reiferen Jugend den Ausgangspunkt des Unterrichtes zu

nehmen und alle Vorbereitung darauf den Eltern zu überlassen, welche die genaueste Kenntnis von den feinsten Schattierungen im Charakter ihres Kindes haben: aber die Erfüllung dieses Ideales ist auf mehr als Jahrhunderte hinaus unmöglich. Sollte eine solche Erziehung verwirklicht werden, so müßte das Familienleben fester und sittlicher, die Eltern gebildeter und vermögender sein, als es jetzt der Fall ist. So wird die Kinderschule noch lange das Surrogat der echten Hauserziehung bleiben. Als solches muß sie aber auch so brauchbar als möglich sein. Dies wird sie durch einen ungezwungenen Verkehr des Lehrers mit dem Kinde, durch frisches geselliges Leben unter den Kindern, durch sorgfältige Vermeidung alles zwecklosen Drillwesens, durch Verminderung des Lehrstoffes — vielleicht Beschränkung auf eine fremde Sprache — durch vielseitige Behandlung eines Stoffes, durch Unterordnung von Nebenfächern unter ein Hauptfach u. A. Nicht fertiges totes Wissen ist das Hauptziel, nach dem ich strebe, sondern einen lernbegierigen Geist, einen thatkräftigen Charakter und ein warmfühlendes Herz möchte ich durch meine Schule heranbilden. So vollendet das System der Schule erscheint, so harrt doch dieses Problem einer immer besseren und klareren Lösung."

Was die Einrichtung der Schule im einzelnen betrifft, so umfaßt sie folgende Abteilungen:

1) Vorschule unter der Vorsteherin Frl. Lönborg.
2) Mittelschule unter der Vorsteherin Frl. Hansine Gerdtzen.
3) Fortsetzungsschule unter der Vorsteherin Frl. Henriette Skram.
4) Gymnasialklasse für künftige Studierende „Artium-Klasse". Dreijähriger Kursus. Der Name kommt von der Bezeichnung „Examen artium," welches dem Abiturienten-Examen unserer Gymnasien entspricht. Vorsteher Dr. Heiberg.
5) Abteilung der Institutsvorsteherinnen.
6) Schule für Privatlehrerinnen unter der Vorsteherin Frau Bertha Hahn.

7) Schule für öffentliche Lehrerinnen unter der Vorsteherin Frl. Anna Hjort.
8) Pensionat oder „Heimstätte für Kinder und junge Mädchen“ unter der Leitung von Frl. Louise Hjort.
9) Musikschule unter Frl. Signe Lehmann.
10) Haushaltungsschule unter Frl. Louise Hjort.

Während Fräulein Zahles Schule sich an die besser situierten Klassen wendet, faßt die „Bürgerschule für junge Mädchen“ von Comtesse Th. Moltke den unbemittelten Mittelstand ins Auge. Auch diese Schule ist ein Werk von Fräulein Zahle; sie ist nach den Grundsätzen ihrer eigenen Anstalt organisiert und befindet sich in dem großen Gebäude (Linnésgade 10), welches mit dem Seitenflügel der Zahleschen Schule in Verbindung steht. Diese umfaßt ein großes Haus und einen Seitenflügel. Alle Zimmer in dem Parterre und den drei Stockwerken sind außerordentlich hoch, geräumig, elegant ausgestattet und entsprechen allen Anforderungen der Schulhygiene. Musterhaft sind die Turnsäle eingerichtet.

Die Kinderschule umfaßt neun Klassen, jede mit zwei Parallelabteilungen. Im Vordergrunde des Unterrichts stehen Religion, Vaterlands- und Weltgeschichte, dänische Sprache und Litteratur. Es ist ein Vergnügen, zu beobachten, mit welcher Innigkeit die Kinder mit dem Geiste des Christentums verwachsen, indem sie von den einfachsten Erzählungen der biblischen Geschichte zu den tiefen Wahrheiten der Religion geführt werden. Fräulein Zahle und Fräulein Lönborg leisten hierin Vortreffliches. In gleicher Weise verwachsen die Kinder mit der Geschichte ihres Vaterlandes und gewinnen in fortschreitender Erweiterung des historischen Gesichtskreises eine gründliche Kenntnis in der Weltgeschichte. Ebenso bekommen sie einen genügenden Einblick in die besten Litteraturwerke Dänemarks.

Die fremden Sprachen, Deutsch, Französisch und Englisch, werden so tüchtig betrieben, daß die Kinder mit Leichtigkeit sich in der Unterhaltung bewegen. Nur wiegt hier das Grammatische zu sehr vor dem Praktischen vor. Der Unterricht in der Geographie, Naturgeschichte und Physik wird durch die besten An-

schauungsmittel belebt. Wie in diesen Fächern, so erreichen die Schülerinnen auch im Rechnen und in der Mathematik das Ziel unserer höheren Töchterschulen. Durch eins aber zeichnet sich die Zahlesche Schule vor den unsrigen aus: durch systematisch fortschreitende Übungen in der Handarbeit und im Turnen.

Die Fortsetzungsklasse erweitert den Unterricht der Kinderschule, welche Schülerinnen vom 6.—14. Jahre aufnimmt, während jene das Durchschnittsalter vom 16.—18. Jahre umfaßt und die Kenntnisse im Dänischen, Französischen und Englischen, in Geschichte und Nationallitteratur, in Geographie und Geometrie, Arithmetik und Physik erweitert.

Die Schule für Privatlehrerinnen vertieft den Unterricht in Religion, Nationallitteratur und Geschichte, in den drei fremden Sprachen, während sie auf Naturlehre weniger Wert legt, Mathematik aber fast ausschließt. Dafür nimmt sie Pädagogik und Psychologie auf. Sie umfaßt vier halbjährige Klassen. Das Alter der Schülerinnen schwankt durchschnittlich zwischen dem 16. und 20. Jahre. Ein ziemlich strenges Examen, dem sich alle unterziehen, selbst diejenigen, welche nur ihrer allgemeinen Bildung wegen den Kursus absolviert haben, berechtigt zur Thätigkeit als Erzieherin.

Die Schule für öffentliche Lehrerinnen entspricht im allgemeinen unsern Lehrerinnenseminarien.

Die Gymnasialklasse mag deshalb besonderes Interesse für einen Deutschen erregen, weil sie zeigt, daß die reifere Jugend in wenig Jahren das Pensum der klassischen Sprachen erreicht, zu dessen Absolvierung bei uns ein achtjähriger Kursus nötig ist.

Eine vorzügliche Einrichtung der Zahleschen Schule ist die Haushaltungsschule, die dem tiefen Verständnis der geistvollen Leiterin für das häusliche Leben ihre Entstehung verdankt. Mit Recht sieht sie die höchste Bestimmung des Mädchens im allgemeinen in der häuslichen Wirksamkeit für das Wohl der Familie und will ihm deshalb die sorgsamste Pflege des Gemütes, des Verstandes und eine zureichende Bildung für die praktische Arbeit geben. Wenn sie auch davon überzeugt ist,

daß die Jungfrau zu praktischer Hausarbeit am besten im Hause unter der Leitung der Mutter angehalten wird, so war sie doch bereit, da einzutreten, wo diese Bedingungen von vielen Familien nicht erfüllt werden können. So errichtete sie ebenfalls in ihrem 1877 erbauten großen Schulhause eine gut organisierte Kochschule, die vielen mit der Schule in Verbindung stehenden Lehrerinnen und Familien gute Speisen zu billigen Preisen verabreicht, ebenso eine Wasch- und Plättschule. In allen drei Abteilungen geht der theoretische Unterricht neben dem praktischen einher. Der theoretische Unterricht umfaßt die Lehre von der Ernährung und der Assimilation der Speisen und ein wenig Küchenchemie. Die praktische Seite des Unterrichts behandelt die tägliche Zubereitung des Essens von den einfachsten Speisen bis zu den Luxusgerichten, die Anleitung zur Kenntnis aller Fleischwaren und zum Einkauf des Fleisches, die Zusammensetzung des Speisezettels für Gesunde und Kranke, Führung des Haushaltes, die Einrichtung von Speisekammer und Keller. Ihre Anschauungen über die Bedeutung einer solchen Schule als integrierendes Moment der Schule und über ihren pädagogischen Wert hat Fräulein Zahle in zwei Broschüren dargelegt: „Über die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes hierzulande“ (Om Kvindens Uddannelse her i Landet. Kopenhagen, Th. Linds Verlag. 1. Theil, 1882. 2. Theil, 1883.) Diese beiden Arbeiten, die die geistige Natur der energischen Dame vortrefflich kennzeichnen, geben zugleich den besten Einblick in ihre pädagogischen Ideale.

Endlich sei noch die Musikschule erwähnt, die den Schülerinnen Gelegenheit giebt, das Klavierspiel zu erlernen.

An der Zahleschen Schule wie überhaupt an den dänischen Unterrichtsanstalten macht man die Beobachtung, daß die dänischen Lehrerinnen in ihrem Berufe nichts von ihrem echt weiblichen Charakter verlieren. Während wenig Scharfblick dazu gehört, in den meisten Fällen unter hundert deutschen oder schweizerischen Frauen die Lehrerinnen herauszufinden, bei denen sich das pedantisch-schulmeisterliche herb herauskehrt, behalten die Däninnen in ihrer Schulthätigkeit den frischen Hauch echter

Weiblichkeit. Sie machen durchweg den Eindruck feingebildeter Damen. Im Verkehr mit ihren Schülerinnen treten sie freundlich und mit natürlichem Wohlwollen auf. Im gesellschaftlichen Verkehr sind sie ebenso gewandt und unbefangen sicher wie liebenswürdig und bescheiden und imponieren oft durch die Eleganz, mit der sie sich in fremden Sprachen auszudrücken wissen.

Wahre Perlen unter den Lehrerinnen in der Zahleschen Schule sind Frau Bertha Hahn, Vorsteherin der Schule für Privatlehrerinnen, und Fräulein Henriette Skram, Vorsteherin der Fortsetzungsklasse und Hauptrepräsentantin des Geschichtsunterrichtes. Beide Damen sind in ihrer pädagogischen Thätigkeit eines näheren Studiums wert und bieten dem Beobachter vielseitige Anregung. Frau Hahn imponiert durch ihre ruhige Würde und ihr stets entschiedenes Auftreten, dem nie der schöne Ausdruck des echten Wohlwollens fehlt. Widerspruch gegen ihre Anordnungen dürfte wohl selbst den mutwilligsten Schülerinnen undenkbar erscheinen. In ihrem Unterrichte ist sie außerordentlich instruktiv und paßt sich mit bewundernswürdigem Geschick den verschiedenen Altersstufen und ihrem Verständnis an. Sie trägt Religionslehre, Kirchengeschichte und dänische Litteratur vor. Ihre freien Vorträge belebt sie durch feinen Humor. Die Lebensbilder, die sie von Grundtvig und Kirkegaard entwarf, haben sich dem Berichterstatter als wahre Muster geistvoller Schulvorträge unvergeßlich eingeprägt. Ihren Worten folgte jede Klasse mit gespannter Aufmerksamkeit, und ihre Lehrstunden durchweht ein Geist, den man nur der religiösen Andacht vergleichen kann. Und Frau Hahn bewahrheitet ein religiöses Gemüt, welches auf alle, denen sie im Leben oder in der Schule nahe tritt, heiligend wirkt.

Fräulein Henriette Skram ist eine charakteristisch ausgeprägte intellektuelle Individualität. Man möchte sie eine geborene Professorin der Geschichte nennen. Auf allen Unterrichtsstufen lehrt sie Geschichte, von den unteren Klassen der Kinderschule an bis zur obersten Abteilung der Lehrerinnenschule. In dieser Vielseitigkeit kann man ihre unglaubliche Geschmeidigkeit

und Akkomodationsfähigkeit bewundern. Dabei trägt sie stets so fesselnd vor, daß man sich unwillkürlich als Student, nicht als pädagogischer Hospitant fühlt. Geradezu als kleine abgeschlossene Kunstwerke kann man ihre Vorträge bezeichnen. Ihre Rede fließt sicher dahin, auch nicht die kleinste Korrektur eines Ausdruckes unterbricht sie. Sie lebt und webt in der Schule und ist vor allem von dem Werte der Geschichte für die Entwicklung des Charakters durchdrungen. Sie sieht in der Weltgeschichte das beste Mittel, Kindern Lebensweisheit zu verschaffen, da man in der Geschichte alles erlebt und aus ihr lernt, daß man nie verzweifeln, nie hochmütig werden und nie ruhig wähnen darf, daß kein schweres Schicksal mehr nahe. In zwei scharfsinnigen Abhandlungen spricht sie ihre Gedanken mit überzeugender Klarheit aus: „Eine kleine Replik in der Frage über die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes hierzulande“. (Et lille Indlaeg i Spörgsmaalet om Kvindens Uddannelse her i Landet. In der Zeitschrift „Vor Ungdom“ 1883) und „Über den Geschichtsunterricht“ (Om den historsk Undervisning 1884).

Wie das Verhältnis der Lehrerinnen zu einander ein herzlich freundschaftliches ist, so verkehren diese auch mit den Schülerinnen. In der Zahleschen Schule glaubt man sich in einer großen Familie zu befinden, in der nur gegenseitige Liebe und Achtung herrscht. Die Schülerinnen gehören den besten Familien an (vorwiegend aus Dänemark, außerdem aus Norwegen und vereinzelt aus Nordamerika). Alle Lehrerinnen stimmen in der Aussage überein, daß die Schülerinnen durchweg gern und eifrig lernen und sich ausnahmslos gut betragen. Von disziplinarischen Schwierigkeiten weiß man gar nichts. In der Klasse herrscht stets die größte Ordnung, und ebenso bedarf es keiner besonderen Maßregel zum Sichern der Pünktlichkeit. Alles macht den Eindruck strengster Gesetzmäßigkeit und größter persönlicher Freiheit. Die Kinder wachsen in ruhiger, stetig fortschreitender Pflichtleistung auf und bilden sich unter dem täglichen Einflusse echter Weiblichkeit selbst wieder zu echter Weiblichkeit aus. Wenn man dies irgendwo ohne Täuschung beobachten will, so muß man dem Turnunterrichte der

dänischen Mädchen beiwohnen. Welch edler Anstand herrscht hier, welch gewinnende Anmut, welche Ausdauer in der Kraftentwicklung! Welche Gewandtheit in der Bewegung und welche Exaktheit in der Ausführung selbst der schwierigsten Übungen an den Turngeräten! Und das alles ohne unnützen Lärm, ohne prahlerisches Gepränge, alles in größter Ordnung bei stets bereitem Gehorsam der Schülerinnen. In den unteren Kinderklassen begegnet man manchem reizvollen Gesichtchen mit den schönen blauen Augen, dem hellen Teint, den frischen Wangen und dem nordischen lichten Haar, welches in reicher Fülle das ovale Antlitz umwellt. Und je mehr das Mädchen zur Jungfrau heranreift, um so schöner entfaltet sich die Blüte der nordischen Natur: man glaubt oft das klassische Ebenmaß der alten Griechinnen in dem reinen Typus der Dänin neu erstanden zu sehen: was aber den Griechinnen fehlte, das haben die schlanken Skandinavierinnen vor ihnen voraus: das echt Weibliche.

Wie schon erwähnt wurde, beruht die Schule der Gräfin Moltke auf denselben Prinzipien wie die Schule von Fräulein Zahle. Auch hier ist tiefe Religiosität das oberste Ziel der Erziehung. Es zu erreichen, dazu hat Fräulein Moltke alle Fähigkeit. Sie ist eine durchaus pädagogische Natur, die der Unmittelbarkeit des genialen Schauens in der Erziehungsaufgabe nahe kommt. Dazu kann man sie als einen spezifisch religiösen Charakter bezeichnen. Auch sie besitzt jenes eigenartige Herrschertalent, welches überall siegend durchdringt. Ihr gebietender Ernst fordert wiederum Ernst und Pflichterfüllung. Man lernt ihre Individualität schon in einer Situation kennen: bei der Morgenandacht, an welcher ihre ganze Schule teilnimmt. Es sind erhebende Momente, in denen sich groß und klein zu dem beginnenden Tagewerke sammelt. Komtesse Moltke spricht das Gebet mit einer Innigkeit, die sich der andächtigen Menge tief einprägt. In dem Tone, der jedes Wort durchweht, liegt der Ausdruck einer so aufrichtigen religiösen Hingebung, daß sie jeden unwillkürlich ergreift und mit dem Gefühle innerer Weihe erfüllt. Dieselbe Weihe religiöser Innigkeit durchdringt ihren Unterricht, und man begreift, daß die von ihrem Lehr-

berufe wahrhaft geheiligte Erzieherin nicht nur auf die Kinder, sondern auch auf das Elternhaus einen mächtigen Einfluß ausübt.

Um nicht zu wiederholen, was über die Organisation der Zahleschen Schule gesagt worden ist, soll nur von einem Unterrichtszweige die Rede sein, der in der Schule der Gräfin Moltke mit besonderem Geschick gepflegt wird. Es ist der Unterricht in den Handarbeiten, den Fräulein Schönau so vortrefflich leitet, daß er besondere Erwähnung verdient. Die Arbeiten schreiten in methodischer Anordnung und in systematischem Übergange vom Leichten zum Schweren fort. Recht zweckmäßig ist dabei das Prinzip, die durch Vollendung einer Arbeit gewonnene freie Zeit durch „Zwischenarbeiten“ auszufüllen. Man kann sich leicht davon überzeugen, mit welchem Vergnügen und mit welcher Behendigkeit die Kinder arbeiten. Jedes Jahr soll jedes Kind mindestens ein größeres Stück fertig ins Haus bringen. Pädagogisch richtig ist es, daß jedes Kind seine Arbeiten behält, und daß statt vieler bloß formaler Übungen sofort praktisch brauchbare Gegenstände angefertigt werden.

In der ersten Klasse arbeiten sechsjährige Kinder wöchentlich sechs Stunden. Sie stricken zwei Staubtücher und einen Schwammsack; darnach stricken sie rechts und links, endlich Löcher und Striche, das alles mit Baumwolle. Hierauf sticken sie Wischtücher: dazu bekommen sie für etwa 40 Pf. ein 48 cm breites, 66 cm langes Stück Leinwand nebst zwei Nadeln und das erforderliche rote Garn. Als Zwischenarbeit werden hier Flaschenuntersätze aus grauer Leinwand gemacht, deren Ränder die Kinder auszupfen und mit rotem Band versehen.

In der zweiten Klasse nähen die siebenjährigen Kinder wöchentlich je sechs Stunden einen Kopfkissenüberzug, stricken Strümpfe und beginnen zu häkeln. Die besten gehen zur Arbeit an einem Hemde über.

In der dritten Klasse setzen die achtjährigen Kinder das Stricken und Häkeln fort und nähen ein Hemd ohne Falten, an welchem der Bund zusammengezogen wird. Als Zwischenarbeit häkeln sie eine Tischdecke u. A.

In der vierten Klasse beginnen die neunjährigen Mädchen bei sechs Stunden in der Woche ein Übungsstück mit Falten, nähen ein Hemd mit Falten, stricken Strümpfe, worüber sie hier auch theoretisch klar sein müssen, stricken Modelle von gestrickten Namen in Löchern, ebenso alle 24 Buchstaben. Frl. Schönau zeichnet die besten Kinder dadurch aus, daß sie ihnen erlaubt, dem Namen einen roten Rand zu geben.

In der fünften Klasse nähen die zehnjährigen Mädchen in je sechs Stunden wöchentlich ein Hemd, an welchem die offenen Ärmel auf der Schulter zugeknöpft, und die Ränder der Ärmel mit gehäkeltem Besatze versehen werden. Sodann werden Lochnamen genäht, die die Kinder oft als ihren größten Schatz aufbewahren. Endlich beginnt hier das Einsetzen von Flicklappen und das Stopfen.

In der sechsten Klasse fertigen die elf- bis zwölfjährigen Mädchen in derselben Zeit ein Hemd mit geradem Rückenkragen und mit Häkelbesatz. Dann sticken sie große Namen und Zacken mit blauer oder roter Baumwolle auf Leinwand. Das Flicken wird fortgesetzt.

In der siebenten Klasse nähen die zwölf- bis dreizehnjährigen Mädchen bei fünfstündiger Wochenarbeit ein Hemd mit geschweiftem Rückenkragen und mit gestickten Zacken mit weißer Baumwolle. Ebenso üben sie sich in englischer Stickerei zu Kragen und Manschetten und im Nähen von Namen mit ausgezogenen Fäden. Als Zwischenarbeit dient das sogenannte „Hedebo — sygning," eine Stickerei, die nur dänische Landmädchen tragen.

In der achten Klasse fertigen dreizehn- bis vierzehnjährige Mädchen wöchentlich bei fünfstündiger Arbeit Beinkleider, einen Nachtrock von weißem Zeug, der bis zu den Füßen reicht, endlich eine Unterjacke. Dann lernen sie schön brodieren, zuschneiden, üben sich im Zuschneiden für die kleineren Schülerinnen, lernen klöppeln, Knüpfarbeit und Filieren.

In der neunten Klasse werden von 14- bis 15jährigen Mädchen dieselben Arbeiten in feinerer Form gemacht und dazu Kunstbroderie mit Seide betrieben. Diese spezifisch dänische Arbeit erregte oft Aufsehen im Auslande.

Man kann sich leicht davon überzeugen, daß die Kinder in dieser Richtung mit Freude arbeiten.

Endlich noch ein Wort über den Turnunterricht. Auch dieser wird an den beiden Schulen musterhaft betrieben und ergänzt vortrefflich die Einheitlichkeit der in ihrer Art musterhaft ausgestalteten Lernschule. In der Zahleschen Schule leitet Fräulein A. Hjort nach dem schwedischen System von Ling, in der Moltkeschen Schule Herr Kriegsassessor Paul Petersen den Turnunterricht. Es ist ein Genuß, diese Lebendigkeit, Frische und Lust an jeder Beschäftigung der Kinder zu beobachten, die wöchentlich je 3—4 Stunden haben. Die Übungen zielen darauf hin, eine gute Haltung und Geschmeidigkeit in den Bewegungen herbeizuführen. Die Anordnung der Übungen ist streng methodisch und richtet sich genau nach den Anforderungen der Hygiene, welche die systematische Beschäftigung aller Muskelgruppen vorschreibt. Manches nervenschwache Kind wird dadurch zu neuer Kraft geführt, und die gesunden behalten ihre Frische und Ausdauer zu der anstrengenden Lernarbeit, die ihnen in der Schule auferlegt wird.

Der Raum dieser Zeitschrift gestattete mir nicht, auf die Einzelheiten des Unterrichtes und der Organisation der Zahleschen inkl. Moltkeschen Schule einzugehen: ich werde dies in einer Schrift über die Unterrichtsverhältnisse Dänemarks nachholen und darin zeigen, wie viel Gutes wir von unsern liebenswürdigen, gastfreundlichen, gesinnungsechten nordischen Brüdern lernen können. Als geringen Ausdruck meines Dankes für die überaus freundliche Aufnahme in den beiden Schulen während der Unterrichtsstunden, bei Prüfungen und festlichen Gelegenheiten mögen die beiden Leiterinnen wie Lehrerinnen und Lehrer obigen Bericht betrachten.*

* Aus Versehen fiel bei den Bemerkungen über die Kinderschule die Notiz weg: Was wir hier erst in der Theorie anstreben und kaum im Prinzip erringen, das hat Frl. Zahle längst praktisch eingeführt: den Unterricht in der Gesundheitslehre. Er befindet sich in der geschickten Hand eines pädagogisch hervorragenden Arztes, Herrn Dr. med. H. W. Meyer. Ich werde Gelegenheit nehmen, eine seiner Musterlektionen möglichst unverkürzt mitzuteilen.

V.

Rezensionen.

1) Lehrbuch des Französischen von Dr. Scholderer, Direktor der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M. 1. Teil. Frankfurt am Main, Jaegersche Buchhandlung. 1884.

Der praktische Schulmann, welcher nur zu oft über die mäßigen, ja nicht selten geringen Resultate klagt, die er bei allem Fleiß durch die Benutzung der bisher in den Schulen eingeführten Lehrbücher erzielte, wird, wenn er sich nicht mit dem Vorwand der Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens zufrieden geben will, schon längst bitter empfunden haben, daß eine Grammatik, welche gleichsam ein Gerüst um ein Haus aufführt, vermittelst dessen man wohl in das Innere, in die verschiedenen Stockwerke, in die Verteilung der Räume u. s. w. hineinblicken kann, das aber nicht in das Innere des Hauses hineinführt, nie in dem Hause einheimisch und mit demselben vertraut zu machen vermag. Die meisten bisher gebrauchten Grammatiken bauen ein solches Lehrgerüst auf; ihre Verfasser vergessen, daß sie eine moderne, eine lebende Sprache beizubringen haben, wie es viele Lehrer vergessen haben, welche das formal bildende Element allzu einseitig betonen.

Blicken wir zurück, so haben wohl Ahn, Seidenstücker, Jacquotot-Hamilton, Georg, Otto u. A. die Gebrechen der alten analytischen Methode erkannt und Besseres angestrebt, aber keiner von ihnen hat, wie der Verfasser des vorliegenden Buches, mit und von der zu erlernenden Sprache aus unmittelbar den Unterricht angefangen. Ganz besonders aber ist es lobend hervorzuheben, daß der Verfasser sich der großen Mühe unterzogen hat, durchweg nur Sätze aus guten französischen Schriftstellern als Übungsstoff auszuwählen.

Ein Kind lernt seine Muttersprache nicht dadurch, daß ihm eine Menge von Regeln und Ausnahmen derselben eingeprägt werden: aus der Sprache selbst, zuerst in einem ganz engen Gesichtskreis, bilden sich seine sprachlichen Begriffe und

zwar durch Wörter und Sätzchen, die es mit dem noch nicht klar bewußten Sprachgefühl, ich möchte sagen, mit der Sprachphantasie, auffaßt, und nicht als zwerghafter Logiker, welcher scharf denkend seine Schlüsse macht.

Analog verhält es sich mit dem ersten Unterricht der kleinen Anfänger in einer fremden Sprache. Durch Ohr und Auge, durch Hören und Nachsprechen ist der dem Gesichtskreis des Kindes entsprechende Sprachstoff nicht bloß dem Gedächtnis, das allenfalls nur einen leeren Schall behält, sondern auch dem Vorstellungsvermögen zuzuführen. Das formal bildende Element wird schon früh genug, aber nicht einseitig auftreten.

Der Verfasser hat es vortrefflich verstanden, mit dem sprachlich Einfachen und dem Kinde Verständlichen anzufangen: er gibt sofort französische Vokabeln und Sätzchen; der Schüler, wenn anders der Lehrer seine Pflicht erfüllt, lernt rasch die richtige Aussprache; durch die Benutzung des gegebenen Stoffes zu Diktaten wird er in der Orthographie befestigt, er eignet sich die Anfangsgründe der Formenlehre an und erlangt allmählich den so wünschenswerten Vorrat an Vokabeln, über dessen Mangel bei dem gewöhnlichen Lehrgang so häufig selbst in den oberen Klassen noch geklagt werden muß. Der Schüler wird nicht durch einzelne Paradigmata und Beispiele auf- und festgehalten; er erlangt schon eine gewisse Übersicht und Gewandtheit durch die Anzahl und Verschiedenheit derselben.

Selbstverständlich wird, ist erst einiger Vorrat von Vokabeln und Sätzchen dem Anfänger geläufig, der Lehrer dazu übergehen (aber immer nur allmählich fortschreitend), den Schüler zu Schlüssen nach der Analogie und zu induktiven Schlüssen anzuleiten.

Sehr richtig legt auch der Verfasser ein Hauptgewicht darauf, daß sobald als möglich mit kursorischer Lektüre begonnen werde, wie denn immer und immer wieder die Lektüre ein Hauptförderungsmittel zum Erlernen einer fremden Sprache abgeben wird.

Der Lehrgang ist ein wohl überlegter, nur allmählich von Stufe zu Stufe fortschreitender, so daß selbst der nur mäßig

begabte Schüler nicht durch schwer zu Begreifendes gleich entmutigt und abgeschreckt wird. So ist namentlich das schwierige Kapitel der Konjugation, besonders der unregelmäßigen Verba, sehr praktisch angelegt.

Die auf der untersten Stufe anzuwendende Unterrichtsmethode und der dem Lehrer vorgeschriebene Gebrauch des Buches erscheint durchaus auf klare Einsicht und namentlich auf die nötige Berücksichtigung der Fassungsgabe der Anfänger gegründet und wird rasch erfreuliche Früchte tragen, wesentlich auch durch die Gesamtbeteiligung der Klasse am Wiederholen des von dem Lehrer Vorgesagten im Chor.

Auch ist es gewiß zu billigen, daß die Einübung der Syntax etwas später eintritt, als in den bisher üblichen Grammatiken, damit der Schüler erst nach gründlicher Einübung des Hauptsächlichsten der Formenlehre, wobei ja immerhin syntaktische Regeln im Vorübergehen berührt werden müssen, sein reifer gewordenes Denken der hauptsächlichsten Gedankenarbeit im Erlernen fremder Sprachen, dem Erfassen der Syntax zuwende.

Mich kurz zusammenfassend, bemerke ich schließlich, daß die Ausarbeitung des Buches eine ausgezeichnete Kenntnis der französischen Sprache und Litteratur, sowie den durch die Praxis geübten Scharfblick eines wohlerfahrenen Schulmannes auf jeder Seite kundgibt, der genau weiß, an welchen Schwächen die bisherigen Methoden leiden, und der dieselben zu vermeiden versteht. Somit wird sein Buch einem gewiß von vielen Lehrern empfundenen Bedürfnis abhelfen.

Der vorliegende Teil berechtigt sicher zu der Hoffnung, daß der zweite des Lehrbuchs, „das erweiterte Pensum vom unregelmäßigen Verb und die Übersicht über die Syntax enthaltend“, nur Vorzügliches bieten werde.

O. L.

2) Dr. R. Schramm. Unser Glaube. Ein Wegweiser auf religiösem Gebiete für denkende Christen. 2. Aufl. Leipzig 1884, Verlag von Ambr. Barth. 448 S.

„Die Wahrheit wird euch frei machen!“ Dieser Ausspruch wird sich bei allen denen bewähren, die nach der Wahrheit suchen,

besonders auch da sie zu erforschen suchen, wo sie ungeachtet alles Glanzes, in dem sie strahlt, doch unserm menschlichen Auge ohne Hülle sich nicht zeigen kann. Auf keinem Gebiete gilt dies mehr als auf dem der Religion, die unsern Blick von der Sinnenwelt ab, in die übersinnliche Welt hineinlenkt, und bei der wir, da die Anschauungen ihrer berufenen Vertreter sich oft so auffallend widersprechen, eines kundigen und zuverlässigen Führers nicht wohl entbehren können. Ein solcher bietet sich hier uns dar.

Der Verfasser, Domprediger zu Bremen, ein der liberalen Richtung angehöriger Theologe, hat als Motto für sein Werk einen Ausspruch des zu Anfang des dritten Jahrhunderts verstorbenen Kirchenvaters Tertullian gewählt: „Christus hat sich die Wahrheit genannt, nicht die Gewohnheit; was immer also gegen die Wahrheit ist, das wird auch unchristlich sein, selbst wenn es eine alte Gewohnheit wäre". Was der Verfasser hiermit sagen will, liegt nahe; er will den Ausspruch, der zur Zeit der Neubildung christlicher Gemeinden jedenfalls vollkommen berechtigt war, auch auf die Gegenwart anwenden, indem er eine Reihe der wichtigsten religiösen Fragen, wie sie oft im Leben aufgeworfen werden, einer näheren Untersuchung unterwirft. Die Absicht, welche ihn dabei leitet, ist die, den christlichen Glauben mit unserer gegenwärtigen Weltanschauung in Einklang zu bringen und zu zeigen, daß religiöse Gesinnung und moderne Bildung sich sehr wohl mit einander vertragen können. Allerdings ist ihm Klarheit der religiösen Erkenntnis dabei Hauptsache, und zwar möchte er derselben einen möglichst weiten Verbreitungsbezirk zu gewinnen suchen, weil sonst auf eine gedeihliche Entwicklung unserer Kirche schwer zu rechnen ist.

Zunächst kommt es dem Verfasser darauf an, die Resultate der kritischen Bibelforschung, von denen die überwiegend große Mehrzahl von Menschen kaum eine Ahnung hat, zum Gemeingut vorläufig wenigstens der Gebildeten zu machen, damit der christliche Glaube nicht in Gefahr gerate, gerade von dem edleren Teile unseres Volkes über Bord geworfen zu werden. Thatsächlich geschieht dies bereits von vielen, die in orthodoxer Rich-

tung aufgewachsen sind, und die sich, sobald die Neigung zum Selbstdenken erwacht, mit der ihnen aufgedrungenen Anschauung nicht befreunden können. Kein Wunder, wenn sie dann zunächst mit der Kirche, ja schließlich mit der Religion überhaupt brechen. Von einer eingehenden Schilderung der antiken Weltanschauung ausgehend, weist deshalb der Verfasser nach, welche Auffassungen wir preiszugeben haben, wie die christliche Lehre dagegen fortgebildet werden müsse, damit die Bekenner derselben auch imstande seien, sie gegen ungerechtfertigte Angriffe erfolgreich zu verteidigen. Dazu aber ist es freilich nötig, daß man vor der Untersuchung seines Glaubens nicht zurückschrecke und daß man vor der Religion wenigstens insoweit Ehrfurcht habe, als man in ihr das Innewerden des Unendlichen im menschlichen Geiste erkennt. Mit dem Geiste des Menschen ist bei ihm allerdings nicht bloß der Verstand, sondern der ganze innere Mensch nach Gefühl, Willen und Vorstellung gemeint.

Wir sind überzeugt, daß manchem Leser dieses Buches in vielen Beziehungen ein Licht aufgehen wird, und da die erste Auflage bereits in weiten Kreisen Anklang und selbst von gegnerischer Seite her Anerkennung gefunden hat, so erscheint es uns billig und wünschenswert, daß auch die Lehrerwelt davon Kenntnis nehme. Welcher Pädagoge wüßte nicht, daß gelegentlich auch bei der heranwachsenden Jugend ein Kampf zwischen Glauben und Wissen sich bemerklich macht, daß in dem Geschichtsunterricht, wie bei naturwissenschaftlichen Belehrungen hie und da Fragen auftauchen, die der Lehrer nicht ohne weiteres zurückweisen kann. Ja, unsere gegenwärtige Unterrichtsweise, die überall auf Prüfen, Untersuchen und Selbstdenken hinarbeitet, gibt nicht selten selber Veranlassung, daß dieser und jener innere Zwiespalt zum Durchbruch kommt. Da nun aber auch uns Lehrern die Religion ein wichtiger, ja für das erziehliche Moment ein unentbehrlicher Gegenstand ist, insofern wir sie als das Leben des menschlichen Geistes in und mit Gott zu betrachten haben, so werden wir in solchen Fällen, wo bei der uns anvertrauten Jugend das Sehnen nach Wahrheit und Klarheit hervortritt, uns gewiß nicht ablehnend verhalten. Ge-

lingt es uns dann, den Schleier behutsam zu lüften und dahin zu wirken, daß das Licht der Wahrheit in die Dunkelheit eindringt, dann ist es oft ein wirklich erhebender Moment, zu sehen, wie dem auf dem Gewissen lastenden Druck eine Erleichterung des Herzens folgt, die ganz dazu geeignet ist, ein inniges Band zwischen Lehrern und Schülern zu knüpfen, ein Band, das oft für die ganze Lebenszeit aushält.

Vor allem wird nun freilich der Lehrer für sich selbst nach einer aufrichtigen Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft streben müssen. Denn wie es möglich sein soll, sich im Verkehr mit seinen Amtsgenossen auf die Seite der Freisinnigen zu stellen, der Jugend gegenüber aber den Strenggläubigen zu spielen, davon können wir uns bei einem wahrheitsliebenden Menschen keine Vorstellung machen. Oder vielleicht gar selber einen doppelten Haushalt in seinem Innern haben; auf dem Gebiete der Wissenschaft vollständiger Klarheit und Einsicht huldigen, auf dem der Religion dagegen wohl berechtigten Fragen einfach aus dem Wege gehen, um nicht hier oder da Anstoß zu erregen, dafür haben wir ebensowenig Verständnis. Dank daher dem redlichen Streben des Verfassers, den offenkundigen Zwiespalt zu schlichten, indem er den unvergänglichen Kern des Christentums von seiner teils nur blendenden, teils oft recht herben Schale zu befreien sucht, und dem Leser zeigt, daß wahre Religion und ernste Wissenschaft, daß lebendiger Glaube und gesunde Vernunft nicht in unlöslichem Widerspruch mit einander zu stehen brauchen.

Die ganze Arbeit gliedert sich in 36 Abschnitte, von denen wir hier nur einige der wichtigsten herausheben und ihrem Inhalte, wie ihrer Tendenz nach kurz bezeichnen wollen.

Offenbarung und Vernunft. Offenbarung ist dem Verfasser nicht ein äußeres Heraustreten des höchsten Wesens aus seiner Verborgenheit, sondern die innere Gewißheit des Daseins Gottes, so daß die Religion als eine Wirkung seines Geistes in uns zu betrachten ist. Diese Wirkung muß mit unserer Vernunft notwendig in Einklang stehen, da es nicht zweierlei Wahrheiten geben kann: eine, die aus unserer Vernunft stammt, und eine andere, die wider unsere Vernunft streitet.

Was aber die Art der Offenbarung Gottes betrifft, so ist dieselbe eine dreifache: 1) durch den Eindruck, welchen die Natur auf uns macht; 2) durch sein augenscheinliches Walten in der Geschichte der Völker; 3) durch die Stimme des Gewissens in unserer eigenen Brust.

Glauben und Wissen. Das Glauben ist nicht etwa ein bloßes Meinen, sondern eine feste Überzeugung von ewigen Wahrheiten; das Wissen dagegen eine Überzeugung von dem Wesen und der Beschaffenheit irdischer Dinge. Beide dürfen sich nicht widersprechen oder gar einander bekämpfen, sondern sie haben sich gegenseitig nur zu ergänzen.

Wort Gottes und Heilige Schrift. Es giebt ein Wort Gottes nicht nur in, sondern auch außer der Bibel. Durch falsche Auffassung seines Inhaltes kann das Ansehen des Buches, an dem unsere größten Dichter ihre Sprache gebildet, nur geschwächt werden. Die Anschauung von einer Unfehlbarkeit der Bibel ist ein weit verbreiteter Irrtum; „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig".

Die Entstehung der Bibel. Zuverlässigen Forschungen nach ist sie im Alten Testament eine Zusammenstellung religiöser Fragen und mündlicher Überlieferungen. Die Zusammenstellung des Gesetzes und der Propheten zu einem Kanon erfolgte etwa 450 v. Chr. Im Neuen Testament sind die Briefe Pauli die ältesten Bücher; die Evangelien sind eine spätere Zusammenstellung mündlicher Berichte.

Der Wunderglaube. Seine allgemeine Verbreitung im Altertum ist bekannt; Wundergeschichten werden nicht nur im Alten und Neuen Testament, sondern auch in der früheren Kirchengeschichte in Menge mitgeteilt. Die Entdeckungen eines Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton haben das allmähliche Absterben des Glaubens an widernatürliche Wunder herbeigeführt, die Hochachtung vor den ewigen Wundern Gottes in der Natur tiefer begründet.

Der Pantheismus in seinem inneren Widerspruch, wie in seinem Widerstreben gegen das Christentum; seine Gefahren für den Glauben an einen persönlichen Gott.

Der Deismus in seiner Kümmerlichkeit, wie in seiner Wirkungslosigkeit, eine Anschauungsweise, die selbst von unsern ersten Dichtern bekämpft worden ist.

Beide Richtungen sind für den Unkundigen zu klarer Anschauung gebracht, so daß sie nur als zwei Extreme der christlichen Vorstellung von dem Dasein Gottes erscheinen.

Die Schöpfung. Die Grundgedanken in dem biblischen Berichte sind maßgebend für den Glauben an Gott, die Thatsachen einer Berichtigung durch die Naturwissenschaften zu unterwerfen, umsomehr als sich in der Bibel selbst eine Verschiedenheit der Überlieferungen nachweisen läßt.

Christus, der Sohn Gottes, eine sprachliche, geschichtliche, sachlich und selbst biblisch zu rechtfertigende Auseinandersetzung, in welchem Sinne der Ausdruck zu verstehen sei, wobei es sich wesentlich um die Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in einem zweiten Adam (vgl. 1. Kor. 15, 45) handelt.

Der Menschensohn, ein Ausdruck, der im Gegensatz zu dem vorigen steht und sich im Munde Christi einerseits aus der den jüdischen Schriftgelehrten wohlbekannten messianischen Bedeutung einer Weissagung Daniels, anderseits aus den politischen Verhältnissen seiner Zeit erklärt.

Die Lehre von der Gottheit Christi. Eine Darstellung, die darauf berechnet ist, daß der Leser sich selbst ein klares Urteil bilde. Geschichtliche Entwickelung dieser Lehre aus der Philosophie des alexandrinischen Juden Philo, zufolge welcher der erwartete Messias als ein Wesen höherer Art, als der Weltenrichter, betrachtet wurde, ein Amt, das die Christenheit auf den in Jesu erschienenen Messias übertrug. Schilderung der Kämpfe zwischen Arius und Athanasius, bis auf der Kirchenversammlung zu Nicäa unter Einmischung des Kaisers Konstantin die Anhänger des Athanasius siegten, während die neubekehrten deutschen Volksstämme anfänglich der Lehre des Arius zugethan waren.

Die Erlösung. Mit der Vergeistigung der jüdischen Messiasidee hat Jesus die Schranken des israelitischen Volkes

durchbrochen und ist dadurch der Erlöser der Menschheit geworden.

Der Opfertod Jesu, dessen Wert in der Freiwilligkeit zu suchen ist, mit der er die von ihm übernommene Aufgabe durchführt, selbst als die Sünde der Welt ihm den Kreuzestod bereitet.

Die kirchliche Lehre von der Versöhnung, eine Parallelisierung der alttestamentlichen Opfer mit dem Opfertode Jesu, den man bei den ersten Christen, sobald das Darbringen von Opfern ein Ende nahm, als das Osterlamm (1. Kor. 5, 7; 1. Petr. 1, 18 u. 19) bezeichnete. Mitteilung der Lehre Anselms von Canterbury, die seit dem Jahre 1100 den Kreuzestod Jesu als die von der göttlichen Gerechtigkeit geforderte Genugthuung für die Sünde der Menschheit ansah.

Vom Gebet, das als das Leben in Gott zu betrachten ist, und als Äußerung der Frömmigkeit, die uns über die Vergänglichkeit des Irdischen erhebt, einer Erhörung gewiß sein darf.

Das ewige Leben, seit Jahrtausenden ein Gegenstand zuversichtlicher Hoffnung, die Mut und Freudigkeit im Ertragen von Leiden, und Trost und Beruhigung im Sterben verleiht, während die Lehre des Materialismus, welche die Vernichtung alles Entstehenden predigt, nur zur Verzweiflung führen kann.

Die eben gegebenen Andeutungen werden ausreichen, dem künftigen Leser eine Vorahnung von der Art und Weise zu verschaffen, wie der Verfasser einen so tief in unser gesamtes Geistesleben eingreifenden Gegenstand behandelt. Schlicht und einfach, klar und überzeugend, besitzt die Schrift eine Eigenschaft, die sie besonders dem Lehrer empfehlenswert macht. Es ist die der Anschaulichkeit, indem sie alle Behauptungen mit Beispielen, besonders auch aus der Geschichte belegt. Aber nicht nur allgemein faßlich, auch mit einer gewissen Wärme ist das Ganze geschrieben, so daß, wer geneigt ist, sich den Auseinandersetzungen des Verfassers ruhig hinzugeben, ihm bald mit liebender Teilnahme folgen wird. Dabei ist er gerecht auch gegen die Religionen anderer Völker, insofern er das, was Erhabenes und Göttliches in ihnen liegt, mit Freuden anerkennt. Auch Einwürfe, die

etwa gemacht werden könnten, beantwortet er und verschmäht es nicht, seine Beweisgründe mit Aussprüchen unserer Dichter, bedeutender Naturforscher und auch mit Zitaten anderer hervorragender Theologen zu unterstützen. So sehr er nun auch für das Christentum in die Schranken tritt, so hütet er sich doch vor aller unwahren Übertreibung; und ungeachtet man überall durchfühlt, wie er bemüht ist, uns von der Herrschaft des Buchstabens zu erlösen, so ist man doch geneigt, mit dem Apostel (Hebr. 13, 9) zu sprechen: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde".

Was wir unlängst in unserer kleinen Schrift: „Die Stellung der Schule zu dem Kampfe zwischen Glauben und Wissen. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung" vom pädagogischen Standpunkte aus zum Gegenstande einer näheren Erörterung gemacht haben, das findet sich hier vom theologischen Standpunkte aus in gründlich wissenschaftlicher Weise für das größere gebildete Publikum dargestellt. Der gesamten deutschen Lehrerwelt aber können wir die durch und durch gediegene Arbeit zu sorgfältiger Beherzigung nicht warm genug empfehlen; sie hat einen reformatorischen Charakter im besten Sinne des Worts.

L. Rudolph.

3) Neue Schriftenvorlagen für Industrie und Handwerk von Emil Franke. Zürich, Orell, Füßli & Co. Heft 1 u. 2. à 2 Mark (jedes Heft 24 Blätter).

Die Vorlagen bieten eine solche Fülle der verschiedenartigsten Schriften (noch 2 Hefte werden erscheinen) daß jeder nach Gefallen das seinem Geschmack Zusagende aussuchen kann. Ausgeführt sind die Alphabete in vorzüglicher Weise; Industrielle, Zeichner u. s. w. finden eine Fundgrube von Ideen, die noch der Variationen fähig sind. -t.

4) Von Heinrich Koch, Kalligraph in Zürich, liegen vor:
1. Neue methodische Schreibschule für die deutsche und englische Schrift, 2 Teile. 3. Auflage. 2,40 Mk.
2. (Auszug daraus) 24 Schreibvorlagen der englischen Currentschrift. 0,60 Mk.

3. Rundschrift in 5 Lektionen. 0,80 Mk. 15. Auflage.
4. 30 Vorlegeblätter, enthaltend 40 Stammbuchverse zum Schönschreiben. 2. Auflage. 1,50 Mk. (Nr. 1 bis 3 bei Orell, Füßli & Co. in Zürich, Nr. 4 im Selbstverlag.)

Die Vorschriften sind nach hamburgischem Duktus geschrieben und zeichnen sich durch Gefälligkeit und Schönheit ganz besonders aus; diejenigen in Rundschrift vermeiden alles Steife, was man bisweilen in diesem Genre sieht. -t.

5) Taschenbuch für das farbige Ornament zum Schul- und Privatgebrauch, zu künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten von T. Häuselmann und R. Ringger. Zürich, Orell, Füßli & Co. 7 Mark.

Die Verfasser wollen der Entwickelung des Farbensinns bei den Schülern einer gehobenen Schule dienen, was dann wieder für das Leben seine wohlthuende Wirkung äußern wird. Die 51 Tafeln enthalten eine Fülle trefflichen Materials, zum Teil einfachere Zusammenstellungen, Bänder, Bordüren, dann aber Verzierungen aller Art in den verschiedensten Stilarten, großenteils nach ausgeführten Arbeiten. Das Werk ist eine Bereicherung der einschlägigen Litteratur von hohem Werte. Ebenso ist das voraufgehende Vorwort eine gründliche, sachliche Einleitung zum Gebrauche des Buches, welches zu seinem Zwecke die größte Empfehlung verdient. -t.

6) Hermann Dittmer, Lehrer an der höheren Töchterschule und dem Lehrerinnen-Seminar zu Emden. Temperament und Erziehung, eine psychologisch-pädagogische Betrachtung. Emden. W. Schwalbe. 53 S.

Daß nicht nur der Lehrer, sondern der Erzieher überhaupt die Individualität der ihm anvertrauten Kinder zu berücksichtigen habe, ist eine oft wiederholte Forderung. Indem der Verfasser hierauf nicht nur im allgemeinen, sondern auch speziell auf die Verschiedenheit der körperlichen wie der seelischen Konstitution unserer Zöglinge hinweist, bezeichnet er die letztere als Temperament. Wenn er nun die hier zu Tage tretenden Unterschiede

bloß in der Beschaffenheit des Nervensystems sucht, ohne die Art derselben näher anzudeuten, so scheint uns das eine einseitige Erfassung des Gegenstandes zu sein. Bekanntlich hat die Seele ihren Sitz nicht nur in dem Nervensystem, sondern auch im Blute; Gehirn und Herz sind die beiden Zentralpunkte unseres Seelenlebens, also auch dessen der Kinder, die wir aus diesem Grunde als sinnlich-vernünftige Wesen zu betrachten und demgemäß zu erziehen haben. Geht doch die Heilige Schrift (Mtth. 15, 19 und Mrc. 7, 21) sogar so weit, zu sagen: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken.“ Und da wir nun außerdem wissen, daß „Blut ein ganz besonderer Saft ist,“ so hätte der Umstand, daß Gehirn und Herz in steter Wechselwirkung zu einander begriffen sind, nicht außer acht gelassen werden sollen. Nichtsdestoweniger sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er behauptet, ein jeder Mensch bringe eine bestimmte Seelenanlage mit auf die Welt; dieselbe nehme allmählich eine bleibende Beschaffenheit an und könne gewissermaßen als die „Klangfarbe“ seiner Natur bezeichnet werden.

Diese Klangfarbe nun ist es eben, die man gewöhnlich als Temperament bezeichnet; und wie verschiedene Instrumente, eine Geige, ein Klavier, eine Flöte, ein Waldhorn, ganz denselben Ton angeben können und doch sogleich von einander zu unterscheiden sind, so können auch vier Menschen unter ganz gleichen Verhältnissen uns von dem Zustande ihrer Seele Kunde geben, ohne deshalb in der Art ihrer Äußerung vollständig übereinzustimmen. Aber eben so wenig, wie es gelingen will, das, was die Musik unter Klangfarbe versteht, in genau zutreffende Worte zu kleiden: eben so schwer ist es auch, die verschiedenen Temperamente sicher zu definieren. Der Verfasser versucht dies zwar, indem er dem cholerischen das Maximum, dem phlegmatischen das Minimum der Stärke und Erregbarkeit zuspricht, von dem sanguinischen behauptet, daß es viel Erregbarkeit und wenig Stärke, von dem melancholischen, daß es wenig Erregbarkeit und viel Stärke besitze. Aber man fühlt doch sogleich heraus, daß damit wohl eine hervorragende Seite jedes Temperaments, keineswegs aber das gesamte Wesen desselben bezeichnet ist. Auch der Zusatz,

daß das sanguinische und melancholische als Temperamente des Gefühls, das cholerische und phlegmatische als Temperamente der Thätigkeit zu betrachten seien, macht die Sache selbst nicht klarer, ist wenigstens nicht als eine Ergänzung zur Feststellung des Begriffs zu betrachten.

Referent erinnert sich aus seiner Jugendzeit, freilich, ohne die Quelle namhaft machen zu können, eines anderen Versuchs, die Temperamente zu definieren. Jener Auffassung zufolge sollte der Cholerische ein lebhaftes Gefühl für alles Unangenehme, der Sanguinische ein lebhaftes Gefühl für alles Angenehme; der Melancholische ein träges Gefühl für alles Angenehme, der Phlegmatische ein träges Gefühl für alles Unangenehme haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Definition, wenn man sie so nennen darf, auf den ersten Anblick etwas Bestechendes hat; aber es ist doch nur eine besonders hervortretende Eigenschaft, welche dabei ins Auge gefaßt wird; und so werden wir denn wohl von allen diesen Begriffsbestimmungen behaupten dürfen, daß keine einzige den Nagel auf den Kopf trifft. Vielleicht ist dies überhaupt auch nicht möglich, da der Versuch schon so häufig gemacht worden ist, ohne daß sich ein einziger des allgemeinen Beifalls zu erfreuen hätte. Die Äußerungen des Seelenlebens bei verschiedenen Menschen sind eben viel zu mannigfaltig, als daß sie dem engen Rahmen einer scharfen Definition sich einfügen ließen.

Lassen wir die Begriffsbestimmung selbst nun vorläufig auch auf sich beruhen, so hat die ganze Angelegenheit doch ihre praktische Seite, die einer ernsten Erwägung bedarf. Die Temperamente sind einmal da; sie sind auch bei unserer Jugend vorhanden und zwar so, daß die Kinder von Natur unter der Gewalt derselben stehen, durch die Erziehung jedoch darüber erhoben werden sollen. In Beziehung auf diesen letzten Punkt nun fordert der Verfasser, daß wir von der Natur, nicht aber von selbst erwählten Idealen ausgehen. Wenn wir das erste auch zugeben wollen, so müssen wir bei unserer erzieherischen Thätigkeit doch immer ein Ideal vor Augen haben; und wenn wir als Menschenbildner den Menschen zum Menschen machen

wollen, so werden wir auch ein Ziel vor uns haben dürfen, von dem Jean Paul ganz richtig bemerkt, daß man es früher kennen müsse als die Bahn. Achten wir also die Individualität, seien wir ihr gegenüber jedoch auch nicht zu nachsichtig.

Sind wir in einzelnen Punkten nun auch als Gegner des Verfassers aufgetreten, so würden wir doch ein schweres Unrecht begehen, wenn wir den Fleiß und die Sorgfalt nicht anerkennen wollten, mit welcher er Schriften, die sich eines allgemeinen Rufes erfreuen, wie die von Ulrici, Waitz, Rosenkranz, Lindner, Birkenstädt, Wackernagel, Lotze, Schleiermacher und auch die wertvolle evangelische Schulkunde von Schütze benutzt hat. Die gründlich eingehende Art und Weise, mit welcher er, auch eigene Beobachtungen zu Rate ziehend, die einzelnen Temperamente schildert; das unverkennbare Geschick, mit welchem er einerseits ihre Licht-, anderseits ihre Schattenseiten aufdeckt; das überraschende Verfahren, mit dem er sie uns an Beispielen bekannter Personen aus der heiligen wie aus der Weltgeschichte zu unmittelbarer Anschauung bringt; die gegenseitige Vergleichung der mit einander verwandten oder kontrastierenden Temperamente und die von seiten des Lehrers einzuschlagende Behandlung derselben — das alles ist in klarer und anregender Sprache zur Darstellung gebracht. Daß bei sorgsamer Verwertung so vieler verschiedener Schriften die Diktion eine eigentümliche Mannigfaltigkeit der Färbung zeigt, wird der Leser allerdings in den Kauf nehmen müssen; auch wollen wir nicht damit zurückhalten, daß eine mehr populäre Fassung (der Vortragende hatte ja auch Damen unter seinen Zuhörern) bei manchen Stellen von größerer Wirksamkeit gewesen wäre. Immerhin bleibt die Arbeit eine dankenswerte Gabe, die wir unsern Lesern in aufrichtiger Überzeugung empfehlen können. Die Aufmerksamkeit der Lehrer und Erzieher auf ein so wichtiges Gebiet der Psychologie hingelenkt zu haben, ist, wenn auch nicht neu, doch, wie es hier vorliegt, etwas durchaus Verdienstliches, da die Arbeit nicht nur zum Nachdenken und sorgfältigen Beobachten anregt, sondern, insofern sie auch Andeutungen über die Wahl des Lebensberufes für verschiedene Temperamente giebt, gelegentlich von praktischer

[illegible] werden kann. Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß der Vortrag auch der verschiedenen Mischungen einzelner Temperamente gedenkt, und daß er jedem scharf ausgeprägten Temperamente als einem eigentümlichen Schwächezustande den Charakter als diejenige Eigenschaft der Seele gegenüberstellt, die der Lehrer besitzen, zu der er seine Schüler aber erziehen soll.
L. Rudolph.

7) Fr. Polack. Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes. Bd. 1. Jugendleben 20½ Bg. 2 M. Bd. 2. Amtsleben 30¼ Bg. 3 M. Wittenberg Herrosé. 1883 und 84.

Goethe sagt einmal: Man sollte eigentlich jeden Tag ein hübsches Bild sehen, ein anziehendes Musikstück hören und ein gutes Gedicht lesen. Wer so glücklich situiert ist, wie Goethe es war, der kann sich diesen Luxus allerdings gönnen; wer aber an der Last des Amtslebens zu tragen, und schwer zu tragen hat, der wird den wohlgemeinten Rat schwerlich befolgen können. Dennoch bedarf auch der Lehrer der Erholung, und er wird sie nirgend besser finden, als in der schönen Litteratur. Giebt ihm dieselbe aber nichts von pädagogischer Ausbeute, so kann ihm die darauf verwendete Zeit leicht als ein Raub an seinen Amtspflichten erscheinen. Unter solchen Umständen muß ihm ein Buch, wie das oben genannte, hoch willkommen sein, da es ihm mit der Erquickung für Geist und Gemüt zugleich einen Spiegel vorhält, in dem er sein eigenes Innere beschauen kann.

Der erste Band, welcher des Verfassers Knabenjahre, ungefähr die Zeit von 1830—40 schildert, versetzt uns in eine Dorfschule Thüringens und veranlaßt den, der auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, zu vielen pädagogisch-didaktischen Bemerkungen, so daß er sich unwillkürlich fragt, ob ein Pestalozzi, ein Diesterweg jemals für Deutschland gelebt haben. Ja man müßte den Verfasser aufs innigste bedauern, wenn man nicht gleichzeitig bemerkte, wie eine durch und durch gesunde Natur trotz der ihr gegenüberstehenden Unnatur schulmeisterlicher Behandlung sich doch eine harmlose Jugend zu gestalten weiß.

Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir in der Seminarzeit, die der Verfasser in den fünfziger Jahren unter der Herrschaft der Raumer-Stiehlschen Regulative durchlebt hat. Wie dieselben in einer Lehrerbildungsanstalt befolgt, und wie die betreffenden Verfügungen gehandhabt wurden, das tritt uns hier in den Schilderungen eines Augenzeugen entgegen und erinnert lebhaft an die Rede Diesterwegs, der die genannten Regulative auf der Tribüne unseres Abgeordnetenhauses als radikal-reaktionär bezeichnete.

Noch wichtiger und bedeutungsvoller erscheint der zweite Band, welcher von dem Amtsleben des Verfassers berichtet. Lernte man ihn schon in dem ersten Teile als sorgfältigen Beobachter kennen, der besonders Naturscenen meisterhaft zu schildern versteht: so zeigt er sich hier als gewandter Darsteller, der überall ins volle Menschenleben hineingreift. Alles, selbst das Kleinste, ist ihm interessant, so daß seine ganze Umgebung sich dem Leser poetisch gestaltet. Dabei ist er als praktischer Psychologe ein echter Kinderfreund, der uns fortdauernd einen tiefen Blick in sein eigenes Innere thun und gerade dadurch auch erkennen läßt, wie andere, und wie wir selbst es treiben. Eine gesunde Lebens- und Weltanschauung, die auch den ernstesten Lebensfragen nicht aus dem Wege geht, erhebt uns über die gemeine Alltäglichkeit unseres Daseins; und da, wo er sich die Aufgabe stellt, ernste und schwere Lebenserfahrungen zu schildern, werden wir nicht selten von tiefer Rührung ergriffen.

Unser allgemeines Urteil geht also dahin: Der Verfasser versteht es, spannend zu erzählen, anschaulich zu beschreiben, mit Lebendigkeit und Frische zu schildern. Überraschende Vergleiche, wirksame Gegensätze, ein harmloser Humor und die muntere Beweglichkeit einer oft orginellen Ausdrucksweise bilden die Würze seiner Darstellung. Was aber die pädagogischen Bemerkungen betrifft, so erscheinen dieselben, da sie überall an wirkliche Thatsachen sich anschließen, meist wie unabsichtlich eingestreut. Es sind allerdings nur Brosamen, aber Brosamen, die von eines Reichen Tische fallen, um die der erfahrene Schulmann ihn beneidet, und nach denen jüngere Lehrer jedenfalls

mit Begierde greifen werden. Bei einem so fesselnden Buche ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir es nach Inhalt und Form als ein Kunstwerk bezeichnen. Ein solches aber wird es gerade dadurch, daß es in jeder Beziehung das Gepräge des Naturwüchsigen an sich trägt. Lehrer und Vorgesetzte, Schulvorsteher, Schulinspektoren und Schulräte können manches aus demselben lernen, und auch Nichtlehrer werden es mit Vergnügen lesen, da es nicht nur eine pädagogische Schrift, sondern ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes ist. Als Unterhaltungslektüre für Lehrer können wir nichts Besseres empfehlen; es ist ein Buch, das zunächst zwar dem Verfasser, außerdem aber auch dem deutschen Lehrerstande überhaupt Ehre macht, ein Buch, das nicht bloß belehrend und anregend, sondern auch wohlthuend und erquickend wirkt, weil es mit dem anmutigen Zauber dichterischer Begabung geschmückt erscheint. Möchte der zarte Duft, der sich über dieses Lebensbild ausbreitet, zu einem belebenden Balsam für die gesamte deutsche Schule werden.

L. Rudolph.

8) Bildnisse berühmter Pädagogen. Gezeichnet von P. Rohrbach, E. Süßnapp und G. Engelbach. Brustbilder mit dunklem Hintergrund. Mit Faksimile. Berlin, E. H. Schroeder. Auf chinesischem Papier gedruckt; Preis pro Blatt von 19 : 23 cm Bild-Größe 3 M. —

Die Sammlung, die zu den besten Erzeugnissen gehört, welche die neuerdings auf dem Gebiete der Kunstreproduktion mit Unrecht vernachlässigte Lithographie hervorgebracht, umfaßt die Porträts von Luther, Melanchthon, Trotzendorf, Comenius, Locke, Rousseau, Basedow, Salzmann, v. Rochow, Pestalozzi, Fröbel, Diesterweg, Guts Muths, Jahn und Friesen; und des Ministers Falk. Es sind wunderbar weiche, fein und charakteristisch ausgeführte Köpfe, von echten Meistern der Steinzeichenkunst nach den besten vorhandenen Orginalen — Lucas Cranach, Chodowiecki u. s. w. — teilweise auch nach dem Leben gezeichnet. Die Blätter werden dem Kunstliebhaber einen wahren Genuß bieten, vor allen Dingen aber das höchste Interesse der Schüler

jener großen Männer in Anspruch nehmen. Wir empfehlen die Sammlung oder einzelne Stücke daraus bestens zur Ausschmückung von Wohnung und Schule. Der Preis von 3 M. für Blätter vorliegender Größe und Ausführung erscheint außerordentlich billig. O. K.

9) Lexikon der Pädagogik von Ferdinand Sander. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Von diesem schon von uns dringend empfohlenen Werke liegt die dritte bis fünfte Lieferung (S. 129—288) und damit die Hälfte des Ganzen vor. Diese Lieferungen führen den Text von „Frankreich" bis „Maßmann" weiter. Getreu seinem Plane, gibt es die Unterrichts- und Erziehungslehre, die Schuleinrichtungen der einzelnen Länder, Biographieen hervorragender Männer und Ähnliches. Um eine Fülle von Belehrung zu bringen, sind zwar die Hauptsachen ausführlich, anderes dagegen weniger weitläufig dargestellt. Dennoch sucht man einigermaßen Wichtiges nicht vergebens und empfängt überall auch eine Menge Winke und Andeutungen. Dem Volksschullehrer ist mit Abfassung des Buchs ein wesentlicher Dienst geleistet. B. D.

10) Handbuch der Pädagogik. Für den Gebrauch an Seminarien, sowie für den Selbstunterricht dargestellt von Ant. Ph. Largiadèr. II. Teil: Von der leiblichen und geistigen Entwicklung des Menschen. Zürich, Schultheß und Straßburg, Bull. 1884. 104 S.

Der Inhalt des zweiten Teiles dieses Werkes, dessen eigenartige Vorzüge wir schon zu rühmen Gelegenheit nahmen, ist Physiologie und Psychologie nebst Logik, jedoch nur soweit dies für Seminarzöglinge erforderlich ist; der Text ist in einer dem Schüler durchweg verständlichen, seiner Fassungsgabe angemessenen Sprache geschrieben. Nur das wirklich Wichtige ist gegeben, dies aber in vollständig genügendem Maße; von einer streng wissenschaftlichen Behandlung des ganzen Stoffes dagegen ist abgesehen. Wir wollen das Buch bestens empfehlen, da es seinem Zwecke vorzüglich dient. P. D.

11) **Der deutsche Stil** von Dr. **Karl Ferdinand Becker.** Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. 3. Auflage. Leipzig, Freytag.

Es liegen von diesem Musterwerke die Lieferungen von 5—9 vor (S. 209—448). Dieselben enthalten: Nebensätze, verkürzte Sätze, Präzision, Korrektheit, Wortstellung, Inversion, Rhythmus, Figuren der Form; dann: zusammengesetzter Satz, Haupt- und Nebensätze, Konjunktionen, Beiordnung und Unterordnung, Zusammenziehung, Stellung und Rhythmus der Sätze, Periode; endlich den Anfang der besonderen Stilistik, Arten des prosaischen Stils. Das vorzügliche Werk, welches sich jetzt seinem Schlusse zuneigt, bewährt sich auch in der Neubearbeitung immer mehr als eines der gründlichsten und vorzüglichsten Werke seiner Art, welches für jeden Schreibenden nicht bloß zum gelegentlichen Nachschlagen, sondern zum eifrigen Studium dringend zu empfehlen ist. A. L.

12) **Robinson Crusoe,** für die Jugend bearbeitet von **G. A. Gräbner.** Leipzig, Gräbner. 1883.

Das bei der Jugend allbeliebte Werk liegt in drei neuen Auflagen vor, der 13. (Schulausgabe, 7 und 248 S. mit 2 Karten, 1 Mark) die 15. (Prachtausgabe, 12 und 404 S. mit 16 Bildern, 54 Holzschnitten und 2 Karten, 4.50 Mark) und der 16. (Volksausgabe, 244 S. mit 6 Bildern und 2 Karten, 1,60 Mark). Neben der allseitig splendiden Ausstattung empfiehlt sich die vorliegende, mit Unterstützung von Gelehrten und Schulmännern bearbeitete Darstellung, welche das Buch auch als Schulbuch brauchbar gemacht hat, in hervorragender Weise. Die Bearbeitung ist zugleich eine Besserung gegenüber dem Campe'schen Robinson und anderen Robinsonaden; sie stützt sich auf Defoë's Buch und benutzt die neuen geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen. Wir empfehlen das Werk auch als Geschenk bestens. A. L.

13) **Französische Übungsbücher** von **W. Bertram.** Bremen, Heinsius.

An neuen Auflagen liegen vor: Übungsbuch zu der Elementargrammatik von Ploetz 4. Auflage (4 und 216 S., 1.40 Mark), Grammatisches und stilistisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache, im Anschluß an die Schulgrammatik von Ploetz, Heft 3, 4. Auflage (4 und 264 S., 1.60 Mark), Neues Übungsbuch zum Gebrauche neben der Schulgrammatik des Prof. Dr. C. Ploetz, 2. Auflage (6 und 236 S., 1,60 Mark); ferner: Grammatisches und stilistisches Übungsbuch zu der Formenlehre und Syntax und der Nouvelle grammaire française des Prof. Dr. C. Ploetz (4 und 55 S., 0,50 Mark) und Corrigé des thèmes adoptés à la nouvelle grammaire de Ploetz (48 S., 0,75 Mark). Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir Bertram'sche Übungsbücher noch besonders empfehlen; wir erwähnen nur, daß in den neuen Auflagen einzelnes geändert ist, daß aber die Vorzüge der älteren, deren Stoff neben einer ausgiebigeren Fülle als Ploetz's Bücher sie aufweisen, zugleich qualitativ über demselben steht, indem sie mustergültiges Französisch bieten, und zugleich methodisch geordnet im besten Sinne gewahrt worden sind. Das „Neue Übungsbuch" gibt eine kürzere Auswahl von Beispielen, als die ersten drei Hefte des „Grammat. und stilist. Übungsbuchs" und wird also manchen Schulanstalten willkommen sein. Das „Übungsbuch zur Nouvelle grammaire" enthält nur deutsche Beispiele und zusammenhängende Übungen; der Schlüssel dazu (Corrigé) ist für die Hand des Lehrers. Wir freuen uns der fortschreitenden Verbreitung der trefflichen Bücher, welche vorzüglich geeignet sind, das französische Sprachstudium zu fördern. Einige kleine Druckfehler verbessert man leicht. x.

14) A brief history of the English language and literature, for the use of schools arranged by R. Kaiser. Mülhausen i. E. und Leipzig, Bufleb. 1884. 8 und 96 S. 1 Mark.

Das Werk behandelt nur das, was für die reifere Schuljugend verständlich und wissenswert ist und enthält dies in gutem, tüchtigen englischen Autoren entlehntem Englisch. Natür=

lich ist das meiste knapp zugeschnitten, doch das Wichtigere in einer Weise hervorgehoben, daß es vollauf genügt. Die Charakteristik ganzer Perioden und einzelner Schriftsteller ist eben so klar gezeichnet, wie die Beurteilung der Hauptwerke treffend. Wir empfehlen das Buch gern. x.

15) Leitfaden für den Unterricht in der Physik. In zwei konzentrischen Kursen für gehobene Bürger- und höhere Mädchenschulen bearbeitet von A. Fricke. Erster Kursus, 85 S. mit 68 Abbildungen, 0,60 Mk. Zweiter Kursus, IV. und 222 S. mit 209 Abbildungen, 1,20 Mk. Braunschweig, Bruhn. 1883. 1884.

Das Buch will möglichste Stoffbeschränkung, eine selbstthätige häusliche Wiederholung und Verteilung des Stoffes so, daß der zweite Kursus den ersten vollständig wieder in sich aufnimmt. Die Auswahl des Stoffes ist eine durchaus zweckentsprechende. Von Versuchen und Beobachtungen leitet das Buch mit Beiseitesetzung aller mathematischen Begründung in bester Weise zur Erkenntnis der Naturgesetze. Die Wiederholungsfragen am Ende der Paragraphen enthalten alles Wesentliche des Vorgetragenen, und da die Darstellung lichtvoll und klar ist, so wird das Buch sicherlich sich Bahn brechen, und wo es dem Unterrichte zu grunde gelegt wird, demselben bestens förderlich sein. P. S.

16) Michael Faraday, Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend. Mit 35 Holzschnitten und Bildnis Faradays. 2. Aufl., herausg. von Professor Dr. Richard Meyer in Chur. Berlin, Oppenheim. 1884. 193 S. 1,50 Mk.

Sechs gründliche und doch dem Kindesalter angemessene Vorträge, in blühendem Stil geschrieben, führen eine Reihe chemischer und physikalischer Lehren in bezug auf Licht, Wärme, Kohlenfeuer 2c. vor. Der beigegebene Lebensabriß des Verfassers ist eine sehr dankenswerte Zugabe. Das Werkchen eignet sich namentlich auch zu Geschenken an die Jugend, fesselt aber auch

den Erwachsenen. Eine besondere Empfehlung ihm mitzugeben, hieße sich an Faraday versündigen. P. S.

17) Ernest Legouvé. Unsere Töchter und unsere Söhne, Übersetzt von Agathe Schmid. Troppau, Gollman 8 und 295 S.

Das Original hat in 11 Jahren 12 Auflagen erlebt, die Übersetzung ist, wenige Ausdrücke abgerechnet (z. B. S. 41. ist ein Opfer mehr unter allen jenen, welche), so gut, daß sie sich nahezu wie Original liest. Legouvé, Mitglied der Akademie in Paris, bringt eine Reihe einzelner unterhaltender Geschichtchen, um damit unvermerkt seinen Lesern einen Schatz physiologischer Lehren und moralischer Grundsätze zu geben, hier auf erziehlichem Gebiete. Sein Werk ist den Eltern und Kindern, aber auch den Lehrern gewidmet, die auf jeder Seite Goldkörnchen finden können. Mögen recht viele es lesen! D. B.

18) 1. Johann Amos Comenius als Theolog. Ein Beitrag zur Comeniuslitteratur von Hermann Ferdinand von Criegern. Leipzig und Heidelberg, Winter 1881, 8 und 396 S.

2. Die Latein-Methode des J. A. Comenius. Von Richard Höller. Zschopau, Raschke, 46 S. 1883.

1. Je mehr man heutzutage Comenius pädagogisches Wirken zu schätzen und seine Werke wieder zu lesen begonnen hat, um so notwendiger wird es, diesen letzten Bischof der Bürgergegemeinde nach der Richtung hin kennen zu lernen, auf welchem theologischen Grunde seine pädagogischen Anschauungen ruhen, denn er will die Vereinigung von Kirche und Schule in ausgesprochenster Weise. Er ist durchaus religiös und kirchlich; daraus ist zu erkennen, was ihn befähigte, die Pädagogik zu reformieren. Verf. hat nun aus seinen Schriften den Mann als Theolog dargestellt und den theologischen Charakter seiner Unterrichts- und Wissenschaftslehre in interessanter Darstellung aufgezeigt. Amos ist nicht originell in seinen theologischen Ansichten, aber doch immer in gewisser Beziehung selbständig. Dies alles hat er mit einem großen Aufwande von Fleiß zusammenge-

stellt und dargethan, und man muß ihm namentlich für die Entwickelung der Unterrichtslehre Amos', in Verbindung mit theologischen Prinzipien dankbar sein. —

2. bildete eine Beilage zum Jahresberichte des Seminars zu Zschopau 1882/3. Die Art, wie Comenius das Latein gelehrt wissen will, ist interessant und zeigt, wie der Pädagoge seine Grundsätze nach dieser Richtung hin zu entwickeln verstand; übrigens gilt in gewisser Beziehung das hier Gesagte auch für andere Sprachen, und so wird das kleine Heft jedem willkommen sein, der Amos nach den verschiedensten Seiten kennen lernen will. B. D.

19) Grundriß der Unterrichtslehre. Für angehende Lehrende zusammengestellt von Ernst Friesendorff. St. Petersburg, Eggers. (Leipzig, Hartmann.) 4 und 96 S. 1883.

Zur Anregung für jeden, der sich dem Lehrerberuf widmen will, ist eine kurze allgemeine Unterrichtslehre auf 24 Seiten recht geeignet; die spezielle Unterrichtslehre bezieht sich hauptsächlich auf die Elementarstufe und die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten; Lehrproben und detaillirte Lehrpläne sind nicht aufgenommen. Verf. hat sich übrigens vielfach an bewährte Vorgänger angelehnt. Die Grundsätze des Buches sind kurz, aber klar vorgetragen. B. D.

20) Allgemeine Chronik des Volksschulwesens. Herausgegeben in Verbindung von mehreren von L. W. Seyffarth. Neue Folge. 5. Jahrgang (1882). Breslau, Morgenstern. 1883. 16 und 412 S. 6 M.

In gewohnter Weise, und nichts irgendwie Wichtiges bei Seite lassend, registriert das Werk, was in den verschiedenen Ländern auf dem Gebiete des Volksschulwesens geschehen ist (224 S.) und gibt dann die litterarische Bewegung in Übersichten nach den Wissenschaften mit kurzer Würdigung der Werke. Der Wert des bekannten Buches ist demnach vorübergehender Art, zumal es höchst sorgsam gearbeitet ist. B. D.

Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Richard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung“ in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft VI.
(November — Dezember).



Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.

wohl kaum der Versicherung. Wo ich in Einzelheiten zu einer von derjenigen beider abweichenden Ansicht gelangen sollte, werde ich auch diese unumwunden bekennen. Wollte ich anders handeln, so wäre dies weder im Geiste Diesterwegs noch Wichard Langes. Zwei Männer, die in ihrem objektiven Streben nach lauterer Wahrheit so mannhaft für ihre innerste Überzeugung eingetreten sind, würden mir es nicht verzeihen, wollte ich, auch ihnen selbst zuliebe, meine eigene Überzeugung verleugnen. Die Freunde der „Rheinischen Blätter" aber dürfte meine Erklärung schwerlich zu Befürchtungen veranlassen, wenn ich hinzufüge, daß ich von den Grundprinzipien, welche Diesterweg und Lange verfolgten, so innig durchdrungen bin, daß eine etwaige andere Ansicht in einem einzelnen Punkte die Hauptsache nicht alterieren würde. Haftet doch auch der wahre Jünger nicht an Wort und Buchstaben seines Meisters, sondern an dessen Geiste.

Der Begründer dieser Zeitschrift hat vor allem der Volksschule sein lebhaftes Interesse zugewandt, und es wird auch für die Zukunft zu wünschen sein, daß dem Organe namentlich tüchtiges Material über die allgemeinste Bildungsstätte des deutschen Volkes zugeführt werde, die ja die hervorragendste Zierde unseres Erziehungswesen bildet. Allerdings kann, was Deutschland auf den verschiedensten Gebieten der besonderen Wissenschaften geleistet hat, den wissenschaftlichen Leistungen jeder anderen großen Nation würdig zur Seite treten. Aber auch andere Nationen haben auf dem Gebiete gelehrter Bildung vieles Bedeutende hervorgebracht, was mit den Errungenschaften deutscher Wissenschaft in die Schranken treten kann, und im ganzen herrscht auf dem Gebiete der Spezialwissenschaft eine gewisse Parität unter den gebildetsten Völkern. Daß dagegen die Bildung alle Schichten der Bevölkerung so tief durchdrungen habe, wie es in Deutschland durch dessen Volksschulen geschehen ist, läßt sich von keiner anderen der hervorragendsten Nationen behaupten. Es ist daher, namentlich bei dem Interesse, das die Volksschule für die Gesamtheit einer Nation hat, besonders dahin zu streben, daß für Deutschland der Ruhm, den es sich in dieser Hinsicht erworben hat, erhalten bleibe, daß das frische und fröhliche Leben, welches

sich in der deutschen Volksschule entwickelt hat, nicht verkümmert sondern kräftig gefördert werde.

Die Stellung eines pädagogischen Organes der Volksschule gegenüber kann aber nicht ohne Einfluß auf dessen Stellung zur Philosophie sein. Daß das Studium der Psychologie, mag es die Herbarts oder Benekes sein, die ja beide keineswegs himmelweit von einander abweichen, im Interesse der Pädagogik zu empfehlen sei, darüber war weder Diesterweg noch Lange im Zweifel. Was aber von dem Einflusse des Studiums der genannten philosophischen Disziplin auf die Pädagogik gilt, gilt keineswegs von dieser einzelnen Disziplin ausschließlich. Daß es aber neben der Pädagogik überhaupt eine besondere wissenschaftliche Pädagogik gebe, wie von anderer Seite angenommen worden ist, ergiebt sich daraus keineswegs. Wo sollte wohl auch die unwissenschaftliche Pädagogik aufhören und die wissenschaftliche anfangen? Die Wissenschaftlichen freilich werden den als einen der ihrigen anerkennen, der sich gründlich mit der Psychologie und Pädagogik Herbarts beschäftigt und hierauf seine pädagogische Theorie aufgebaut hat „und auf des Meisters Worte schwört“. Ein anderer dagegen, der gar keine besondere philosophische Schulung durchgemacht, hat sich vorzugsweise durch ernstes und tiefes Selbstdenken sein System der pädagogischen Theorie gebildet; — daß dies der Fall sein kann, ist ja gewiß nicht undenkbar. Wo wollen wir nun diesen unterbringen? Dürfen wir ihn den Wissenschaftlichen zuweisen oder nicht? Wenn nicht, so müssen wir doch mindestens stark zweifeln, ob gerade die Koryphäen der Wissenschaft wirklich der Wissenschaft angehören.

Ich habe schon an anderer Stelle auf den fördernden Einfluß hingewiesen, welchen die Philosophie auf die Pädagogik haben kann. Wollen aber die Philosophen die Pädagogik, die ja nicht Eigentum einer besonderen Kaste sondern möglichst Gemeingut sein soll, kräftig fördern, so werden sie Schopenhauers schon an sich beherzigenswertes Wort noch besonders zu berücksichtigen haben: „Überall wird der echte Philosoph Helle und Deutlichkeit suchen und stets bestrebt sein, nicht einem

trüben reißenden Regenbache zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche aber erst die Tiefe sichtbar macht." Dem entsprechend werden auch diejenigen, welche, ohne gerade Philosophen von Fach zu sein, bestrebt sind, einzelne Disziplinen der Philosophie im pädagogischen Interesse einem weiteren Publikum zu erschließen, sich einer besonderen Klarheit zu befleißigen haben, ohne jedoch dabei ins Oberflächliche zu verfallen. Daß in dieser Hinsicht Friedrich Dittes durch seine Darstellung der Psychologie und Logik ein würdiges Beispiel von edler Popularität geliefert hat, brauche ich kaum zu erwähnen. Aber auch der Philosoph von Fach sollte Einfachheit in der Form keineswegs für unter seiner Würde halten. Zeigt sich doch die höchste Kunst öfters gerade darin, daß sie eine Sache so einfach und natürlich darzustellen weiß, daß jeder denkt, so könne er's auch, und erst, nachdem er sich auf das mühseligste vergeblich abgearbeitet hat, auf die Nachahmung verzichtet. Darin spricht sich bereits „der alte Kirchenvater Horaz" aus.*

So wenig man aber auch die Bedeutung der Philosophie für die Pädagogik unterschätzen mag, schwerlich wird man in Abrede stellen, daß die Psychologie und Philosophie überhaupt erst dann ihre fruchtbare und belebende Kraft für die Pädagogik erhält, wenn sich eine denkende Beobachtung des Lebens dazu gesellt. Sollten wir aber eines der beiden, philosophische Schulung und unmittelbar aus dem Leben geschöpfte Beobachtung, preisgeben müssen, so würden wir im Interesse der Pädagogik gewiß lieber auf das erstere verzichten. Worauf beruht doch auch vorzugsweise die belebende Wirksamkeit, welche Pädagogen wie Diesterweg und Wichard Lange entfaltet haben? Gewiß verdankten sie doch den lebendigen Reiz ihres Einflusses dem Um-

---

* Brief an die Pisonen, Vers 240 ff. Wieland bemerkt dazu: „Diese Stelle ist sehr merkwürdig. Sie enthält eins von den großen Mysterien der Kunst, welche Horatius ganz zuversichtlich ausschwatzen durfte, ohne Furcht, daß er den ἀμυήτοις (den Uneingeweihten) etwas verraten habe."

stande, daß sie namentlich unmittelbar aus der Fülle des frischen Lebens schöpften. Wenn ich aber dieser beiden Männer gedenke, kann ich nicht unterlassen, auf einen dritten hinzuweisen, der zwar nicht unmittelbar für die „Rheinischen Blätter" gewirkt, der aber indirekt einen gewaltigen Anteil daran gehabt hat, auf den Märtyrer von Neuhof und Stanz mit dem unschönen Antlitz und dem Herzen von weltumfassender reinster Menschenliebe. Auch er stützt sich, wenn ihm auch die Welterfahrung der beiden Vorgenannten abging, vorzugsweise auf die Beobachtung des wirklichen Lebens. Und vertiefen wir uns in „Lienhard und Gertrud", in die „Abendstunde eines Einsiedlers", in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", oder in andere jener Werke, so werden wir, abgesehen von der Fülle und Tiefe seiner auf Naturbeobachtung gestützten Gedanken, noch durch etwas gefesselt, was höher steht als alle philosophische Gedankenschärfe:

„Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters vorbehalten. . . . . Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese im hohen Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jeder andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie im hohen Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. . . . Was ist dagegen Witz und Genie? was Baco von Verulam?"

Wer wollte diesen Worten des Frankfurter Philosophen nicht beipflichten? Sie weisen zugleich darauf hin, worauf Pestalozzis Größe nicht zum geringsten beruht. Gewiß verehren wir in dem einfachen Schweizer einen seltenen Genius. Was ihn aber dazu berufen hat, auf die ganze Pädagogik so umgestaltend zu wirken, wie kein anderer vor ihm, war die gewaltige treibende und wirkende Glut seiner Begeisterung, die einem Herzen von unendlicher Menschenliebe entsprang. Die Geschichte der Pädagogik bemerkt, daß seit Luther niemand den entscheidenden Einfluß auf die Pädagogik geübt habe, wie Pestalozzi. Dieses Lob Pestalozzis ist jedoch ein zu beschränktes. Man kann Luther, dessen Wirksamkeit vorzugsweise dem kirchlichen Gebiete zufällt, nicht auch auf pädagogischem Gebiete eine Stellung zuweisen, die hier der Pestalozzis ebenbürtig wäre. Mit dem Worte Luthers: „Wenn ich nicht ein Pfarrer wäre, so möchte ich wohl ein Schulmeister sein“, und dem entsprechenden Worte Pestalozzis ist das Maß des Verdienstes beider um die Schule angedeutet. Es liegt in Luthers Wort, daß er großes und inniges Interesse für die Schule besaß, und der Einfluß des gewaltigen Mannes ist auch auf die Schule ein sehr bedeutender gewesen. Es liegt aber auch in diesem Worte der Sinn: „Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein“. Pestalozzi dagegen hat mit seinem Worte: „Ich will ein Schulmeister werden“, das höchste Ideal seines Lebens bezeichnet, und nach diesem Ideale hat er mit der ganzen Fülle seines Herzens gerungen. Wenn auch das, was er durch die eigene Praxis erreichte, bei der Unbeholfenheit seiner Natur seinem Ideale nicht im entferntesten entsprach, so hat er doch durch seine Theorie einen Einfluß auf die ganze Pädagogik geübt, dem gegenüber der Einfluß jedes anderen, auch der Luthers, zurücktritt. Allerdings ist es leicht für uns, auch die Theorie Pestalozzis in Einzelheiten zu kritisieren. „Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufgesetzt; aber zu der erhöhten Anschauung fehlt das hohe Gefühl, das Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können.“ Diese Worte Heines, die

sich auf Luther beziehen, können wir auch auf Pestalozzi anwenden. Das hohe Gefühl Pestalozzis aber hat ihm auch den tiefen Blick in das Grundwesen der ganzen Pädagogik verschafft, wenn er auch das Rechte nicht sowohl durch philosophischen Scharfblick als durch den divinatorischen Instinkt des Genius trifft. Man wird bei Pestalozzi schwerlich eines der großen Grundprinzipien vermissen, von denen alle gesunde Pädagogik auszugehen hat. Darum hat er es auch wie kein anderer vermocht, Philosophen wie Herbart, Beneke und andere anzuregen, ihre philosophischen Forschungen für die Pädagogik zu verwerten, und was er einem denkenden Praktiker von der Bedeutung eines Diesterweg gewesen ist, das können wir bei diesem selbst lesen, wo er mit hoher Begeisterung und inniger Dankbarkeit der Verdienste Pestalozzis gedenkt. Genug, auf Pestalozzis Schultern ruht fast alles, was unsere moderne pädagogische Praxis und Theorie Gesundes und Vernunftgemäßes bietet.

Er ist es auch gewesen, der namentlich gezeigt hat, welche hohe Bedeutung die Volksschule, welch hohe Bedeutung der Stand der Volksschullehrer für das ganze nationale Leben hat. Wenn trotzdem dem Lehrerstande noch nicht allgemein die soziale Stellung zugestanden ist, die ihm zukommt, wenn er trotzdem noch nicht allgemein von der Unmündigkeit losgesprochen ist, wenn gegen Versammlungen der Vertreter der Kirche niemand etwas einzuwenden hat, während es gegenüber von Versammlungen der Vertreter der Schule schon ganz analog wie bei Uhland hieß:

„Schwert von Leder! Spieß herbei!
Lerchen darf ein jeder fangen;
Kleine Vögel die sind frei!“

so ist Pestalozzi wahrhaftig nicht schuld daran, und es ist zu hoffen, daß es in dieser Hinsicht für die Zukunft anders werde.

Sind aber Pestalozzis Grundsätze so in unsere pädagogische Praxis eingedrungen, wie es der Fall sein sollte? Auf diese Frage läßt sich leider keineswegs mit einem frischen fröhlichen Ja antworten. Man denke daran, wie weit das reicht, was Wichard Lange mit dem Ausdrucke „Kasernenpädagogik“ bezeichnete! Und fragen wir weiter: Ist Pestalozzis Theorie so allgemein

verbreitet, wie sie es verdient? so müssen wir auch hierauf mit Nein antworten. Wie könnte man sonst, wie dies geschehen, heutzutage Fragen aufwerfen wie: „Soll die Schule in erster Linie Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt sein?" Man würde auch darauf nicht, wie dies ebenfalls alles geschehen, geantwortet haben: „Sie soll in erster Linie Erziehungs-," oder: „Sie soll in erster Linie Unterrichts-," oder: „Sie soll überhaupt nicht Erziehungsanstalt sein." Hat sich über diesen Punkt doch Pestalozzi längst scharf und positiv ausgesprochen: „Erziehung und nichts anderes ist das Ziel der Schule". In diesem Satze liegt der Kern der ganzen Lehre Pestalozzis. Wer freilich meint, Pestalozzi wolle damit sagen, die Schule solle eine nur oder doch vorzugsweise moralisierende Anstalt sein, wer nicht weiß, daß nach Pestalozzi die Erziehung den Unterricht in sich involviert, wem unbekannt ist, daß nach Pestalozzi auch in Disziplinen, die mit der moralischen Entwickelung des Kindes nichts zu thun haben sondern Sache des Verstandes sind, die geistige Bildung des Zöglings, also ebenfalls Erziehung, und nicht die Aneignung des Wissensmaterials die Hauptsache ist, nur der wird die Richtigkeit des aus Pestalozzi angeführten Satzes anzweifeln.

Fragen wir ferner: Sind Pestalozzis Werke auch nur annähernd so weit verbreitet, als es pädagogische Quellenschriften von so immenser Bedeutung verdienen? Sind sie, wenn man von größeren Städten absieht, der Mehrzahl der Lehrer leicht zugänglich? so wird man auch hierauf mit einem entschiedenen Nein antworten müssen. Es ist aber ein offenbares Mißverhältnis, wenn man in Schulbibliotheken, wie dies der Fall ist, pädagogische Werke vorfindet, die zum Teil mit großen Kosten beschafft werden mußten und die trotzdem bald mehr oder minder veralten werden, während die Werke Pestalozzis, welche doch wie die Werke eines echten Genius überhaupt nimmer antiquieren und immer eine urfrische Wirkung auszuüben vermögen, ganz darin fehlen.

Grund genug, daß die pädagogische Presse gegenüber dem unverhältnismäßig starken Hinweise auf die Erzeugnisse der Kathederweisheit von anderer Seite, auch entschieden darauf hin-

zuweisen hat, daß man es nicht vernachlässigen soll, unmittelbar aus Quellen, wie die erwähnten, zu schöpfen.

Wenn, wie ich oben bemerkt habe, der Gründer der „Rheinischen Blätter" mit besonderer Vorliebe für das Volksschulwesen gewirkt hat, so hat Wichard Lange das warme Interesse für die Volksschule mit ihm geteilt. Damit vertrug es sich aber sehr wohl, daß beide bestrebt gewesen sind, daß auch die Besprechung des gesamten Unterrichtswesens in diesem Organe ihre Stätte finden möge. Arbeiten doch alle Lehrer, mögen sie nun an der Volksschule oder an gelehrten Schulen wirken, für die gesamte nationale Bildung. Darum war es ein Herzenswunsch Wichard Langes, worüber er sich mir gegenüber auch mündlich aussprach, daß sich die deutschen Lehrer, einerlei welcher Kategorie sie auch angehören, als ein zusammengehöriges Ganze fühlen und gegenseitig von einander zu lernen bestrebt sein möchten. Auch dürfte es wohl nicht zu bezweifeln sein, daß dadurch, daß Lehrer, welche an den verschiedenartigsten Bildungsanstalten gewirkt haben oder noch wirken, dieses Organ durch Beiträge unterstützt haben, das gemeinsame Interesse gefördert und wohl auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Lehrer bei manchem befestigt worden ist. Es wird daher auch fernerhin zu wünschen sein, daß Lehrer verschiedenartiger Schulen die Zeitschrift durch gediegene Beiträge unterstützen. Gilt doch auch z. B. für das Gymnasium die Grundlehre Pestalozzis so gut wie für die Volksschule. Nicht das darf das Hauptziel des Gymnasiums sein, daß seine Schüler möglichst viel Latein und Griechisch lernen; sondern die allseitige harmonische Geistesbildung derselben muß auch ihm als das Höhere gelten. Je mehr man aber erkennt, daß der Unterricht das Sekundäre, bloß Mittel zum Zwecke ist, desto mehr wird gerade diese Einsicht den Wert des Unterrichtes erhöhen und zur Vergeistigung und Belebung des Unterrichtsstoffes beitragen. Wie dies von Volksschule und Gymnasium gilt, so gilt es von jeder Schule, sofern sie nicht Dressur- sondern wirkliche Bildungsanstalt sein will:

„Erziehung und nichts anderes ist das Ziel der Schule."

II.

Die Frage der Überbürdung der Schüler höherer Schulen, insbesondere derjenigen der Realschulen.

Von Julius W. Merz in Bockenheim.

(Schluß.)

Was die einzelnen Disziplinen betrifft, welche an der reinen Realschule gelehrt werden, und die etwa zu stellenden häuslichen Arbeiten, so bleibt neben dem oben im allgemeinen Gesagten noch übrig, sie einzeln, oder besser gruppenweise vorzunehmen.

Im Deutschen ist es besonders der Aufsatz, der viel Anlaß zur Klage giebt, und zu beachten sind zahlreiche Urteile, die den eigentlichen Aufsatz mehr auf die oberen Klassen beschränkt wissen wollen, wo die notwendige geistige Reife und Fülle der Erfahrung vorhanden; dagegen in den unteren und mittleren Klassen vorzugsweise Diktate, kleine Extemporalien und Stilübungen fordern. Jedenfalls aber, auf welcher Stufe man auch Aufsätze anfertigen läßt, immer müßte streng darauf gesehen werden, daß der Stoff nicht zu hoch über dem Verständnis der betreffenden Jungen gegriffen werde und nicht außerhalb des Erfahrungskreises derselben liege; dann, daß der Stoff vorher durchgenommen wird, und zwar so lange und so gründlich, daß er geistiges Eigentum geworden ist und namentlich von seiten der Schüler in zusammenhängender Weise zuvor mündlich gegeben wird, ehe er niederzuschreiben ist — dann könnte man vielleicht dahin kommen, daß die Schüler gleich ins sog. Reine schreiben — das Schreibwerk würde wieder vermindert, und durch sofortige Ausarbeitung nach einer guten Disposition würde die Leistung an Wert und der Schüler an Kraft und Frische gewinnen.

Wie sehr der deutsche Unterricht entlastet und gestützt wird durch eine gute Methode in allen übrigen Fächern, durch genaues und richtiges Übersetzen im fremdsprachlichen, durch zusammenhängende Wiedergabe in jedem erzählenden oder beschreibenden Unterrichte, resp. Fache, ist schon oben gesagt; er muß

eben gleichsam die Seele einer deutschen Schule sein — denn die Muttersprache ist der vollendetste Ausdruck der Seele eines Menschen, und wer arm in jener ist, der ist auch arm in dieser.

Wie der Unterricht in fremden Sprachen entlastet und gestützt wird durch eine gute Methode, durch häufiges und korrektes Übersetzen nach guten Mustern in die Muttersprache, eine Art von Anschauungsunterricht, mit Betonung der Lektüre und Zurücktreten der Grammatik, durch praktische Übungen im Sprechen und Schreiben, durch mehr Können, im Gegensatz zum bloßen Wissen, ist ebenfalls schon oben gesagt. Dabei können die häuslichen Arbeiten auf ein sehr geringes Maß beschränkt werden, und so die schriftlichen Arbeiten überhaupt. Man lasse nur häufig an die Tafel schreiben bei Zusammenarbeiten der ganzen Klasse: Einer liest und übersetzt, mündlich, ein anderer schreibt an die Tafel, die ganze Klasse arbeitet mit und korrigiert um die Wette; wobei abwechselnd die Klasse nachschreibt oder nur nach der Tafel sieht, um die Augen auch wieder an die Ferne zu gewöhnen. Man wird finden, daß die betreffenden Schüler sich sehr in acht nehmen — sie sind gegen Beifall oder Tadel der Genossen recht empfindlich, und dies ist ein Faktor, der dem Lehrer sehr hilft. Dann einen oder zwei Sätze, wohl auch drei, je nach Größe, als Aufgabe für zu Haus, und man wird finden, daß sie mit Vergnügen gemacht werden und mit mehr wirklichem Nutzen, als lange Exerzitien. Dies in der Grammatik. In der Lektüre wähle man womöglich Stücke mit passenden Präparationen, um den Schülern das zeitraubende Nachschlagen zu ersparen. Eine gute Durcharbeitung des Stückes ist die Hauptsache, denn die Vokabeln prägen sich besser ein im lebensvollen Zusammenhang, als in lexikalischer Vereinzelung; früher hielt man solche gegebenen Präparationen für Eselsbrücken — jetzt kommt man dahin, das mühsame, zeitraubende Zusammensuchen der Vokabeln, ich möchte beinahe sagen, für Eselsarbeit zu halten, denn dafür sind Zeit und Kraft der Jungen zu gut. Man sage auch nicht, daß diese je eine ganze Wortfamilie im Wörterbuche über-

schauen und sich einprägen — dazu fehlt ihnen wohl ausnahmslos sowohl die Zeit, als auch die Lust und Neigung, dazu gehört schon ein zielbewußtes Studium, das man von den Schülern, wenigstens in unteren und mittleren Klassen, nicht fordern kann. Dann extemporiere man fleißig und regelmäßig; die Hälfte des Lesestoffes in jeder Lektürestunde läßt sich mit großem Nutzen extemporieren. Die Jungen messen daran ihre Kräfte, Sieg und Niederlage regen die Teilnahme an, es entsteht ein reger Wetteifer, und der vorgenommene Stoff sowie die vorkommenden neuen Vokabeln prägen sich lebendig dem Gedächtnis ein. Dann kann die häusliche Arbeit wieder, ohne Schaden und mit vielem Nutzen, vermindert werden; beide geben allezeit präsentes Material zu Exerzitien und regen die Lernlust an.

Im Religionsunterrichte sollte das Hauptgewicht auf das Wesentliche der Glaubenslehre, auf die wesentlichen Daten der Entwicklungsgeschichte der betreffenden Kirche, ohne jedes Schreibwerk von diktiertem Lernstoff, sowie auf das Memorieren einer kleineren Zahl von Kernsprüchen und Kernliedern beschränkt werden. Die Religion ist Sache des Herzens, nicht des Kopfes; viel Auswendiglernen fördert durchaus nicht das religiöse Gefühl und führt nur zu gedankenlosem Herplappern, dessen letzte Konsequenz die in Asien heimische Gebetsmühle sein dürfte. Häusliche Arbeitszeit dürfte aber hier nur zu dem notwendigsten Memorierstoffe zugemessen werden.

In Geschichte und Geographie sollte die häusliche Arbeitskraft nur auf das Memorieren der wichtigsten Namen und Zahlen beschränkt werden, sonst aber Zeit bleiben, durch Privatlektüre einschlagender Werke Sinn und Verständnis zu fördern; eine lebhafte Teilnahme, Lust und Liebe zur Sache thun hier wahre Wunder. Das Kartenzeichnen zu Hause wird mit Recht verpönt; es sollte nur in der Klasse und zwar schrittweise und entwickelnd betrieben werden, wie die Herren Professoren Rein von Marburg und Zdeni von Prag auf dem Frankfurter Geographentag es gezeigt haben, und auch da nur in beschränkter Auswahl.

In Naturbeschreibung, Physik und Chemie sollten Ansprüche an häuslichen Fleiß überhaupt nicht gemacht werden, jedenfalls kein Schreibwerk und nicht Memorierübungen langer Tabellen, wie des Linnéschen Systems, sie sind zwecklos; Anschauung und dadurch erregte innere Teilnahme thun die Hauptsache.

Im Schönschreiben und Zeichnen sind häusliche Aufgaben schon jetzt nicht mehr in Gebrauch und dies mit Recht, während dieselben sich im Sing- und Turnunterrichte auf ein geringes Maß von auswendig zu lernenden Liedern und Reigen werden beschränken müssen, was zudem größtenteils bei den betreffenden Übungen in der Unterrichtsstunde erreicht wird.

Schriftliche Probearbeiten in zusammenfassender Weise und am Ende eines Vierteljahres, Halbjahres, oder des ganzen Schuljahres, in der Form von Extemporalien, sind, wo sie nach obigen Auseinandersetzungen überhaupt zulässig erscheinen, also in den sprachlichen und in den mathematischen Disziplinen, derart vorzunehmen, daß sie nicht Veranlassung zu ausgedehnten häuslichen Repetitionen geben, über die sehr lebhaft Klage geführt wird und die geradezu als eine Hauptquelle der Überbürdung bezeichnet werden. Es wird allgemein und lebhaft verlangt, daß solche Probearbeiten ohne Vorwissen der Schüler in bezug auf Zeit und Ausdehnung vorgenommen werden sollen, um zu vermeiden, daß die Schüler in sinnloser Angst ausgedehnte Gebiete daheim bis tief in die Nacht hinein durchhasten und dann am anderen Tage, wenn es auf ruhiges, gesammeltes Denken ankommt, matt und verwirrt sind. Dasselbe wird auch verlangt von mündlichen, zusammenfassenden Repetitionen in erzählenden und beschreibenden Fächern, wo dieselben Schäden sich häufig auffällig machen.

V.

Zensierung der Arbeiten; Zeugnisnoten: a. Quartalzeugnisse, b. Versetzungszeugnisse.

In dieser wichtigen Frage ist aus der einschlägigen Litteratur besonders das Referat des Herrn Realschuldirektor Albert

(Darmstadt) hervorzuheben, vollständig abgedruckt in den darmstädtischen Verhandlungen, 6. Sitzung vom 1. Dezember 1882, Seite 21 ff., sowie die sich anschließende Diskussion. Es heißt dort gleich zu Anfang:

„Die Organisation des Zensurwesens der höheren Lehranstalten ist eine jener Schuleinrichtungen, deren praktische Durchführung einem gewissenhaften Lehrerkollegium mehr Schwierigkeiten und Sorgen bereitet, als man bei einer, wie es scheint, doch ganz einfachen Sache erwarten sollte."

„Man erwartet, daß die Urteile gerecht, unparteiisch, human seien, die Individualität des einzelnen Schülers gebührend berücksichtigen, den Eltern gegenüber sich durch Klarheit und Deutlichkeit auszeichnen, als Erziehungsmittel sich besonders wirksam erweisen. Durch Vergleich früher erteilter Zensuren mit neu gegebenen soll eine richtige Einsicht in den Fortgang des Schülers in sittlicher und intellektueller Beziehung möglich sein, und eventuell hat die Zensur als Urkunde zu dienen bei dem Austritt aus der Schule, dem Übergang auf eine andere Lehranstalt oder in das praktische Leben."

Hieraus ergiebt sich, daß die Zensierung mit größter Gewissenhaftigkeit vorgenommen werden muß, um obigen Ansprüchen zu genügen; daß ferner innerhalb eines Schulkörpers sowohl, als auch von allen höheren Schulen einer Provinz und eines ganzen Landes ein gleichförmiges Verfahren eingehalten werden muß, um den Zeugnisnoten gegenseitigen und allgemeinen Wert und vor allem Achtung zu verschaffen. Wie sehr es hier noch an dem Rechten fehlt, ersieht man aus dem unbestrittenen Umstand, daß die verschiedenen höheren Schulen jeder Kategorie es darin noch häufig an der schuldigen und so notwendigen gegenseitigen Achtung fehlen lassen; wenn dem aber so ist, was soll man dann von Draußenstehenden erwarten? Der Zweck der Zensierung wird so nur zum Teil erreicht.

Dieser Zweck besteht hauptsächlich in einer Rück- und Umschau über die aufgewendete Arbeit und die erzielten Erfolge; in einer Anerkennung der Fleißigen und Anspornung der Trägen;

in ihrer vermittelnden Bedeutung zwischen Elternhaus und Schule; endlich darin, daß sie eine genaue Kontrolle des Standpunktes und des Weiterschreitens eines jeden einzelnen Schülers, einer ganzen Klasse und einer ganzen Schule gewährt.

Aber unbedingt wäre eine gewisse Gleichförmigkeit durch alle höheren Schulen im deutschen Reiche notwendig in Hinsicht auf Zahl und Gewicht der einzelnen Zeugnisnoten, besonders wegen des durch die Freizügigkeit und die häufige Versetzung von Beamtenfamilien hervorgerufenen Schulwechsels.

In dem Abschnitt über die Grundsätze, welche bei der Erteilung der Zensuren zu befolgen sind, sagt Direktor Albert sehr richtig in betreff der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Lehrers:

„Die Mitglieder einer Klasse vergleichen ihre Noten mit einander und haben meist ein feines Gefühl für erlittenes Unrecht oder für etwaige Bevorzugung eines Kameraden. Sollen daher die Zeugnisse mit Respekt und Vertrauen aufgenommen werden, so müssen sie durchaus wahr und jeder hämischen Bekrittelung insbesondere von seiten der Familie unfähig sein."

Wie der Lehrer recht wohl die persönlichen Verhältnisse des Schülers in Rechnung ziehen muß, ob sie diesen fördern, oder ob sie ihn hindern an voller Entfaltung und Leistung, so muß er andererseits alle persönlichen Rücksichten, Wohlwollen, Zuneigung 2c. zurückdrängen, *streng sein ohne Härte, gerecht und wahr* — mit einem Worte — *ein feines Gewissen haben.*

Aber nicht nur über Ungleichheit im einzelnen und im allgemeinen, d. h. über verschiedenen Wert und verschiedenes Gewicht der Zeugnisnoten bei einzelnen Lehrern und Schulen wird mit Recht geklagt, sondern auch darüber, *daß man meistens zu strenge, zu rigoros verfahre,* d. h. daß man sich mit der Zensierung zu tief halte, *daß der mittlere Durchschnitt der Zensierten nicht mit dem mittleren Durchschnitt der Zensuren stimme,* was doch anders nur recht und gerecht wäre. Hat man z. B. 4 Noten, 1: sehr gut, 2: gut, 3: genügend, 4: ungenügend, so gravitiert

man im allgemeinen zu sehr nach der 4 hin. Man sollte sich immer so etwa in der Mitte halten und nur gezwungen nach den Extremen greifen. Man sollte, wenn ein Junge sich darnach zeigt, ihm auch 1 zu geben sich nicht scheuen; man sollte diese Note etwas öfter geben, damit die Jungen auch das Bewußtsein haben, daß sie es erlangen können und nicht etwa resignierend denken: „Die Sterne, die begehrt man nicht" &c. Einem Jungen, der im ganzen gut ist, wenn er auch hier und da kleine Schwächen und Lücken hat, sollte man seine 2 geben; und einem Jungen, der noch genügt, ohne gerade gut zu sein, der aber noch seine Schuldigkeit thut, dem sollte man eben 3 geben. Dem ganz Ungenügenden, mag er nun faul sein, oder unbegabt, dem gebe man dann eine runde 4. „Dem Verdienste seine Krone, dem Talente seine Anerkennung." Dabei unterscheidet man ja wohl zwischen Leistung einerseits und Aufmerksamkeit, Fleiß und Betragen anderseits — der Gerechtigkeit und Wahrheit kann so Genüge geschehen.

Auch durch die Art der Zensierung kann Überbürdung hervorgerufen werden. Nach zum Teil sehr eingehenden längeren Verhandlungen ist die darmstädtische Kommission zu dem einstimmigen Entschluß gekommen, statt der seitherigen 4 Noten deren 5 vorzuschlagen, statt der positiven 3 deren 4. Es heißt dort wörtlich:

„Die Kommission spricht sich dahin aus, daß für die Leistungen, die nicht als ungenügend zu erachten sind, statt der bisherigen 3 Noten: „sehr gut", „gut" und „genügend" künftig 4 Noten in Anwendung zu bringen seien: „1. sehr gut", „2. gut", „3. im ganzen gut," „4. genügend," indem sie der Ansicht ist, daß die Leistungen, die als den Anforderungen der Klasse vollständig entsprechend zu erachten sind, mit einer besseren Note als wie seither üblich: „genügend" zu bezeichnen sein werden."

Nach reiflichem Nachdenken und in Erinnerung früher gepflogener Beratungen in Konferenzen und Unterredungen mit Kollegen kann ich mich für mein Teil obiger Anschauung nicht anbequemen, bin im Gegenteile der Meinung, daß es am

besten sein Bewenden haben wird bei unseren üblichen 4 Noten: „1. sehr gut,“ „2. gut,“ „3. genügend“ und „4. ungenügend,“ wenn man nur den weiter oben angedeuteten Grundsätzen huldigt und treu bleibt. Die beiden mittleren Noten der darmstädtischen Kommission, „2. gut“ und „3. im ganzen gut“, sind sich doch nahe genug, um sie im Grunde und im ganzen für eine zu nehmen, oder wenigstens die eine für eine Zwischennote zu betrachten; wozu aber dann eine neue volle Note daraus schaffen, die in weiterer Begriffs- oder vielmehr Haarspaltung eben wieder weitere Zwischennoten erzeugen würde?

Was nun die Zwischennoten: „1—2,“ „2—3,“ „3—4,“ anbelangt, so kann man diese bei den Quartalzeugnissen recht wohl zulassen; sie gewähren die Möglichkeit, eine kleine Belohnung, oder umgekehrt eine Mahnung auszusprechen, ohne viel Worte und doch eindringlich beredt für das Elternhaus; bei den Versetzungszeugnissen aber sollten alle halben Noten einfach wegbleiben, und Lehrer und Kollegium sich voll und ganz entscheiden über einen Schüler, zumal an der Grenze zwischen 3 und 4: Versetzung oder Sitzenbleiben.

Vor allem aber ist nötig, daß die Zeugnisse, wie sie nun heißen mögen, eine ich möchte sagen ideale, fast göttliche Gerechtigkeit in sich tragen, in wohlerwogener Würdigung der persönlichen und häuslichen Verhältnisse der Schüler, aber ohne jeden Einfluß augenblicklicher Stimmung und persönlicher Neigung oder Abneigung von seiten des Lehrers — sein Gewissen muß so fein sein wie das Gefühl der Schüler.

Was oben über Wert und Gewicht der einzelnen Zeugnisnoten gesagt wurde, in bezug sowohl auf ihre allgemeine Übereinstimmung, als auch auf das Verhältnis zwischen dem Durchschnitt der Zensierten und dem Durchschnitt der Zensuren, so zu sagen ihr stabiles Gleichgewicht, gilt in gleichem Maße für die Zensierung einzelner Arbeiten in den einzelnen Fächern, als auch für diejenige am Ende eines Vierteljahres oder des ganzen Schuljahres — für die Quartal- und Versetzungszeugnisse.

In einer normalen Klasse wird erfahrungsgemäß jenes erwähnte stabile Gleichgewicht immer eintreten; wo es nicht eintritt, sind sicherlich bestimmte Gründe vorhanden, und diese zu erforschen wird den beteiligten Schulmännern nicht schwer werden.

Sollte eine Störung dieses stabilen Gleichgewichts öfter eintreten, oder gar zur Regel werden; d. h. sollte die Mehrzahl einer Klasse oder der ganzen Schule in mehreren Jahren ein Gravitieren der Durchschnittswerte der Noten nach einer oder der anderen Seite hin öfter oder regelmäßig zeigen, so ist sicherlich das Maß der Anforderungen im einzelnen oder auch im ganzen zu hoch oder zu tief gegriffen.

In einem gesunden Schulkörper, der von seinem Schülermaterial weder geringere noch größere Leistungen verlangt, als wozu dieser von Natur berufen und befähigt ist, muß jenes stabile Gleichgewicht naturgemäß in den meisten Fällen eintreten.

Da man nun weitaus in den meisten höheren Schulen ein Gravitieren nach den ungenügenden Noten hin, zum Teil statistisch, nachgewiesen hat, man aber nicht annehmen kann, daß einerseits vielleicht die betreffenden Lehrer nicht ihr Bestes gethan hätten, daß anderseits das Schülermaterial nicht normal gewesen wäre, so ergibt sich mit mathematischer Sicherheit, daß teils die Zensierung zu rigoros, teils das Maß der Anforderungen zu hoch ist, auf alle Fälle aber eine Überlastung und Überbürdung der Schüler sowohl in der Schule als auch im Hause das Ergebnis sein muß.

In bezug auf die Anforderungen der Schule an die Leistungsfähigkeit ihrer Schüler im allgemeinen und im besonderen an jeden einzelnen Schüler verlangt man mit Recht die Anstellung eines Schularztes. Dieser hätte sich dann genau auf dem Laufenden zu halten in den Gesundheitsverhältnissen aller Schüler und hierüber vor Abschluß eines Quartals, namentlich aber des ganzen Schuljahres amtlich zu äußern. Dadurch würden Direktor und Lehrerkollegium stets im stande sein, sich über bisher gezeigte Leistung und weiter zu stellende Anforderung

an jeden einzelnen Schüler ein richtiges Urteil zu bilden. In Schweden besteht diese Einrichtung, wie aus dem Vortrag des Herrn Kollegen Stelz im akademischen Lehrerverein zu Frankfurt a/M. hervorgeht, und sie hat sich dort segensreich bewährt. Gegenüber dem hohen Gut der Gesundheit unserer Jugend kommen die Kosten dieser Einrichtung jedenfalls nicht in Betracht.

Daß das Maß der Anforderungen einer Schule an die Leistungsfähigkeit im ganzen von seiten ihrer Schüler nur nach deren persönlichen und häuslichen resp. sozialen Verhältnissen im Durchschnitt bemessen werden kann, ist eine Wahrheit, deren Nichtbeachtung sich an allen Beteiligten rächt, zumeist an der Jugend, zu deren Wohl das Ganze doch berufen und geschaffen ist. Ein Übel ist es darum, wenn so zu sagen äußere Gründe den inneren voranstehen, wenn z. B. gewisse Berechtigungen einen allzugroßen Einfluß haben auf die Einrichtungen der Schule.

VI.

Abiturientenprüfung und ihre Fächer; schriftliche und mündliche Prüfung. Ausdehnung der einzelnen Fächer. Dispense.

In der Frage der Abiturientenprüfung neigen die Ansichten, welche in der darmstädtischen Kommission mit großer Gründlichkeit und Sachkenntnis ausgesprochen wurden, zum größten Teil nach der Seite der Abschaffung derselben; von einem diesbezüglichen Beschluß aber sah man ab, weil derselbe zur Zeit ohne Aussicht auf praktischen Erfolg bleiben würde. Einige wohlbegründete Urteile sprachen sich hinwiederum dagegen, d. h. für Beibehaltung der Abiturientenprüfung, aus.

Dafür, nämlich für Abschaffung, machte man namentlich geltend, daß im besten Falle diese Prüfung nur eine bloße Form wäre, weil ein gewissenhaftes Lehrerkollegium über die Reife eines Schülers ebenso im klaren sein müßte, als bei den alljährlichen Versetzungen, daß die Leistungen des betreffenden Schülers durch die ganze Schule, oder auch nur durch die oberste Klasse, also die Erfahrungszeugnisse, jedenfalls den Ausschlag geben. Auch in betreff des Umstandes, daß die

Abiturientenprüfungen der Staatsregierung eine gewisse Kontrolle über die Leistungen einer höheren Lehranstalt geben, wurde hervorgehoben, daß diese Kontrolle über die Lehrer, nicht über die Schüler sich erstrecke, daß aber dann andere Mittel, besonders regelmäßige Revisionen von seiten der Provinzial- resp. Landesschulräte, vorhanden seien. Und in der That, bei solchen häufigeren und jedenfalls sachgemäßen und sachverständigen Revisionen würde jener Grund hinwegfallen. Und was die Wahrung des Ansehens der Schule, resp. des Endurteils ihres Kollegiums dem Publikum gegenüber betrifft, wovon auch dort die Rede war, als von einem Hauptpunkt für Beibehaltung der Prüfung, so kann man doch von vorneherein erwarten, daß ein Lehrerkollegium so zu verfahren weiß, wie es vor dem eigenen Gewissen und somit auch vor dem Publikum bestehen kann; oder hat etwa ein Richter anderes nötig, als seine Kenntnis des Rechts und sein Gewissen, um seinem Urteil öffentliche Achtung zu bewahren? Und sollte der Lehrerstand in eigenen Dingen weniger das Rechte zu treffen wissen und weniger Vertrauen verdienen?

Von der anderen Seite wurde als Hauptargument geltend gemacht, daß, da nun einmal ein voller Idealzustand in Hinsicht auf Lehrer und Schüler nicht immer vorhanden sei, das Abiturientenexamen doch immerhin ein gewisses treibendes Motiv darstelle, das besonders dem Hang in Schülerkreisen entgegenwirke, nur immer gerade so viel zu thun, als man muß.

Ferner, daß diese Prüfung doch immerhin eine Feuerprobe darstelle, gleichsam ein Exerzieren im Feuer sei, nachdem man sonst fleißig geübt und bereits in den alljährlichen öffentlichen Prüfungen auch gleichsam Manöver und Parade mitgemacht habe. Und wenn die Truppen nur gut geführt würden, dann würden sie auch die größten Hindernisse überwinden und nehmen, ohne zu erliegen. Außerdem gewähre diese Prüfung einen gewissen feierlichen Abschluß der ganzen Schülerlaufbahn. Doch beide Gründe wiegen nicht sehr schwer, und das damit Gewollte kann auf andere Weise erreicht werden. Als eine gute Vorübung für das Abiturientenexamen ist die beim Übergang aus Unterprima

nach Oberprima an vielen Schulen als interne Angelegenheit eingeführte Prüfung gepriesen worden. Die Truppen werden dadurch, um bei unserm Bilde zu bleiben, ans Pulver gewöhnt und bekommen nicht mehr so leicht Fieberanfälle; spricht man doch allen Ernstes ebensogut von Examensieber als von Kanonenfieber, und ist doch gewiß manche Natur schwankend im Vorzug und vielleicht auch manche wieder nicht, da ja oft der Zufall in beiden eine große Rolle spielt, und es sich in beiden um „Sein oder Nichtsein" handelt.

Wenn nun in einem normalen Schulkörper, stets mit den betreffenden Schülern nach den besten Methoden gearbeitet worden ist; wenn man vorher schon immer bei den betreffenden Anlässen richtig gesiebt hat, Spreu vom Weizen gesondert; wenn man den Jungen von vorneherein Vertrauen einflößt durch die bloße Zulassung zur Prüfung und ihnen sagt, daß man ja damit den Wunsch und die feste Hoffnung ausspricht auf glückliches Gelingen; wenn man das gewonnene Vertrauen und Interesse dann erhält durch die Kunst des Fragens, die den Schülern Gelegenheit giebt zu zeigen, was sie können, und nicht etwa umgekehrt; wenn man endlich eine weise Beschränkung in Zahl und Ausdehnung der zu prüfenden Fächer, also Schonung der Kräfte im Auge behält: dann sollte es doch zu verwundern sein, wenn in den meisten Fällen die meisten Schüler nicht durchkommen! Normales und gesundes Verhältnis ist jedenfalls auch hier wieder, daß der Durchschnitt der Zensierten, resp. Geprüften, mit dem Durchschnitt der Zensuren resp. Graden der Prüfungsergebnisse stimme; wenn nicht, dann hat es jedenfalls vor wie nach an der notwendigen Verständigkeit in den Anforderungen oder an der nötigen Gerechtigkeit der Beurteilung gefehlt.

Was die Zahl der zu prüfenden Fächer betrifft, so könnte man wohl, wie z. B. in Elsaß-Lothringen und in Hessen-Darmstadt, die Religion aus der mündlichen Prüfung weglassen; ihr Gegenstand ist doch mehr das Gemüt und nicht der Verstand; was geprüft werden kann, ist doch nur Gedächtnisstoff; und dieses Fach als Bestandteil der Prüfung hat noto-

risch hierbei in Preußen die meiste Überbürdung hervorgerufen, wegen der notwendigen Massenrepetitionen; zudem sind die betreffenden Vertreter häufig nicht ständige Lehrer der Anstalt und mit den Schülern also weniger vertraut.

Im übrigen stimmt die bei uns übliche Zahl der Fächer, sowohl bei der schriftlichen, als auch bei der mündlichen Abiturientenprüfung mit derjenigen anderer deutschen Länder überein, natürlich an den Anstalten gleicher Kategorie. Im ganzen kann man dies auch von der Ausdehnung der einzelnen Disziplinen sagen. Überall aber wird verlangt, daß man sich auf das Wesentliche beschränke und alles Unwesentliche beiseite lasse; daß man mehr Gewicht auf das Können, als auf das bloße gedächtnismäßige Wissen lege; daß man in den erzählenden und beschreibenden Fächern, wie z. B. in Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften, das Hauptgewicht auf einen lebensvollen Zusammenhang und logische Folgerichtigkeit der Thatsachen lege; daß man aber vor allem durch Beschränkung von Namen und Zahlen, des sogenannten Gerippes, weitgreifende und zeitraubende, gedächtnisüberlastende und gedankenraubende Massenrepetitionen vermeide. Frischen, fröhlichen Mut soll man den Schülern bewahren, denn nirgends gilt wohl mehr das Sprichwort als ein Wahrwort: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“

Schlußwort.

Zum Schlusse bleibt nur noch übrig, von einer vorhin schon kurz erwähnten Veranstaltung zu reden, von welcher in der Überbürdungslitteratur kaum irgendwo die Rede ist und von welcher doch auch, wenn unverständig gehandhabt, recht wohl eine nicht geringe Überbürdung ausgehen kann; es ist die öffentliche Jahresprüfung. Wenn sie verständig gehandhabt wird, so ist sie im besten Falle — harmlos, von unserm gegenwärtigen Standpunkt, der Überbürdungsfrage, aus betrachtet. Daß in der genannten Litteratur, für oder gegen sie, so wenig oder gar nicht die Rede ist, dieser Umstand spricht wohl für ihre Harmlosigkeit. Schädlich aber kann dieselbe werden, wenn

besonderen Zwecken zuliebe die Schüler für diese Gelegenheit, gleich Paradepferden, besonders zugeritten und gedrillt werden, entgegen ihrem eigentlichen Zweck und Wert.

Einigen Zweck und Wert haben diese öffentlichen Prüfungen aber wohl nur nach einer Richtung, nämlich nach der sozialen, gesellschaftlichen Seite: Sie sollen den Eltern Gelegenheit geben, einen Einblick zu thun in das Leben der Schule, und einen innigeren Anschluß von Schule und Elternhaus ermöglichen und fördern.

Einen pädagogischen Zweck und Wert haben die öffentlichen Prüfungen nicht, es sei denn, man wollte die Schüler eben an eine gewisse Öffentlichkeit des Verfahrens, wie auf anderen Lebensgebieten sie diese später vorfinden werden, gewöhnen; dem aber steht eine ideale Auffassung des Verhältnisses zwischen Schülern und Lehrern entgegen, welches ich schön bezeichnet gefunden habe von Diesterweg und von Gutzkow, nämlich unter der Bezeichnung eines „keuschen“, woran jeder Dritte durch seine Gegenwart nur den duftigen Hauch abwische; welcher Lehrer hat solches nicht schon gefühlt? — Dadurch richten sich aber die hier und da üblichen Besuchstage von selbst!

Wenn man sich nun noch vergegenwärtigt, und welcher Lehrer besäße hierzu nicht die notwendige Fülle der Erfahrung? — wenn man sich also vergegenwärtigt, wie zahlreich bei solchen öffentlichen Prüfungen, von der harmlosen Jugend der untersten Klassen abgesehen, die verblüffendsten Überraschungen sind — wie oft vorzügliche Schüler dasitzen, im Angstschweiße ihres Angesichts, „wie Butter an der Sonne“ und am liebsten ganz hinwegschmelzen möchten — wie oft die größten Taugenichtse mit einem wahren Mameluckenmute alle Wirkung der Zeugnisnoten auf das Elternhaus zu schanden machen und dem Lehrer die liebliche Aussicht auf demnächstige Defensivaufstellung gegenüber väterlicher oder mütterlicher gereizter Beredtsamkeit vor Augen zaubern — wie wenig also ein zutreffendes Urteil über Schüler und über Lehrer bei solchen Gelegenheiten ein Dritter sich bilden kann, dann mag man wohl zugestehen, daß der pädagogische

Wert und Zweck dieser Prüfungen gleich oder weniger als Null ist. Sicherlich weniger als Null, wenn man, um zu glänzen vor der urteilslosen Menge, besondere Anstrengungen macht, z. B. die erzählenden und beschreibenden Fächer als reinen Gedächtnisstoff mißhandelt und bis auf den Wortlaut im Lehrbuch auswendig lernen läßt. Wegen der mit einer solchen Betreibung verbundenen Massenrepetitionen ist diese Frage aber sicherlich geeignet, vor unsern pädagogischen Richterstuhl gezogen zu werden, vom Standpunkte der Überbürdung.

Wie es mir nun von Anfang geschwant hat, daß das Thema, das uns hier zum Gegenstande der Erörterung dient, sich weit und weiter spinnen und das ganze Unterrichtsgebiet der höheren Schulen umspannen werde, freilich nur in großen Zügen, so ist es eingetroffen. Allein wenn über die Überbürdungsfrage zu referieren ist, dann möchte ich denjenigen Lehrer sehen, der dabei nicht warm wird und in der Hitze des Gefechts nicht von allem und noch einigem redet — tritt doch oft bei allen berührten Punkten eine größere oder geringere Überbürdung hervor, oder kann sie doch wenigstens hervortreten — sie kann aber dort überall auch vermieden werden, und dies gab mir das Recht, davon zu reden. Die Gegenmittel aber, d. h. die leibstärkenden Unterrichtszweige, Übungen und Spiele, sind nicht Gegenstand unserer heutigen Verhandlung.

III.
Diesterweg in Frankreich.

Von

Eduard Langenberg.

(Zweiter Artikel.)

Das in meiner früheren Arbeit schon erwähnte französische Werk führt folgenden Titel:

Diesterweg. Oeuvres choisies. Traduit de l'allemand par P. Goy, directeur de l'école normale de Toulouse.

Paris, libraire Hachette et Cie. 79. Boulevard Saint-Germain. 1884.

Es enthält außer einer großen Einleitung 31 Übersetzungen einzelner Artikel aus Diesterwegs Schriften und ist circa 300 Seiten stark. Die Einleitung hebt zuerst den Zweck der ausgewählten Schriften hervor und beschäftigt sich dann vorzugsweise mit dem Leben Diesterwegs, stellt dieses Leben aber stets in Wechselbeziehung zu den Prinzipien Diesterwegs über Erziehung und Unterricht. Man fühlt es überall durch, um welche Prinzipien es sich bei Herrn Goy handelt. Er kennt seinen Zweck und weiß auch sicherlich, wie und wodurch er ihn vorzugsweise erreichen werde. An Begeisterung für Diesterweg und für dessen Ansichten fehlt es Herrn Goy nicht.

Über das, was Herr Goy in seiner Biographie Diesterwegs übersehen hat, läßt sich nicht mit ihm rechten. Was uns interessiert, interessiert nicht immer den Fremden. Herr Goy hat sich, das muß ich ihm nachrühmen, in seltener Weise in das Leben Diesterwegs vertieft und vermochte daher, dem französischen Leser das für ihn Wichtigste herauszuheben.

Ich habe sowohl die vorhandenen Noten, wie meine abweichenden Ansichten über das Eine und Andere in den biographischen Mitteilungen und über die daraus gefolgerten Behauptungen rc. in den Text verwoben, hoffe aber durch meine Übersetzung von dem frischen Hauch, der über der französischen Darstellung liegt, nicht viel verwischt zu haben, und lade nunmehr den Leser zur Lektüre ein.

Der Name Diesterweg ist in Frankreich nur durch die kurze aber vortreffliche Notiz bekannt, welche ihm M. Pécaut in dem „Pädagogischen Diktionnaire“ gewidmet hat. Dagegen ist der Name seines Freundes Fröbel uns viel geläufiger. Indessen haben Fröbels pädagogische Ideen bei uns nicht viele Erfolge zu verzeichnen, während wir von den Ideen Diesterwegs, ohne es zu wissen, durchdrungen sind. Der Grund dieser Erscheinung ist folgender: Fröbel ist träumerisch, exzentrisch, mystisch, und sein Geist bildet einen frappanten Gegensatz zu

unserem National-Charakter, während Diesterweg als Jünger und Verehrer Rousseaus von unseren Traditionen beeinflußt ist; außerdem aber hat er durch sein wesentlich praktisches, wenig mystisches Wesen, sowie durch seinen mehr oratorischen als speculativen Geist viel Analoges mit dem unsrigen.

Was Diesterwegs Schriften betrifft, so hat er außer dem „Wegweiser zur Bildung deutscher Lehrer“ (in 3 Bänden und 5 Auflagen) kein dickleibiges Werk über Erziehung geschrieben. (Wir zitieren jedoch noch ein Werk, welches von sehr großem Erfolge begleitet ist, nämlich: Die populäre Himmelskunde). Er verzichtete darauf mehr aus Prinzip als aus Neigung. So wie ich bin, sagt er an verschiedenen Stellen, glaube ich mehr meinen Zweck zu erreichen durch hervorgehobene Beobachtungen, Sentenzen, Aphorismen als durch ausgedehnte systematische Werke. Überdies soll man sich nicht vornehmen, den Leuten die völlig fertige Wahrheit vorzutragen, oder sie ihnen vorzudenken und für sie durchzudenken. Es muß ihr Geist mit ihr so eins werden, so sie verarbeiten, daß sie sein Eigentum werde. Weise wird man nur, sagt Montaigne, durch eigene Weisheit. Es ist demnach nicht notwendig, vor dem Leser die Ideen anderer des Längeren zu entrollen, sondern es reicht hin, wenn wir ihm kurz die unsrigen vortragen und sie seiner Prüfung unterwerfen.

Die Ideen Diesterwegs finden sich zerstreut in einer großen Anzahl von kleinen Werken oder in periodischen Veröffentlichungen, besonders aber in einer Zeitschrift, welche er gegründet und lange Zeit geleitet hat, nämlich in den „Rheinischen Blättern“.

Aber wenn auch bisweilen Schriftsteller unter einem und demselben Chef die entgegengesetzten Elemente vorbringen, so finden wir in dem Werke Diesterwegs, dem Anscheine nach so verstückelt, eine tiefe Einheit, erzeugt durch eine innige, leidenschaftliche, unveränderliche Hingabe an eine und dieselbe Idee, an einen und denselben Gegenstand: die Erziehung. Diesterweg ist ein Erzieher, nicht allein aus Profession, sondern aus Neigung, man kann sagen, aus Natur, und man fühlt es durch,

wenn man ihn liest, daß die Erziehung der Angelpunkt seiner Gedanken und seines Lebens ist.

Wir haben einige von seinen Abhandlungen zur Kenntnis des französischen Publikums ausgewählt und denken, daß sie von demselben mit Interesse gelesen werden. Sie haben unabhängig von ihrem Werte noch den besonderen, auf unsere gegenwärtigen Vorurteile Antwort zu geben. Diesterweg, habe ich gesagt, war von unsern Traditionen inspiriert, er kann uns heute mit Wucher zurückgeben, was er uns schuldig ist. Er kann vor allem dazu beitragen, die pädagogischen Fragen in den höheren Regionen lebendig zu erhalten und sie verhindern, in den Schlendrian und in den Mechanismus zu geraten. Einer seiner ältesten Zöglinge sagte jüngst, daß „auf Diesterweg zurückgehen, vorwärts gehen heiße". Dieses Wort richtet sich nicht weniger an uns, als an die Deutschen, und die französische Pädagogik würde gewiß große Schritte vorwärts machen, wenn sie eines Tages dahin gelangte, sich das zu eigen zu machen, was Gutes und Wahres in Diesterwegs Prinzipien enthalten ist.

An der Hand einer sehr wertvollen Biographie Diesterwegs, welche uns den Mann erkennen läßt, wollen wir eine kurze Darstellung seiner Erziehungsgrundsätze geben, und die Art, wie er sie ausführte.

(Außer den hin und wieder in den Schriften Diesterwegs enthaltenen Notizen aus seinem Leben hat Herr Goy die im Wegweiser enthaltene Biographie von Ludwig Rudolph, sowie die von mir in Frankfurt in 3 Bänden herausgegebene Biographie Diesterwegs benutzt.)

Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg wurde den 29. Okt. 1790 in Siegen, im jetzigen Westfalen, geboren. Er war das siebente einer Familie von zehn Kindern. Im achten Jahre verlor er seine Mutter, aber sein Vater, ein verdienstvoller und von seiner Umgebung sehr geschätzter Mann, sorgte für seine Erziehung, indem er sich mit ihm beschäftigte und ihn beständig um sich hatte. Schon zu dieser Zeit zeigte der Knabe zwei charakteristische Anlagen: Eine lebhafte Neugierde und ein großes Verlangen sich zu unterrichten, aber zu gleicher Zeit eine ent-

schiedene Abneigung gegen das eigentliche sogenannte Studium, d. h. gegen die abstrakte Schulübung des Verstandes. Er verabscheute die Schule, durchstreifte leidenschaftlich seine Umgebung, besuchte die Handwerker, sah sie arbeiten und arbeitete selbst mit ihnen. Sein praktischer Geist zeigte sich schon hier. Sollte ihn eine Sache interessieren, so mußte er ihre Nützlichkeit begreifen und ihre Anwendung sehen.

Nichtsdestoweniger vollendete er sein Studium, zuerst auf der Universität zu Herborn in dem ehemaligen Herzogtum Nassau, dann zu Tübingen; studierte Mathematik, Philosophie und Geschichte; aber die Universitätsstudien hatten nur seine Abneigung gegen die reinen Wissenschaften vermehrt. Sein von Natur jeder Pedanterie feindlicher Charakter, heftig gegen die abstrakten Studien, sowie gegen die langen und unnützen Übungen des Memorierens reagierend, hatte ihn in das entgegengesetzte Übermaß des Utilitarismus gestürzt. Er beschloß, Ingenieur zu werden, als die Begebenheiten sein Vorhaben änderten. Als er nämlich nach Düsseldorf reiste, um daselbst sein Examen zu machen, fand er keine Examinatoren mehr vor. Die Voraussicht eines Krieges mit Frankreich hatte die Kommission zerstreut.

Zu derselben Zeit machte er die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Mannes, Wilberg, welcher in Elberfeld eine Erziehungsanstalt leitete. Diese Begegnung hatte einen entschiedenen Einfluß auf seine Zukunft. Nachdem er auf die Einladung Wilbergs eine Hauslehrerstelle angenommen, fand er sich unmerklich in die Unterrichtslaufbahn versetzt. Zuerst wurde er Lehrer an dem Gymnasium zu Worms, dann an der Musterschule zu Frankfurt a. M. und zuletzt an der lateinischen Schule in Elberfeld. Indessen befriedigte ihn die zweite Stelle an der letzten Schule wenig. Der Unterricht entsprach eben so wenig seinem Charakter als seinen Neigungen. Er war nicht in seinem Element. Man legte zuviel Wert auf den Unterricht und nicht genug auf die Erziehung, und der Beruf eines Gelehrten genügte ihm nicht. Er mußte mehr eine direkte praktische Thätigkeit entfalten können.

Die große Bewegung des Jahres 1813 vollendete in ihm das Bewußtsein des Ideals, welchem er seiner Natur nach zustrebte. Der Geist des deutschen Volkes war erwacht. Es gab damals für einen Mann von Herz keinen höheren Beruf, als den, sich dem Erwachen des öffentlichen Geistes zu weihen, dasselbe zu verfolgen, sowie daran zu arbeiten, das nationale Leben weiter zu entwickeln. Die Erziehung des Volkes wurde von diesem Momente an das herrschende Interesse in dem Leben Diesterwegs. Das Studium und der Unterricht in einer besonderen Wissenschaft, der zwar wichtige aber in zweiter Linie stehende Ausbau der einzelnen wissenschaftlichen Fächer hatten ihm nie genügt; die Erziehung des Volkes, das heißt, um es gleich zu sagen, der praktische positive Unterricht, und vor allem die Erziehung des ganzen Menschen, das war der Beruf, welcher seinen tiefsten Neigungen entsprach, und dem er sich früher oder später widmen mußte. Im Jahr 1820 hatte die Regierung ein Schullehrer-Seminar in Moers errichtet. Diesterweg bat um die Direktion desselben und war so glücklich, sie zu erhalten. Die Anstalt wurde im Juli 1820 mit 14 Zöglingen eröffnet. Diesterweg hatte nunmehr seine rechte Laufbahn gefunden; er betrat sie mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Charakters. Die Aufgabe war indessen schwer, denn er mußte allein allem genügen, und es fehlte ihm noch an Erfahrung. Es gelang ihm jedoch, dank seinem Eifer, seiner festen Gesundheit und dank der wertvollen Hilfe, welche ihm wohlwollend zwei Freunde leisteten, Hoffmeister und Engels, Rektor und Konrektor des Progymnasiums in Moers. Hoffmeister, Philolog und Schriftsteller, Verfasser einer Biographie Schillers, war ihm besonders innig befreundet und nahm an seinen Studien und Arbeiten den regsten Anteil. Dank dieser Mithülfe, dank besonders der Ermunterung, welche er in seinem Wirken selbst fand, sowie in der Zuneigung der Zöglinge und in ihren Fortschritten, vermochte Diesterweg allein drei Jahre hindurch die doppelte Aufgabe als Direktor und als Lehrer zu erfüllen. Nur vom Jahre 1824 ab erhielt er Mitarbeiter, unter welche er die Unterrichts-

gegenstände verteilte. Sein Einfluß zögerte nicht, sich auf zwei sehr verschiedene Arten zu offenbaren: Er wurde der Abgott seiner Zöglinge, und, ebenso sehr geliebt als geachtet, übte er auf ihr Gemüt eine unermeßliche Gewalt aus. Sie verließen nur mit Bedauern das Seminar und nannten es ein Glück, dahin zurückzukehren.

Die ersten Zöglinge, welche 1823 entlassen wurden, kamen darin überein, sich im folgenden Jahre wieder zu versammeln, um sich von neuem in der Liebe zu ihrem Meister zu stärken und seine Ratschläge zu vernehmen. Diese Vereinigungen gelangen so wohl, daß Diesterweg 1827 einen Lehrkursus einrichtete.

Die ehemaligen Zöglinge hatten sich vorgenommen, jedes Jahr einen Monat in dem Seminar zuzubringen, um darin wieder Unterricht und spezielle Anleitungen zu empfangen und sich in methodischer Beziehung weiter zu entwickeln.

(Dieser Kursus von 1827 war nur für junge Lehrer bestimmt, die das Seminar nicht besucht hatten, und stand mit der jährlichen Seminaristen-Konferenz in gar keiner Verbindung. E. L.)

Man übt niemals einen sehr großen Einfluß aus, ohne die Opposition herauszufordern. Diesterweg war übrigens eine derartig stark ausgeprägte Persönlichkeit, daß sie sofort Sympathie oder das Gegenteil hervorrief. Es war in seinem Charakter, bis auf seine Kleidung, ich weiß nicht etwas Demokratisches, oder selbst etwas Bäuerliches (rustique), welches besonders den steifen Menschen der westfälischen Bürgerschaft mißfallen mußte.

(Diesterweg hatte nicht im entferntesten Sinne etwas Bäuerliches an sich, am wenigsten war die genannte Bürgerschaft eine solche, wie Herr Goy sie im Gegensatz zu Diesterweg bringt. Diesterwegs Auftreten bewegte sich stets in den feinsten Manieren, wenn er auch bisweilen draußen bei Spaziergängen eine Blouse trug. Auch wird das Siegerland erst in der neuesten Zeit zur Provinz Westfalen gerechnet. Hätte Herr Goy gesagt: in Diesterweg wäre etwas Urwüchsiges, so könnte ich das gelten lassen. E. L.)

Besonders aber rief sein politischer, kirchlicher und religiöser

Liberalismus den Kampf hervor, den er gegen die Autorität unter allen Formen führte, und der die konservative und orthodoxe Welt, sei sie katholisch oder protestantisch, aufs tiefste erschüttern mußte. Die Mißstimmung, anfangs dumpf, endigte wie immer damit, in Jammern, in Angebereien und in Anklagen auszubrechen. Man war übrigens besonders hinter ihm her, und gewisse Leute fanden keinen Anstand daran, zu beklagen, daß man die Lehrer zu viel lehrte. Es würde ihnen, sagte man, der Geist des Ungehorsams und des Stolzes eingeflößt, und besser wäre es, daß sie unwissend oder selbst abergläubisch blieben, als sich dem Geiste der Prüfung und der Untersuchung hinzugeben. Man versichert selbst, daß ein Pastor so weit in seiner Gemeinde gegangen sei, den Unterricht in der deutschen Sprache zu untersagen, aus Furcht, daß die Bauern dadurch zu klug gemacht würden. Es gab eine Zeit, wo der Gebrauch des patois in den französischen Schulen erlaubt war, aber ich wüßte nicht, daß der Unterricht im Französischen je untersagt gewesen sei. (Das Plattdeutsche ist in Deutschland in den 20er Jahren nirgends Unterrichtsprache gewesen; die Furcht entstand vermutlich daher, daß der Lehrer deutsche Grammatik trieb. E. L.)

Aber Diesterweg war nicht der Mann, der sich über solche Angriffe viel ereiferte. Zwölf Jahre hindurch verfolgte er sein Werk mit einem unermüdlichen Eifer, die Schrift mit dem Wort verbindend, um seine pädagogischen Grundsätze zu verbreiten: Vom Jahre 1820 datiert schon seine litterarische Thätigkeit, sie war nach seiner Meinung die unumgängliche Ergänzung seines Erziehungswerkes. Er veröffentlichte nach und nach Handbücher über verschiedene Unterrichtsgegenstände, namentlich über Mathematik, über das Lesen, über die Muttersprache und schrieb außerdem viele Artikel über verschiedene pädagogische Fragen. Alle diese Schriften dienten demselben Zweck: Bekämpfung des gewöhnlichen Schlendrians und des Mechanismus im Unterrichte, um an deren Stelle einen rationellen Unterricht zu setzen, gegründet auf die intellektuelle Anlage des Schülers.

Dieses Bedürfnis der Thätigkeit führte ihn dahin, selbst eine periodische Zeitschrift herauszugeben: die „Rheinischen

Blätter". Sie erschienen im Jahre 1827 und er selbst hat sie bis zu seinem Lebensende dirigiert und mit unzähligen Artikeln über alle Fragen der Erziehung, welche Nachdenken und Umstände hervorrufen, bereichert. Sein Wort, lebendig, munter, entschieden, bisweilen bitter, beißend, war jedoch immer würdevoll, vor allem aber ernst. Diesterweg ist nie oberflächlich; er geht immer auf den Grund der Sache ein, und selbst wenn er sich über geringe Gegenstände verbreitet, so verbindet er sie mit den großen Grundsätzen der Erziehung und der Moral.

(Hier führt Herr Goy in einer Note die Werke von Jessen und von mir an, welche eine Menge der vorzüglichsten Artikel Diesterwegs enthalten. E. L.)

Seine Erfolge und die Angriffe auf ihn selbst zogen indessen die Aufmerksamkeit auf ihn. Als der Minister Altenstein den Plan faßte, den Elementar-Unterricht in Berlin zu organisieren und daselbst ein Seminar zu gründen, warf er seine Blicke auf Diesterweg und schlug ihm die Direktion der neuen Einrichtung vor. (Hier bemerkt Herr Goy in einer Note, daß zwar ein anderer als Direktor in Aussicht genommen war, aber man fürchtete dessen Pietismus, und die Zeiten des Ministers Eichhorn waren noch nicht gekommen. E. L.) Diesterweg hatte dazu vor der Hand wenig Lust. Er war in Moers glücklich, geliebt und geschätzt; das Seminar war sein Werk, es blühte; außerdem war er in seiner Geburtsprovinz, er liebte sie und eben so leidenschaftlich die Natur und hatte nicht Lust, die malerischen Ufer des Rheins mit der traurigen Ebene der Spree zu vertauschen. Indessen war er nicht unempfänglich für den Vorzug, vor sich ein größeres und wichtigeres Feld, und zwar in der Hauptstadt selbst, zu sehen. Er ging auf die Unterhandlungen ein, und nach 2 Jahren nahm er den Ruf an und trat am 5. Mai 1832 in Berlin ein.

Er war 42 Jahr alt, in der Fülle seines Talents und seiner Kräfte. Die Wichtigkeit seiner neuen Amtsverrichtungen, die in einer Hauptstadt durchgängig aufregender sind, erhöhte sein heißes Naturell. Er fing das Werk mit Eifer an und erwarb sehr geschwind, wie in Moers, einen großen Einfluß auf

seine Schüler. Diejenigen, sagt einer unter den ersten Zöglingen, welche das Glück gehabt haben, unter seiner Leitung diese Epoche zu verleben, beglückwünschen sich noch immer.....

Vierzig Jahre sind freilich jetzt verstrichen und das Haar der Jünglinge aus jener Zeit ist längst verbleicht, aber wer würde nicht mit frischem Jugendmut erfüllt, wenn er des Unterrichts gedenkt, den der Meister im Seminar erteilte? Mit dem Glockenschlag trat er ein, schloß die Thür zu und leitete die Morgenandacht. Vorab wurden 2 Choralverse gesungen, an welche sich die Lektion eines Bibelabschnittes anschloß, dem folgte ein einfaches und kurzes Gebet, nicht um zu seufzen und zu jammern über die menschliche Schwachheit, nicht um zu betteln um die materiellen Güter, sondern um zu bitten für die Reinheit des Herzens, um treue Pflichterfüllung, um die Aufopferungsfähigkeit zum Wohle der Kinder und endlich um unermüdliches Streben nach Vollkommenheit. Diesterwegs Ziel ging nicht dahin, die jungen Leute mit erheuchelter Demut, sondern mit guten Sitten und frischem Mut zu erfüllen.

Sowie die Andacht beendet war, öffnete man die Thür, und wehe dem, der jetzt erst eintrat. Ein vernichtender Blick, ein schwer wiegendes Wort, das reichte hin, sich nicht zum zweiten Mal ertappen zu lassen. Dann begann der Unterricht. Nichts Originelleres, als die Art und Weise, namentlich der in der Mathematik. War es Winter, so hieß es: „Löschen S's Licht aus!“ und der Unterricht begann im Dunkeln. Unmöglich einer List sich dabei zu bedienen. „N. N., fahren Sie fort.“ Und nun ging es los wie ein Peloton-Feuer, denn man mußte jeden Augenblick bereit sein, auf das nächste Signal zu antworten. Die Figuren, die Buchstaben und die Beweise geschahen alle im Dunkeln, und wenn der Kommandant (also nennt ihn ein Biograph) plötzlich rief: „N. N. fahren Sie fort“, wehe dem, der dann nicht fest im Sattel saß! Unmöglich, sich aus dem geistigen Tournier zurückzuziehen, wenn man nicht vollständig den betreffenden Stoff beherrschte. Es ward klar in den Köpfen, ehe der Tag begann. Man erblickte den Meister vor sich stehen, einen Knopf des Rockes zugeknöpft, die Arme fest übereinander

geschlagen, oder mit der rechten Hand lebhaft gestikulierend und einem Blick so scharf, daß er jeden einzelnen zu durchbohren schien. Seine Lieblingsmethode war die heuristische, die den Schüler nötigt zu suchen, zu beobachten, nachzudenken und zu schließen. Er war der Typus des wahren Pädagogen. (Herr Goy sagt in einer Note in bezug auf den Unterricht an den frühen Wintermorgen: „Über den Wert dieses Verfahrens läßt sich streiten, gewiß aber ist's, daß dasselbe in französischen Schulen nicht gelingen werde.—" (Ich füge dem hinzu: Es wird auch in deutschen Schulen nicht gelingen, wo nicht ein Diesterweg ist, und ich habe noch von keinem deutschen Meister gehört, der es versucht hätte, es ihm nachzumachen. E. L.)

Nicht minder bemerkenswert war sein Unterricht der Kinder. Die mit dem Seminar verbundene Elementarschule behandelte er mit besonderer Vorliebe. Er widmete sich derselben mit so vielem Eifer, daß sie infolge dessen im Publikum nur unter dem Namen die Diesterweg-Schule bekannt war. Er ließ nicht allein seine Zöglinge darin unterrichten, sondern that es selbst, und Dank seinem Talente wurden diese Unterrichtsstunden nicht weniger fruchtreich. Vor den Schülern stehend, sie mit den Augen fixierend, ward es unmöglich für sie, nicht aufmerksam zu sein. Was seine Methode betrifft, so war sie die fragende, von Vor- und Nachmachen keine Rede. Alles wurde unter seinen Augen gemacht, die Fragen an alle gerichtet, und wer sie zu beantworten glaubte, mußte sich melden, wer dies unterließ, galt für unaufmerksam, aber sprechen durfte nur einer. Nichts Tumultuarisches, alles vollzog sich in größter Ordnung, nach und nach entwickelte man die erworbenen Ideen und stellte die Thatsachen fest, und so erwachte der Geist an dem persönlichen Leben. Es war ein wahrer Genuß, diesem Unterricht beizuwohnen. Alles war Geist und war Leben. Niemand fühlte eine Ermüdung, und dennoch fühlte jeder, wenn die Schulstunde geschlossen war, daß er gearbeitet und etwas erworben hatte, und Diesterweg konnte, die Schule verlassend, die Empfindung haben, daß er befruchtend und anregend gewirkt habe.

Zu diesen Arbeiten müssen wir den speziellen Unterricht der

Zöglinge der drei Studienjahre hinzufügen. In den preußischen Schullehrerseminarien ist das erste Jahr ausschließlich dem eigentlichen theoretischen Unterricht gewidmet, und nur im zweiten Jahr besuchten die Zöglinge die Seminarschule, lösten die betreffenden Lehrer ab und unterrichteten unter ihren Augen weiter. Diese Übungen hatten den Zweck, daß die Seminaristen nunmehr praktisch die Grundsätze der Theorie, die sie gelernt, anwenden konnten. Am Ende des zweiten Jahres hatten sie ein strenges pädagogisches Examen zu bestehen, und erst dann wurden sie dem dritten Kursus überwiesen, in welchem die Praxis beinahe die ganze Zeit ausfüllte. Die Zöglinge wirkten jetzt als Lehrer, sei es in der Seminarschule oder in einer mit dem Seminar in naher Verbindung stehenden Lehranstalt. War auch der theoretische Unterricht im zweiten Jahre in etwas zurückgetreten, so hörte er doch auch jetzt nicht ganz auf, denn Diesterweg vereinigte jeden Abend nach Schluß der Schule die Zöglinge, um sie weiter zu belehren und zwar im Sommer in mathematischer Geographie und Anthropologie, im Winter in Logik und Pädagogik. Auch hier glänzte sein erzieherisches Talent im hellsten Lichte. Keiner von unsern Lehrern verstand es wie er, die geistigen Kräfte zu entfesseln. Sein Unterricht war nur lebhafte Unterhaltung, er dozierte nicht, diktierte nicht, forderte keine geschriebenen Aufgaben von uns, sondern bezweckte nur, uns zu selbständigen Menschen heranzubilden. Jeder trug vor, was er in sich aufgenommen, wie er über das Eine und Andere gedacht, und dies wurde alles den Mitschülern vorgelegt, die ihrerseits es bekämpften oder unterstützten. (Hier hat Herr Goy vergessen, daß Diesterweg jedem der Schüler über die in Rede stehenden Gegenstände ein Buch in die Hand gegeben und zwar jedem ein anderes. E. L.) Der Meister hörte den Reden und Gegenreden still und aufmerksam zu, dann nahm er am Schlusse das Wort, erklärte, korrigierte, brachte alles in Zusammenhang, und zwar mit einer Kunst, mit einer hinreißenden Gewalt und Lebendigkeit, daß alle wie gefesselt erschienen. Und der ältere Zögling, erfrischt durch diese Erinnerung, entwirft uns mit rührendem Wohlgefallen, verklärt durch

seine glühende Liebe, das Bild seines Lehrers. Diesterwegs Angesicht war voll Leben, seine kühne gewölbte Stirn strahlte von Majestät und Intelligenz, sein kleines Auge war durchdringend und scharf und blitzte unter buschigen Brauen hervor, sein Mund war scharf, seine Lippen waren schmal, ihnen entströmten bald irgend ein entscheidender Gedanke, um ihn allen Geistern tief einzuprägen, bald würzten sie den Unterricht durch irgend einen humoristischen Einfall, welcher ihm Leben und Anziehung verlieh. (Herr Goy hat die Darstellung des deutschen Biographen ein wenig sehr verkürzt. E. L.)

Aber dieser Enthusiasmus entsprang nicht einzig und allein aus dem Talente des Meisters, sondern hatte einen tieferen Grund, er lag in seinem Charakter, in seinem Verkehr mit den Zöglingen, in seiner Erziehungsmethode und in seiner sittlichen Lehrweise. Diesterweg ist Optimist, er ist ein Freund der menschlichen Natur, aus System und in der That. Wenn er von seinen Schülern geliebt wurde, so hatte das seinen Grund, daß er sie liebte; er liebt in jedem den Menschen, wie er geschaffen ist. Er glaubt, daß der Mensch von Natur gut sei, und sein Ideal ist, bei jedem Menschen das Wahre und Gute, welches sich in ihm findet, zur Erscheinung zu bringen. Sein ganzes Erziehungssystem beruht auf diesem Prinzip. Darum kommt es in Wirklichkeit darauf an, den Menschen nicht zu unterdrücken oder zu korrigieren, sondern ihm zu helfen, sich frei und ohne Fesseln zu entwickeln. Die Erziehung Diesterwegs ist wesentlich positiv, und obgleich er soviel als möglich auf Ordnung hielt, so hielt er doch noch mehr auf Freiheit; nicht auf Mißtrauen, sondern auf Vertrauen war seine Disziplin gegründet, aber nicht also, daß man ihn der Schwäche beschuldigen konnte, vielmehr nahm er keinen Anstand, mit großer Strenge gegen Schlechtigkeit zu verfahren, denn indem er die falsche Natur bekämpfte, kam die wahre Natur zu ihrem Rechte. (Man sieht, sagt Herr Goy in einer Note, daß Diesterweg in diesem Sinne sehr weit geht. E. L.) Da er nicht erwartete, von seinen jungen Leuten betrogen zu werden, so war er in Wahrheit ihr Freund, und sie fühlten dies durch. Strenge bis aufs

Äußerste gegen unmoralische Thaten oder gegen Ungehorsam, war er nachsichtig gegen etwaige mutwillige Streiche, und er ging sogar so weit, zu sagen: „Wer gar keinen dummen Streich macht, der macht auch nicht viel kluge.“ Auch hatte er aus seiner Anstalt alles verbannt, was wir Kasernendisziplin nennen, oder was Klosterdisziplin genannt wird; nichts war ihm widerwärtiger, als das übermäßige Reglements-Verfahren, als das System der Inquisition, kurz als die Spionage; aber eben so auch zuwider war ihm der komplizierte Apparat von Strafen und Belohnungen, welche sich alle auf die unheilbare Verderblichkeit der menschlichen Natur gründen. Mit einem Worte: Seine Idee war die liberale Erziehung, welche dem Menschen nichts aufbürdet, sondern alles aus ihm zu entwickeln sucht. (Hier macht Herr Goy aufmerksam auf den von ihm mitgeteilten Aufsatz Diesterwegs: Über liberale Erziehung. E. L.)

Diese Lehren waren nicht dazu angethan, aller Welt zu gefallen, und noch weniger denjenigen konform, welche damals in der höheren Berliner Gesellschaft herrschten, und besonders in der Beamtenwelt. Nichtsdestoweniger wuchsen die erhaltenen Resultate, die Begeisterung der Zöglinge, die Wohlfahrt der Anstalt, und besänftigten eine Zeitlang die Opposition. Mehrere einflußreiche Männer, die Diesterweg persönlich kannten, und welche, ohne seine Ideen zu teilen oder vielleicht ohne sie zu begreifen, sein Talent und seinen Charakter schätzten, beschützten ihn anfangs gegen die Aufhetzereien sowie gegen die Denunziationen und verhinderten, daß man seine Privatmeinungen untersuchte. Indessen mußten seine Erfolge sowie auch seine Grundsätze und sein ganzes Werk ihn in großes Ansehen bringen. Diesterweg war übrigens nicht der Mann, an Nichts seine Ruhe zu opfern. Vor allem ein Mann der That, hätte er sich nicht einem betrachtenden Leben hingeben können, noch sich ausschließlich auf seinen Privatberuf beschränken. Obgleich er nie nach Ruhm trachtete, so führte das Bedürfnis der Thätigkeit ihn dahin, seinen Einfluß auszudehnen und selbst den Kampf nicht zu verschmähen. Nicht allein fuhr er fort, seine Ideen in den „Rheinischen Blättern“, oder sein Unterrichtsverfahren durch

den „Wegweiser für deutsche Lehrer", durch seine „Heimatkunde" rc. zu entwickeln und zu verbreiten, sondern er bemühte sich zu gleicher Zeit, direkt auf die Erziehung zu wirken und zwar durch Gründung einer pädagogischen Gesellschaft, besonders unter Lehrern. Aber was ihn, so zu sagen, vorherbestimmte, in den Kampf zu treten, war, daß er, wie alle praktischen Menschen, es liebte, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Punkte über das i zu setzen, und ebenso lebhaft die negative als die positive Seite seiner Ideen betonte, indem er alles angriff, was er mißbilligte. Im Jahre 1836 veröffentlichte er über die Universitäts-Erziehung eine Broschüre, die den Titel führte: „Über das Verderben auf den deutschen Universitäten", welche eine heftige Polemik hervorrief. Er erneuerte auf diesem praktischen Gebiete den Streit der Alten und der Modernen. Während nach allgemein angenommener Meinung diejenigen Studien, welche sich mit dem griechischen und lateinischen Altertum beschäftigen, den Namen Humanitäts-Studien erhalten haben, weil dieselben die allgemeinen oder wahrhaft humanen Elemente des Menschen kultivieren, während die Spezial-Wissenschaften den Menschen vom sozialen Leben isolieren, behauptet Diesterweg kühn das Gegenteil. Nach ihm müssen wir die wahrhaft menschliche und allgemeine Kultur in dem Studium der Natur suchen. Ist die Natur nicht wirklich der Schauplatz des Lebens aller, der allen gemeinschaftliche Mittelpunkt, der Gegenstand des Interesses, der Untersuchungen aller, das ewige und allgemeine Mittel des Studiums und der Kultur, der Entwickelung des menschlichen Geistes? Die dem Studium der Alten gegebene Wichtigkeit ist ein Vorurteil. Sie datiert sich aus der Zeitperiode, wo jede Zivilisation daraus hervorgehen zu müssen schien; aber man hat schon aufgehört, es zu glauben. Man würde es heute nicht mehr wagen, auf einem so beschränkten Grunde weder die ganze Zivilisation, noch die Kultur aller Völker, noch selbst die aller Menschen eines und desselben Landes zu beweisen. Die Macht der Thatsachen, oder vielmehr die Fortschritte der Intelligenz und der Kenntnis der Natur haben nach und nach den Wissenschaften eine Wichtigkeit gegeben, die



alle Tage wächst. Schon erregen sie mit der schönwissenschaftlichen Litteratur die Aufmerksamkeit und das Interesse des Menschen, und sie nehmen eben so laut und gesetzmäßig die Ehre in Anspruch, den Geist des Menschen zu bilden. Es wird gewiß ein Tag kommen, wo die Schriften der Griechen und Römer nur als eine Spezialität, als ein Gegenstand interessanter Studien betrachtet werden, die aber, weit entfernt unerläßlich zu sein, der Majorität der Menschen, die sich ausschließlich mit Gegenständen des praktischen Lebens beschäftigen, weder auferlegt noch angeraten werden sollten. (Nachdem Herr Goy in einer Note auf Diesterwegs Aufsatz: „Natur und Kultur", den er übersetzt hat, aufmerksam macht, weist er auf einen andern Gesichtspunkt hin, den Diesterweg geltend macht. Was bedürfen wir, ruft Diesterweg aus, dieses alten Krames, um uns zum Ideale zu führen, wir, die wir die heilige Schrift besitzen? Nicht die alten Sprachen sind es, welche zur universalen Bildung der Menschheit bestimmt sind, sondern dies ist das Christentum. Die Sprache und die Ideen eines Volkes werden immer für die andern etwas Fremdartiges haben. Das Christentum allein ist bestimmt, alle Völker zur geistigen Gemeinschaft zu vereinigen. Die Bildungsmittel können mit der Zeit wechseln, die Religion wird immer das Prinzip sein, welches in jedem Volke die Gottähnlichkeit entwickelt. Sie bleibt also für alle Zeiten und für alle Völker das Universal-Erziehungsmittel, Zentrum, Kern und Blüte aller wahren Bildung. E. L.)

IV.

Ein Lehrer der Menschheit.

Zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag Leopold Schefers

von

Gotthold Kreyenberg.

In diesem Jahre und namentlich am diesjährigen 30. Juli hat eine kleine, am Altar der Poesie opfernde Gemeinde mit

Pietät und gebührender Hochschätzung eines sonst halb und halb Vergessenen gedacht. Dieses Liebesopfer durfte man in gefüllter Doppelschale darbringen. Am genannten Tage vor hundert Jahren wurde der als geachteter Lyriker, Novellendichter und feiner Kenner der morgenländischen Poesie im großen Buche der Litteratur verzeichnete Leopold Schefer geboren. Im laufenden Jahre verfließt ferner ein halbes Jahrhundert, seit er seine populärste Dichtung herausgab, das von einer vorurteilsfreien Kritik mit Recht noch immer hochgeschätzte „Laienbrevier".

Bekanntlich ist, wie ich in diesen Blättern an einer andern Stelle des Näheren ausgeführt habe, den Deutschen auch nach der Einigung ein fremder, kosmopolitischer Zug eigen. Sie legen dem Ausländischen häufig einen größeren Wert bei, als im Grunde nötig ist, und geben dem von fern Kommenden, unter sonst gleichen Verhältnissen, vor dem in der Heimat Erwachsenen den Vorzug. Wenn irgendwo früher das Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", ein Wahrwort war, so war es in den angedeuteten Beziehungen bei uns der Fall. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß des Vaterlandes Wiedergeburt uns etwas von der übergroßen Schwärmerei für das Ausland geheilt hat. Anderseits — das muß man doch auch zugestehen — hat uns das Schweifen in die Weite wieder erheblichen Vorteil gebracht. Bewährte Einrichtungen wurden nachgeahmt, der Geschmack ward geläutert. Im engen Kreise verengerte sich nicht der Sinn, die Anschauungen blieben nicht spießbürgerlich, die Gedanken und Pläne wurden hochfliegender. Ein Volk verdankt seine Größe in erster Linie zwar sich selbst, dann aber nicht zum letzten Teile der Berührung und dem geistigen Austausch mit anderen Kulturvölkern.

Eine an das Wunderbare grenzende Schöpfung, bei der deutsches Genie und in der Fremde gewonnene Anschauung im schönsten Verein gewirkt haben, ist der weltbekannte große Park zu Muskau in Schlesien. Der vielgereiste Graf, später Fürst Pückler-Muskau schuf sich, allerdings, indem er sich finanziell dabei halb oder völlig zu Grunde richtete, auf seiner Standesherrschaft ein wahres Eden. An Stelle des unnatürlichen und

geschmackwidrigen französischen Zopfstils in der Gartenkunst setzte er den geläuterten Stil der Engländer. Seine „Andeutungen für die Landschaftsgärtnerei“, ebenfalls genau vor fünfzig Jahren erschienen, sind in dem betreffenden Fache epochemachend gewesen.

Fürst Pückler war ein so geistreicher und vorurteilsfreier Mann, daß er, — für einen Aristokraten in damaligen Zeitläuften etwas ganz Unerhörtes, — sogar unter die Schriftsteller ging. Wir verdanken ihm prickelnd geschriebene Reisebilder in seinen „Briefen eines Verstorbenen“, „Tutti Frutti“, „Semilasso’s vorletztem Weltgang,“ „Semilasso in Afrika“. Trotz allen Geistessprudels, der uns neben einer manchmal vielleicht allzu rücksichtslosen Darstellung des Lebens und der Zustände in der höheren Gesellschaft für unsere Litteratur die, scheint uns, kaum mehr auszurottende Manieriertheit des Ausdrucks gebracht hat, nämlich die Unsitte, den Stil mit allerlei Wörtern und Wendungen aus den fremden Sprachen herauszuputzen, sodaß unser ehrsames Deutsch sich ausnimmt wie im Gewande eines buntlappigen Hanswurst, — trotz alledem war der Fürst noch lange kein fürstlicher Dichter, — nicht einmal ein Dichter en miniature! Ihm fehlte gewiß nicht die Gabe der scharfen Beobachtung; im Gegenteil: darin, Menschen und Gegenden zu schildern oder vielmehr zu sezieren, war er Meister. Aber das Talent, ein nach Form und Inhalt harmonisches Ganze hervorzubringen, war ihm versagt. Die Welt faßte er als Kaleidoskop auf; was er schuf, waren Augenblicksbilder. Der poetische Gartenkünstler war im Garten der eigentlichen Poesie ein Fremdling.

Hier ergänzte ihn nun sein Freund und „Generalbevollmächtigter“ Leopold Schefer. Ja, in der Litteratur verschmolzen anfangs beide zu einer Person. Schefers erste poetische Schöpfungen gab sein gräflicher Freund und Protektor schon 1811 heraus und galt auch längere Zeit für den Verfasser selbst. Bald indes trennten sich die Wege. Pückler, so zu sagen das männliche Element in dem Bunde, ging hinaus ins feindliche Leben. Er trat in russische Dienste, focht tapfer in den Niederlanden

mit und führte sogar seinem Fürsten — alles, was er that, mußte in großem Stile sein — neue Kriegsvölker zu. Leopold Schefer, mit seinem ausgesprochenen Gemütsleben mehr auf den engeren Kreis und die tiefinnere Empfindung so zu sagen einer Frauennatur hingewiesen, „ruhete unterdessen nimmer". Er verwaltete treu die Güter seines Fürsten und unterstützte ihn bei des Freundes Rückkehr in dem großartigen Unternehmen, aus Muskau ein deutsches Paradies zu schaffen. Das von der Natur Gegebene und Geschaffene durch die Kunst zu verschönern, die Natur, aber auch die Menschen zu idealisieren, das war übrigens, obgleich die Gebiete nicht die gleichen waren, die eigentliche Lebensaufgabe unsers Dichters Schefer.

Die vorläufige Stille und Abgeschlossenheit hätte auf eine Dichternatur doch günstig wirken sollen. Dies war bei Schefer in mehrfacher Hinsicht auch der Fall. Indes sein geistiger Entwicklungsgang war ein zu eigentümlicher, zum Teil ein zu abgeschlossener gewesen, als daß die Reaktion nicht hätte eintreten müssen. In dem an und für sich schon herrlichen Muskau, seinem Arkadien, geboren, war seine häusliche Erziehung unter der Leitung seiner Eltern zuerst eine sehr sorgfältige gewesen. Der Vater war ein geachteter Arzt genannter Stadt. Über das Jugendleben des Dichters sagt ein geschätzter Litterarhistoriker Folgendes: „Der Vater, ein braver aber schier absonderlicher Mann, nahm den Knaben frühzeitig auf seinen ländlichen Krankenbesuchen mit sich, und auf das jugendliche Gemüt wirkten abwechselnd die Eindrücke der Natur, die ihn auf den Wanderungen durch Wald und Flur umgab, und die der leidenden Kreatur, die er auf dem Schmerzenslager zu sehen bekam. — Die Eltern hatten Umgang mit vornehmen Familien, unter anderen mit dem Hause des Grafen Callenberg, und so erhielt schon der Knabe eine Vorliebe für die feineren Formen des gesellschaftlichen Lebens und für den gewählten Umgang, dessen er sich während seiner ganzen Lebensdauer erfreuen konnte. Den veredelndsten Eindruck auf des Kindes Seele machte aber sein Erzieher und erster Lehrer, der Hofrat Rhode, ein Schüler des Herrenhuters Grafen von Zinzendorf. Der Hofrat lebte zurückgezogen

in Muskau und widmete seine Zeit der Erziehung seiner Söhne, woran er noch mehrere andere Knaben, darunter den kleinen Leopold Schefer, teilnehmen ließ. Letzterer nahm wohl hier das fromme Samenkorn in seine Seele auf, welches bei vielen namhaften Mitgliedern jener Brüdergemeinde zu dauernder Lauterkeit des Herzens reifte. Die herzinnige, fast klösterliche und asketische Andacht, die aus vielen Dichtungen Leopold Schefers spricht, ist auf diesen Ursprung zurückzuführen.

Leider hörte dieser Einfluß bald auf. Der Vater unsers Dichters starb früh, die Mutter, welche die vielseitigen Talente des Knaben wohl erkannte, sandte diesen auf das Gymnasium in Bautzen. Hier übernahm der bekannte Schulmann Gedike die dankbare Aufgabe, den Jüngling in die klassischen Studien einzuführen. Kaum aber schien gelungen, das fast zur Zersplitterung neigende vielgestaltige geistige Streben Leopold Schefers zu konzentrieren, als er plötzlich in seine Vaterstadt zurückberufen wurde. Die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, war gefährlich erkrankt. Die Rückkehr nach Bautzen wurde hinausgeschoben und endlich ganz aufgegeben. Es folgten trübe Tage, ja, Jahre „voll Kriegsunruhen in der politischen Welt, voll Familienkummer, hervorgerufen durch den plötzlichen Tod der Mutter", aber auch „voll Wonne der Jugendliebe, die ihn an eine schöne Jungfrau aus den höchsten Ständen fesselte," — die sich dann auf ihre Güter in Frankreich begab, — — und bald darauf ihr schmerzlicher Verlust durch den Tod."

Die Wissenschaft, dann aber auch Poesie und Musik, indem er auch auf dem Gebiete der letzteren selbstschöpferisch war, waren ihm Trösterinnen im Leide. Indes, — und das muß doch auch gesagt werden, — irritierten alle diese seine Bahn durchkreuzenden Lichter und Irrlichter mehr oder weniger den ruhigen Gang seines inneren Menschen. Nachdem er das schlesische Gymnasium verlassen hatte, lernte und studierte er zu Hause allerdings ganz eifrig weiter. Es fehlte aber der rechte Plan in seinen Beschäftigungen. Er trieb, jedoch eigentlich mehr als Dilettant, alle möglichen Sprachen und Wissenschaften. Da er leicht behielt, so häufte sich bald bei ihm ein reicher Schatz von Kenntnissen

an. Er schien erst ein halber Mann und doch schon ein ganzer Gelehrter, indes ohne die rechte Reife, Durchbildung und Klarheit. Er war ein Autodidakt nicht gerade im guten Sinne. Wenn man hört, daß er nicht nur Mathematik studierte, sondern auch die mystischen orientalischen Dichter, daß er nicht nur die höchsten Höhen des klassischen Altertums erklimmen wollte, sondern sich auch in die dunklen Tiefen der philosophischen Systeme wagte, — wenn wir vernehmen, daß er mit der den Romantikern, von denen er offenbar beeinflußt wurde, eigenen Universalität sich auch dem Studium der neueren Litteraturen widmete, — so sind wir über eine solche Vielseitigkeit schon erstaunt. Nun aber beschäftigte er sich nicht minder, da ihm vom Fürsten Pückler die Administration der umfassenden Güter und des in der ersten Zeit noch wahrhaft fürstlichen Vermögens übertragen wurde, mit den Rechts- und Verwaltungsstudien; ja, in Wien, wohin er sich begiebt, zunächst, um von einer Krankheit zu genesen, wirft er sich sogar auf das Studium der Medizin. So hat er in Wahrheit „Philosophie, Juristerei und Medizin" studiert und erscheint uns demnach als ein Stück Dr. Faust. Wie dieser, sehnt er sich aus der Stille seiner Klause hinaus in das bunte Treiben der Welt, um nach den Phiolen der Wissenschaft auch den schäumenden Becher des Lebens zu kosten.

Gern unterstützte der Fürst diesen ihm so sehr sympathischen Hang. Er bewilligte die Zeit; die Mittel jedoch, so wenig karg sie bemessen sein mochten, reichten für die Sehnsucht des Dichters nicht aus. Er wollte es nun machen, wie sein Gönner. Die kleineren Reisen nach Leipzig und Dresden, wo er die Kunstschätze studierte, waren nur ein Vorgeschmack. Gemeinschaftlich mit dem Fürsten unternahm er dann einen Ausflug nach England. Der eigentümliche, für ein an nationale Errungenschaften noch wenig gewöhntes Herz beängstigend frei regierte Staat machte doch einen tiefen Eindruck auf den Dichter. Die Sehnsucht zu reisen wurde durch die Reise nach England aber noch keineswegs gestillt, sie nahm sogar einen krankhaften Charakter an. Nachdem das lebensfrohe Wien ihn von seiner Melancholie

geheilt hatte, setzte er sein nicht sehr beträchtliches väterliches Erbteil daran und begab sich in den Süden. Er sah die klassischen Städte Italiens, weilte längere Zeit in Rom und Neapel; er besuchte die Ruinen Griechenlands, und unter dem ewig klaren Himmel erstarkte seine Gesundheit. Indes noch mehr zog ihn Italien an, wo er nicht nur der Poesie leben und für sein musikalisches Talent Nahrung finden, sondern sich auch des Umgangs großer Geister, eines Bunsen, eines Cornelius u. a., erfreuen konnte.

Zunächst brachte er von seinen Reisen weiter nichts als einen leeren Geldbeutel heim. Nicht einmal hatte er für pikanten Inhalt seiner Tagebücher gesorgt, wie sein Gönner. Schefer sah allzeit mehr die Gegenden als die Menschen. Dennoch hatte er für ein ganzes Leben poetischen Stoff eingeheimst, und seit seinen großen Reisen wählte er als Schauplatz seiner Dichtungen vorzugsweise den Süden. Und mehr noch als Italien wirkten hierbei Griechenland und der Orient nach, den er wenigstens zum Teil auch kennen gelernt hatte, — er besuchte mit besonderer Vorliebe in der Nähe auch die griechischen Inseln. Seine ganze Denk- und Dichtweise atmet jenes herrliche Leben, ein südliches Kolorit ist überall zu spüren. Die Klarheit der griechischen antiken Weltanschauung blieb ihm zwar versagt, wie sehr er sich auch darum mühte. Besser glückte es ihm mit der beschaulichen Manier der Orientalen.

Hatte er zu Anfang das Feld der Lyrik emsig bebaut, so drängte ihn die Fülle des Materials, das er von seinen geistigen Triumphzügen mitgebracht hatte, ganz von selber darüber hinaus. So wurde er ein Meister noch mehr der Novelle als des Romans. „Lavabecher“, „Göttliche Komödie in Rom“, „Sibylle von Mantua“ sind Namen, die eigentlich schon den Inhalt andeuten. Die „Göttliche Komödie“, aus dem Jahre 1843, schildert mit markigem Pinsel das unglückliche Ende jenes philosophischen Johannes, der, ein treuer Jünger freien Denkens, von der Inquisition in Venedig ergriffen, in Rom gefangen gehalten wurde und am 17. Februar 1600 in der ewigen Stadt den Feuertod starb; wir können nur Giordan Brunoo meinen. Die

„Sibylle von Mantua“, im Jahre 1852 verfaßt, entrollt ein Bild des heftigen Streites zwischen Kaiser und Papst im zwölften Jahrhundert.

Seine novellistischen Werke, die eine stattliche Sammlung ausmachen — von 1825—1852 erschienen achtzehn Bände; seine ausgewählten Werke wurden in zwölf Bänden bereits 1845 u. ff. herausgegeben — zeichnen sich vor allem durch seine psychologische Schilderung der weiblichen Charaktere aus. Sie verdienen das Lob nicht, vom Staube der Leihbibliotheken verzehrt zu werden. Gute Erfindung und spannende Entwicklung sind ihnen nicht abzusprechen. Beachtenswert ist die ziemlich vollendete Kunst der Naturmalerei. Außerdem durchzieht die Relation ein gesunder realistischer Humor, wie wir ihn, freilich viel ausgesprochener und meisterhafter dargestellt, etwa in den Romanen eines Gustav Freytag oder hier und da bei einem Paul Heyse finden.

Gleichsam als Nachblüte wendete sich Leopold Schefer der Versdichtung wieder ungeteilter zu. Anonym ließ er 1853 „Hafis in Hellas“, Jahrs darauf den „Koran der Liebe“ erscheinen. Diese Poesieen eines fast siebzigjährigen Greises boten ihrer ungeschminkt sinnlichen Richtung wegen viele Angriffspunkte. Trotz alledem ist die dichterische Frische des guten Alten zu bewundern, der erst 1862 nach einem beschaulichen Dasein von der süßen Gewohnheit desselben schied. — —

Ob sein „Laienbrevier“, bekanntlich eine Reihe pantheistisch angehauchter, aber innig empfundener poetischer Betrachtungen, seine beste Dichtung ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Auf jeden Fall ist es seine bekannteste und in diesem Sinne auch seine berühmteste. Sie hat eine große Anzahl von Auflagen erlebt. Da sie sich weder durch Pikanterie noch packenden stofflichen Reichtum auszeichnet, sondern in schlichter, edler Darstellung ernste Gedanken über Gott, die Welt und Menschen enthält, so muß sie doch nicht ohne tiefen Gehalt sein, und namentlich für eine ansehnliche Gemeinde deutscher Herzen den rechten Ton getroffen haben. Und so ist ohne Zweifel das „Laienbrevier“ eine Art Erbauungsbuch, eine schöne versifizierte

„Stunde der Andacht“. Mit der übrigens viel weltlicheren „Weisheit des Brahmanen“ wurde und wird es oft verglichen. Von einer Nachahmung kann keine Rede sein, denn letzteres Gedicht ist später erschienen. Wenn aber die Verdienste um die morgenländische Poesie abgeschätzt werden sollen, so ist Schefer doch nur der Epheu und Friedrich Rückert der Eichbaum.

Unbestritten ist auch heute noch das „Laienbrevier“, — als Ganzes leider zu wenig bekannt, — ein sehr lesenswertes Buch, und, aus reiner Empfindung hervorgegangen, wird es nicht verfehlen, auf reine Seelen einen bleibenden Eindruck zu machen. Es ist gewissermaßen das Hohelied der Liebe Gottes, wie die Natur sie uns lehrt und wie wir die Menschen sie lehren sollen.

Nur ein paar der vielen Perlen aus der zierlichen Schnur mögen hier eine Stelle finden:

I.

„Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß Du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk, wie abends
Unwillkürlich stets des Wand'rers Auge
An den schönsten Himmelsstern sich heftet; —
Daß Du, wenn die Sonne Dich erschließet,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß Dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß Dein Lieben sei wie Licht der Sonne!“

II.

„Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegenwandelt,
Ja jedes Kind, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt! Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume, — nur

Ein größeres und lieblicher's. Und willst du,
So grüße auch die Rose! willst du auch,
So küsse sie im Namen Gottes! gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber,
Denn wisse, schau und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!“ Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg:
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir.
Sie sind in einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir ins Auge trieb!“ — —

Eine etwas engherzige Richtung in der Litterarhistorie hat Leopold Schefers „Laienbrevier“, dem er allerdings viel schwächere Dichtungen ähnlicher Tendenz folgen ließ, weit zurückgesetzt. Mit Unrecht. Schefer ist gerade durch sein Laienbrevier ein „Lehrer der Menschheit“ geworden. Man sagt ja immer, wer den Besten seiner Zeit genug gethan hat, der hat gelebt für alle Zeiten; aber auch der, welcher große Kreise guter Menschen dauernd befriedigt und erhebt, soll noch nach hundert Jahren mit Ehren genannt werden.

Denn Leopold Schefer hat noch einen großen Vorzug vor einer ganzen Gesellschaft gerade moderner Poeten: er ist der Dichter des Optimismus. Und als solcher ist er sicherlich ein Lehrer der Menschheit, ein Tröster und Mahner, der gelesen und beherzigt zu werden verdient. In dieser Beziehung sagt der von uns bereits zitierte Robert Springer: „Aus der jetzigen Zeit der vorwaltenden pessimistischen Weltanschauung blicken wir zurück auf einen poetischen Optimismus; aus aufregendem Welt-

getöse auf eine sonnige Gemüts- und Weltbetrachtung; aus der Negation des Daseins auf den tugendhaften Frieden einer verklärten Erde; aus dem Dunstkreis des wirklichen Lebens richten wir den Blick empor zum Sonnenglanze eines reinen poetischen Himmels!"

Ein Lehrer ist das, was er wirkt. Sollte der gesunde Optimismus eines Leopold Schefer nicht gerade in der Gegenwart großen und segensreichen Einfluß ausüben können?

V.

Die Revision höherer Privatmädchenschulen in Berlin.

Am 5. Februar d. J. hielt der Herr Unterrichtsminister v. Goßler eine denkwürdige Rede im Abgeordnetenhause, in welcher er in großen Zügen seine Ansichten über die Mädchenbildung darlegte. Sein Bestreben, den Turnunterricht in den Mädchenschulen zur Durchführung zu bringen, setzte ihn dem Verdachte aus, als wolle er die Ziele derselben über Gebühr hinaufschrauben; mit Recht konnte er sich auf seine bisherige Thätigkeit berufen, die ihm das Zeugnis ausstellt, daß er jede Gelegenheit benutzt habe, sowohl in Verfügungen als auch bei Gelegenheit der Revisionen und auf den von ihm beschickten Kongressen, „ein gewisses Zurückschrauben eintreten zu lassen, sowohl in bezug auf das Beispiel wie auf den Lehrplan." Ganz besonders aber stellt er sich den Bestrebungen entgegen, die „darauf hinausgehen, den Mädchen immer mehr eine Gymnasialbildung zu geben und auch die Mädchen allmählich zu befähigen, gleichsam in ein weibliches Oberlehrertum einzutreten." „Ich bin der Meinung," so spricht sich der Herr Minister aus, „daß es für ein jugendliches Mädchengemüt nicht vorteilhaft ist, encyklopädisch alle Zweige des Wissens anzurühren, daß es vielmehr vor allen Dingen darauf ankommt, eine harmonische Durchbildung zu erzielen, und soviel von Kenntnissen, von

Fähigkeiten und Fertigkeiten mitzugeben, daß den Mädchen die Möglichkeit gewährt wird, sich in den Verhältnissen, in die hinein sie durch ihre Geburt gestellt sind, wohl zu fühlen, zugleich aber auch die Befähigung gewonnen wird, auf dem hergestellten Fundament sich weiter auszubilden.“ Diese Worte bedeuten ein Programm, dessen Ausführung wohl jeder vernünftig Denkende wünschen wird, von welcher wir aber noch gar weit entfernt sind. Denn es giebt noch gar viele Schuldirigenten, welche es für angezeigt halten, den Lehrplan der Knabenschulen als Norm für die Mädchenschulen anzunehmen und den Verhältnissen, in die hinein die Mädchen „durch ihre Geburt gestellt sind,“ wenig oder gar nicht Rechnung zu tragen. Es fehlt noch an einem „richtigen“ Lehrplan für das höhere Töchterschulwesen; diesen aber zu schaffen, ist bei den vielen entgegenstehenden Meinungen keine leichte Aufgabe. Der Herr Minister würde, so äußert er sich, den Tag segnen, an dem es ihm gelingen sollte, dieses Problem zu lösen.

Das höhere Mädchenschulwesen, dessen sich der Staat, bezw. die Kommune verhältnismäßig spät angenommen, hat bis vor nicht langer Zeit ganz in den Händen privater Unternehmer gelegen, von denen ein nicht kleiner Teil auf eine segensreiche Wirksamkeit zurückblicken darf. Daß aber die Besitzer solcher Institute sich oft zu einer Rücksichtnahme auf Publikum und Konkurrenz gedrängt sahen, liegt auf der Hand, und so ist es gekommen, daß hier oft Ziele festgesetzt wurden, die geradezu ans Ungeheuerliche streiften. Hoffentlich liegt die Zeit hinter uns, da es die Vorsteher und Vorsteherinnen der Töchterinstitute für gut hielten, Pensen aufzustellen, die den Glauben erwecken mußten, daß die 15jährigen Backfische es schon mit jedem Professor der Geschichte oder der Philosophie aufnehmen könnten. Dennoch ist aber von diesem Institutswesen in seiner minder guten Bedeutung vieles an einigen unserer höheren Töchterschulen hängen geblieben, und gar manches hat sich in unseren Privatinstituten erhalten; man hat geglaubt in ein richtiges Fahrwasser eingelenkt zu haben, wenn man den Lektionsplan der Realschule ohne weiteres in die Mädchenschule hinüber nahm, ohne zu

bedenken, daß wenn auch den Mädchen nicht weniger Denkfähigkeit als den Knaben zuzusprechen ist, doch die psychische Anlage derselben eine andere, ihre natürliche Bestimmung eine von den Knaben grundverschiedene sei, und darum die Gegenstände einer Realschule nicht in dem gleichen Maße wie hier an einer Mädchenschule verteilt sein dürfen.

Daß nun in der gegenwärtigen Organisation unserer höheren Mädchenschule nicht alles in Ordnung sei, wird allseitig gefühlt und an Vorschlägen, wie einzurichten und zu helfen, fehlt es nicht, und doch wird es seine Schwierigkeit haben, aus der Menge der Ansichten, die in der Mädchenschulfrage zu Tage treten, einen Normallehrplan zu schaffen, der nach allen Richtungen befriedigen und genügen könnte. Es wird demnach fürs erste nicht der Weg positiven Schaffens betreten werden können; soll etwas Gutes und Nachhaltiges geschehen, so wird man zuerst kritisch-negativ vorgehen müssen, es werden zuerst die Auswüchse, die das Mädchenschulwesen gezeitigt hat, zu beschneiden sein, ehe der „richtige" Lehrplan wird festgestellt werden können.

Diesen Weg hat der Herr Minister nun auch betreten; er hat die höheren Privatmädchenschulen in Berlin einer Revision unterziehen lassen und dann in einem größeren Schreiben alle die Mängel zusammengestellt, die sich dem revidierenden Kommissarius als Ergebnis seiner Umschau ergeben haben. Diese Revision ist der oben erwähnten Rede im Landtag rasch gefolgt, denn das Schreiben, dem das Ergebnis der Revision zu Grunde liegt, datiert vom 19. März, und wir sehen daraus, daß der Herr Minister durchaus gewillt ist, seinen Reden die That folgen zu lassen. Das Schreiben selbst ist nun das beredteste Zeugnis für die Notwendigkeit, dem höheren Mädchenschulwesen ein stets wachsames Auge zuzuwenden, denn was hier an Mißständen zu Tage getreten, ist nicht unbedeutend. Die Sorge, welche die Neu- resp. Umgestaltung der Knabenschulen den Aufsichtsbehörden bereitete, hat wohl die Fürsorge für die Mädchenschulen in den Hintergrund gedrängt. Die Revision wird das Gute haben, daß auch diese von jetzt ab mehr als bisher das Auge der Aufsichtsbehörde auf sich ziehen werden. Zwar sind es nur die

Privatschulen gewesen, die dieses Mal der Prüfung unterzogen wurden, aber man täusche sich nicht, und glaube nicht, daß nicht auch eine ganze Reihe der bei diesen gerügten Mißstände an Mädchenschulen sich finden, die das Prädikat „öffentlich" haben, und die sich statt einer „Vorsteherin" eines „Vorstehers" vulgo „Direktors" erfreuen. Klagen über mangelhafte Lokalitäten, wie das Schreiben des Herrn Ministers sie erwähnt, werden bei Anstalten, für welche der Staat oder die Kommune reichliche Mittel hergiebt, wohl in den seltensten Fällen zu führen sein, wie auch solche über Mißstände, die einer Anstalt erwachsen, welche zum größten Teile mit erborgten Lehrkräften arbeiten muß. Aber von den übrigen Punkten dürften doch vieles auch solche Anstalten beherzigen, denen Prachträume zu Gebote stehen, und die ein eigenes gut honoriertes Lehrerpersonal besitzen.

Gehen wir nun auf das hochbedeutsame und interessante Schriftstück näher ein.

Der Herr Minister ist ein ebenso entschiedener wie höflicher und rücksichtsvoller Mann, es mögen darum die Eingangsworte, welche besagen, „daß die Vorsteherinnen ihre Aufgaben ernst und gewissenhaft ins Auge fassen, und daß sie keine Opfer scheuen, um gute Lehrkräfte zu gewinnen," uns recht gut gefallen; sie versüßen die bittere Pille, die jenen Damen in den folgenden Punkten des Schriftstücks gereicht wird.

Die Lokalitäten, welche für die Privatmädchenschulen verwendet werden, sind zum Teil unzureichend, vornehmlich sind es die Licht- und Luftverhältnisse, die „viel zu wünschen übrig lassen". Dazu kommt noch, daß bei diesen mißlichen Verhältnissen den Kindern vielfach nicht die Wohlthat des Turnunterrichtes gewährt wird und die Wohlthat der freien Bewegung in den Pausen, da es an einem geeigneten Hofraum oder Spielplatz fehlt.

Die Notwendigkeit, in welche eine Privatschule versetzt ist, mit geborgten Lehrkräften zu arbeiten, verursacht in diesen Instituten manchen Uebelstand. Es ist ja an sich klar, daß größere Anhänglichkeit den Lehrer für diejenige Schule beseelt, daß er sich mit derjenigen eigentlich verwachsen fühlt, welcher er als vollgültiger Mitarbeiter angehört, in welcher seine Existenz

wurzelt, als diejenige, die ihm einige Stunden Nebenbeschäftigung bietet, oder wegen seiner Stellung und seines Rufes Unterricht von ihm erbittet. Daß diese dann als Anhängsel angesehen wird, und sie in der Placierung der Stunden, die der betr. Lehrer des Gymnasiums, der Realschule ꝛc. an dem Privatinstitut zu erteilen hat, sich nach den Stunden des Lehrplans der andern Schule richten muß, ohne Rücksicht darauf, ob eine solche Placierung methodisch gerechtfertigt ist oder nicht, ist selbstverständlich. Das ist nun aber nicht zu ändern, und da die meisten solcher Privatinstitute nicht imstande sind, einen größeren Lehrkörper wissenschaftlich gebildeter Männer zu unterhalten, so werden solche Uebelstände niemals dort zu beseitigen sein. Aber bedauern muß man es, zu hören, daß solche Institute so weit nebensächlich von manchen Lehrern behandelt wurden, daß der Herr Minister unter anderem „Unpünktlichkeit im Beginne der Lehrstunden" und „Unregelmäßigkeit in der Korrektur der Arbeiten" zu rügen hat.

Man sage nicht, diese Unpünktlichkeit sei durch die Länge des Weges, den der Lehrer oft von seiner Schule bis zum Institut zu machen habe, bedingt, namentlich wenn er in dem Institute eine Stunde gleich nach einer solchen in der Schule zu geben habe. Das darf eben nicht sein. Der Lehrer darf, auch wenn er noch so sehr gebeten wird, eine Stunde nicht annehmen, bei welcher die Unpünktlichkeit vorausgesetzt werden muß, und eine Institutsvorsteherin darf nicht solches beim Engagement etwa mit Rücksicht auf den glänzenden Ruf, den der Lehrer genießt, berücksichtigen wollen, wenn sie sich nicht in den Verdacht setzen will, als wollte sie diesen glänzenden Namen nur als geschäftliche Reklame in ihrem, nicht aber in dem Interesse der Eltern und Zöglinge, für ihre Schule gewinnen.

Wie sehr aber ein großer Teil dieser Schulen noch tief in der Weise des alten mit Recht verschrieenen Institutswesens steckt, beweist die „schwere pädagogische Verirrung," die der Herr Minister zu rügen hat: „die Ausarbeitung von Heften in deutscher Litteratur, Geschichte, Kunstgeschichte u. s. w." Es wird hier den Kindern eine Arbeit zugemutet, der sie nicht gewachsen

sind, mit Recht wird ein solches Verfahren daher als „Ueberbürdung“ bezeichnet; zugleich wird aber auch für dieselben ein Material geschaffen, das schon wegen seiner Fehler für die Wiederholung nicht geeignet sein dürfte. Es mag allerdings sehr vornehm und hochgelehrt aussehen, wenn das Backfischchen seine Litteraturhefte, die es selbst abgefaßt, vor den hocherstaunten Tanten und Gevatterinnen auskramt, und mit Entzücken wird wohl manche Mutter auf das von Gelehrsamkeit übersprudelnde Töchterchen blicken und erzählen, was nicht alles in dem Institute X. von hochgelehrten Professoren Großartiges geleistet werde — aber wenn man dem Dinge auf den Grund geht, so wird man bald finden, daß alles eitel Schaum und Dunst ist.

Diese Sucht, nach außen hin zu glänzen, übt einen gefährlichen moralischen Einfluß auf die Kinder, wie es sich aus dem vierten Punkt des Schreibens ergiebt.

Da wird ein Fall angeführt, daß eine Schülerin über den Inhalt eines von ihr gefertigten, guten, aber sehr langen Aufsatzes mit keinem Worte Rechenschaft zu geben wußte. Die Vorsteherin erklärte selbst, daß die Schülerin keinen Aufsatz anzufertigen imstande sei, und ein falscher Ehrgeiz der Eltern diese häufig verleite, ihre Töchter bei derartigen Täuschungen zu unterstützen.

„Es liegt auf der Hand,“ bemerkt der Herr Minister zu diesem Vorkommnis, „daß der Grund hierfür in der Wahl und Behandlung der Themata u. s. w. zu finden ist.“

Es wird ja gerade in diesem Punkte sehr viel gesündigt von Lehrern, die ihre Schüler und Schülerinnen in ihrem Geiste immer als älter und einer höheren Klasse angehörig betrachten. Es kommt das gar nicht so selten vor, daß ein Lehrer sich auf seiner Stufe zu niedrig dünkt und in seinem Unterrichte vorausgreift. Mit solchem Verfahren schmeichelt er seiner eigenen Eitelkeit und glaubt, durch sein großartiges Wissen, das er an den Tag legt, den Zöglingen recht zu imponieren. In den Privatinstituten, in denen nicht eine bewährte männliche Hand die Zügel führt, wird ein solches Verfahren sich eher breit machen können, als in den kommunalen oder Staatsanstalten, da

diese einmal einer häufigeren Kontrolle unterworfen sind, welche dergleichen Auswüchse rasch beseitigt und, was noch bedeutsamer ist, nicht durch Schaustellung der Gelehrsamkeit ihrer Lehrer Publikum anzulocken nötig haben. Das steht fest: Schuld des Lehrers ist es in 90 Fällen gegen 100, wenn die von der Schule gestellten Aufgaben von einem normal begabten Schüler nicht selbständig angefertigt werden können.

Daß da, wo die Aufgaben dem Alter und der Fassungskraft des Kindes unangemessen sind, die Mutter zu einer solchen Täuschung, wie sie die Vorsteherin jenes Instituts gleichsam als Entschuldigung für sich selbst zugab, ihre Zuflucht nimmt, ist nicht zu verwundern; die Furcht, ihr Kind könnte sich eine Rüge oder Strafe wegen nicht- oder schlechtgelieferter Arbeit zuziehen, hebt über die Bedenken einer solchen Täuschung hinweg.

Was aber am meisten zu bedauern ist, ist die Thatsache, daß ein solches Anhalten zum Täuschen einen verderblichen Einfluß auf die Gesittung des Kindes übt; es verlernt die Verachtung des Unrechts, es lernt, daß man um eigennütziger Zwecke willen lügen und betrügen darf, abgesehen davon, daß es sich daran gewöhnt, auch solche Schwierigkeiten nicht zu überwinden zu versuchen, die es seiner Kraft nach überwinden könnte; es wird energielos. Eine gar schwere Verantwortung lädt der Lehrer auf sich, der die Aufgaben, die er stellt, nicht dem Alter und der Fähigkeit seiner Zöglinge anpaßt. Es mag ja mancher Mutter recht schmeichelhaft sein, wenn man ihr 12- oder 13-jähriges Töchterchen für fähig hält, das Thema „Wie verhält sich der Schillersche Wallenstein zum geschichtlichen“ zu bearbeiten, es mag manchem Lehrer ja schmeicheln, zum Unterricht solch hoher Dinge berufen zu sein, und manche Vorsteherin wird mit Selbstbewußtsein auf die Höhe ihres Instituts hinweisen, in dem so große Dinge getrieben werden: aber das Wohl der Kinder ist doch wohl wichtiger als solche Scheindarstellungen.

Der Herr Minister hat aber noch mehr des Mangelhaften gefunden. Da ist unter andern die Lektüre, welche oft über das richtige Maß hinausgeht; auch hier macht sich in unangenehmer Weise ein Hinaustreten aus dem Kreise, welcher der Schule ge-

zogen ist, bemerkbar. „Wenn", bemerkt der Herr Minister zu dieser Wahrnehmung, „den heranwachsenden Mädchen Stoffe dargeboten werden, welche sie nicht in sich aufzunehmen vermögen, so werden nicht bloß ihre geistigen Kräfte überreizt und ihre Phantasie in Richtungen abgeleitet, welche ihnen noch fremd bleiben sollen, sondern sie werden auch der Freude beraubt, welche sie in späteren Jahren an den Meisterwerken unserer Dichter haben könnten". Es soll damit nicht die Lektüre der Klassiker in den Mädchenschulen, wie schon bereits gewünscht wurde, untersagt sein, es soll damit nur darauf hingewiesen werden, daß eine dem Alter und der Fassungskraft entsprechende Auswahl getroffen und nicht auch Stücke wie „Die Braut von Messina" in der Mädchenschule gelesen werden.

Ebenso wird es verurteilt, die Kinder „Urteile über einzelne Dichtungen, über Dichter, selbst über ganze Perioden in der Litteraturgeschichte auswendig lernen zu lassen." Sehr scharf drückt sich der Herr Minister über solche Behandlung der deutschen Litteratur aus, und wir können vom Standpunkte einer vernünftigen Pädagogik aus solche Verurteilungen nur begrüßen.

Viele wunde Punkte des Berliner Schullebens hat das Schreiben des Herrn Ministers bloßgelegt, und dies schätzen wir als eine große Wohlthat. Es hat gewiß mancher nicht geglaubt, daß in unserer Zeit noch solche pädagogische Sünden, wie sie in dem Schreiben gerügt werden, möglich gewesen wären; diese öffentlich gegeißelt zu haben, ist ein Verdienst um die Pädagogik und um die Jugend. In jenen Privatinstituten wird es wohl nun besser werden, aber auch manche öffentliche Schulen werden wohl hie und da Gelegenheit und Ursache haben, das Schreiben des Herrn Ministers gründlich zu studieren.

Dr. A. Sulzbach.

VI.

Wilhelm Jordans Nationalepos.

Von

Dr. Hugo Göring.

Das große Epos Jordans, „die Nibelunge" bildet einen so bedeutenden Lichtpunkt nicht nur in der deutschen Dichtung, sondern auch in der Entwicklung der europäischen Litteratur, daß sie selbst von gegnerischer Kritik als ein Meisterwerk klassischer Poesie bezeichnet worden ist. Sie kann als eines der großen Muster gelten, welche der Kultur einer ganzen Nation neue Ziele anweisen, der Kunstform selbst neue Bahnen eröffnen. Sie ist ein Spiegel des historisch germanischen Wesens, aber noch mehr ein Idealbild dessen, was das Germanentum erreichen kann und soll.

Es ist ebenso dankenswert wie eigenartig, daß der Dichter selbst in einem der Theorie gewidmeten Werke „Epische Briefe" (Frankfurt a. M. 1876) mit wissenschaftlichem Bewußtsein die Grundsätze der modernen Dichtkunst analysiert, denen er in naiver Schöpferkraft als epischer Dichter in den „Nibelunge" gefolgt ist. Ihm ist die Kunst „ein Bilden aus ewig vorhandenen Stoffen und mit ewig vererbten Kräften, offenbar wie das Sonnenlicht und dennoch wie dieses auf tiefstem Grunde ein göttliches Geheimnis, ein weit höheres und edleres Wunder als die geträumte, stofflos waltende Magie."* Was speziell unser Zeitalter, d. h. die Zeit der wissenschaftlichen Forschung von einem Dichter verlangt, das ist „die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntnis."** Der Dichter soll also nach Jordans Forderung mit der Methode oder wenigstens mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft seiner Epoche vertraut sein, nicht um selbst in den einzelnen Fächern etwas zu leisten, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem

---

* Epische Briefe, S. 10.

** Ebd. S. 15.

Brennpunkte zu vereinigen und mit ihnen seine poetischen Bilder zu entzünden, um Vergleiche, Anschauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehen, um im Überblick mehr von allem zu wissen als jeder andere und so mit Sicherheit „den Zukunftspunkt des Horizontes“ * anzuzeigen, nach welchem die Nation steuern soll, das Ideal zu offenbaren, welches sie im Laufe der kommenden Geschlechter zu erfüllen hat. Im Gegensatze zu dieser großen Aufgabe der Dichtkunst hebt Jordan die Ausartung hervor, in welcher sie zu einem „tändelnden Spiele mit liebenswürdigen Kleinigkeiten“ ** herabgesunken war. In der großen Auffassung des Dichters hat jedes Kunstwerk die Bestimmung, durch die Sinne auf das Menschengemüt erfreuend zu wirken und mit den Augen und Ohren oder mit beiden zugleich genossen zu werden. Auch die Leistungen vermittelst der Sprache sind in diesem Sinne Kunstleistungen, wenn ihre Anordnung die richtige und schöne Entfaltung einer Grundidee ist, und wenn die Rede, Erzählung oder Schrift in der Einbildungskraft des Hörers oder Lesers eine harmonische und anschauliche Gesamtvorstellung hervorbringen. Diese Sprachkunst wird zur Poesie, wenn die Laute, welche Begriffe, Vorstellungen, Empfindungen und Anschauungen mitteilen, zugleich Musik machen, und wenn diese Musik eine ähnliche Stimmung weckt wie der mitgeteilte Inhalt. Diese Musik der Sprachkunst kommt zustande durch die Anordnung der Laute nach Regeln des Wohlklangs, der Harmonie, durch Assonanz, Reim oder Stabreim, durch melodische Führung der Vokalisation und anmutende Verteilung ihrer Klangfarben.“***

Als einzig selbständige Dichtungsform erkennt W. Jordan das Epos an und zwar mit Recht, da die lyrische Poesie, deren ächtes Kunstwerk das Lied ist, des Komponisten und des Sängers bedarf, das Drama aber nur durch eine ganze Reihe helfender Künste und Handwerksverrichtungen seiner Bestimmung gemäß

* Epische Briefe, S. 16.
** Ebd. S 17.
*** Ebd. S. 18 f.

ausgeführt werden kann. Während für Lyrik und Drama unzählige Stoffe geeignet sind, giebt es für das Epos nur einen einzigen. Es gehört dazu die in einem Lebensalter zusammentreffende Erfüllung einer ganzen Reihe von Vorbedingungen, wie sie bisher kaum je einmal im Laufe eines Jahrtausends eingetreten ist. Zunächst muß das Volk ein „episches sein, d. h. es muß sich im erblichen Besitz uralter Sagen befinden.“ * Dieser Besitz muß stets ein lebendiger geblieben sein. Es genügt nicht, daß die Sage in Schriften aufbewahrt worden ist, sondern sie muß sich von Geschlecht zu Geschlecht in mündlicher Ueberlieferung und Fortbildung erhalten haben. Sodann muß das Volk auch beständig Haupterlebnisse seiner weiteren Geschichte und nationalen Hoffnungen mit den Gestalten, Bildern und Mären seines Sagenschatzes verschmolzen haben. Dahin gehört die Sage der Reichshoffnung vom Kyffhäuser und von Barbarossa, der nichts anderes ist als eine Umwandlung des rotbärtigen Donnergottes, der im Berge schläft und wartet, bis ihn Wodan durch seine Raben zur Erneuerung der Götterherrlichkeit rufen läßt; denselben Sinn hat die uralte Göttersage vom Apfelschützen, welche dem Schweizervolke den mythischen Rahmen darbot, die Heldengeschichte seiner Freiheitskämpfe zur Heldensage von Tell zu verbildlichen. Endlich muß unter solchen Sagen eine seit Urzeiten allbeherrschend in der Mitte stehen und im Herzen des Volkes den verborgenen Einheitspunkt aller andern bilden, indem sie als die reichste und beliebteste vor allem dazu gedient hat, ihren Gestalten als heiligen Erbgefäßen der Poesie alle höchsten und tiefsten Vorstellungen der Nation von Manncsherrlichkeit und Niedertracht, von Frauentugend und Frauenfrevel einzuverleiben und in ihren Begebenheiten das Walten einer göttlichen Ordnung erscheinen zu lassen; nur in einem solchen Volke und nur aus einer solchen Sage kann ein Epos werden.

Eine andere Bedingung liegt darin, daß sich die Nation in einem Hauptknotenpunkte ihrer Entfaltung zur Weltmacht

---

* Epische Briefe, S. 28 ff.

befinden muß, ebenso, daß sich gleichzeitig mit den staatlichen Siegen auch der Sieg einer neuen und höhern Gestalt der Religion über eine alte, unzureichend gewordene im Bewußtsein des Volks zu vollziehen im Begriffe ist. Denn dann ist allemal auch die Fülle der Talente so groß, daß eines derselben unausbleiblich auf den rechten Weg gedrängt wird, auf dem es leisten lernt, was eintrittsreif geworden ist. Nur als die Sammler der Erscheinungen zu treuen Bildern geben sie durch diese Zeugnis, daß sich eine neue Phase im Glauben ihres Volks vollzogen hatte. So ist nach Jordan die Werkstatt, in welcher die Völker werden, auch die wahre Werkstatt des Epos.* Verdanken ja die Hellenen keinen geringen Teil ihrer Herrlichkeit dem Nationaldichter Homer.

Allerdings sind sie in das höchste Ideal ihres Dichters, in das homerische Musterbild der durch ihre Tüchtigkeit, Gattentreue und weise Mäßigung über alle Anfechtungen triumphierenden Familie niemals hineingewachsen. So mag es eine Hauptursache der frühen Zerrüttung und Verderbnis ihres Volkslebens geworden sein, daß sie vom semitischen Wollustkultus angesteckt wurden und dadurch das Verständnis für homerische Frauenwürde verloren. Weil sie es versäumten, seine Andromache, Nausikaa, besonders Penelope aus Poesie in Fleisch und Blut umzusetzen, sind sie an ihren Lais, Phrynen und Aspasien zu Grunde gegangen.

Schon lange vor dem wissenschaftlichen Nachweise von seiten der spezialgelehrten Forschung hatte Wilhelm Jordan wiederholt betont, daß die spezifisch germanische Nibelungensage uralt ist und ihre Vorbildung bei unserem Ahnenvolke, den Ariern, gefunden hat.** Die Hauptthelden des indischen, iranischen, griechischen und germanischen Epos, Karna, Rustem und Isfendir, Achilleus und unser Sigfrid haben den gemeinsamen Zug, daß sie von den Göttern abstammen, übermenschliche Stärke, göttliche Waffen besitzen und mit Ausnahme einer Stelle ihres Körpers

* Epische Briefe, S. 36.

** S. 57 ff.

unverwundbar sind. Letzteres ist für die poetische Gestaltung notwendig. Denn wenn der Dichter Furcht, Hoffnung, Mitleid und Bewunderung für seinen Helden erwecken will, so muß dieser noch menschliche Eigenschaften besitzen, die ihn überhaupt befähigen, Mut und Tapferkeit an den Tag zu legen.

Eine weitere Übereinstimmung der vier Epen besteht darin, daß der indische, iranische, griechische und germanische Hauptheld in der Abhängigkeit von einem unbedeutenden Fürsten steht. Diesem erwirbt der Held durch schwere Leistungen oder unter Lebensgefahr eine Geliebte oder er verliert an ihn die eigene: und daraus entspringt verderbliche Entzweiung. In allen vier Epen schürzt sich in dieser Weise der Schicksalsknoten, mit tiefster Tragik aber im germanischen, in welchem der Held eine wirklich todeswürdige Schuld auf sich ladet, indem er seine erste Verlobte um den Preis einer andern Braut dem König trügerischerweise erkämpft.

Karnas Mutter setzt das neugeborne Kind in einem wohlverschlossenen Kästchen ins Wasser. Die Wellen tragen es in ein fremdes Land, in welchem es gefunden und erzogen wird. Gerade so kommt der neugeborene Sigfrid in einer glasbedeckten Kiste den Rhein herab geschwommen, Karna wie Sigfrid sind also beide zunächst Findlinge. Nach dem indischen Dichter ist Karnas Vater kein geringerer als der Sonnengott. Sigfrids Vater heißt nach der Edda und dem Nibelungenliede Sigmund. In der Edda besteht Skirnir als Busenfreund des Sonnengottes Freyr dieselben Abenteuer, welche später dem Sigfrid zugeschrieben werden. Dieser selbst hat ursprünglich die Bedeutung eines die nordische Erde vom Winterschlaf erweckenden Frühlingsgottes. Aus der zur Jungfrau personifizierten, frostgelähmten Vegetationskraft der Erde, welche dieser Frühlingsgott mit dem Sonnenstrahl, dem Schwerte seines Vaters, von dem umkrustenden Eise freisprengt, ist die in Zauberschlaf versenkte Heldenjungfrau Brunhild geworden, welche von Sigfrid geweckt und durch Berührung mit dem Schwerte Balmung aus dem angeschmiedeten Panzer herausgeschält wird. Auf die Abstammung vom Sonnengotte deuten auch Sigfrids Augen hin, die so

leuchtend sind, daß ihren Glanz niemand ertragen kann. Diese ererbt dann seine Tochter Schwanhild von ihm, die durch ihren Blick sogar Pferde scheu zu machen vermag. Bei dem Frühlingsgotte Baldur ist die Lichtnatur mit bedingter Unverletzlichkeit verbunden: nur durch einen Pfeil vom Zweige der Mistel kann er getötet werden. Der Volksgesang suchte dann diese Eigenschaft durch das hörnende Drachenblut, ihre Ausnahme durch das Lindenblatt zu erklären, welches ihm dabei „zwischen die Herten" gefallen sei. In ähnlichem Sinne ist Karna mit einem natürlichen Panzer, dem „Krebs", zur Welt gekommen. Wie Sigfrid für Gunther, so erwirbt Karna für den König Durjojana eine Gemahlin und besteht für ihn die Gefahren der Brautwerbung, wie Sigfrid die Kämpfe mit Brunhild. Wie Sigfrid den Drachen Fafner, so erlegt Karna den Schrecken Indiens, ein übermenschliches Wesen, und erbeutet von ihm, wie Sigfrid den Hort der Nibelunge, Schätze und Streitwagen des Donnergottes Indra. Beide endlich fallen durch einen hinterlistigen Schuß, der sie vom Rücken her durchbohrt. So ist der Drachenkampf zwar dem Karna, Rustem und Sigfrid gemeinschaftlich, in der griechischen Sage aber nicht auf Achilleus, sondern auf mehrere andere Gestalten übertragen worden, so zunächst auf den Sonnengott selbst, auf Apollo, den Erleger des pythischen Drachen. Von den drachentötenden Helden ist besonders Perseus merkwürdig durch seine auffällige Übereinstimmung mit Sigfrid. Wie Sigfrid vom Schmied Mime oder Regin, einem aus einer früheren Göttergestalt vermenschlichten Zwerge, das Schwert Gram oder Balmung, so erhält Perseus vom Schmiedegott Hephaistos das Schwert Harpe. Wie Sigfrid die unsichtbar machende Tarnkappe, so besitzt Perseus den unsichtbar machenden Hadeshelm.

Hat ein Epos, welches ein hohes Ziel der Dichtung erreichen will, die Vorbedingung eines großen Gegenstandes erfüllt, so strebt es ferner darnach, jenen Gestalten der Vorzeit die Trachten und Sitten einer noch erinnerlichen und vorstellbaren jüngern Vergangenheit zu wählen und ihren Thaten in der

neuen Heimat den Schauplatz anzuweisen; ja, es hat, wie W. Jordan in klarer Erkenntnis des Dichterideales nachweist*, die alten Götter und Helden stets zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen gemacht. „Sie waren ihm die heiligen Gefäße der Tradition, zu der das Epos auch den besten Saft der jüngsten Thatenernte der Völker hinzuzugießen sich berechtigt und verpflichtet fühlte. Es legte diesen alten Göttern die Gebote einer vorgeschrittenen Sittenlehre in den Mund und machte diese alten Helden zu Vorkämpfern der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale." Wenn Jordan in einem Epos von modernem Stoff das Bild „einer nagelneu gebauten Ruine" oder eines „neusilbernen Goldes" erblickt, so betont er dagegen, daß die prägende Idee desselben unter allen Umständen modern sein muß. Eine Verkehrtheit sieht er in der Zumutung an das Epos, daß es mit streng antiquarischer Gewissenhaftigkeit die Waffen, Geräte, Trachten und Lebensgewohnheiten eines bestimmten Zeitalters zeichne; daher seine treffende Antwort: was das Epos erzählt, „hat gar kein bestimmtes Zeitalter". In demselben Sinne sagt Goethe im zweiten Teile seines Faust (2. Akt. S. 89, Hempel): „Ganz eigen ist's mit mytholog'scher Frau: — der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau; — nie wird sie mündig, wird nicht alt, — stets appetitlicher Gestalt, — wird jung entführt, im Alter noch umfreit; — g'nug, den Poeten bindet keine Zeit". Mit derselben Energie wendet sich Jordan gegen den oft erhobenen Vorwurf über die Erfüllung der obersten Pflicht des Epos, in seinem alten Stoffe neue Gedanken darzustellen. Er erwidert im vollen Bewußtsein seiner Dichterwürde: „Der Dichter vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur als Sohn seiner Zeit zu wirken, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß".

* S. 71 ff.

Die besondere Aufgabe des epischen Dichters ist es, die Keime des modernen Geistesbesitzes schon in den alten Sagen von den Helden der Vorzeit als naive Ahnung des später scharf ausgeprägten, vollen Gesamtbewußtseins nachzuweisen. „Der Dichter hat das ächt Menschliche und daher Ewige der neuen Lebens- und Weltanschauung in der Vermählung mit dem ächt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren zur Darstellung zu bringen.“ *

Im einzelnen verfolgt W. Jordan die Entwicklung der indischen Poesie im Zusammenhange mit der gesamten Kultur des Volkes. In feinsinnigem Nachweise des Einzelnen zeigt er, daß im 6. Jahrhundert v. Chr. die Existenz jenes Volkes wirklich das geworden war, was es nach der Lehre seiner Priester sein sollte, d. h. die langsame Bewegung durch ein Jammerthal voll scheußlichster Tyrannei entnervter, verruchter Despoten und voll grauenhafter Selbstquälerei des religiösen Wahnsinns, zu welchem es von der Priesterkaste planmäßig vergiftet worden war, damit nur diese in göttlichem Ansehen über dem allgemeinen Elende thronen konnte.

Das ist die große Idee Jordans von der weltgeschichtlichen Macht der Poesie, nach welcher die Lieder Homers das Völkergeschick ebenso wirksam bestimmt haben, wie es die Eroberungszüge Alexanders vermochten. Aber wie die Dichtung Nationen zu schaffen und aus der Zersplitterung herzustellen vermag, so kann sie diese auch zu unheilbarem Siechtum verderben, „wenn sie sich zur schminkenden Helferin der Despotie und des geisteskechtenden Priesterdünkels herabwürdigt.“ **

Anderseits stellte den Iraniern die Religion ein praktisches Ideal und in diesem das höchste Gebot der Zucht und der Veredlung des Menschen im Laufe der Geschlechter auf. Keine Religion besteht die Prüfung ihres Wertes nach ihren Früchten glänzender als diese. Die Geschichte lehrt, wie dieser Glaube zu Thaten geworden ist. Er hat selbst jenes ferne

* S. 73 f.
** S. 95 f.

Zukunftsideal der Vereinigung aller Völker zu einem Volke durch ein Weltreich von ungeheurer Ausdehnung und straffer Einheit nahezu verwirklicht.* Jener ideale Sinn hat die unverwüstliche Kraft erzeugt, welche dieses Weltreich noch im Zeitpunkte seiner Zertrümmerung zum Mutterboden für die bisher gewaltigste Begebenheit der Menschengeschichte machte.**

Nach Jordan haben wir ein Recht auf das persische Epos. Hat ja sogar Jakob Grimm in den Saken und Massageten, bei deren Bekämpfung der große Cyrus den Tod fand, die Stammväter der Germanen zu erkennen geglaubt. Überdies weisen unser Sigfrid und jener Isfendiar auf ein der persischen und germanischen Sage gemeinsames Urbild. Isfendiar kann nur mit einem Pfeile von dem Zweige der Schicksalsulme erlegt werden, der germanische Balder nur durch einen Mistelzweig.***

Die weitere Aufgabe des Dichters ist es, die Kunstgeheimnisse festzustellen, welchen ein Epos folgt. Er findet in Homer ihren Begründer. Eine originale Erfindung von seiten eines einzelnen Menschen hält Jordan für unmöglich. Die sogenannten Erfinder sind nach seiner Auffassung stets in die Lage gekommen, „nur eine winzig kleine Zuthat zur uralten Erbschaft vieler Generationen beifügen zu müssen. Sie sind vergleichbar dem Bergmann im Tunnel, welcher das Gestein endlich hohl klingen hört, noch einige Schlägelhiebe auf den Meißel zu thun hat und dadurch die Durchbohrung der Felswand vollzieht. Er hat geringen Anspruch, seine That das zu nennen, was durch die Richtungsberechnung der Ingenieure, durch die jahrelange Arbeit von Hunderten seinesgleichen von beiden Seiten des Berges vorbereitet wurde und ohne Zweifel auch ohne ihn bald hätte geschehen müssen.“ † So gehen die Keime einer Idee lange der Gestaltung eines Gedankensystems voraus. Cicero spricht ahnungslos die ganze Theorie der Lettern aus, wenn er das Bild von jemanden braucht, welcher „sämtliche Buchstaben, die

* S. 108 f.

** S. 109.

*** S. 118.

† S. 121.

in Homers Dichtungen vorkommen, in Metallprägungen in einem Haufen vor sich liegen hätte. Zwischen Cicero und Guttenberg sind aber 45 Generationen vergangen. Als endlich der Schlüssel gefunden wurde, da thaten mehrere gleichzeitig denselben Fund, weil die Erfindung reif war."*

Wie es sich mit den Entdeckungen der Wissenschaft verhält, so kann auch in der Poesie von Erfindung im strengen Sinne nach Jordan keine Rede sein, „sie ist recht eigentlich die Kunst der Tradition, ihr höchster Gegenstand ist Altererbtes. Nur solche Dichter sind groß geworden, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten. Der Dichter größte Werke sind solche, deren Stoffe sie nicht erfanden, sondern vorfanden, wie Goethe den Faust, Schiller den Wallenstein und Tell. Was die Eintagslebigkeit der neueren Poesie verschuldet, das ist besonders ihre Erfindungssucht. Mit Unrecht klagt man deshalb die Nation an, den idealen Sinn verloren zu haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im geringsten vermindert hat."** (Der Dichter nimmt nur Gustav Freytag und Paul Heyse aus.)

Mit ächt künstlerischer Feinheit beobachtet der dem alten Epiker kongeniale Dichter Jordan die Kunstgeheimnisse Homers. Er findet dabei, daß, wenn man durch ein Bild wirken will, die mitgeteilten Züge ein fortschreitendes Geschehen darstellen und durch dieses Geschehen eine steigende Erwartung wecken müssen.*** Eine weitere Kunstform findet er in der richtigen Anwendung des Gesetzes der Spannung, der dramatischen Wirkung.† Das dritte Hauptgesetz, auf dessen Beobachtung ganz vorzüglich der Ausbau des dramatischen Kernes zum Epos beruht, ist das Gesetz der von Homer erfundenen Episode. Homer erzählt nicht selbst, sondern er läßt erzählen. So sind „die Bilder im Bilde in den goldenen Rahmen des Märchens zuvor weislich abgesondert

* S. 123 f.
** S. 125.
*** S. 135.
† S. 150.

und eingefaßt worden, und wir sitzen nicht als nüchterne Menschen der Gegenwart, sondern als die selbst fabelhaften und märchenlustigen Phäaken vor ihnen."* (Jordan erblickt in der Ilias und Odyssee dramatisch angelegte Dichtungen, die mit geringer Mühe in darstellbare Bühnenstücke verwandelt werden können, Ilias in eine Tragödie, Odyssee in ein Schauspiel.)

In der Entwicklung des germanischen Epos unterscheidet W. Jordan nach seiner inneren Gestaltung und seiner Ähnlichkeit mit den früher erwähnten Dichtungen eine griechische, indische, persische und eine gemischt persisch-griechische Epoche.** Wenn er von einer Ausbildung des germanischen Epos spricht, welches „schon einer homerische Blütezeit entgegenknospete,"*** so beweist er, daß die Lieder desselben schon den Krystallisationskern zur künstlerischen Einheit in einer nationalen Hauptsage und der Gestalt ihres Hauptthelden gewonnen hatten, ja daß es sich bereits einen Poeten von vollendeter Sprachkunst und homerischem Genie erzogen hatte. Jene Epoche des germanischen Epos nennt Jordan die griechische.† Unter der zweiten Epoche versteht der Autor diejenige, in welcher „eine fremdländische Hierarchie den geistigen Giftmord an den Germanen zu verüben unternahm, welchen die indische Priesterkaste mit ihrer lebensfeindlichen Büßerromantik an dem eigenen Volke wirklich vollbracht hatte. Mit schlauer Berechnung, mit gewissenloser Verruchtheit in der Wahl ihrer Mittel, mit unermüdlicher Ausdauer und unerschütterlicher Konsequenz ist sie dem Siege über den deutschen Stamm der Germanen, und dadurch dieser Stamm dem Nationaltode sehr nahe gekommen. Auch würde sie wahrscheinlich triumphiert haben, wenn ihr die ernstlich erstrebte Verdrängung der deutschen Sprache durch ein lateinisches Idiom gelungen wäre. Aber an der unverwüstlichen Zähigkeit des Widerstandes dieser Sprache und an ihrer Verjüngung durch Luther ist jener schnöde Plan zu schanden geworden, doch auch der Mithülfe nordischer

* S. 152.
** S. 154.
*** S. 156.
† S. 157.

Germanen schulden wir Dank dafür. Von ihnen kam für Deutschland im dreißigjährigen Kriege die Rettung aus der äußersten Not, und von ihnen ist ein Hauptstück des heiligen Erbschatzes erhalten worden, den die Erbfeindin des Landes in Deutschland bis auf dürftige Überbleibsel vertilgt hatte." Bis zu einem bedeutenden Grade ist der römischen Hierarchie immer noch die eifrigst geplante Ausrottung und Umfälschung der germanischen Götter- und Heldensage gelungen.

„Wie das persische Epos zuerst durch die griechische Eroberung unter Alexander, dann durch die Araber und den Islam, so ist das germanische zuerst durch die römische Kultur und Hierarchie „unter verräterischer Hülfe des fränkischen Sachsenschlächters Karl, des sogenannten Großen", erfolgt, seiner gebildeten Gönner und Pfleger beraubt und dadurch zum Bänkelsang heruntergewürdigt, dann aber ebenfalls durch einen Ausfluß des Islam im Innersten verwandelt und verfälscht worden. Denn der Islam hat, wenn er auch die germanischen Völker nicht mit dem Schwerte zu besiegen vermochte, diese gleichwohl mit einer von ihm geweckten neuen Empfindungsweise und Lebensauffassung, der sogenannten Romantik, angesteckt und geistig unterjocht."* Die letzte Epoche, die Jordan als die persisch-griechische bezeichnet, war erst durch die von der Arbeit mehrerer Generationen vorbereitete Wiederentdeckung des homerischen Kunstgesetzes möglich geworden und durfte „nach der Wiedererziehung durch die griechische Litteratur und den deutschen Hellenen Goethe auch keinem andern Muster nachstreben, als dem homerischen."

Die christliche Kirche vermochte die angestammte Religion nicht zu besiegen, ohne zuvor das Epos aus dem Wege geräumt zu haben. Die Gedächtnisinhaber der mythischen und historischen Gesänge verdankten den Einfluß und die Ehre ihres Standes wesentlich auch dem gleichzeitigen Besitze der alten Opferhymne, Gebete, Heil- und Zaubersprüche. Diese wurden von den Bischöfen und Geistlichen auf das Strengste verpönt, bald wurde die Verfolgung auf den ganzen Sängerstand ausgedehnt. Man

* S. 159.

trachtete darnach, den gesamten Erbschatz als die Wurzel des Heidentums auszurotten. Ja, man ging eine Zeitlang mit dem Gedanken um, dem germanischen Volke die lateinische Sprache aufzudrängen; denn man erkannte mit großem Scharfblicke, daß die germanischen Sprachen der neuen Religion ein fast unüberwindliches Hindernis in den Weg legten, weil sie bis in ihr feinstes Geäser von heidnischen Vorstellungen durchdrungen waren, wie das namentlich die deutsche Sprache bis auf den heutigen Tag fast unvermindert geblieben ist. Hierin aber mußte die Kirche nachgeben. Ja, sie sah sich genötigt, einen großen Teil des Heidentums selbst in kirchlicher Vermummung zu erhalten, um dadurch über die Gemüter einige Macht zu gewinnen. Um ihre Feste zur Sitte durchzusetzen, fand sie kein anderes Mittel als die Wahl der altheidnischen Festtage und die Übertragung der Götter- und Heldensagen auf ihre Heiligen. So ist die Legende vom heiligen Georg, dem Erleger des Lindwurms, die vorchristliche Sigfridssage. Im Sinne dieser Auffassung hat Jordan aus der Legende von Sankt Brandanus ursprungsächte Motive für „Hildebrants Heimkehr“ entlehnt.

Trotz aller Verbote und Drohungen erhielten sich die alten Gesänge, deren Inhalt noch in unsern Märchen fortlebt. Wenn auch der edle Stil des alten Heldengesanges hier und da in Bänkelsängerei ausartete, so haben sich doch noch Teile des altgermanischen Epos ziemlich unversehrt erhalten,* besonders war der altgermanische Volkszustand und die Religion am längsten im skandinavischen Norden lebensvoll geblieben. „Dort stand die Poesie in üppiger und verbreiteter Blüte; und manches aus jener Zeit gerettete Skaldenlied von bewundernswürdiger Kunstvollendung zeigt uns das vielgeschmähte „Heidentum“ mit seiner grandiosen und tiefsinnigen Weltanschauung so fein vergeistigt und auf so hoher Bildungsstufe angelangt, daß dagegen diejenige des Mittelalters als finstere Barbarei erscheint. Aber auch dort wurde dem Christentum gewaltsam der Boden bereitet, indem sich die zelotischen Missionäre und Geistlichen zur Unter-

* S. 165.

jochung des Volkes mit den mächtigsten, nach Alleinherrschaft lüsternen Stammkönigen verbanden. Als im letzten Drittel des neunten Jahrhunderts in Dänemark, Schweden und Norwegen die altgermanische Stammverfassung, eine Art ziemlich loser Vereinigung aristokratischer Republiken mit erblichen Stammkönigen, gebrochen wurde, da mochten sich, nachdem despotische Könige ihre Staatsstreiche mit Hülfe der Kirche siegreich durchgesetzt hatten, die edelsten Geschlechter des Landes weder dem Scepter des Gewaltherrn noch dem Krummstabe der Bischöfe beugen. Sie wanderten aus und fanden eine Freistatt für ihre alte Verfassung und ihren alten Glauben am nördlichen Polarkreise auf der Insel Island, der „ultima Thule" der Alten. Island wurde ein Patmos des germanischen Heidentums: die Apokalypse seiner Vergangenheit hat es dort in den Büchern der Edda aufgezeichnet."* Treffend charakterisiert Jordan die Eigenschaft dieses Landes im Zusammenhange mit dem Wesen der dort entstandenen Dichtung: „Dürftig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben, schroff, kolossal, scharf beprägt mit dem Spiegel der Zerstörung ihre Formen, nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüt eine mehr zutreffende Tonart für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung an ihre vergangene Herrlichkeit anschlagen. Dort zerstreut die Phantasie keinen Sinnenreiz: die öde Gegenwart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer rückwärts blicken."

Was von Naturmythen und Heldengeschichten die Edda darbietet und in der Geschichte Sigfrids das Nibelungenlied ergänzt, das hat unser Dichter in erhabener Kunstvollendung in seinem Epos „Nibelunge" harmonisch vereinigt.

Nach den Grundsätzen, die der Dichter in seinen „Epischen Briefen" ausgesprochen hat, führt das große Epos „Nibelunge"

---

* S. 171.

in den beiden Teilen, „Sigfridsage“ und „Hildebrants Heimkehr“, den in verschiedenen Sagenkreisen zerstreut liegenden uralten Stoff zu einem harmonischen Kunstwerk aus. Zunächst wohnen wir einer Götterversammlung in Walhalla bei, in welcher die Fahrt Sigfrids nach Helgoland zum Zwecke der Erfüllung seines Brautgelübdes zur Sprache kommt. Die Götter wollen die Vermählung des Helden mit der Schlachtenjungfrau Brunhild verhindern: deshalb soll Freia dessen Herz für Krimhilde durch einen Zaubertrank gewinnen, den ihm die Mutter derselben vorzusetzen bestimmt ist.* In Worms finden wir gleichzeitig den König Gunther im Kreise seiner Helden, denen der Harfner Horand vom König Niblung und dessen Schatz, vom Zwerg Antwari und dessen Ring Antwaranaut, von dem Zauberer Reitmar und dessen Söhnen, von der Verwandlung des Riesen Faffner in einen Lindwurm, endlich von dem Helden Sigfrid singt, der jenen Lindwurm getötet, auf den Hinderberg kommt, die Walküre Brunhild aus einem Zauberschlaf erweckt und sich mit ihr verlobt.** König Gunther, der schon früher von der Schönheit der Brunhilde Kunde bekommen hatte, war von dem Wunsche beseelt, sichere Nachrichten über sie sowie ihr Bildnis zu erhalten. Sein Sänger Volker, der auf des Königs Befehl zu jenem Zwecke sich entfernt hatte, kehrt mit dem Bildnis der Jungfrau zurück, deren Schönheit den König so entzückt, daß er beschließt, um sie zu werben. Da tritt trotzig Sigfrid in den Saal und erregt durch die Drohung, Gunthers Reich erobern zu wollen, einen verhängnisvollen Streit, den erst Krimhilde durch ihr unerwartetes Auftreten schlichtet. Sie bezaubert den unbezwinglichen Helden sofort durch ihre glänzende Schönheit und ihre weibliche Anmut. Zu dem natürlichen Moment tritt das sagenhafte des Zaubertrankes. Bei dem heiteren Mahle, welches sich an die Versöhnung des Helden mit Gunther und seine Liebesworte an Krimhilde anschließt, tritt dessen wunderbare Stärke hervor, indem er eine silberne Schüssel

* Erstes Lied. Gesang 1.
** Gesang 2—4.

mit einem mächtigen Hirschrücken, die nur von vier starken Männern getragen werden konnte, mit dem Daumen und Zeigefinger festhält.

Der Schmied Mime berichtet darnach über die Jugend Sigfrids.* Von unbekannten Eltern geboren, wuchs derselbe in einer Schmiede auf. Schon in früher Jugend ist seine Körperkraft so groß, daß er mit einem Hammerschlage einen Ambos zerschlägt. Mit seinem Schwerte Balmung verrichtet er Wunderdinge. Die Seherin Oda unterrichtet ihn in der Runenweisheit. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Heldenthaten.

Nach Mimes Mitteilung wird über die Bewerbung des Königs Gunther um Brunhilde verhandelt. Nachdem sich Sigfrid mit Krimhilde verlobt hat, wird die Meeresfahrt nach der Insel unternommen, auf welcher die Schlachtenjungfrau herrscht. Durch Betrug wird dieselbe in dem Kampf und den Rätselspielen überwunden. Nach schwerem innern Kampfe willigt Brunhilde in die Heirat mit dem elenden Gunther ein. In Worms wird die Doppelhochzeit gefeiert, nach welcher Brunhilde abermals schändlich hintergangen wurde. Um Krimhilds erwachende Eifersucht zu beschwichtigen, verrät ihr Sigfrid unvorsichtigerweise das Geheimnis des Betruges an Brunhilde und gibt ihr den Unheilsring Antwaranaut mit dem Gürtel der verzauberten Schwanhilde.**

Sieben Jahre später sehen wir Sigfrid in dem ungetrübten Glück seiner Ehe und im Besitze von Kindern, die ihn mit den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft seines Hauses und seines Landes erfüllen, während Brunhilde ihre Jahre in bitterem Kummer über ihr Unglück verzehrt, da sie ihren Gemahl immer mehr hat verachten lernen müssen;*** ihr Sohn ist ein kränklicher Schwächling, für den weder der Vater noch die Mutter eine Spur warmen Elterngefühles haben. Erst mit dem Gedanken der Rache an dem einst geliebten, aber treulosen

* Gesang 6 u. 7.

** Gesang 8—16.

*** Gesang 17.

Sigfrid erwacht Brunhilde zu einem neuen Leben. Sie benutzt das Balderfest als Anlaß zu einer Einladung Sigfrids nebst seiner Gemahlin an den Hof von Worms. Sobald die beiden Königinnen zusammen sind, erwacht deren gegenseitige Eifersucht, die sich in heftigen Zankesscenen äußert. Da bei einer derselben Krimhilde das Geheimnis der Mithilfe Sigfrids bei der Besiegung Brunhildens preisgibt, so beschließt die tief gekränkte, schwer betrogene Königin die Ermordung dessen, der sie in so namenloses Unglück gestürzt hat.* Hagen, der längst auf einen Anlaß zur Beseitigung des mächtigen Helden tückisch gelauert hat, weiß durch List das Geheimnis der verwundbaren Stelle an Sigfrids Körper dem Munde der arglosen Krimhilde zu entlocken und überfällt nach raffinierter Vereinigung der für seine Absicht geeigneten Umstände den nichts ahnenden Sigfrid mit gemeinem Meuchelmord.**

An des Helden Leiche versöhnt sich Brunhilde mit Krimhilde und gibt sich darnach auf dem Scheiterhaufen den Tod.*** Der zweite Teil der Dichtung, „Hildebrants Heimkehr" erzählt mit einer an die künstlerische Form der Odyssee erinnernden, natürlich epischen Darstellung den Untergang der Nibelungen. Während die Tochter Sigfrids in Norwegen weilt und in Gefahr ist, in den Sklavenzwang eines willkürlich gewaltthätigen Königs zu geraten, aus dessen Händen sie durch die treue Fürsorge Hildebrants gerettet wird, vermählt sich Krimhilde mit dem mächtigen Hunnenkönig Etzel, um an dem Meuchelmörder Sigfrids Rache nehmen zu können. Sie erreicht zwar ihren Zweck, vernichtet aber damit sich und ihr neues Haus. Ihr Sohn Ortlib wird das Opfer der frivolen Grausamkeit Hagens, ihr neuer Gatte erliegt der furchtbar auf ihn einstürmenden Wucht dieser Ereignisse, Krimhilde selbst tötet sich in der Verzweiflung.

So viel im allgemeinen über den Inhalt des großartigen Werkes, welches mehr als irgend ein anderes Produkt der

* Gesang 17—21.

** Gesang 22 u. 23.

*** Gesang 24.

neueren Poesie in die Familie und in die obern Klassen höherer Schulen eingeführt zu werden verdient. Alles, was von theoretischen Grundsätzen des Dichters mitgeteilt wurde, ist in dem großen Epos in glänzendem Maße erfüllt. Homerischer Geist durchweht mit germanischem Genius dieses herrliche Kunstwerk, welches ein Schatz der Nation werden muß und deshalb schon als Inbegriff deutscher Lebensideale von der Jugend durchlebt werden sollte. So wertvollen Besitz der ganzen Nation darf sich die Jugenderziehung nicht entgehen lassen, wenn sie den Anforderungen der Zeit gerecht werden und nicht in dem Wahne befangen bleiben will, daß mit den bisherigen Bildungsmitteln dieser Art alles erreicht sei.

Es wäre äußerst dankenswert, wenn der Dichter selbst eine Schulausgabe veranstalten wollte, die doch einmal, wie man mit aller Gewißheit voraussagen kann, ein Bedürfnis werden wird, da ich überzeugt bin, daß Jordans Epos einst für Deutschland dasselbe werden wird, was für die Griechen die Ilias und Odyssee waren. Bei der immer wachsenden Teilnahme des deutschen Volkes für das erste nationale Epos, dessen Wert man erst seit der Entstehung eines Nationalbewußtseins in unserm Vaterlande zu verstehen beginnt, wird es dem Dichter nahe liegen, eine neue Ausgabe den Schulzwecken anzupassen. Ich denke dabei an Verkürzungen und an Erläuterungen des Werkes durch Anmerkungen, wie sie der Dichter so musterhaft in seiner poetischen Übersetzung der Odyssee und Ilias (Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag, Leipzig F. Volckmar. 1875 und 1881) dargeboten hat.

Ich würde es geradezu für ein Unrecht halten, wenn man diese klassische Dichtung der Jugend vorenthalten wollte, die, wie man oft klagt, schon so früh aller Idealität ermangelt. Eins der ächten bleibenden Ideale aber kann man der Jugend in W. Jordans „Nibelunge" für die Jugend und für das ganze Leben vor Augen halten: hier haben wir den neuen Gehalt unseres Denkens, nichts Veraltetes, nichts Halbes, nichts Gemachtes. Das Leben tritt uns unmittelbar gesund und wahr entgegen, wie wir es kennen, die Helden

stehen uns menschlich nahe mit ihren großen Eigenschaften und mahnen uns energisch, ihrem Beispiel zu folgen. Bei Jordan weht uns der Geist einer lebenskräftigen Zeit an. Der Dichter führt uns die wirklichen Gestalten unserer Epoche vor Augen, deren Gehirn nicht mit Gespensterspuk und wüstem Aberglauben gefüllt ist, sondern natürlich denkt und überall das Walten unumstößlicher Gesetze in der Sphäre der materiellen und geistigen Welt anerkennt. Nichts aber verführt die Jugend so sehr zur Blasiertheit, wie die Vorspiegelung falscher Ideale und illusorischer Autoritäten, denen die Berechtigung in der Wirklichkeit fehlt.

Vor aller Enttäuschung, in der man mit dem Dogma auch die Religion, mit einer falschen Sittenlehre auch die Sittlichkeit wegwirft, schützt nur die unbedingte Wahrhaftigkeit in der Jugenderziehung, die Vermittlung der Erkenntnis der vollen Wirklichkeit, die allmählig fortschreitende Einführung in die Thatsachen von Leben und Welt: und eine Summe solcher im besten Sinne des Wortes allgemeiner Bildungselemente gibt Wilhelm Jordan in seiner Dichtung und stellt somit in der verklärenden Anmut der Poesie das Ideal des Wahren, des Guten und des Schönen vor Augen. Der Reichtum an Schönheiten, an ergreifenden Darstellungen des Lebens und an erhebenden Schilderungen der Natur, an ernster Belehrung über Welt, Sitte, Tugend und Kunst ist so mannigfaltig, daß es nicht möglich ist, im Rahmen dieses Berichts eine solche Fülle zu erschöpfen. Nur drei Stellen sollen die Eigenart des Kunstwerkes zeigen.

So charakterisiert der Dichter treffend den Gegensatz germanischen Wesens zu der Tücke der römischen Hierarchie in den Worten, die er Krimhilde in den Mund legt (Hildebrants Heimkehr. 15. Gesang. II. Teil. S. 64 f.):

„Nicht ein einzelner Mann ist in meinem Gemahle
Gemeuchelt worden. Der Mörder Sigfrids
Hat tückisch getötet ein ganzes Jahrtausend
Schon errungener Kraft und reifender Größe
Des deutschen Volkes. Der Drache Fafner,
Der nach Gold und Menschen gierige Giftwurm,

Weil Sigfrid starb, ist er auferstanden
Zu schlimmerer Bosheit im römischen Bischof,
Der nun Etzeln auch, den Erben Sigfrids,
Mit langsam gesponnenem Netze umspannt.
Es gelingt, es gelingt ihm, die Länder alle
In sein Garn zu ziehen und, die Geister vergiftend,
Umzulügen die edle Lehre
Vom deutschen Heil in Höllenverdammnis."

In dem Sinne moderner Auffassung von dem Wert des Lebens betont der Dichter die Notwendigkeit tüchtiger Arbeit und eigener Tugend im Gegensatz zu der Eitelkeit auf Verdienste der Vorfahren. (Ebendaselbst 21. Gesang. S. 211):

„Erinnre Dich stets, daß eitel der Stolz ist,
Der sich rückwärts richtet und seinen Ruhm sucht
In der Wurzel des Stammes, anstatt nach dem Wipfel
Hinauf und hinaus über sich in die Nachwelt
Zu wirken und schau'n. Aus der Wurzel schöpfe
Der Edle nur Pflicht. Was ihm eingepflanzt ward
Von der Ahnen Urkraft, dies Erbe soll er
Um Zinsen vermehrt der Zukunft vermachen
Und weiter steigern zu stärkerem Wachstum."

Großartig und edel endlich ist die Form, in welcher der Dichter den Zusammenhang der Naturwesen darlegt und damit auf die große Perspektive der gegenwärtigen Naturerkenntnis hinweist. (Ebendaselbst 19. Gesang. S. 135):

„Ja, glaubt's dem Erfahrnen! Ein reiches Füllhorn
Von kleinen und doch verklärenden Freuden
Eröffnet der Mensch seinem eignen Gemüte,
Der ein dienendes Tier vom dumpfen Sklaven
Erhebt zum Gefühl eines treuen Gehülfen.
Es ist stehen geblieben auf tieferer Stufe,
Doch uns nahe genug, um auch vernünftig
Seine Kraft zu verwenden in engerem Kreise.
Je besser es weiß, wie weit es gebannt ist
Aus der Wunderwelt der gewaltigen Menschen,

Seiner gegenwärtigen, sichtbaren Götter,
Desto höher geehrt von Dir, seinem Herren,
Dem Götterkönig, fühlt sich's durch Güte
Und dankt Dir das Glück, wie Deinesgleichen
Liebkost zu werden, so fein erkenntlich,
So mit Leib und Leben opfernder Liebe
Wie von Menschen höchstens Gemahlin und Mutter.
Ja, ein Wunder geschieht: es wirbt der Freundschaft
In der ganzen Natur durch ein tiefes Geheimnis,
Durch Zaubergewalt oder stumme Zeichen,
Die der Mensch nicht bemerkt. Sei mild im Herzen,
Wann Dir pflichtgetreu die Stiere den Pflug ziehn,
Und stachle nicht gleich, wann sie stehen bleiben
Und ein wenig verschnaufen, wo schwerer schneidend
Die Schar durchfurcht den fetteren Acker;
Beweise Vertrauen, daß sie selbst schon wissen,
Wie nötig es sei zur eignen Ernährung
Die harte Brache der Brodfrucht zu öffnen:
So sagen sie's bald in verborgener Weise
Dem grauen Vöglein, das emsig die Furche
Dicht hinter Dir her durchhüpft nach Würmern,
Wie gut ihr Herr sei, wie gern sie ihm dienen.
Und gibst Du mittags ihnen die Mahlzeit,
Wo der Schatten des Waldes sie schützt vor der Sonne,
Und bedeckst sie mit Grün, um vor grausamen Fliegen
Und Bremsen zu schirmen die braunen Rücken,
So läuft's durch die Luft, daß Du liebreich gesinnt bist,
So weiß es der Wald, und aus allen Wipfeln
Umsäuselt sanft den Sohn der Erde
Mit dem Herzen voll Mitleid die Mutterliebe;
So erfuhren es längst die Vögel alle,
So kommen dreist die Drosseln geflogen
Auf den untersten Ast, den die Eiche ausstreckt,
Den müden Mann auf der Moosbank zu schirmen,
Und singen so süß wie sonst für niemand
Dem großen Bruder ihr schönstes Brautlied." —

Rezensionen.

1) Deutsche Litteraturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwicklung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet von Dr. Franz Pfalz. II. Teil. Die Litteratur der neueren Zeit. Leipzig, Brandstetter. 10 und 306 S. 2,70 Mark. 1883.

Wir haben schon bei Ankündigung des ersten Teils auf das Eigentümliche des Buches aufmerksam gemacht, welches sich einer gründlichen Mischung von Citaten, Referaten, Inhaltsangaben und Urteilen ausprägt, dagegen eine Menge gelehrter Namen und Zahlen nicht als die Hauptsache ansieht. In frischem Geiste, mit voller Liebe zur Sache und mit glücklicher Arbeit ist auch der zweite Teil vollendet, und wie das Werk jetzt vollständig vorliegt, gehört es zu den besten seiner Art, welches das Studium der Litteraturgeschichte zu fördern wesentlich geeignet ist. A. L.

2) Kleine deutsche Grammatik, abgefaßt nach den Schriften der vorzüglichsten Sprachforscher von F. L. Güntzel. Apenrade, Wohlenberg. 1883. 98 S. 0,80 Mark.

Ein eminent praktisches Werkchen, das besonders auch die Lösung einzelner sprachlicher Fragen und die Beseitigung von Schwierigkeiten zur Aufgabe hat und kurz und entschieden seine Angabe gibt. Wir haben nur (S. 76) an „wie“ und „als“ Anstoß genommen. „Auf den Positiv folgt regelmäßig „wie“, und nur in dem Falle, daß eine völlige Gleichheit stattfindet „als“; z. B. er ist ebenso groß wie ich; findet aber eine völlige Gleichheit statt, dann heißt es: er ist ebenso groß als ich“. Wir meinen denn doch, daß auch im ersteren Satze eine völlige Gleichheit stattfindet und verwerfen den zweiten durchaus. In Volks- und Bürgerschulen wird das Werk als Lehrbuch gute Dienste thun. A. L.

3) Quellensätze zur Geschichte unseres Volkes. Von E. Blume. Erster Band (Urzeit. Merowingische Zeit. Karolingische Zeit). Cöthen, Schulze. 1884. 8 und 462 S. 5,50 Mark.

Das Werk will nicht ein aus Quellen bearbeitetes Lesebuch sein, sondern Quellensätze zusammenstellen. Am Schlusse jeder der drei Perioden faßt es das Gebotene in Kürze unter den Rubriken: Staatsleben, gesellschaftliches, religiöses, geistiges und wirtschaftliches Leben zusammen. Das Buch ist auf Unterrichtung unserer Schüler in solchen Anstalten berechnet, die mehrere Jahreskurse für die deutsche Geschichte ansetzen, und für Lehrer, wenn ihnen die verblaßten Züge der meisten Geschichtsbücher nicht genügen, oder sie den Stoff zum Gegenstande einer Lehrunterredung machen möchten. Wir haben in dem Werk kein Zitat gefunden, welches wir missen möchten; es tritt durch eine solche Zusammenstellung die Geschichte der Zeit und die Schilderung der jeweiligen Zustände in scharfer Ausprägung vors Auge, so daß wir dem Verfasser für seine mühevolle, aber stoffliche Arbeit aufrichtigsten Dank zollen. Sie wird ein gründlicheres Erkennen der deutschen Geschichte ermöglichen; wir wünschen ihr recht viele Leser. Zwei Bände sollen folgen.

4) Der Bau des menschlichen Körpers. Leitfaden für den Schulunterricht von Dr. med. A. Fiedler und Dr. phil. J. Blochwitz. 3. Auflage mit 51 anatomischen Abbildungen und 4 Beilagen in Farbendruck. Dresden, Meinhold, 1883. 8 und 94 S. 1,50 M.

Das Werk ist im Anschluß an die vom sächs. Landesmedizinalkollegium herausgegebenen „anatomischen Wandtafeln" verfaßt; es ist indessen so gehalten, daß es auch ein selbständiges Ganzes bildet und als populäre Anatomie dem Laien eine Übersicht über den Bau des menschlichen Körpers gewährt. Die Anordnung des Stoffes ist eine durchaus zweckmäßige, die Darstellung klar, und das Buch steht auf der Höhe der Wissenschaft. Somit empfiehlt es sich für seinen Zweck aufs beste.

P. S.

5) Der Anschauungs-Unterricht für die Unter- und Mittelstufe der Volksschule. Von J. H. Fuhr und A. H. Ortmann, unter Mitwirkung von K. Münzert. Dillenburg, Seel. I. Teil, 3. Aufl. 8 und 240 S.; II. Teil, 2. Aufl. 12 und 388 S.; III. Teil, 10 und 264 S.

Wir haben schon früher des Werkes gedacht. Was der Anschauungsunterricht bezweckt, das ist hier richtig erkannt, und die Ausführung bleibt hinter dem Erkennen und Wollen nicht zurück. Es ist eine Fülle des Stoffes vorhanden, und derselbe ist vorzüglich gut behandelt. Von allem handwerksmäßigen Treiben sich fern haltend, beleben die Verfasser ihren Gegenstand durch allseitiges Beleuchten desselben, sie behandeln ihren Gegenstand als Grundlage der Realien, des Stils und der Grammatik. Die Lektionen geben in stufenweisem Fortschritt: Vorübungen, die Schule, die Tiere in Haus und Hof, die Pflanzen in Garten, Wiese, Feld und Wald, die Heimatkunde und die Lehre vom Menschen. Als Musterbuch reiht sich die Arbeit den besten ihrer Art würdig an. P. D.

6) Handbuch der Logik, neu dargestellt von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Denicke. 6 und 166 S. 1,50 M.

Das Werk ist für die pädagogische Welt, zum Gebrauche auf Gymnasien, Seminaren u. s. w. und zum Selbststudium bestimmt. Durch geistreiche und lichtvolle Behandlung seines Gegenstandes hat der Verfasser es verstanden, seinen spröden Stoff so darzustellen, daß derselbe zum Studium anregt. Bei den Kämpfen zwischen Real- und Gymnasialbildung und bei der Überbürdungsfrage kommt es auf den richtigen Einblick in das menschliche Geistesleben und die Erwägung des Verhältnißes zwischen dem zu Lernenden und der Fähigkeit der Aufnahme an: darum schon wünschen wir mit dem Verfasser seinem Werke recht viele Leser, die dasselbe gründlich durcharbeiten wollen; wert ist das Buch ein solches Studium reichlich. Es zeichnet sich durch gründlichen, wissenschaftlichen Aufbau und klare Darstellung aus. Anregend ist namentlich auch das Nebeneinanderstellen von Denken und Sprechen, welchem der Verf. ziemlichen Spielraum widmet. P. D.

7) Moritz Schwalb, Dr. theol., Prediger an der St. Martini-Kirche zu Bremen, Kritik der revidierten Lutherbibel. Berlin. Walther und Apolant. 1884. 36 S.

Unter den vielen Gaben, welche uns das Jubeljahr 1883 gebracht hat, ist die revidierte Lutherbibel jedenfalls eine der

bedeutungsvollsten Erscheinungen, insofern es sich bei ihr darum handelt, das von dem großen Reformator unternommene und durchgeführte Werk dem Ziele möglichster Vollendung nahe und somit zum endlichen Abschluß zu bringen. Im Auftrage der Eisenacher Kirchenkonferenz haben nämlich die Vertreter sämtlicher deutscher Kirchenregierungen es übernommen, die von Luther verfaßte Bibelübersetzung durchzusehen, um sie den Anforderungen unserer Zeit gemäß zum praktischen Gebrauch für Kirche, Schule und Haus einzurichten. Die Frucht einer mehr als zehnjährigen Arbeit, an welcher 25 hervorragende Theologen ihre Kräfte versucht haben, liegt jetzt in einer sogenannten Probebibel vor, die den Sachkundigen dargeboten wird, um mit ihrem Gutachten, oder, wo sie es für angemessen erachten, mit ihren Änderungsvorschlägen aufzutreten.

Ein solches Gutachten, zu welchem der Verfasser von dem Vorstand der Bremer Kirchenvertretung aufgefordert worden ist, haben wir hier vor uns. Auch für die Lehrerwelt wird dasselbe von Bedeutung sein, da es sich um die Frage handelt, ob die Revision eines so wichtigen, längst zum Nationaleigentum gewordenen Werkes nunmehr den Forderungen der fortgeschrittenen Sprachwissenschaft, wie den Bedürfnissen des kirchlichen Lebens, des Schulunterrichts und der häuslichen Erbauung entspricht. Daß unsere Lutherbibel sich einer allgemeinen Hochachtung und Verehrung erfreut, ist eine längst bekannte Thatsache, daß sie aber weit mehr gelesen zu werden verdient, ist nicht minder wahr. Läßt sich nun behaupten, daß sich durch die vorgenommene Revision hierzu eine recht baldige Aussicht eröffnet?

Die hier geübte Kritik ist zwar durchaus nicht abgeneigt, einen erfreulichen Fortschritt anzuerkennen, weist aber nichtsdestoweniger fünf Hauptfehler nach, die einer endgültigen Einführung durchaus nicht günstig sind: 1) Übersetzungsfehler, die gerade an solchen Stellen stehen geblieben sind, welche für das religiöse Denken und Leben wichtig erscheinen, wie bei der Lehre von der Ehescheidung, der Gottessohnschaft und dem Abendmahl. Es kann hier nicht der Ort sein, alle beispielsweise angezogenen Stellen einer genaueren Erörterung zu unter-

ziehen; nur einer einzigen möchten wir erwähnen, wo es in Ps. 104, 4 gegenwärtig und auch nach der Revision noch heißt: „Du machest Deine Engel zu Winden und Deine Diener zu Feuerflammen“, während der Psalmdichter in Wirklichkeit davon spricht, daß „Gott die Winde zu seinen Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern“ mache. Hat man das schöne poetische Bild geopfert, um der Vorstellung einer unnatürlichen Zauberkraft Vorschub zu leisten, so verdient ein solches Verfahren allerdings eine Rüge. — 2) Anmerkungen, die von Luther gar nicht herrühren, treten unter verschiedenen Formen in beträchtlicher Anzahl auf, und zwar so, daß sie den unbefangenen Leser leicht irre führen können, während sie dem sachkundigen völlig nutzlos sind. Daß hierunter Stellen, wie die in dem Propheten Jesaias enthaltenen Weissagungen einer Mißdeutung ausgesetzt werden können, ist allerdings leicht möglich. — 3) Mißverständliche Ausdrücke, wie Wucherer, ärgern, Groschen, Pfund, Maß, einfältig, albern, Schalk, Schule, die nach des Verfassers Ansicht leicht (allerdings wohl nicht überall!) hätten geändert werden können, sind beibehalten worden. — 4) Die auf geschlechtliche Verhältnisse bezüglichen Bibelstellen treten zumeist in einer so rücksichtslosen Sprache auf, daß die in der Kirche anwesende Zuhörerschaft, noch mehr aber unsere Schuljugend daran Anstoß nehmen muß. Bei der Freiheit, mit der Luther sonst sein Dolmetscheramt geübt hat, wäre hier dieser und jener Euphemismus gewiß angebracht gewesen. Die S. 20 und 33 von dem Verfasser ausgesprochenen Ansichten scheinen uns in dieser Beziehung höchst beherzigenswert. — 5) Die mangelnde Textkritik ist der letzte Punkt, auf den unsere Schrift hindeutet. Die mit der Revision des Neuen Testaments betraute Kommission hat nämlich den von Luther benutzten griechischen Text in der von Erasmus i. J. 1519 besorgten Ausgabe beibehalten, ohne auf die in unserm Jahrhundert aufgefundene „Sinaitische Handschrift“, die doch manche höchst wichtige Varianten enthält, die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen von

dem Verf. berührten Punkte einer näheren Prüfung zu unterziehen, die selbstverständlich nur entschieden sachkundigen Männern zusteht; auch ist zu erwarten, daß diese und jene Auskunft nicht ausbleiben wird. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes aber glaubten wir die Leser unserer Blätter auf eine Schrift aufmerksam machen zu müssen, die sich das Wort des Apostels Paulus „Wir vermögen nichts wider die Wahrheit“ zum Motto gewählt hat.

Schließlich nur noch einige Worte über Punkt 4. Jeder erfahrene Pädagoge weiß, wie häufig gerade die Bibel Veranlassung geworden ist, junge unerfahrene Leute in die Geheimnisse des geschlechtlichen Lebens einzuweihen, ja wie unverdorbene Knaben durch sittenlose Mitschüler geradezu auf Stellen hingewiesen worden sind, die eher geeignet waren, ihre Hochachtung vor der Bibel zu untergraben, als der Stärkung ihres Sittlichkeitsgefühls förderlich zu sein. Wann werden die Lehrer unseres Volkes dahin kommen, sich klar zu machen, daß die Bibel kein Schulbuch, sondern ein Werk für Theologen ist, die Quellenstudien zu machen haben; daß die Bibel in ihrer Vollständigkeit auch kein Haus- und Familienbuch sein kann, das man seiner Frau und seinen Töchtern unbedenklich in die Hände geben kann. Wozu die Klagen, daß die Bibel so häufig [illegible] im Schranke steht, da wir doch bei jedem andern Buche, das wir unserer Jugend zur Lektüre empfehlen, erst [illegible] prüfen, ob es auch nichts Bedenkliches enthält? Wollen wir unser heranwachsendes Geschlecht für die Bibel wieder gewinnen und dabei [illegible] [illegible] was ihr Zartgefühl [illegible] [illegible] Schamgefühl verletzen kann, so wäre es wohl an der Zeit, bei Gelegenheit einer endgültigen Revision auch eine [illegible] herzustellen, die sich aller [illegible] verletzender Ausdrücke enthielte [illegible] böte, was [illegible] zu [illegible]. [illegible] über Gleichgültigkeit gegen die Religion [illegible] es, [illegible] nur [illegible] zu [illegible] die [illegible] Klippen aus dem Wege zu räumen, die [illegible]

Erwachsenen noch so häufig Veranlassung werden, eher die Unsauberkeiten unserer religiösen Urkunden aufs Tapet zu bringen, als sich dessen zu erinnern, was dem Gemüte weihevolle Erhebung, dem bekümmerten Herzen Trost und Beruhigung gewähren kann. Wer es mit unserer Jugend, ja wer es mit dem kommenden Geschlechte wahrhaft wohl meint, der helfe dazu, daß, was Wunsch so vieler Eltern und Erzieher ist, endlich in Erfüllung gehe. L. R.

8) Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk; zugleich ein Orbis pictus für die studirende Jugend. Leipzig, Verlag von O. Spamer 1885. Jede Abtheilung von etwa 400 Seiten 3 M.

Außer dem Inhalt der Bücher, welchen unsere heranwachsende Jugend sich für die verschiedenen Lehrfächer anzueignen hat, kommt sie nicht selten in die Lage, über diesen oder jenen Gegenstand des Wissens Auskunft zu verlangen, von dem in keinem ihrer Schulbücher die Rede ist. Besonders ist dies bei den deutschen Aufsätzen der Fall, deren Thema irgend einer Sphäre des Lebens angehört, die den Schülern allerdings nicht unbekannt, mit der sie aber doch nicht hinlänglich vertraut sind, um darüber schreiben zu können. Daß sie in solchen Fällen gern zu einem Konversations-Lexikon ihre Zuflucht nehmen, ist eine bekannte Thatsache; aber wie wenigen steht ein solches Hilfsmittel zu Gebote, und wie gering ist die Anzahl derjenigen, die so umfangreiche Werke zu benutzen verstehen?

Unter diesen Umständen ist ein solches Unternehmen, wie das hier vorliegende, das sich auf die mäßige Anzahl von acht Bänden beschränken will, eine dankenswerte Gabe. Bis jetzt liegen uns zwei Abteilungen, jede von 24 Bogen vor, die, da sie bereits bis Ang vorgerückt sind, einen hinreichenden Einblick in die Art der Durchführung des Ganzen gestatten. Das Werk will über alles Wissenswerte Auskunft erteilen, und zwar in gedrängter Form, doch keineswegs in aphoristischer Darstellungsweise, sondern in lesbaren Artikeln, die eben so kurz und schnell, als gleichzeitig in angenehmer Weise von dem in Frage stehenden Gegenstande Kenntnis geben. Was den Inhalt der einzelnen

Artikel betrifft, so weicht derselbe selbstverständlich von dem in andern Real-Encyklopädien im wesentlichen nicht ab. Es will über die Zustände aller Zeiten, über den Lebensgang solcher Personen berichten, die als Träger der Kultur bei den einzelnen Völkern zu betrachten sind, und da, wo die durch den Umfang des Ganzen festgesetzten Schranken nicht überschritten werden dürfen, dem Weiterstrebenden durch sorgfältigen Hinweis auf die einschlägige Literatur zu Hilfe kommen.

Was das Werk aber vor andern ähnlicher Art auszeichnet, das sind die trefflichen, von Künstlerhand ausgeführten Abbildungen, deren Zahl sich in den beiden vorliegenden Heften bereits auf 566 erstreckt. Daß dergleichen bildliche Darstellungen imstande sind, lange ermüdende Beschreibungen zu ersparen und auch Artikel anderer Art wesentlich zu unterstützen, liegt auf der Hand. Geschichte, Biographie, Geographie, Mythologie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Kulturgeschichte, Malerei, Sculptur, Architektur, Heraldik, Astronomie sind hier in einer Weise illustriert, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Nicht nur Papier und Druck sind von einer dem Zweck entsprechenden Eleganz, sondern auch die Abbildungen selbst von einer Klarheit und Sauberkeit, die einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht. Besonders gilt dies auch von den beigegebenen Karten, bei welchen die Verlagshandlung die Sydowsche Art der Terraindarstellung zum Muster genommen hat, überdies aber durch Randverzierungen in der Gestalt kleiner Einzelbilder den Beschauer in lebendigster Weise in die betreffenden Erdräume zu versetzen sucht.

Wenn andere Konversations-Lexika oft lange Zeit müßig im Schranke stehen und nur in Fällen besonderer Verlegenheit zu Rate gezogen werden, so ladet dieser Orbis pictus, ein Bilderbuch für große Kinder, unwillkürlich ein, darin zu blättern und neben der Betrachtung anziehender Bilder die entsprechende Belehrung in dem zugehörigen Texte zu suchen. Auf diese Weise wird das Werk einer ganzen Anzahl umfangreicherer Unternehmungen jedenfalls den Rang ablaufen und sicherlich dazu beitragen, die allgemeine Bildung in recht weiten Kreisen zu fördern. L. [illegible]

9) Dr. Wilh. Deecke, Direktor des Lyceums zu Straßburg i. Elf. Plaudereien über Schule und Haus. Vortrag, gehalten im Volksbildungsverein zu Straßburg. Straßburg, Schmidt's Universitäts-Buchhandlung. Fr. Bull. 1884. 25 S.

Die Erfahrung, daß die Schule in neuerer Zeit von so manchen Seiten her, teils in Broschüren, teils in Journalen ziemlich schonungslosen Angriffen ausgesetzt ist, hat den Verfasser zu einem öffentlichen Vortrage bewogen, dem er den bescheidenen Titel Plaudereien beilegt, der aber wohl die Bezeichnung einer einsichtsvollen Widerlegung verdiente. Um das Verhältnis der Schule zu dem Hause genauer zu beleuchten, als dies von seiten des angreifenden Teiles in der Regel zu geschehen pflegt, bemüht er sich, an bekannte Thatsachen zu erinnern, wie sie ihm seine Teilnahme an den pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart in Form von einzelnen Gedanken nahe gebracht hat. Wenn er sich dabei auf die Gymnasien beschränkt, so liegt der Grund davon in dem Umstande, daß ihm diese in den letzten Jahren seiner praktischen Thätigkeit am meisten bekannt geworden sind; doch ist nicht zu verkennen, daß auch andere Unterrichtsanstalten aus den vorliegenden Betrachtungen und Erörterungen Nutzen ziehen können.

Indem der Verfasser an die glorreichen Thaten erinnert, welche unser deutsches Volk in den Jahren 1870 und 71 vollführt, weist er darauf hin, daß die eigentliche Kraft und Macht, welche das langersehnte Werk der Einigung Deutschlands zu stande gebracht, abgesehen von den hervorragenden Persönlichkeiten, welche die Initiative ergriffen, wesentlich dem von unsern höheren Schulanstalten befolgten Unterrichtssystem zuzuschreiben sei. Nur bei einer Unterrichtsweise, die bemüht gewesen ist, die Jugend körperlich tüchtig und geistig gesund zu machen, deren Gesamtstreben darauf gerichtet war, nationale Bildung und Gesinnung zu entwickeln und zu fördern, war es möglich, Erfolge, wie die errungenen, vorzubereiten und schließlich wirklich zu erzielen.

Daß nun dieses Unterrichtssystem gegenwärtig mit so wenig

günstigen Augen betrachtet und so rücksichtslos angegriffen wird, während die höheren Schulen an ihrer Vervollkommnung doch redlich gearbeitet haben, das giebt dem Verfasser Veranlassung, mehrere der ausgesprochenen Anklagen einer näheren Beleuchtung zu unterziehen.

Was zunächst die hygieinischen Einrichtungen unserer Schulhäuser betrifft, bei denen die Lehrer ja eben so interessiert sind, wie die Schüler, so erinnert er daran (und wir können ihm in dieser Beziehung nur recht geben), daß die wichtigsten der hierher gehörigen Probleme von unserer Bautechnik durchaus noch nicht gelöst sind. Auch hier in Berlin werden ungeachtet der augenscheinlichen Munifizenz, mit welcher man die Schulbauten ausführt, rücksichtlich der Centralheizung und der Beleuchtung noch die mannigfaltigsten Klagen laut.

Eine andere Frage, welcher der Verfasser nahe tritt, ist die nach dem Ursprung der zunehmenden Kurzsichtigkeit unserer Schüler, für welche er weniger die Schule als vielmehr das Haus verantwortlich machen möchte, welches auf das Lesen und Arbeiten im Dämmerlicht, auf das oft im Übermaß betriebene Klavierspiel und auf die so weit verbreitete Lesewut unserer Jugend nicht in der rechten Weise aufmerksam ist. Gerade in den für die Entwicklung der Augen bedenklichsten Jahren sollte hier häufig mit einem entschiedenen Veto Einhalt geboten werden, während die Schule bei weitem mehr für Abwechselung in der Beschäftigung sorgt.

Eine weitere, oft ausgesprochene Forderung ist die, es solle die Schule Erziehungsanstalt sein. Nach der Meinung des Verfassers ist sie zunächst nur Unterrichtsanstalt, die ihren Belehrungen allerdings auch eine erziehliche Tendenz zu geben sucht, die Erziehung an sich aber nur so weit ins Auge faßt, als die Wahrung der Würde der Anstalt es erfordert. Was die eigentliche Erziehung betrifft, so ist dieselbe Sache der Familie, in der Vater, Mutter, Geschwister, Verwandte, Hausgenossen 2c. eine Wirkung ausüben, die der Schule ziemlich fern liegt. Daß der Verfasser somit ein Gegner der Pensionate, Internate, Kadettenhäuser und Klosterschulen ist, liegt nahe; er will sie

hier und da als notwendige Übel bestehen lassen, hat aber keine Neigung, eine Lanze für sie zu brechen. Sind in dem Verhältnis von Schule und Haus Reformen nötig, so will er dieselben zunächst nicht an der Schule, sondern am Elternhause vorgenommen wissen', weshalb er den Eltern in allem Ernste das Gewissen schärft, der Schule aber keine andere Pflicht auferlegt als da, wo es not thut, nach Kräften hilfreich beizuspringen.

Ist nun das Haus die erziehliche Heimat des Knaben, während die erziehliche Einwirkung, welche die Schule auszuüben vermag, wesentlich von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, so kann von einer Überwachung des sittlichen Verhaltens der Zöglinge außerhalb der Schule auch nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein. Ebenso betrachtet der Verfasser auch die körperliche Erziehung fast allein als Sache des Hauses. Das Wenige, was die Schule in dieser Hinsicht thun kann, besteht in der Abwehr gesundheitsgefährlicher Einflüsse; wird noch mehr von ihr verlangt, soll sie vielleicht gar einen großen Teil der in dies Gebiet einschlagenden Sorgen übernehmen, so würden die Schüler dem Elternhause nur entfremdet werden. Den Eltern selbst aber rücksichtlich der an ihren Kindern zu übenden Pflichten das Leben möglichst bequem zu machen, kann nicht die Aufgabe der Schule sein.

Was schließlich die viel und oft besprochene Überbürdungsfrage betrifft, so erinnert der Verfasser daran, daß die Schule hier mit Mißständen zu kämpfen hat, deren Beseitigung völlig außer ihrer Machtsphäre liegt. Körperschwäche, mangelhafte Ernährung, geringe Begabung gehören zu den sozialen Übeln, unter denen so manche Kinder freilich zu leiden haben; solche Individuen aber sollten den höheren Lehranstalten lieber fern gehalten werden. Ihnen zumuten, dasselbe zu leisten, was den glücklicher gestellten Zöglingen mit Leichtigkeit möglich ist, bleibt eine nutzlose Quälerei. Die Forderung, sämtliche Schüler einer Anstalt gleichmäßig zu fördern, ist gar bald gestellt; den Kulturzustand eines ganzen Volkes jedoch durch Ermäßigung der Forderungen herabzudrücken, dazu darf die Schule sich nicht hergeben, wenn sie nicht ihrer eigenen Ehre und Würde zu nahe treten will.

Die Schule für alle in unserem sozialen Leben auftretenden Übel zum Sündenbock zu machen, ist jetzt leider eine weit verbreitete Gewohnheit; um so mehr werden die Lehrer es dem Verfasser Dank wissen, daß er durch seine in ansprechender Haltung und in durchaus versöhnlichem Sinne abgefaßte Schrift für die Wahrung des guten Rufes unseres Lehrerstandes in die Schranken getreten ist. Möge die zum Besten der Kasse des [illegible] Volksbildungsvereins veröffentlichte Broschüre sich einer recht weiten Verbreitung erfreuen.

Berlin. L. [illegible]

10) Georg Küchle. Dichterwort und Sprichwort nach ihrem ethischen Gehalte erläutert. Augsburg. [illegible] 1884. 61. S. 0,50 M.

Eine kleine Schrift, welche ein Ratgeber für jüngere Lehrer sein will, die das Bestreben haben, den tieferen sittlichen Gehalt eines Sprich- oder eines Dichterwortes nicht nur dem Verständnis zu erschließen, sondern auch dem Gemüte [illegible] nahe zu legen. Wem es bei dem Unterricht in der Muttersprache weniger auf Einprägung grammatischer Begriffsformen als vielmehr auf Förderung der allgemeinen Bildung, besonders der auf christlicher Grundlage ruhenden Charakterbildung ankommt, der wird sich gewiß an dem Büchlein erfreuen. Es giebt einen alten Ausspruch: „Wer gut unterscheidet, lehrt gut." Fast eben so treffend könnte man behaupten: Wer gut vergleicht, dichtet gut. Hierin besteht nämlich das Wesen des Sprichwortes und zugleich seine pädagogische Bedeutung. Indem es uns eine konkrete Anschauung entgegen bringt, die nichts anders als die bildliche Einkleidung eines sittlichen Gehaltes sein will, fordert es uns unvermerkt auf, den Kern von der Schale zu lösen und mit dieser selbstthätigen Verrichtung zugleich an unserer Erziehung zu arbeiten.

Ganz in dem Sinne des deutschen Sprichwortes geht nun auch der Verfasser zu Werke. Gleich abhold dem unfruchtbaren grammatischen Zerfasern, wie dem schönrednerischen Breittreten, ebensowenig ein Freund der dürren Verstandesbildung, wie der nichtssagenden Phrase, ist er in seinen Erläuterungen kurz und erbaulich, hier und da nicht undeutlich an Hebel erinnernd. In-

dem er mit wenig Worten den äußeren Sinn in klares Licht stellt, zieht er die Parallele, durch welche er den Leser wie mit einem Zauberschlage auf das geistige Gebiet versetzt. Vergleiche mit andern, dem Inhalte nach verwandten Sprichwörtern, mit gleichbedeutenden Bibel- oder Dichterstellen tragen zur Erweiterung, wie zur Klärung der gewonnenen Anschauung bei, und sind dadurch, daß sie mehr anregend als erschöpfend zu Werke gehen, gerade um so wirksamer, indem sie die Selbstthätigkeit des Lesers herausfordern. Die Zahl der also behandelten Sprichwörter beträgt freilich nur zwanzig, dem großen Reichtum von Denksprüchen unserer Muttersprache gegenüber eine unbedeutende Summe; aber sie genügt, um dem Lehrer als Muster der Behandlung in ähnlichen Fällen zu dienen. Wir meinen damit freilich nicht die schablonenhafte Manier, mit der so manche Verehrer des deutschen Sprichwörterschatzes jeder ihrer Erläuterungen eine und dieselbe Disposition zu Grunde legen, als ob der Genius unserer Muttersprache bei Aufstellung seiner Denksprüche immer erst das Collegium logicum zu Rate gezogen und nicht viel mehr aus dem frischen, vollen Leben geschöpft hätte. Auch dürfen wir hier wohl daran erinnern, daß die Sprichwörter im Leben nie massenhaft, sondern eben nur sporadisch auftreten und mehr als Schmuck, denn als eigentliches Baumaterial unserer Sprache zu betrachten sind.

Was nun ferner die in vorliegender Schrift behandelten Dichterworte betrifft, so hat sich der Verfasser bei Auswahl derselben auf solche beschränkt, die bereits sprichwörtlich geworden sind. Die Behandlung ist demnach natürlich dieselbe: Gemeinfaßliche Erläuterungen in psychologischer Schärfe, nicht selten in bloßen Andeutungen bestehend, die an das Dichterwort gemahnen: „Was er weise verschweigt, zeigt mir der Meister des Stils." Da des Verfassers gesamte Lebens- und Weltanschauung eine tief sittliche und zugleich eine solche ist, die sich mit den Grundsätzen der modernen Pädagogik gar wohl verträgt, so können wir seine Schrift der Lehrerwelt, besonders Lehrern an Mittelschulen, mit voller Überzeugung empfehlen.

Litterarischer Anzeiger.




Rheinische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens.

Im Jahre 1827 begründet

von

Adolph Diesterweg.

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen fortgeführt

von

Dr. Richard Lange.

Nach dessen Tode zunächst fortgesetzt

von dem

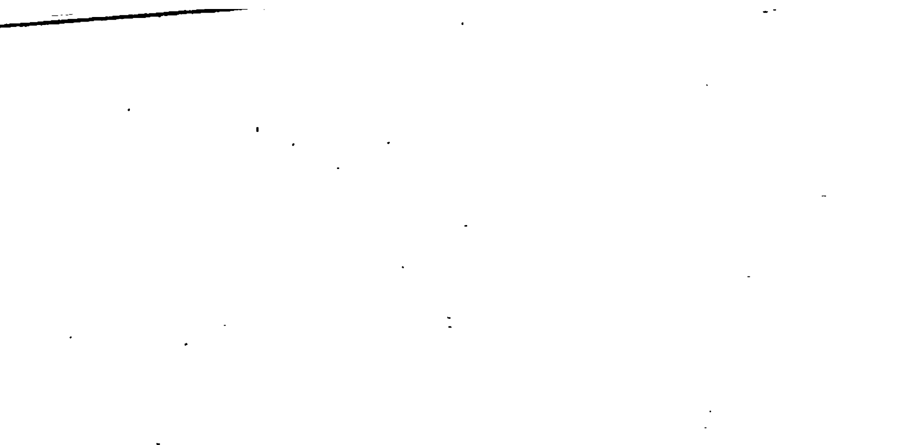
Kuratorium der „Diesterweg-Stiftung" in Berlin.

Jahrgang 1884. Heft IV.
(Juli — August.)

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1884.



Preis pro Jahrgang von 6 Heften M. 8.—
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.



Inhalt:

Seite

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.